Tübingen 1980

FORMALLOGISCHE UND HERMENEUTISCH – DIALEKTISCHE SEMANTIK

Ein Vergleich

Dissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades
der
Philosophischen Fakultät
der Eberhard-Karls-Universität

vorgelegt
von

Horst Gorbauch

aus
Hermsdorf/Thüringen
1981

1980

81 166

FORMALLOGISCHE UND

HERMENEUTISCH – DIALEKTISCHE SEMANTIK

Ein Vergleich

Dissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades
der
Philosophischen Fakultät
der Eberhard-Karls-Universität

vorgelegt
von

Horst Gorbauch

aus
Hermsdorf/Thüringen
1981

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Hauptberichterstatter:	Prof. Dr. F. Kümmel
Mitberichterstatter:	Prof. Dr. H. Fahrenbach
Dekan:	Prof. Dr. J. Simon
Tag der mündlichen Prüfung:	22.5. 1980

Druck: Tübinger Studentenwerk e.V. – Tübingen

Für die sorgfältige Betreuung meiner Arbeit und für zahlreiche Anregungen möchte ich Herrn Professor Dr. Kümmel ganz besonders danken.

Sehr verbunden fühle ich mich auch Herrn Reinhard Schulte für viele hilfreiche Hinweise.

INHALTSÜBERSICHT Seite

Einleitung		XI
I	DIE LOGISCHE SPRACHPHILOSOPHIE	1
1.	Allgemeines zum logischen Sprachmodell	1
1.1.	Der Formalismus: Nebeneinander von logischer Form und möglichen Objektbereichen	1
1.2.	Anforderungen des logischen Mechanismus an die verwendeten Zeichen Probleme mit natürlichen Sprachen und Lösungsversuche	4
1.3.	Anforderungen an die Struktur des Objektbereichs formalisierter Sprachen	8
1.4.	Das logische Verständnis der Prädikation	9
2.	Willard van Orman Quine oder Die Resignation des Nominalismus im Pragmatismus	11
2.1.	Die Absichten von Quines Arbeit	12
2.1.1.	Das nominalistisch-empiristische Motiv Charakteristik - Zweifel am Nominalismus	12
2.1.2.	Ausweg aus den Zweifeln: Wissenschaftspragmatismus	17
2.2.	"Bedeutung" der Sprache bei Quine. Das In- und Gegeneinander der Motive. Die Aporetik.	20
2.2.1.	Klärung der "ontischen Verbindlichkeit" ("ontic comitment"), die in einer Sprache steckt	21
2.2.1.1.	Das Verfahren der Existenzgeneralisierung	21
2.2.1.2.	Die Grenze zwischen konkret und abstrakt	26
2.2.1.3.	Gibt es ein erkenntnistheoretisch fundamentales begriffliches Schema?	27
2.2.2.	Der Ausweg in den Behaviorismus: "Reizbedeutung"	31
2.2.3.	Versuch der extensionalistischen Reduktion der Bedeutung (Sympathie für "reference") Der Gegensatz von "meaning" und "reference" - Quines Behandlung des Gegensatzes und seine Interessen	39
2.2.3.1.	Beschränkung auf "kognitive" Bedeutung	42
2.2.3.2.	"Nicht rein referentielles" Vorkommen von Termen	44

2.2.3.2.1. Exkurs: Reflexionsstruktur der Sprache und Tarskis Modellrekonstruktion der Wahrheit von Aussagen 51

2.2.3.2.2. Quines Rede vom "semantic ascent" 55

2.2.3.3. Das Problem der Synonymie. Versuch der Beschränkung auf Extension 56
Das hermeneutisch-dialektische Prozeßmodell von Sprache - Identität von Bedeutungen und Synonymie

2.2.3.3.1. Die logische und empiristische Kritik der Intension 60
Synonymie und Analytizität - Quines Aufweis der Aporie einer Formalisierung der intensionalen Begriffe - "Intensionale Objekte"

2.2.3.3.2. Formalisierung der Intension m.H. des Behaviorismus? 70

2.2.3.3.3. Exkurs: Der Lösungsvorschlag N. Goodmans 74
Darstellung - Kritik

2.2.3.4. Die Klassen - der irreduzible subjektive Rest in der extensionalen Sprache 78
Die Schlüsselstellung der Klassen in Quines Sprachmodell - Subjektivität im Klassenbegriff und Paradoxa der Klassen - Klassen und "Ähnlichkeit", "natürliche Arten"

2.2.4. Zusammenfassung 84

2.3. Das Verhältnis zu den natürlichen Sprachen 85
From a logical point of view - word and object - Die Wurzeln der Referenz

2.4. Die pragmatische Lösung: Resignation und Inkonsequenz 90

2.4.1. Die Grenze zwischen Bezeichnung und Bedeutung: Ambivalenz Quines 91

2.4.2. Das Prinzip der Unbestimmtheit der Übersetzung und die Folgerungen daraus 93
Darstellung - Differenzierung und Kritik - Konsequenz 1: skeptischer Verzicht auf Ontologie - Konsequenz 2: unverdrossener Empirismus

2.4.3. Pragmatismus oder Wissenschaftslogik? 100

2.4.4. Das Prinzip der "Einfachheit" 103

2.4.5. Ambivalenz im Ziel der Sprachanalyse: Pragmatische Klärung oder Angemessenheit an die Wirklichkeit 106

3. Rudolf Carnap
Mathematische Logik und logischer Konventionalismus 108

3.1.	Begründung der Auswahl ("Meaning and Necessity"); zusammenfassende These	108
3.2.	Schritte in Richtung auf die Hermeneutik: "Bedeutung" als die grundlegende Dimension der Semantik (Vorrang von "meaning" vor "reference")	112
3.3.	Das Interesse Carnaps bei der Formalisierung von "meaning": die Sprache der mathematischen Logik	116
3.3.1.	Die Einführung modaler Kontexte und ihre möglichen Motive	120
3.3.2.	Die Wahrheitswerte als die Extension von Sätzen	123
3.3.3.	Die Extension von Individualbeschreibungen, die nichts bezeichnen: das "Null-Ding"	126
3.3.4.	Noch einmal: die Individualbegriffe	128
3.3.5.	(Schon wieder:) Die Glaubens-Sätze	129
3.4.	Ausgleichsversuch mit empiristischen Tendenzen. Entscheidung für einen wissenschaftspragmatischen Konventionalismus	136
3.4.1.	Widersprüche aufgrund des Ausgleichsversuchs mit dem Epirismus	136
3.4.1.1.	Der ontologische Status von Eigenschaften und Propositionen	137
3.4.1.2.	Widersprüche im Vorschlag einer extensionalen Sprache	143
3.4.1.3.	Das Abbildverhältnis Sprache - Wirklichkeit	147
3.4.2.	Übergang vom Empirismus zum Konventionalismus (wissenschaftspragmatischer Motivation)	151
3.4.2.1.	Koordinatensprache Reduktion von Extensionen auf L-determinierte Intensionen	151
3.4.2.2.	Neutrale Metasprache	160
3.4.2.3.	Konzept des "sprachlichen Rahmens"	161
3.4.2.4.	Bedeutungspostulate	167
3.4.2.5.	Die Unterscheidung von Theoriesprache und Beobachtungssprache (C.G. Hempel)	169
3.4.2.5.1.	Der Verzicht auf den Empirismus	170
3.4.2.5.2.	Kritik am Empirismus auf der Ebene der Semantik	174
3.4.2.5.3.	Die Semantik des wissenschaftspragmatischen Konventionalismus und die hermeneutisch-dialektische Sprachphilosophie	180

3.5.	Schlußbemerkung	183
4.	Transformationsgrammatik und generative Semantik - ein Fortschritt über den logischen Empirismus hinaus?	187
4.1.	Der Neuansatz der amerikanischen Linguistik Das gemeinsame Ziel: Linguistische Universalien	188
4.2.	Das Katzsche Modell der Semantik Angestrebter universaler Status der semantischen Markierungen versus umgangssprachlicher Ausgang - "Bedeutungselemente": ein möglicher Begriff? - Problem der Fixierung - Problem der Abstraktion - Fixierung auch semantischer Anomalie - Problem der Bestimmtheit - Klärung von Synonymie und Analyzität?	192
4.3.	Die generative Semantik Kritik an Chomsky/Katz - Bestimmtheitsideal - Abstraktionstendenz - Mechanismus-Voraussetzung	205
II	DIE HERMENEUTISCH-DIALEKTISCHE SPRACHPHILOSOPHIE	223
1.	Einige Bemerkungen zu Josef Königs "Sein und Denken" vom Gesichtspunkt der Bedeutungstheorie aus	224
1.1.	Die königsche Analyse des "Eindrucks-von" als möglicher Ansatz dialektischer Sprachphilosophie	224
1.1.1.	Gegenseitige Bestimmung von Subjekt und Prädikat	224
1.1.2.	Rückbezogenheit des Seins auf das Subjekt	226
1.1.3.	Nicht ganz gleichartige Rückbezogenheit des Subjekts auf das Objekt	228
1.1.4.	Die Sprachlichkeit des Eindrucks-von (des so-Wirkens)	230
1.2.	Ist es möglich, Königs Modell zu verallgemeinern?	231
1.2.1.	Ansätze zur Verallgemeinerung bei König selbst	231
1.2.1.1.	Erster Ansatz zur Verallgemeinerung: "Erweiterung des Umfangs des Sein-Senkens"	232
1.2.1.2.	Zweiter Ansatz zur Verallgemeinerung: "Sein" und "Sein-Denken"	232

1.2.2.	Grenzen der Verallgemeinerungstendenzen im Denken Königs: Analyse der logischen Umgebung von Sein, Sein-Denken und Sprache	233
1.2.2.1.	Sein und Vorhandensein	234
1.2.2.2.	Sein-Denken und Denken, das nicht das Sein enthält	236
1.2.2.3.	Sein, Sein-Denken und Sprache	237
1.2.2.4.	Exkurs: Zwei "Sein und Denken" vergleichbare Ansätze Königs	241
1.2.2.4.1.	"Das spezifische Können der Philosophie als εὖ λέγειν "	242
1.2.2.4.2.	"Die Natur der ästhetischen Wirkung" Strenge Dialektik - Sprachlichkeit - Geschichtslosigkeit - Gegenüber zur formalen Logik - Erweiterung und Begründung der ästhetischen Wirkung	243 249
1.2.2.5.	Zusammenfassung	249
1.3.	Versuch einer weiterführenden Kritik	250
1.3.1.	Die determinierenden Reden: Versuch des Nachweises modifizierender Momente in ihnen	250
1.3.1.1.	Zwei abstrahierende Perspektiven zur Verdeutlichung	251
1.3.1.2.	Verfestigende Momente im dialektischen Prozeß der Sprachentwicklung	253
1.3.1.3.	Dialektik trotz Verfestigung Dialektik in der Wortbedeutung-Wortgruppen - Prädikation	256
1.3.1.4.	Ergebnis	263
1.3.2.	Die modifizierenden Reden: sind sie wirklich etwas so "ausnehmend Besonderes"?	264
1.3.2.1.	Kein Verhältnis des Eindrucks-von (des so-Wirkens) zur Sprache?	265
1.3.2.2.	Die Bindung des Eindrucks-von (des so-Wirkens) an außersprachliche Realität und menschliches Subjekt: "wesentlich bloß faktisch"?	266
1.3.2.3.	Eindruck-von und Praxis: Forderung nach Differenzierung	269
1.3.3.	Königs "platonische Dialektik" Platonische Dialektik - Interesse der vorliegenden Untersuchung - Vorbehalte gegenüber Königs Platonismus - "Sprachphänomenologie" bei König	270
2.	Die "Hermeneutische Logik" von Hans Lipps	275
2.1.	Hermeneutische gegenüber formaler Logik	275

2.2.	Lipps' Typus dialektischer Sprachphilosophie: Herausstellen dialektischer Züge in den natürlichen Sprachen	278
2.2.1.	Verschiedene Formen der Dialektik bei Lipps	278
2.2.2.	Sprache als Bestimmungsprozeß (Bestimmung des Unbestimmten): Bestimmung der Subjekt- und der Objektseite der Erkenntnis	280
2.2.2.1.	Der Schluß als "Prinzip der Erkenntnis" - Bezug zur Situation	281
2.2.2.2.	Rückbezug aufs Subjekt: "Existenz"	283
2.2.2.3.	Bestimmung der Subjektseite: von den πάθημα ψυχῆς zu den "Gedanken"	286
2.2.2.4.	Die Fassung der "Wirklichkeit" und des Eindrucks im Wort	288
2.2.2.5.	Widerspruch zwischen geschlossenem Existenzbegriff und offener Sprachstruktur?	290
2.2.2.6.	Verhältnis von Sprache und Welt: πάθος - λόγος ?	293
2.2.3.	Sprache als Bestimmungsprozeß (mittlerer Bestimmtheit): Weiterbestimmung (v.a.) in der Sprache	296
2.2.3.1.	Die Dialektik von Ganzem und Teil	297
2.2.3.2.	Die Dialektik von Allgemeinem und Besonderem	300
2.2.3.3.	Bestimmung der Bedeutung im Gebrauch: die "sprachliche Bedeutung" bei Lipps	302
2.2.3.3.1.	Abgrenzung von logisch-empiristischen und logisch-konventionalistischen Bedeutungstheorien	305
2.2.3.3.2.	Abgrenzung von der Bedeutungstheorie der "Philosophischen Untersuchungen" Wittgensteins	307
2.2.3.3.3.	Lipps' Theorie der Bedeutung und die These von der "grundsätzlichen Metaphorik"	312
2.2.3.4.	Das Verhältnis von Sprache und "meiner" Sprache	319
2.2.3.4.1.	Abwertung von Zwischeninstanzen (Dialekt, Umgangssprache)	320
2.2.3.4.2.	Keine Rückbezogenheit der Dialektik Sprache-Sprecher?	326
2.2.4.	Heraus-Stellen von Voraus-Setzungen: der apophantische Logos	329
2.3.	Die Sistierung der konkret-historischen Sprachdialektik und ihre möglichen Ursachen	333

3.	Die "Logik des Lebens" (Misch) - ein sachlicher Fortschritt gegenüber der "Hermeneutischen Logik"?	335
3.1.	Vorbemerkung: das Vorhaben, das historische Verhältnis zu Lipps	335
3.2.	Konstituiertheit des Wissens und der Wissenschaft im Leben. Die Bedeutung der Sprache.	337
3.3.	Der lebensphilosophische Typus der Sprachdialektik	341
3.3.1.	Kontinuität in der Aufstufung Leibgebundenheit der Erkenntnis versus reine Intentionalität - Wissenschaftssprache: Kontinuität und Aufstufung	341
3.3.2.	Rückwendige Produktivität	345
3.3.3.	Konsequente Dialektik von Subjekt und Objekt: "Eindruck" primär	348
3.3.4.	Gleichrangigkeit und Offenheit der am Lebens- und Sprachprozeß beteiligten Größen	349
3.3.4.1.	Gleichberechtigung der Objektseite	350
3.3.4.2.	Öffnung der Subjektiseite Kritik an Heidegger: reine Logizität, abstrakte Geschichtlichkeit des "Daseins" - Subjekt als Bestimmt-Unbestimmtes. Neuer Zug der lebensphilosophischen Dialektik - Gesellschaftlichkeit	350
3.3.4.3.	Konsequenzen für die Sprache Die Struktur der Bedeutungen in sich - die Beziehungen der Bedeutungen untereinander	353
3.4.	"Bedeutung" als Kategorie der Wissenstheorie Mischs	356
III	NEGATIV-DIALEKTISCHE SPRACHPHILOSOPHIE: ADORNO, MARCUSE, BENJAMIN	359
1.	"Kritische Theorie" der Sprache: Kritik der "eindimensionalen Sprache" (Adorno, Marcuse)	359
1.1.	Charakteristika der eindimensionalen Sprache Positives überbetont - Abgedichtete syntaktische Formeln - starre, konkrete Bilder - Cliché, Verlust des transitiven Sinns - Beziehungsloses Nebeneinander von Bedeutungen und Syntax - Identifikation von Name und Funktion	360

1.2.	Die Folgen für die Relationen Sprache - sprechendes Subjekt - besprochene Realität Subjektseite - Objektseite - Änderungen in der inneren Struktur der Sprache	367
1.3.	Komplementarität von "eindimensionaler Sprache" und "Jargon der Eigentlichkeit"	372
1.4.	Interpretationsversuche	374
1.4.1.	Adorno: Vorrang des Allgemeinen - gesamtgesellschaftliches Subjekt	374
1.4.2.	Marcuse: Rationale Fassade vor gesellschaftlichen Widersprüchen	376
1.4.3.	Sprachstruktur und Tauschgesetz. Rekurs auf Marx.	377
1.5.	Parallele zur "eindimensionalen Sprache": die Entwicklung der (nicht-dialektischen) modernen Sprachphilosophie	383
1.5.1.	Begriffe als Fetische Heidegger - Husserl - Fodor/Katz - Quine?	383
1.5.2.	Die logische Form: Hypostase des Tauschgesetzes	386
1.5.3.	Anpassung an die eindimensionale Sprache: die "Philosophie der gewöhnlichen Sprache"	388
1.6.	Das Verhältnis zur (positiv-)dialektischen Sprachphilosophie Ist die Kritik an der "Philosophie der gewöhnlichen Sprache" auf Lipps übertragbar? - Begriff der "Sprachphänomenologie" - Eindimensionale Sprachform bei Lipps? - Moment der Statik in der Konzeption Lipps'	390
2.	Die Utopie einer dialektischen Sprachform	399
2.1.	Marcuse: Rekurs auf die vergangene "zweidimensionale" Sprache	400
2.2.	Adorno	400
2.2.1.	Sprache der Philosophie als Ort der dialektischen Sprachform	401
2.2.2.	Moment der Übereinstimmung mit positiv-dialektischen Ansätzen Sprache als Bestimmungsprozeß - Dialektik Ganzes-Teile - Begriff - Definition	402
2.2.3.	Das Neue: "Negative Dialektik" als Aufgabe der Sprachphilosophie Vorrang des Objekts - Recht des mimetischen Moments in der Sprache - Recht des Ausdrucksmoments - Konstellation - Allegorie statt Symbol - Konvergenz von Sprache der Philosophie und Sprache der Dichtung	411

3.	Kritik und Rettung der Sprache in der Dichtung	423
3.1.	Anzeigen des Standes der Sprache	423
3.2.	Anpassung an die Sprachentwicklung und immanente Kritik: Beispiel Hölderlin	424
3.3.	Insistenz auf dem Recht des Objekts: Beispiel "Über epische Naivetät"	429
3.4.	Mimesis in der Sprache der Kunst und Folgen für die Theorie der Bedeutung	430
4.	Die Geschichtlichkeit der Bedeutungsstruktur	435
4.1.	Verschiedene Sprachformen und verschiedene Weisen von Bedeutung	435
4.2.	Am Ursprung der Sprache: die magische Sprachform Adornos Interpretation dieser Sprachform - Lipps zur Sprache der Naturvölker - Das Scheitern der Magie und die Kritik der Aufklärung	437
4.3.	Die Sprachform des Mythos als Übergang	443
4.4.	Zur Geschichte der Bedeutungsstruktur Begrenzte Parallelen: Gehlen und Habermas - Skizze einer Geschichte der Sprachformen	443
5.	Die Sprachphilosophie Walter Benjamins	450
5.1.	Die späte Theorie von Wahrnehmung und Sprache	450
5.1.1.	Die Veränderung von Wahrnehmung und Erkenntnis: Verlust der Aura	450
5.1.2.	Der psychologische Hintergrund	454
5.1.3.	Der soziologische Hintergrund	456
5.1.4.	Ansätze zu einer entsprechenden Theorie der modernen Sprachform. Das Verhältnis zur Theorie der eindimensionalen Sprache	458
5.2.	Die frühe Sprachphilosophie	468
5.2.1.	Vorhandene Interpretationsansätze: Tiedemann und Wiesenthal	469
5.2.2.	Das Konzept der "Namensprache" (in "Über Sprache überhaupt ..."): Mitteilung der Dinge Betonung der Darstellungsfunktion - Sprache als Medium - Die Namensprache des Menschen - Die bürgerliche Auffassung der Sprache - Ansatz von Dialektik	473

5.2.3.	Das Gegenüber von Erkenntnis und Idee: die "Erkenntniskritische Vorrede" zu "Ursprung des deutschen Trauerspiels" Entsprechung zum Sprachaufsatz - Die Vermittlung von Erkenntnis und Wahrheit - Fortschritt von Namen zur Idee - Dialektik in der Idee	485
5.2.4.	Schwerpunktverlagerung zur Dialektik hin: "Die Aufgabe des Übersetzers" Durchgehaltene Motive - Gegensatz von Sinn und Heiliger Sprache - Betonung der Sprachform - Übersetzung als Grundbegriff von Benjamins Sprachphilosophie - Das Neue: Schwerpunkt auf der Dialektik im Endlichen - Der Gegensatz Art des Meinens-Gemeintes - Das Leben der Sprache - Die grundsätzlich begrenzte Leistung der Übersetzung	494
5.2.5.	Versuch einer Zusammenfassung: Das Verhältnis von früher und später Sprachphilosophie	503
SCHLUSS	Zur Entscheidung zwischen formallogischer und dialektischer Sprachphilosophie	508
1.	Mängel formallogischer Sprachphilosophien bei der Beschreibung natürlicher Sprachen	508
2.	Inwieweit ist die Struktur natürlicher Sprachen für alle Sprachmodelle und -philosophien verbindlich?	508
3.	Widersprüche in den formallogischen Sprachtheorien	509
4.	Die Konzeption der Lebensphilosophie Mischs	509
5.	Begrenzte Parallelen: Kamlah-Lorenzen und Habermas	512
6.	Die Frage der Wertung	520
7.	Das logische als Moment im dialektischen Sprachmodell	525
8.	Modifikationen durch die "kritische" Dialektik	527

EINLEITUNG

Die Schwierigkeit, über die im Grenzgebiet von Sprachphilosophie und Linguistik angesiedelte Theorie der Bedeutung zu handeln und dabei auf der Höhe des durch die verschiedensten Ansätze erreichten Problembewußtseins in den Wissenschaften zu bleiben, hat S.J.Schmidt schon 1968 festgestellt[1]. Ein Überblick über das bisher Gedachte im Sinne einer Universaltypologie bedeutungstheoretischer Ansätze ist kaum mehr zu leisten und wurde z.B. auch von Schmidt nicht angestrebt. Seine Typologie ("Partizipationsmodell" – "der platonisch-platonistischen Tradition" – versus "operationales Bedeutungsmodell" – "bei Wittgenstein und seinen Nachfolgern") steht so unter der übergreifenden Frage nach dem Sinn einer Sprachbetrachtung, die ausgeht von hypostasierten Bedeutungseinheiten ("Ideen" des mittleren Platon, nach Schmidt), die Klassen von Gegenständen in der außersprachlichen Realität entsprächen. Das Wittgensteinsche operationale Modell der Bedeutung kontrastiere dagegen nicht Begriffe mit Gegenstandsklassen, sondern Sprecheinheiten mit Handlungssituationen.

Eine Typologie möglicher Semantiken

Auch hier soll versucht werden, die Vielfalt der bedeutungstheoretischen Ansätze von einem typologischen Modell her wenigstens in Ansätzen überschaubar zu machen. Dabei möchte ich aber, anders als Schmidt, auf die Kommunikationsfunktion der Sprache zurückgehen, die sicher ihre ursprüngliche und grundlegende Funktion ist, auch wenn der Sprache im Laufe ihrer Entwicklung noch andere Funktionen zugewachsen sein mögen. Bewußt oder unbewußt spielt dieser Kommunikationszweck für fast alle Sprachphilosophien eine wesentliche Rolle.

Wie unterscheiden sich nun die verschiedenen Ansätze der Semantik von der Weise her, wie sie dem Kommunikationszweck gerecht werden?

Möglichkeit 1

Einmal könnte man davon ausgehen, entscheidend für die gelunge-

1) Schmidt, 1. Kapitel

ne Kommunikation sei ein Satz von sprachlichen Regeln bzw. Bedeutungen, der bei allen Sprechern derselbe sein muß. Wenn die Semantik von der Intention ausgeht, diesen allen Sprechern gemeinsamen "Code" zu beschreiben, entsteht für sie eine prinzipielle Frage: Worin kann die allen Sprechern gemeinsame, aber zunächst nicht materiell greifbare Bedeutung der Worte festgemacht werden? Es geht also um die Basis, von der her z.B. über die Identität zweier Bedeutungen – ihre Synonymie – sicher entschieden werden kann, die aber auch das gegenseitige Verhältnis der Wortbedeutungen sicher erfassen läßt.

Möglichkeit 1, Alternative 1

Als solche Basis bietet sich zunächst die Gegenstandsentsprechung der Wörter an. Die Bedeutung des Wortes wäre also genau der Gegenstand, für den das Wort steht (bei Eigennamen) oder aber eine bestimmt anzugebende Vielzahl von Gegenständen (so bei den Substantiven, die nicht Eigennamen sind – ausnahmsweise mag aber auch ein Gattungsbegriff nur auf einen einzigen Gegenstand zutreffen–, bei den Adjektiven und Verben – bei beiden gilt ein entsprechender Vorbehalt – bzw. Paare von Gegenständen u.ä.

Möglichkeit 1, Alternative 2

Man könnte aber auch versuchen, auf allen Menschen gemeinsame geistige Vorstellungen zurückzugehen, die der Wortbedeutung entsprächen. Ein solches Denkmodell ist z.B. die Ideenlehre des mittleren Platon.

Manchmal wird aber auch nur die Existenz von Bedeutungselementen angenommen, die für alle Menschen gleich sind; aus diesen sollen dann alle konkreten Wortbedeutungen zusammengesetzt sein. – Es ist aber auch möglich, nur formale Vernunftregeln anzunehmen, die für alle Menschen gleich sind; diese würden wenigstens die Zuordnungsmöglichkeiten der Bedeutungen untereinander regeln. Schließlich kann man aber auch den Gedanken, es gebe apriorische Elemente im Geist aller Menschen, ganz aufgeben und erklären, die Begriffe, die den Bedeutungen entsprechen, beruhten nur auf der stillschweigenden Konvention aller Sprecher einer Sprache.

- Gemeinsam ist allen diesen Ansätzen, daß die Entsprechung der Wortbedeutung in den Sprechern selbst, nicht in der außersprachlichen Realität, gesucht wird.

Das Denken der Sprecher ist, wie aus der Vielfalt der möglichen Bezugnahmen schon deutlich wurde, nicht im gleichen Sinne ein Basisbereich wie die außersprachliche Realität. Da die Sprachbedeutungen Produkte der Sprecher sind, ist der Unterschied zwischen ihrer Geistigkeit und der der Sprecher zunächst nur aspekthaft. Man könnte auch von einer Systematisierung der Bedeutungen aus deren innerer Logizität heraus sprechen. Nur um den Unterschied zur dritten Alternative nicht unnötig zu verwischen, geschieht das hier nicht.

Möglichkeit 1, Alternative 3

Denkbar ist schließlich auch, weder die Realität noch die Sprecher, sondern den regelhaften Gebrauch der Wörter einer Sprache als die Instanz anzusehen, die über Identität bzw. Differenz der Wortbedeutungen entscheidet. Dieser Rückgang auf den tatsächlichen Wortgebrauch entspricht der zweiten Möglichkeit bei Schmidt.

Statt auf die innere, geistige Struktur der Wortbedeutung wird hier meist auf deren Funktion in Sprache-Handlungs-Zusammenhängen geachtet. (Damit steht diese Alternative im Übergang zur 1. Alternative der 2. Möglichkeit, und nicht immer ist bei Vertretern dieser Alternative - v.a. Wittgenstein und seine Nachfolger - ganz eindeutig zu entscheiden, wohin sie zu stellen sind.)

Ein <u>bewußter</u> Rückgang auf den Kommunikationszweck ist übrigens durchaus nicht bei allen Ansätzen der Semantik gegeben, denen das Herausarbeiten einer Bedeutungsentsprechung am Herzen liegt. In der logischen Sprachphilosophie z.B. geht man meist von der Darstellungsfunktion der Sprache der Wissenschaften aus, ohne diese zu problematisieren.

Möglichkeit 2

Es könnte aber auch die Semantik in ein umfassenderes Kommunikationsmodell hineingestellt werden, das die Einwirkung der verschiedenen

am Sprachgeschehen beteiligten Größen auf die Wortbedeutung untersucht und u.U. ihre Entstehung aus dem Zusammenwirken dieser Größen zu erklären versucht. Solche Größen sind: Individuelle Intention(en) jedes Sprechers, vorgefundene Wirklichkeit – d.h. die je vorgefundene Situation –, je schon vorhandene sprachliche Gewohnheiten (Regeln). Schon aus dieser recht groben Aufzählung ergibt sich, daß dann zwischen allgemeiner und je konkreter Bedeutung in einer bestimmten Situation zu unterscheiden wäre.

Wesentlich unterscheidet die zweite von der ersten Möglichkeit, daß die Bedeutung als Produkt einer Begegnung dieser Größen aufgefaßt wird. Dann ist sie aber nicht als je identisch durch alle konkreten Sprechakte sich durchhaltend zu denken, sondern als sich von Sprechakt zu Sprechakt verändernd. Der Bedeutungswandel wäre jetzt ein wesentliches Untersuchungsfeld, während Möglichkeit 1 sich zunächst nur mit synchronischer Sprachbetrachtung beschäftigen dürfte.

Die zentrale Frage der an Wittgenstein orientierten Sprachphilosophie erscheint für eine solche Auffassung weniger wichtig; es ist durchaus möglich, alle drei Alternativen von Möglichkeit 1, u.U. mit je verschiedenem Gewicht, an der Konstitution der Bedeutung beteiligt zu sehen (das entspräche auch deren Produktcharakter).

Zentral wird jetzt die Frage: Wie ist der Prozeß der konkreten Bedeutungsgebung – und der der Entwicklung allgemeinsprachlicher Bedeutungen, beides dürfte miteinander zusammenhängen – genau zu verstehen? Bleiben die den Sprechakt konstituierenden Größen in seinem Verlauf sich selbst gleich, und ist die Sprachbedeutung sein in genau angebbaren Grenzen vorhersehbar variables Produkt? Oder ändern sich alle beteiligten Größen im Sprachprozeß selbst? Das würde heißen: Die Situation wird als solche erst durch das Sprechen ganz und deutlich erfaßt, der Sprecher wird erst durch sein Sprechen ganz er selbst.

Die erste Alternative ließe sich mit Möglichkeit 1 grundsätzlich vereinbaren, nämlich als differenzierende Addition zu deren Ergebnissen: Jede der beteiligten Größen wäre in ihrer Struktur getrennt zu untersuchen,

etwa in Psycho- und Soziolinguistik, Wortfeldforschung u.ä.
Die zweite Alternative würde dagegen Semantiken im Rahmen von Möglichkeit 1 als mindestens einseitige Abstraktionen auffassen.

Aus der knappen Charakteristik der verschiedenen Möglichkeiten wird deutlich: Die Möglichkeit 1, u.U. auch die erste Alternative von Möglichkeit 2, insofern sie als Addition mehrerer Beschreibungsebenen aufgefaßt werden kann, lassen sich mit den Mitteln der formalen Logik bearbeiten (das wird ganz deutlich erst aus der Charakteristik des formallogischen Denkmodells in I,1.). Jedenfalls lassen sich für alle diese Alternativen auch Beispiele innerhalb der logischen Semantik finden (Auch in der an Wittgenstein anschließenden Sprachpragmatik gibt es ja formalisierende Tendenzen). Dagegen ist die zweite Alternative von Möglichkeit 2 nur dialektisch zu denken. Jetzt sei dafür nur auf die Kategorie der Totalität hingewiesen, die hier eine entscheidende Rolle spielt: Nur vom ganzen Sprachprozeß her läßt sich die Veränderung und letztlich auch das Werden der beteiligten Größen erklären.

Die Auswahl der sprachphilosophischen Denkansätze

Von diesem Klassifikationsversuch möglicher Sichtweisen auf die Sprache, deren jede eine spezifische Konzeption der Semantik eröffnet, läßt sich die Auswahl der in der vorliegenden Arbeit behandelten Ansätze rechtfertigen.

Die beiden ersten Alternativen der Möglichkeit 1 werden von den Sprachphilosophien Quines und Carnaps[1)] repräsentiert; beide sind, wenn man so will, "Klassiker" der logischen Semantik (Sicherlich entspricht keiner von beiden ganz genau dem im Modell vorentworfenen Platz; beider waches Problembewußtsein verhindert – zu ihrer Ehre – eine allzu glatte Schematisierung. Speziell bei Carnap scheint es u.U. möglich, sobald bei ihm der Bezug auf die Sprecher – ihre Konventionen o.ä. – ganz undeutlich wird, ihn zur dritten Alternative der ersten Möglichkeit – Systematisierung der Bedeutungen aus ihnen selbst heraus – zu stellen).

---

1) Bei Carnap sind dabei die Arbeiten vor "Meaning and Necessity" nicht berücksichtigt.

Die von Bollnow so genannte "Göttinger Logik" steht für die Möglichkeit 2; deren beide Alternativen sind in ihr selbst zu finden (Lipps tendiert, wie sich zeigen wird, in manchem zur ersten Alternative, Misch dagegen zur zweiten).

Sicherlich hätten sich auch Alternativen zu den ausgewählten Autoren, sowohl auf logischer als auch auf dialektischer Seite, finden lassen. Da die Arbeit die Intention hat, einen kritischen Überblick über die Möglichkeiten der Semantik zu geben, war eine Beschränkung auf repräsentative Ansätze unumgänglich. Als solche können Quine und Carnap sicher gelten. Für die Entwicklung der logischen Sprachphilosophie seit diesen Autoren – immerhin liegt das Erscheinen von Carnaps "Meaning and Necessity" (1946) und von Quines frühester Aufsatzsammlung, die für die Semantik relevant ist, "from a logical point of view" (1953), schon einige Zeit zurück – dürfte am einschneidensten der Versuch v.a. der amerikanischen Linguistik gewesen sein, mit formallogischen Mitteln die Struktur der natürlichen Sprachen zu erfassen (generativ-transformative Grammatik und generative Semantik). Je ein typischer Vertreter dieser Richtungen wurde deshalb im Anschluß an Quine und Carnap untersucht. Die Fragestellung ist dabei, ob das logische Vorverständnis bei der Sprachbeschreibung, wie es in der Analyse Carnaps und Quines heraustritt, sich bei ihnen durchhält oder ob es sich bei der Konfrontation mit den natürlichen Sprachen verändert.

Daß die logische Sprachphilosophie Quines und Carnaps immer wieder mit der Struktur natürlicher Sprachen verglichen wird, hat zunächst die Funktion des verdeutlichenden Kontrasts; da, wie im Schlußabschnitt noch etwas genauer zu zeigen sein wird, die natürliche Sprache als "letzte Metasprache" (Habermas) ein in gewisser Hinsicht unhintergehbarer Ausgangspunkt der Sprachphilosophie ist, hat der Vergleich auch noch einen anderen Zweck: Die verschiedenen Ansätze der Semantik können danach bewertet werden, bis zu welchem Grad es ihnen gelingt, die Struktur natürlicher Sprachen adäquat wiederzugeben.

Auf der dialektischen Seite wurden König, Lipps und Misch deswe-

gen ausgewählt, weil diese sprachphilosophischen Denkansätze bisher nicht in dem Maß beachtet worden sind, wie sie es verdienen. So erschien eine Untersuchung ihrer Schriften sinnvoller als z.B. die der vergleichsweise viel bekannteren Humboldts (Übrigens sind die Arbeiten der "Göttinger Logik" bereits in Kenntnis der formallogischen Denkmethoden geschrieben; das erleichtert den Vergleich wesentlich).

Wenn im Anschluß an Darstellung und Diskussion der "Göttinger Logik" noch die "kritische" - oder: "negative" - Dialektik Marcuses, Adornos und Benjamins untersucht (bzw. z.T. aus Ansätzen bei diesen Autoren überhaupt erst entwickelt) wird, hat das zum einen die Funktion der historischen Konkretisierung: Die dialektische Bedeutungsstruktur der natürlichen Sprachen wird dadurch als geschichtlich geworden und als möglicherweise vergänglich herausgestellt. Außerdem werden bestimmte Einseitigkeiten der "Göttinger" (v.a.: Lipps') ergänzend korrigiert.

- Eine Frage wurde bei der Darstellung der dialektischen Alternative offengelassen: Wenn die Bedeutung der Wörter als Prozeß zu denken ist, nicht als Rückgang auf eine unveränderliche "Basis" in der Realität bzw. im Geist der Menschen, stellt sich das Problem der Vermittelbarkeit der grundsätzlich unendlich sich entwickelnden Sprachen untereinander, sobald der durch die allgemeine menschliche Natur vorgegebene Horizont der Gemeinsamkeit verlassen wird (etwa in der Dichtung, aber auch in der entwickelten Naturwissenschaft). Ist hier der Rückgang auf ein unendliches Bewußtsein als den geistigen Horizont der Vermittelbarkeit der Sprachen denknotwendig (vgl. etwa Hegels Konzeption des absoluten Geistes)? - Nur in der Besprechung der "Heiligen Sprache" bei Benjamin, die die endlichen Sprachen - sie betonen jeweils die Verschiedenheit der geistigen Konzeptionen - in sich aufheben soll, wird diese Frage kurz gestreift.

Ein Wort noch zur (relativen) Vernachlässigung der Schriften Wittgensteins und seiner Nachfolger: Zweifellos wäre es interessant gewesen, etwa die Veränderung vom Wittgenstein des "Tractatus" zu dem der "Philosophischen Untersuchungen" zu verfolgen; insofern er hier auf die natürliche Sprache und ihre Funktion in der Kommunikation und im Handlungszu-

sammenhang eingeht – vgl etwa den Begriff des "Sprachspiels" –, somit die formallogische Position des "Tractatus" verläßt, läßt sich an ihm der Übergang von der ersten zur zweiten Möglichkeit zeigen. Nun bleibt aber Wittgenstein, wie sich in manchen Verweisen v.a. von der Untersuchung Lipps' aus zeigen wird, wohl wegen seiner Herkunft in manchem der ersten, eher formallogischen Möglichkeit verpflichtet; er stellt eine Zwischenposition zwischen 1 und 2 dar (Deswegen auch war es möglich, die Wittgensteinschule an zwei Stellen in der Typologie zu lokalisieren, und zwar gerade im Übergang von Möglichkeit 1 zu Möglichkeit 2). Deshalb ist Wittgenstein für die zweite Möglichkeit nicht unbedingt repräsentativ. (Im übrigen ist sein Werk, anders als das von König, Lipps und Misch, ausreichend bekannt und gewürdigt).

Die Methode des vergleichenden Durchgangs durch mehrere Ansätze der Sprachphilosophie läßt eine strikte Beschränkung auf die Semantik öfters schwierig werden. In jedem Fall wurde bei solchen Konflikten der Intention, die Denkfigur eines Autors vollständig darzustellen und zu analysieren, der Vorrang vor der konsequenten Beschränkung auf die Semantik gegeben.

Mit der hier gewählten Methode des vergleichenden Durchgangs kann zwar ein relativ großer Überblick erreicht werden, andererseits ist aber Beschränkung immer wieder nötig, soll die Arbeit nicht ins Uferlose wachsen und der angestrebte Überblick dabei wieder verlorengehen. Deswegen konzentriert sich die Arbeit auch bei den ausgewählten Autoren auf die Schriften, die für ihr Ziel wesentlich erscheinen; v.a. kann sie aber keine vollständige Aufarbeitung der Sekundärliteratur bieten (das gilt besonders für die bekannten und viel diskutierten Ansätze Quines, Carnaps und der logisch orientierten Linguistik).

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß eine "objektive", die gegensätzlichen Möglichkeiten in ihrem Nebeneinander belassende Typologie nicht angestrebt ist.

Auf zweierlei Art wird gewertet: Einmal können in immanenter Kritik Aporien der dargestellten Positionen aufgezeigt werden, zum ande-

ren ist es aber auch möglich, eine Entscheidungsdebatte zu führen von Normen aus, die beide Positionen anerkennen. – Beide Formen der Kritik sollen hier verwendet werden. Hauptform ist die immanente Kritik, die in die Darstellung einfließt; am Schluß der Arbeit soll aber auch versucht werden, etwas zur Entscheidungsdebatte zu sagen. Normen dieser Debatte könnten etwa sein: Rationalität der Sprachstruktur, möglichst weitgehende Begründbarkeit von Entscheidungen in der Sprache, grundsätzlich unbegrenzte Möglichkeit zur Kritik, zur Reflexion des je Gegebenen, auch der Sprachstruktur selbst. In gewissen Grenzen könnte ein Maßstab auch sein, wie gut die Semantik natürlicher Sprachen mit den Mitteln einer Sprachphilosophie sich beschreiben läßt.

I. DIE LOGISCHE SPRACHPHILOSOPHIE

1. Allgemeines zum logischen Sprachmodell

1.1. Der Formalismus: Nebeneinander von logischer Form und möglichen Objektbereichen

Jedem Leser einer Einführung in die Logik wird auffallen, wie die Einführung logischer Zeichen und Techniken und die Darstellung ihrer Gesetze relativ unabhängig von der Frage erfolgen kann, was die verwendeten Symbole (für Sätze, Gegenstände oder Eigenschaften) bedeuten. Die Semantik ist für den Logiker grundsätzlich sekundär zu klären;sie wird oft erst berührt, wenn der logische Mechanismus selbst voll entwickelt ist.[1)]

Dieser Mechanismus (in etwa: die Operatoren und ihre syntaktischen Regeln, die logischen Gesetze) ist also ein in sich geschlossenes Ganzes; er und die in ihm verwendeten Ausdrücke sind grundsätzlich neutral gegenüber "Bewertungen" oder "Interpretationen" (die vorgenommen werden können, indem sie mit natürlich-sprachlichen Sätzen oder mit Dingen zusammengebracht werden).[2)] Eben diese"Bewertung" oder "Interpretation" ist der einzige Berührungspunkt mit dem Objektbereich: Atomare Einheiten in der formalisierten logischen Sprache entsprechen als Zeichen (deren Form ist willkürlich: vgl die meist gewählten Buchstabensymbole) bestimmten Einheiten des Objektbereichs (in der Aussagenlogik: den Sätzen; in der Prädikatenlogik: den Prädikaten bzw. Klassen und den Namen von Gegenständen bzw. den Gegenständen selbst).

---

1) Vgl z.B. das Vorgehen von Kutschera/Breitkopf: Abschnitte zur Semantik sind jeweils ans Ende der Entwicklung von Aussagenlogik und Prädikatenlogik gestellt.

2) Termini nach Kutschera/Breitkopf, S 52 bzw. 86

Die Eigenständigkeit des logischen Schematismus hat Konsequenzen, mit denen die Arbeit sich im folgenden öfter auseinandersetzen muß. Zunächst ist die Semantik der Namen und Prädikate[3] eine Sache, die nicht innerhalb der formalisierten Sprache diskutiert werden darf. Sie ist vielmehr bei der Festlegung der Regeln dieser Sprache, vor ihrer Formalisierung, zu entscheiden (Diesen Sachverhalt spiegeln je verschieden Tarskis Konstruktion der Hierarchie von Objekt- und Metasprachen und Russells Typenregel). Der Wirklichkeitskontakt der Sprache ist dadurch äußerst eingegrenzt. Aus ihr selbst ist er, genau genommen, verschwunden. Die einmal getroffene Entscheidung über die Bedeutung der Zeichen eines Kalküls ist nicht mehr leicht zu revidieren: Dazu ist die Überprüfung der konstitutiven Grundlage des Kalküls notwendig, und nach der Festsetzung einer neuen Bedeutung auch nur eines Zeichens sind alle Aussagen, in denen dieses Zeichen vorkommt, außer Kraft zu setzen und zu überprüfen. (Beide Konsequenzen unterscheiden formalisierte Sprachen von den natürlichen).

Die Eigenständigkeit des logischen Mechanismus führt zu Differenzen zwischen der Struktur des logischen Kalküls einerseits und der Struktur der meisten möglichen Interpretationen des Kalküls andererseits.

---

3) Auf die Aussagenlogik kann im folgenden weitgehend verzichtet werden: Da ihr Objektbereich aus Sätzen natürlicher Sprachen besteht, ist deren Bedeutungsstruktur grundsätzlich nicht in Frage gestellt. Das heißt natürlich nicht, daß etwa das Vorhaben der aussagenlogischen Formalisierung eines Ausschnitts der Umgangssprache deren Bedeutungsstruktur ganz unverändert ließe: Sie würde auf die aussagenlogisch als elementar betrachteten Sätze beschränkt, die Auswahl des Elementarbereichs und die Bedeutung komplizierterer Sätze - vgl hierzu das Problem des Kontextes! - wären unabhängig von ihr festzulegen. Die Veränderungen, die dann gegenüber der natürlichen Sprache einträten, wären aber genauso an prädikatenlogischen Formalisierungen zu beobachten. Diese bringen wesentlich weitergehende Veränderungen und sind deshalb für den Vergleich aufschlußreicher.

So berücksichtigt die Wahrheitsfunktion der Implikation zwischen zwei Sätzen nicht die Kausalität z.B. zwischen zwei physikalischen Zuständen: "a ⊂ b" ist immer wahr, wenn a falsch ist - "ex falso quodlibet" - , so kann ein wahrer Satz aus einem falschen folgen. Sie entspricht ebensowenig der natürlichen Sprache: Es sind nicht nur die wenn-dann- Verbindungen allgemeiner, voraussagender Art erfaßt, die auf Annahme einer Kausalität beruhen -"Wenn es regnet, wird die Straße naß" -, sondern auch beliebige Verbindungen zweier wahrer Sätze (oder zweier falscher oder eines falschen und eines wahren, s.o.), z.B.: "Ich habe heute morgen Hunger" impliziert "Heute morgen ist die Straße naß".[1] - Nur durch aufwendige Konstruktionen - oder durch die Nichtverwendung der Implikation in formalisierten Sprachen - ist dieser Formalismus auszugleichen.

Eine ähnliche Fremdheit des logischen Schematismus gegenüber allen möglichen Interpretationen zeigt sich in der Struktur der (logischen) Verneinung, die sich auf den gesamten Objektbereich eines Kalküls bezieht: Wird ein Prädikat verneint, decken die Umfänge des Prädikats und seiner Verneinung zusammen den gesamten Objektbereich ab. Das ist in natürlichen Sprachen anders: "Kein Junggeselle" z.B. bedeutet nicht "alle Gegenstände außer Junggesellen", sondern "verheirateter Mann".

---

[1] Auch Quine sieht das Problem der singulären Kausalitätsaussagen, führt es aber nicht auf die Natur der Implikation zurück, sondern auf die Zufälligkeit der Zusammensetzung von Mengen bzw. Klassen. Auch hier ist die Struktur logischer Sprachen verschieden von der ihrer Objektbereiche (Quine (5), S. 181f). Auf diese Problematik der Klassen wird noch einzugehen sein.

Auch für eine Beschreibung der Welt, etwa in den Naturwissenschaften, ist eine solche absolute Verneinung unpraktisch: Hier geht es allermeistens um auf eine größere Einheit bezogene Gegensätze (z.B.: männlich-weiblich in der Biologie, bezogen auf eine Tierart).

> Der absolute Charakter der logischen Verneinung ist der Grund für ein von Hempel entwickeltes Paradox, das Quine berichtet: "Jeder schwarze Rabe bestätigt das Gesetz, daß alle Raben schwarz sind. In gleicher Weise sollte dann auch jedes grüne Blatt - ist es doch ein nicht-schwarzer Nicht-Rabe - das Gesetz, daß alle nicht-schwarzen Dinge Nicht-Raben sind, d.h. wiederum, daß alle Raben schwarz sind, bestätigen. Paradox daran ist, daß ein grünes Blatt das Gesetz, daß alle Raben schwarz sind, bestätigen soll." [1]

Die Beliebigkeit der Mengenbildung in der Mengenlehre, die im Konzept der Klasse in logischen Sprachtheorien eine Entsprechung hat, kommt schließlich mit den unabhängig vom erkennenden Subjekt in einer großen Anzahl von Eigenschaften spezifizierten "natürlichen Arten" in Konflikt. Darauf beruht Goodmans ebenfalls von Quine zitiertes Paradox der "grotен" Smaragde (das soll die Menge aller der Smaragde sein, die sowohl bis heute untersucht wurden und grün waren, als auch frühestens morgen untersucht werden und rot sind - sie lassen sich von den grünen Smaragden empirisch nicht unterscheiden).[2]

Sicherlich lassen sich Lösungsvorschläge für diese Paradoxa finden, und ein Ausgleich zwischen dem logischen Formalismus und der Struktur seiner Objektbereiche ist irgendwie meist möglich. Solche Lösungsvorschläge sind später im einzelnen zu untersuchen. Hier ging es nur darum, zu zeigen, daß grundsätzlich eine Vermittlung nicht besteht, sie ist immer nachträgliche Adjustierung.

1.2.

Anforderungen des logischen Mechanismus an die verwendeten Zeichen. Probleme mit natürlichen Sprachen und Lösungsversuche

---

1) Quine (5), S 157
2) Ebda, S 157f

Die Vorteile der Formalisierung z.B. umgangssprachlicher Textgruppen bestehen v.a. in der Klarheit der Beziehungen zwischen den verwendeten Prädikaten bzw. Klassen und Eigennamen und in der Exaktheit der Bedeutung jedes Terms. Beides beruht wesentlich auf dem Prinzip der Ersetzbarkeit des Identischen, d.h. der völligen Identität jedes Vorkommens eines Terms mit allen anderen. Eben dieser Identitätsgrundsatz ermöglicht es, die Frage der Bedeutung auf eine Untersuchung jedes Terms zu konzentrieren.

Die Kontextunabhängigkeit aller Terme könnte zwar als Vorteil angesehen werden (Einwände gegen die einmalige Festlegung der Bedeutung wurden schon angedeutet), sie bringt aber jedenfalls eine Entfernung von den natürlichen Sprachen und ihrer Struktur. Das erweist sich auch in manchen Wissenschaften als so nachteilig, daß Einschränkungen in der Kontextunabhängigkeit erwogen werden. Bei solchen Einschränkungen kann aber auf ein Minimum an Formalisierung nicht verzichtet werden. Dazu gehört etwa die Forderung, daß die Kontexte, in denen die Bedeutung eines Terms abweichen können soll, selber exakt zu definieren sein müssen. Innerhalb dieser Kontexte können dann die Bedeutungen entweder nach genauer Festlegung abweichen oder sogar unbestimmt sein. (Das letztere trifft für einen oft erörterten Problemfall der logischen Sprachtheorie, die "Glaubens-Sätze" zu: Quine schlägt für Sätze, die von einem Verb des Glaubens regiert werden, ein Verbot der Substituierung des Identischen durch Identisches vor; das erste ist die - ungenaue - Beschreibung einer Technik der "generativen Semantik" - die von einer Gruppe von v.a. amerikanischen Linguisten vertreten wird -, um die Bedeutungsverschiedenheiten natürlich-sprachlicher Wörter zu beschreiben).

Die inneren Gründe für die Unschärfe der Bedeutungen natürlich-sprachlicher Wörter - die Kontextabhängigkeit ist ja nur eine, möglicherweise unzureichende, Beschreibung dieses Phänomens - werden

von der logischen Sprachphilosophie nahezu überhaupt nicht reflektiert. Vielmehr wird nur nach Mitteln der Abhilfe für diese "Vagheit" gesucht.

So gehen die Lösungsvorschläge fürs Problem der "Glaubens-Sätze" (auf sie wird noch einzugehen sein) sämtlich an der Individualität sprachlicher Bedeutungs-Horizonte vorbei:[1] Wenn die allen Sprechern einer Sprache gemeinsamen Bedeutungen als (aus bestimmten Gründen unscharfer) Querschnitt ihres je individuellen Wortverständnisses aufgefaßt werden, sind Erscheinungen wie die "Glaubens-Sätze", mit denen (u.a.) die individuelle Wortbedeutung beschrieben werden kann, etwas für die Sprache Konstitutives.

Grundlegender noch als das Problem der Glaubens-Kontexte ist für die Formalisierung das der Synonymie. Sie ist, mit den Operatoren zusammen, das Mittel, die Bedeutungen der Terme durcheinander zu beschreiben. Dadurch wird u.U. ihr Wirklichkeitsbezug noch mehr eingeschränkt (die damit erreichte weitgehende Durchsichtigkeit der Sprachstruktur ist andererseits gerade das Ziel der Formalisierung). Wenn für Wörter einer Sprache Bedeutungsgleichheit festlegbar sein soll, bedingt das natürlich die exakte Fixierung der Einzelbedeutungen. Deswegen ist exakte Synonymie den natürlichen Sprachen genauso fremd wie Unveränderbarkeit.

Wie im Fall der Identität berücksichtigen Lockerungsvorschläge für die Synonymie (die aus ähnlichen Gründen wie bei jener vorgeschlagenen werden) die innere Struktur der natürlichen Sprachen nicht (im einzelnen wird das noch darzulegen sein). In diesen hat das Synonymieproblem, wie das der Identität, seinen Grund in der Individualität des Bedeutungshorizonts jedes Sprechers.

---

[1] Negativ berührt Quine die Erkenntnis der Individualität jedes Sprechers (Quine (5), S 68f, beim Problem der Übersetzung).

Dazu kommt die Veränderung der individuellen und der allgemeinen Wortbedeutungen - oder auch: des Wortgebrauchs - in natürlichen Sprachen.

Darauf, daß über die Wörter einer formalisierten Sprache in dieser nicht gesprochen werden darf, wurde schon hingewiesen. Den Konflikt mit dem Verfahren natürlicher Sprachen und der in ihnen angelegten Reflexivität versucht etwa Tarskis Konstrukt zu lösen.

Schließlich muß die logische Formalisierung mit der Situationsgebundenheit natürlich-sprachlicher Äußerungen in Konflikt kommen. Über den Kontext hinaus bestimmt in ihnen Außersprachliches die Bedeutung der Zeichen. In der Sprachstruktur spiegelt sich diese Situationsgebundenheit deutlich in der Wortart der Pronomina. Ihr Gehalt ist per definitionem nur durch den Bezug auf Kontext und außersprachliche Wirklichkeit zu ermitteln. Ähnlich "anstößig" müssen der logischen Sprachtheorie zeitlich und räumlich unbestimmt relative Ausdrücke wie "an dieser Stelle", "am folgenden Tage", "heute" u.ä. sein. Die Lösung der Logiker des "Wiener Kreises" ist bekannt: Sie konstruierten "Protokollsätze", in denen die unbestimmte durch eine bestimmte zeitliche oder räumliche Relativität ersetzt wird und eindeutige Namen an die Stelle der Fürwörter treten. - Wieder wird die spezifische Leistung der natürlich-sprachlichen Praxis nicht zur Kenntnis genommen, und das gibt dieser Lösung eine gewisse Ambivalenz: Pronomina kürzen einen Text und dienen so dessen besserer Verständlichkeit; oft beschränken sie die Aufmerksamkeit auf das, was im Satz neu gesagt wird, und lassen das Bekannte in der flüchtigen Andeutung beiseite treten. V.a. persönliche Fürwörter anstelle der Namen können Ausdruckswert haben: Etwa durch den Hinweis, ein Anwesender sei im Besprochenen betroffen, wird in besonderer, nicht nur nennender Weise die Aufmerksamkeit auf diesen gelenkt. Nur für ganz bestimmte Zwecke kann also der Verzicht auf Pronomina Sinn haben.

1.3. Anforderungen an die Struktur des Objektbereichs formalisierter Sprachen

Daß die Anforderungen der logischen Sprachtheorie an die von ihr verwendeten Zeichen mit dem Gebrauch der Wörter in den natürlichen Sprachen nicht zusammenstimmen, ist sicher keine sensationelle Erkenntnis: Logiker betrachten ihre Abweichungen davon ja als eindeutigen Fortschritt. Fragwürdig ist hier nur, daß das, was verbessert wird (oder auch nicht), in seiner inneren Funktionalität gar nicht oder kaum erkannt ist.

Anders sieht es mit den Anforderungen an den Objektbereich aus: Daß auch er von den formalisierten Sprachen (bzw. von Sprachen, die in diese Richtung gehen: so ist auch die "canonical notation" von Quines "Word and Object" erfaßt) nur vorgeformt aufgenommen wird, bleibt oft unerkannt.

Zentral ist hier die Annahme kleinster Elemente, die dem Prädikationsmechanismus letztlich zugrunde liegen müssen. Auch wenn die faktisch von einer Sprache angenommenen Gegenstände selbst sich möglicherweise wieder als Klassen kleinerer Elemente beschreiben ließen: In der Hierarchie der verschiedenen Sprachebenen gibt es eine eindeutige Entwicklung der komplizierteren aus den einfacheren (das entspricht der Struktur der Mengenlehre selbst); eine einfachste mit atomaren Elementen ist mindestens hypothetisch vorauszusetzen. In Wittgensteins "Tractatus" war eine solche Basis-Sprache ja noch Zielvorstellung; auch bei Quine ist eine möglichst elementare Sprache selbstverständlich angestrebt. Die Elemente der Sprache - seien sie atomar oder auf einer anderen Sprachebene noch weiter auflösbar gedacht - müssen außerdem streng voneinander zu isolieren sein (vgl.die Bemerkungen zur Restriktion der Kontextbedeutung). - Gegenüber der außersprachlichen Wirklichkeit ist so eine streng analytische Haltung eingenommen:

Ganzheiten werden grundsätzlich als sekundäre Produkte aufgefaßt; auch die Realität wird gedacht als letztlich aus kleinsten unteilbaren Elementen aufgebaut, denen die Beziehungen zueinander sekundär sind.[1)]

Es ist natürlich zu sehen, daß der faktische Zusammenhang der Dinge dennoch berücksichtigt werden kann (so geht der "Tractatus" von Sachverhalten aus, nicht von einzelnen Dingen): Entscheidend ist aber doch, daß jeder Zusammenhang in seine Elemente eindeutig zerlegbar sein soll.

Veränderung wird in einem solchen Sprachmodell als Angelegenheit zwischen den Elementen zu fassen sein, diese selbst sind nicht veränderbar, sondern nur seiend oder nichtseiend zu denken.

1.4. Das logische Verständnis der Prädikation

Es zeigt sich hier ein weiterer Zug der logischen Sprachen: Die Elemente werden - auch unter dem Zwang, sie eindeutig festgelegt haben zu müssen - faktisch leer, aller Gehalt wandert in die Prädikate ab. Als deren je verschiedene Bündelungen erscheinen die Elemente schliesslich. Diese Struktur wird von der logischen Prädikation - "x" in "f(x)", das (grammatische) Subjekt, ist ja das unbestimmte, unendlich bestimmbare - vorgegeben und in Vorschlägen Carnaps ("Koordinatensprache")[2)] und ähnlich Quines[3)] als mögliche Beschreibung der Welt entwickelt: Nurmehr die Stellung im vierdimensionalen Koordinatenkreuz bleibt von der "Substanz" der Gegenstände.

---

1) Vgl hierzu z.B. Quine (4), §50 (s 46ff): Der "fact" als mögliche Bedeutung eines Satzes - eine synthetische Kategorie also - wird kritisiert; am Prädikationsschema wird festgehalten.
2) Carnap, §18, vgl auch unten
3) Quine (5), S 202-20; vgl Quine (4), S 177

Anders funktioniert die Prädikation in den natürlichen Sprachen: Hier geht es um die (Weiter)bestimmung eines Bestimmten, an dem neue Eigenschaften, Relationen u.ä. hervorgehoben werden. Das schon Bestimmte am (grammatischen) Subjekt wird also ungefragt vorausgesetzt, während eine zusätzliche Bestimmung thematisiert ist, die im Blickpunkt des Interesses steht. Eine Bestimmung des Bestimmten läuft aber der logischen Klarheitsforderung zuwider: Sie kann die Bestimmung des Objekts, die Bedeutung, die ihm von der Sprache zuerkannt wird, nur in formalisierten Bahnen zulassen, keineswegs ungefragt voraussetzen.

Kennzeichnend für das natürlich-sprachliche Funktionieren der Prädikation ist, daß hier problemlos das Prädikat eines Satzes zum Subjekt eines neuen umformuliert werden kann: Was eben im Blickpunkt der Aussage stand, wird zur den Gesprächspartnern selbstverständlichen Grundlage (Aristoteles: ὑποκείμενον) einer neuen.

> Ein simples Beispiel: "Peter zeichnet aber sehr gut." - "Ja, Zeichnen ist auch eine sehr abwechslungsreiche Beschäftigung".

Während solche Sätze mit Infinitiv-Subjekten in der logisch orientierten Sprachphilosophie nicht vorkommen, stellen die am ehesten vergleichbaren, aus prädikativen Adjektiven gewonnenen abstrakten Universalausdrücke wie "Rotheit", "Quadratheit" u.ä. für Quine z. B. die Verführung des Philosophen durch die Sprache zur Todsünde dar.

Hier wird eine andere uneingestandene Absicht in der Konzentration der Bedeutung auf die Prädikate deutlich: Die Trennung von Sprache und Wirklichkeit soll formal in der Sprache zum Ausdruck kommen, das sprachlich-Subjektive ganz auf die Prädikatseite verlegt werden. Quine, der diese Implikation der logischen Prädikation am deutlichsten sieht, ist hier noch nominalistisch beeinflußt.
Darauf und auf Quines Sprachphilosophie überhaupt ist nun näher einzugehen.

2. Willard van Orman Quine oder Die Resignation des Nominalismus im Pragmatismus

An zwei Vertretern der logischen Sprachphilosophie soll deren Problematik nun etwas genauer aufgezeigt werden. Inwiefern Quine und Carnap repräsentativ sind für zwei mögliche Positionen, die diese Sprachphilosophie einnehmen kann, wurde im Vorwort schon angedeutet und dürfte sich im Verlauf der Untersuchung nochmals zeigen.

Aus Quines recht umfangreichem Schrifttum interessieren hier selbstverständlich v.a. die sprachphilosophischen Schriften, weniger die zur Philosophie der Mathematik und der Logik. Die wesentlichen sprachphilosophischen Veröffentlichungen Quines sind (in zeitlicher Abfolge): der Essayband "from a logical point of view" (1953, er vereinigt Aufsätze meist aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre; nicht in ihn aufgenommen sind zwei frühere Aufsätze zum hier behandelten Thema, nämlich "Designation and existence" von 1939 und "Notes on existence and necessity" von 1943, sie sind zusätzlich zu berücksichtigen), "Word and Object" (1960, hier geht es in der Hauptsache noch um die Frage, welche abstrakten Seienden wir anzunehmen verpflichtet sind), der Sammelband "Ontological relativity and other essays" (1969), schließlich "The roots of reference" (1974, dieses Buch hat die Ontogenese der Referenz - des Bezugs auf Objekte - in der Sprache zum Thema). - Sicherlich ist in den Schriften v.a. zur Philosophie der Logik auch manches hier Interessierende enthalten, aber vom Zweck der Darstellung her, die keine Monographie über Quine sein will, sondern lediglich seinen sprachphilosophischen Standpunkt als einen typischen darzustellen beabsichtigt, scheint eine Begrenzung sehr ratsam.

Entsprechend dem Vorhaben geht es hier weniger um die Probleme als solche, denen ein Formalisierungsversuch der Sprache sich gegen-

übersieht, und auch nicht um die spezifischen Techniken, sie zu bewältigen, sondern mehr um die Gründe, die jene Probleme zu solchen werden lassen, und um die Motive, die bei den Lösungsversuchen zu erkennen sind. So sollen im folgenden die Ziele von Quines Beschäftigung mit der Sprache analysiert werden; zunächst sind dabei explizite Absichtserklärungen zu berücksichtigen, dann aber auch Implikationen der Behandlung von Detailproblemen. Dabei soll sich zeigen, wie jene Ziele mit Strukturen natürlicher Sprachen, die sich nur begrenzt rekonstruktiv ausschalten lassen, in Widerspruch geraten und so Aporien entstehen. Das Verhältnis Quines zu den natürlichen Sprachen ist dann eigens kurz darzustellen. Schließlich ist der Versuch Quines, jene Aporien aufzulösen, nochmals genauer darzustellen und zu analysieren.

2.1. Die Absichten von Quines Arbeit

Thesenhaft könnte die Absicht von Quines Sprachphilosophie so charakterisiert werden: Es geht ihm zunächst und vor allem um die Klärung der Umgangssprache und der Wissenschaftssprache. Geklärt werden soll hauptsächlich die Frage: Was für Seiende - genauer: welche Typen von Seienden - setzt eine Sprache (implizit) voraus? Ziel dieser Klärung, auch unabhängig von ihr, ist eine leistungsfähige Wissenschaftssprache, die sich nicht in Paradoxa verwickelt.

2.1.1. Das nominalistisch-empiristische Motiv

Für Quine ist die einzig wesentliche Aufgabe der Sprache die Wiedergabe der Wirklichkeit. So wird noch in "Wurzeln der Referenz" eine "Idealsprache für eine abgeschlossene Theorie der Wirklichkeit" als denkmögliches Ziel betrachtet (faktisches Ziel kann sie für den einzelnen Wissenschaftler nicht sein, wohl aber Vorgabe für die Wissenschaft als ganze - ob eine abgeschlossene Theorie der Wirklichkeit für

je erreichbar gehalten oder, im Anschluß etwa an Peirce, eine dauernde Weiterentwicklung auf dieses selbe Ziel hin angenommen wird, ist hier unwichtig)[1].

Als Basis funktionieren in einer solchen Sprache die "Beobachtungssätze". Sie sind die Berührungspunkte zwischen Sprache und Wirklichkeit und werden von allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft selbstverständlich akzeptiert.[2] Die selbstverständliche Gültigkeit erklärt sich gerade daraus, daß diese Sätze auf einfache und direkte Weise mit den durch Sinnesreizungen vermittelten Beobachtungen der Einzelsubjekte verbunden sind.[3] Die Beobachtungssätze werden mit den "datum sentences" der Wissenschaft in Berührung gebracht.[4] Als solche sind sie zwar die Basis für eine wissenschaftliche Theorie, stehen aber in dieser selbst eher an der Peripherie. Doch es gilt: "Von dieser Peripherie empfängt die Wissenschaft und die Sprache ihren gesamten empirischen Gehalt und ihre Bedeutung".[5]

Mit der Entfernung von der Beobachtungsbasis wächst vielmehr nur die Gefahr des Irrtums:

---

1) Quine (6), S 28. - Vergleiche noch Quine (4), S 39: Ziel der Sprache ist danach "an evolving adjustment to nature".

2) Hierauf legt die Einführung der Beobachtungssätze in Quine (6), §10, S 61 - 67 den Schwerpunkt.

3) Daß die "stimulus meaning", "Reizbedeutung", weitestgehend die Bedeutung eines Beobachtungssatzes bestimme, wird in Quine (4) zu seiner Definition verwendet (§10, S 40 - 46). Was Quine unter "Reizbedeutung" versteht, klärt er ebda §8, S 31 - 35. Grob gesagt, ist sie die Summe typischer Reize, die die Äußerung eines Satzes verursacht. Das behavioristische Konzept der Reizbedeutung wird noch näher zu untersuchen sein.

4) Quine (4), S 44

5) Quine (6), S 95. Vgl dazu auch Quine (5), S 123f.

"For there is scope for error and dispute only insofar as the connections with experience whereby sentences are appraised are multifarious and indirect, mediated through time by theory in conflicting ways....."[1]

Was in einem solchen Bild von Sprache fehlt, ist deutlich: Es sind zunächst die expressive und die appellative Funktion der Sprache, die symbolische ist zur einzig wesentlichen geworden. Das ließe sich aber aufgrund der erklärten Beschränkung auf die Sprache der Wissenschaft noch gut verstehen. Innerhalb der symbolischen Funktion wird jedoch das subjektive Moment ganz und gar an den Rand gedrängt. Aus den so direkt wie möglich mit den Sinnesdaten korrelierten Beobachtungssätzen soll grundsätzlich der gesamte Gehalt einer Sprache abzuleiten sein: Hier bleibt für ihre in der Sicht der Wirklichkeit Schwerpunkte oder Perspektiven setzende Kraft kein Platz mehr. Diese Möglichkeit der Sprache wird zwar gesehen, aber als Gefahrenquelle (Verzerrung, Unsicherheit) abqualifiziert. Eine solche Sprachauffassung kann am treffendsten, von ihrem Ziel her, empiristisch genannt werden.[2] Nominalistisch ist sie, insofern sie mißtrauisch ist gegenüber dem Moment des Subjektiven, Geistigen in der Sprache (auf das die Allgemeinbegriffe zurückzuführen sind: Als bloßes Produkt des Subjekts, Nomina, möchte sie der Nominalismus kennzeichnen).

Die Skepsis gegenüber abstrakten Allgemeinbegriffen zieht sich so leitmotivisch durch Quines Werk. Sie zeigt sich schon an der gefühlsmäßig eindeutigen Wortwahl: Die Abstraktheit (von Klassen) ist "doubtfully offensive" ("zweifelhaft und anstößig")[3], abstrakte Gegenstände (hier: Zahlen und Klassen) sind "Ungeheuer"[4].

---

1) Quine (4), S 44

2) Vgl Quine (5), S 105: Für eine der beiden Hauptthesen des Empirismus, die auch heute noch unangreifbar seien, wird erklärt, "daß jegliche Bedeutungsgebung für Wörter letztlich auf Beobachtungen basieren muß". (Ähnlich ebda, S 113)

3) Quine (4), S 266

4) Quine (6), S 175

Ontologische "Sparsamkeit" (gegenüber "Ausschweifung") ist eine Tugend des Philosophen[1]. Gegenüber dem "Mentalismus" wird die behaviouristische Psychologie, die ohne subjektive Introspektion auskommen will, als "aseptisch" bezeichnet[2], Gebiete, in denen sie sich durchsetzt, sind "lichtvoll"[3], während "Mentalismus, Supranaturalismus und andere morbide Kulturen im Dunkeln... gedeihen"[4]. Der Verdacht gegenüber dem Mentalismus und der "Idee der Idee" (für Quine wohl eine Verkörperung des platonistischen Schreckgespenstes) ist "gesund"[5].

Zweifel am Nominalismus

Obwohl sich eine deutliche Sympathie Quines für den Nominalismus bis zu seinen letzten Schriften durchhält, bestreitet er doch, ein Nominalist zu sein[6].

Zwei Überlegungen führen zu Quines Zweifeln an der Durchführbarkeit eines konsequenten Nominalismus und Empirismus: Einmal erkennt er die Undurchführbarkeit des radikalen positivistischen Programms, von einem unzweifelhaft Gegebenen aus die Rekonstruktion der Erkenntnis und der Wissenschaft zu versuchen[7]. Die Bindung an die je gegebene Erfahrungs-und Sprachstruktur ist nicht grundsätzlich und auf einmal aufzugeben.

> Sehr schön formuliert das Ende des Aufsatzes "Identity, Ostension, and Hypostasis" (schon 1950)[8]: The fundamental-seeming philosophical question, How much of our science is merely contributed by language and how much is a genuine reflection of reality? Is per-

---

1) Quine (6) , S 186, 188
2) Quine (6), S 58
3) Quine (6), S 59
4) Quine (6), S 60
5) Quine (6), S 60
6) Quine (4), S 243 Anm. 5
7) Vgl z.B. Quine (5) S 103-08 (gegen den cartesianischen Wunsch nach einem völlig gewissen Ausgangspunkt der Erkenntnis).
8) Quine (3), S 78

> haps a spurious question.... Certainly we are in a predicament if we try to answer the question; for to answer the question we must talk about the world as well as about language, and to talk about the world we must already impose upon the world some conceptual scheme peculiar to our own special language".

Dabei ist zu beachten, daß dieses begriffliche Schema unserer Sprache in der individuellen und der sozialen Geschichte lange geformt und deswegen noch viel weniger umstandslos abzuwerfen ist.

Diese Erkenntnis bedeutet auch eine Einschränkung des logischen Atomismus: Der "Term-für-Term-Empirismus von Locke und Hume" ist sowieso "unmöglich"; aber auch die seit Bentham als kleinste Einheit angesetzte Aussage kann diese Aufgabe nicht erfüllen, "denn die Einheit der empirischen Signifikanz ist die Gesamtheit der Wissenschaft"[1]. Die vorgängige Vermitteltheit von begrifflichem Erkenntnisschema und einzelnem Akt der Erkenntnis macht die voraussetzungslose Analyse einzelner Aussagen oder gar Terme unmöglich.

> Bezeichnend für die Einsicht in diese vorgängige Vermitteltheit ist auch die Neufassung des Begriffs des Protokollsatzes aus dem Wiener Kreis als "Beobachtungssatz": "Ein Beobachtungssatz ist ein Satz, über den alle Sprecher einer Sprache in derselben Weise urteilen, wenn sie denselben begleitenden Reizungen ausgesetzt sind"[2]. Das Moment der Nähe zu den Sinneseindrücken, das für die Wiener noch zentral war, wird jetzt ergänzt durch das der sozialen Übereinstimmung. Die "begleitenden Reizungen" garantieren noch seine Nähe zu den Sinnesdaten, die Unmittelbarkeit der subjektiven Evidenz wird aber als Maßstab und Ideal der Erkenntnis aufgegeben.

Eine zweite Überlegung geht aus von dem Gewinn, den es für die Wissenschaft bringt, abstrakte Gegenstände wie Klassen anzuerkennen (auf

---

1) Vgl Quine (3), S 38 - 42. Übersetzung zit. n. Sinnreich, S 190
2) Quine (5), S 118 - 21. Zit. S 120

Klassen lassen sich die verschiedenen Kategorien abstrakter Gegenstände wie Attribute, Relationen, Funktionen, natürliche Zahlen alle zurückführen). Auf sie ganz zu verzichten, würde die Arbeit der Mathematik und der meisten Naturwissenschaften unzumutbar erschweren[1].

2.1.2. Ausweg aus den Zweifeln: Wissenschaftspragmatismus

Die Einsicht in die Notwendigkeit, mit Philosophie und Wissenschaft immer schon innerhalb der Sprache einsetzen zu müssen, macht aus Quine allerdings noch keinen Ordinary-language-Philosophen, der sich mit der Klärung der überkommenen Sprachform bescheiden würde[2]. Vielmehr geht es ihm um eine allmähliche Verbesserung der gegebenen Sprache aus der Position des "von innen". An der letztzitierten Stelle verweist er dazu gegen die Anhänger des späten Wittgenstein - sicher richtig - auf die Kraft der natürlichen Sprache[3], sich weiterzuentwickeln. Immer wieder zitierte Maxime ist ihm aber das Gleichnis Neuraths für die sich entwickelnde Wissenschaft: Die Wissenschaftler glichen Seeleuten, die ihr Schiff auf offener See umbauen müßten[4].

---

1) Vgl Quine (4), v.a. § 43, 48 (v.a. S 237), 53 - 55. S 206 - 11, 233 - 38, 257 - 70

2) Ausdrückliche Absetzung gegen die "Philosophie der gewöhnlichen Sprache": z.B. Quine (4), S 3f; Quine (3), S 106f u.ö.

3) Schon im Vorwort wurde zur Bezeichnung des Gegenübers und Ausgangspunkts der Formalisierungsversuche logischer Sprachphilosophie der Ausdruck "natürliche Sprache" gewählt. Sicher ist damit sachlich Ähnliches gemeint wie mit "ordinary language" bei den Wittgenstein-Nachfolgern (Ihre Frontstellung gegen die Logik entspricht ja in manchem dem hier versuchten Vergleich). Obwohl "Umgangssprache" oder Alltagssprache den englischen Ausdruck vielleicht noch treffender wiedergeben würde, wurde das nicht gewählt: Das Moment der Beschränkung aufs Durchschnittlich-Alltägliche, die ja mit einem gewissen Recht an der ordinary-language-philosophy kritisiert werden kann (H. Marcuse, s. dazu v. III, 1.5.3.), sollte keinesfalls betont werden.

4) So schon an der aus "Identity, Ostension, and Hypostasis" zitierten Stelle. - Vgl auch das Nachwort von W. Spohn zu Quine (5), das diesen Aspekt sehr stark hervorhebt.

Der Maßstab, nach dem die Sprache sich zu entwickeln hat, ist der des Fortschritts der Wissenschaft (und damit ist ein Hinausgehen über die natürliche Sprachform, in der solche Entwicklungen im allgemeinen nur "hinter dem Rücken" der Sprecher sich durchsetzen, selbstverständlich doch gegeben). Öfters wird etwa darauf hingewiesen, daß Quines philosophische Arbeit sich zum Ziel gesetzt hat, die sprachlich-begriffliche Struktur der wissenschaftlichen Erkenntnis zu erfassen[1].

Jener Maßstab der Entwicklung wird genauer beschrieben durch die Formulierung von zwei (bzw. drei) "Prinzipien", nach denen die Entwicklung sinnvoll zu verlaufen hat[2].

> Das erste Prinzip ist das der größten Einfachheit einer Theorie (in sprachlicher Hinsicht: möglichst wenige Seiende bzw. Typen von Seienden, möglichst einfache Satzformen u.ä.), daneben wird "Vertrautheit des Prinzips" genannt (Hier geht es um einen grundsätzlichen Hang zum Konservativismus: Neue Erfahrungen werden, wenn irgend möglich, ins alte Begriffsschema integriert). Diese beiden "stehen zueinander in einem dialektischen Verhältnis".[3] - In "Word and Object" nennt Quine noch das Prinzip des "hinreichenden Grundes": Es hält zum Mißtrauen an gegenüber Gesetzmäßigkeiten, die über die Theorieabsicht hinaus geliefert werden.

Mit diesen Prinzipien ist Quine in der Nähe des wissenschaftstheoretischen Konventionalismus[4] angekommen. Auch hier wird die festgestellte Willkürlichkeit aller begrifflichen Fassung der Erfahrung eingegrenzt durch Erwägungen der Ökonomie. Allerdings ist für Quine die Orientierung am Betrieb der Naturwissenschaften und an deren Bedürfnissen als Motiv mindestens gleich stark wie die Anerkennung des Scheiterns eines grundsätzlichen Neuanfangs der Erkenntnis. Deswegen, und

---

1) Vgl z.B. Quine (5), S 109

2) Vgl zum folgenden Quine (4), S 19 - 21, und Quine (6), S 189f.

3) Quine (6), S 190 (Hervorhebung durch Quine). Fortsetzung des Zitats: "...um einen Ausdruck meiner Studenten zu gebrauchen".

4) Zu dessen Begriff und Kritik vgl Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd 4, S 1078f; V. Kraft, S 64 - 97; Schnädelbach, S 105- 18, 131 - 84.

wegen der betonten Nähe zu Dewey[1], wäre als Kennzeichnung der Position Quines "Wissenschaftspragmatismus" zu erwägen.

> Auf die Wissenschaften ist nämlich der Pragmatismus Quines deutlich beschränkt. Das wird sich bei der Untersuchung seiner Behandlung der natürlichen Sprachen noch zeigen. Hier sei nur darauf verwiesen, wie stark seine Sprachphilosophie sich z.B. an den "Bedürfnissen der Mengenlehre" orientiert[2]; die "Bedürfnisse der Mathematik" ließen die "Hoffnung, mit einer nominalistischen Ontologie auszukommen", zunichte werden[3], und der Nutzen für die Physik könnte ihn u.U. bewegen, an "ideale Gegenstände" zu glauben (ganz ähnliche Nützlichkeitsargumente bringt Quine für den Begriff des Infinitesimalen in der Mathematik, für die geometrischen Objekte)[4]. Ein besonderer Schwerpunkt liegt, wie aus dieser knappen Aufzählung schon zu ersehen ist, bei den Naturwissenschaften einerseits und bei der Mathematik und der Logik andererseits.

Damit aber verändert sich der Stellenwert der Sprachphilosophie Quines: Die grundsätzlich kritische Intention gegenüber jedem Produkt menschlichen Denkens, die hinter dem Nominalismus auch stand, ist jetzt zugunsten der Anpassung an die Erfordernisse der Wissenschaften aufgegeben. So begibt sich Quine bewußt in einen erkenntnistheoretischen Zirkel: Um zu erklären, wie die wissenschaftliche Forschung sich entwickelt hat, greift er auf deren Ergebnisse zurück[5]. Und er erklärt am Ende von "Die Wurzeln der Referenz" vertrauensvoll: "...die Leute an der vordersten Front (sc.: der Naturwissenschaft) wissen ohnehin selber, was sie tun"[6]. - In der Kritik am Konventionalismus stellt Schnädelbach Paralleles fest: Die "Regression der Erkenntnistheorie zur Wissenschaftslogik"[7]. Eine ähnliche Kritik ließe sich etwa an Qui-

---

1) Vgl Quine (5), S 41f
2) Quine (6), S 194
3) Quine (5), S 141
4) Ebda, S 148 - 57
5) Quine (6), S 15ff
6) Ebda, S 181
7) Schnädelbach, S 109 - 11

nes Aufsatz "Naturalisierte Erkenntnistheorie" üben[1].

Quine selbst bezeichnet seine Position als "relativen Empirismus"[2], weil die Beobachtung immer noch alleiniges Mittel der Verifikation wissenschaftlicher Theorien bleibe und als einzige Quelle der Bedeutungsgebung in der Sprache gelten dürfe. Wie "relativ" dieser Empirismus aber geworden ist, zeigt sich daran, wie umstandslos der Begründer des Nominalismus für den Konventionalismus in Beschlag genommen wird:

> "Ockams Verbot...(sc.: der Vermehrung von Seienden als Gegenüber von Bedeutungen) ist nun lediglich ein Teil einer allgemeinen Empfehlung der Sparsamkeit oder Einfachheit"[3].

Der Nominalismus wird also in den Konventionalismus integriert (nicht etwa umgekehrt). Quines Festhalten am alten Namen des Empirismus hat also etwas von einer Sehnsucht nach vergangenen "goldenen Zeiten" in sich, die aus dem realen Verhalten weniger zu begründen ist.

2.2. "Bedeutung" der Sprache bei Quine. Das In- und Gegeneinander der Motive. Die Aporetik

In der genaueren inhaltlichen Darstellung der Bedeutungstheorie Quines soll gezeigt werden, wie sich das empiristische und das wissenschaftspragmatische Motiv je verschieden durchsetzen. Das aufgrund dieser Interessen entstehende manchmal in sich widersprüchliche, jedenfalls einseitige Bild der Sprache soll dabei als solches herausgestellt werden durch Hinweise auf die Verhältnisse in den natürlichen Sprachen.

---

1) In Quine (5), S 97 - 126
2) Quine (6), S 191; Quine (5), S 105
3) Quine (6), S 186

2.2.1. Klärung der "ontischen Verbindlichkeit" ("ontic comitment"), die in einer Sprache steckt

Wenn die Empirie als einzig legitime Entsprechung der Sprachbedeutungen angesehen wird, ist es nicht verwunderlich, daß die Frage, zur Annahme welcher Seiender bzw. welcher Typen von Seienden wir durch unsere Sprache eigentlich verpflichtet sind, einen ganz zentralen Platz in Quines Untersuchungen einnimmt. Für ihn muß es nämlich ganz besonders merkwürdig sein, daß, was als "Seiendes"- Quine spricht von "object", manchmal auch von "entity", und seine Terminologie soll hier übernommen werden - zu gelten hat, nicht durch die Wirklichkeit, sondern durch die Sprache bestimmt wird.

> So ist eines der "main themes" von "From a logical point of view" "the notion of ontological comitment, particulary as involved in the problem of universals".[1] Auch noch in "Word and object" wird das Ziel der Arbeit - schon fast beiläufig - als "organizing and adjusting various of the turns of phrase that participate in what pass for affirmations of existence" bestimmt[2].

An dieser Fragestellung ist die Priorität des nominalistischen Motivs gut zu beobachten. Das wiederholte Scheitern des Versuchs, über die Gebundenheit an die eigene Sprache hinauszukommen, führt erst im Lauf von Quines Entwicklung eindeutig in den Konventionalismus.

2.2.1.1. Das Verfahren der Existenzgeneralisierung

Was eine Sprache als seiend voraussetzt, ihre Ontologie also, läßt sich relativ leicht bestimmen. Quine schlägt folgendes Verfahren vor: Ein Term, der Kandidat für den Status eines Objekts ist, wird versuchsweise an die Subjektstelle einer Aussagefunktion gesetzt. Kann von der erhaltenen Aussage, etwa F(a), die Existenzaussage $\forall x F(x)$ (=: es gibt

1) Quine (3), S VII
2) Quine (4), S 4. - In "word and object" spricht Quine sinnentsprechender von "ontic", nicht mehr von "ontological comitment" (Vgl z.B. §49, S 238 - 43).

ein Ding x, derart, daß das Prädikat F von x gilt) abgeleitet werden (Quine nennt diese Operation "Existenzgeneralisierung"), so ist gezeigt, daß der Term in der untersuchten Sprache als Name für ein Objekt angesehen wird, dessen Existenz behauptet wird[1]. Es wird also untersucht, welche Ausdrücke in einer Sprache als "gebundene Variablen" verwendet werden[2]. Durch dieses Verfahren wird aber offensichtlich kein sprachunabhängiges Kriterium angegeben, das die Beziehung von sprachlichen Ausdrücken zu den Objekten absolut klären würde.

Ein ähnliches Verfahren wurde von Russell entwickelt: Er stellt Namen, die als solche etwas zu bezeichnen scheinen, ("the present king of France", "the author of Waverly" o.ä.) in einen quantifizierbaren Kontext, sodaß entschieden werden kann, ob sie etwas bezeichnen oder nicht. (So: "Something is king in France and reigns now and nothing else is king in France"; "Something wrote Waverly and was a poet and nothing else wrote Waverly")[3]. Dieses Verfahren wird von Quine zustimmend übernommen; es führt offensichtlich zum selben Ergebnis wie sein eigenes der Existenzgeneralisierung[4].

Nun sind gegen Quines Verfahren, die ontologischen Voraussetzungen einer Theorie zu bestimmen, viele Einwände erhoben worden[5]. Hier interessieren weniger technische Probleme (so ein Einwand Hao Wangs bei Stegmüller) noch die eher äußerlich bleibende Kritik vom Standpunkt einer Philosophie der gewöhnlichen Sprache aus (Schirm) - auch wenn

---

1) Vgl Quine (1), S 27 - 31
2) Dasselbe Verfahren wird beschrieben in Quine (2), S 38 - 41; ein ähnlicher Hinweis auf die Konsequenz des Gebrauchs von Termen als gebundene Variablen findet sich in Quine (3), S 12. Vgl noch Quine (4), S 231f, 240, 242, außerdem Quine (5), S 129 - 33
3) B. Russell, Introduction to mathematical philosophy, Chapter XVI, in Linsky, S 93 - 108
4) Quine (3), S 5 - 9.
5) Vgl das Referat bei Stegmüller, S 491f; auch Schirm, S 21ff

sie sicher ihre Berechtigung hat. Cartwright and Scheffler/Chomsky machen auf eine Inkonsistenz dieser Theorie in sich selbst aufmerksam. Die Metasprache, in der Terme der fraglichen Theorien untersucht werden, müsse nämlich die Existenz aller untersuchten Gegenstände und Klassen voraussetzen. Es müßten Sätze wie "Es gibt einen Gegenstand A, dessen Existenz die Theorie behauptet" angenommen werden - auch wenn dieser Gegenstand, so Scheffler/Chomskys Beispiel, das "Phlogiston" (vgl. die alchimistischen Spekulationen) ist.

> In dieser Beurteilung gehen Scheffler/Chomsky und Cartwright zusammen, wie Scheffler/Chomsky auch sagen[1]. Sie kommen aber, nachdem sie verschiedene Umformulierungen des Kriteriums auf ihre Brauchbarkeit untersucht haben und dabei erfolglos geblieben sind, zu dem Ergebnis, man solle auf die Untersuchung der ontologischen Implikationen einer Theorie ganz verzichten. Es genüge festzustellen, welche Feststellungen einer Theorie wahr und welche falsch seien[2]. - Damit ist auf die Reflexion der semantischen Struktur einer Theorie überhaupt verzichtet, das entspricht zwar einem Hang zur Reflexionsfeindlichkeit im logischen Empirismus, ist aber ernstlich kaum zu erwägen (z.B. würde das Geschäft der Sprach(re)konstruktion dadurch mindestens äußerst erschwert - was wohl auch der radikalste Empirist nicht wollen kann).

Der Verzicht ist auch unnötig, denn schon Cartwright hat gezeigt, daß es sehr wohl möglich ist, über die ontologischen Implikationen einer Theorie zu sprechen. Das Kriterium Quines muß nur intensional formuliert werden: "Eine Theorie setzt Gegenstände einer Art F genau dann voraus, wenn aus den Bedeutungen der in dieser Theorie vorkommenden Prädikate sowie den Axiomen der Theorie mit Notwendigkeit folgt, daß es Gegenstände der Art F gibt"[3]. Daß der Einbezug der Intension unumgänglich wird, zeigt sehr schön das subjektive Moment, das in der Namengebung jeder Theorie steckt - vgl. dazu gleich u.:

---

1) Scheffler/Chomsky, S 71 Anm. 2
2) Ebda, S 82
3) Formulierung nach Stegmüller, S 492 (Hervorhebung durch Stegmüller).

Ich werde zu zeigen versuchen, daß dieses subjektive Moment auch bei Quine vorausgesetzt ist, wenn auch nicht immer ganz konsequent. Und es zeigt sich, daß die Beschränkung auf die Extension spätestens in der Metasprache, in der die Konstruktion von Objektsprachen kritisch reflektiert wird, aufgegeben werden muß.

Quine gebraucht sein Existenzkriterium selbst in ganz bezeichnendem Sinn. Er wendet sich nämlich gegen vorher hypothetisch entwickelte extrem platonistische Positionen. Als Zwischenbilanz von "On what there is"[1] wird festgestellt, daß Sätze, die Negationen sind, nicht ihrem Subjekt den Status einer auch nur irgendwie abgeschwächten Existenz zuschreiben müssen (So schreibt die Aussage "Pegasus gibt es nicht" nicht schon deswegen, weil sie gemacht wird, Pegasus Existenz zu); ähnlich insistiert auch "Bezeichnung und Existenz" darauf, daß nicht alle Substantive einer Sprache zum Bereich der durch gebundene Variablen ersetzbaren Zeichen gehören müssen, die, für die die Existenzgeneralisierung (für den Nominalisten) nicht möglich ist (Pegasus; entsprechend auch: the present king of France usw.), haben für ihn nur den Status "synkategorematischer Ausdrücke" (ähnlich den Suffixen, Wörtern wie "auf" usw.).
Der"Gebrauch eines Substantivs", der "uns zur Annahme eines Gegenstandes zwingt", wird in "Bemerkungen über Existenz und Notwendigkeit" als "sein bezeichnender Gebrauch" beschrieben[2]. Hier schimmert deutlich das Sprache als Spiegel der außersprachlichen Realität betrachtende Sprachverständnis Quines durch.

In einzelnen Folgerungen anders, in der Intention aber gleich verfährt Quine in "Word and object". Auch hier kann die Probe, ob ein Aus-

---

1) Quine (3), S 1- 19
2) Quine (2), S 41

druck als Wert einer gebundenen Variablen eingesetzt werden darf, entscheiden, ob er etwas bezeichnet oder nicht. Nominalistisch entscheidet sich Quine dann gegen Pegasusse und andere abstrakte Entitäten (so Propositionen und Attribute). Um eine bezüglich ihrer ontischen Verbindlichkeit eindeutige Sprachform zu erhalten, verzichtet Quine auf die Annahme von Namen überhaupt: Bei ihnen ist nicht schon an der Form abzulesen, ob sie etwas bezeichnen oder nicht (so "Pegasus" und "Karl der Große"). In seiner "canonical notation" werden sie als "general terms" (das sind alle Ausdrücke, die mehrere oder unbestimmt viele Objekte bezeichnen) formuliert. Man soll also in dieser Sprachform statt von "Pegasus" von "is pegasizing" reden. Die Existenzaussage Vx (x is pegasizing) ist dann eindeutig falsch[1]. - Um Eindeutigkeit bezüglich dessen zu erreichen, was eine Sprache als Objekt ansieht, und um so dem Empiristen unerträgliche Schein-Objekte ganz und gar auszurotten, nimmt Quine einige Verrenkungen in Kauf mit seinem Vorschlag, alle Namen als "general terms" zu formulieren. Quine spürt durchaus die Gewaltsamkeit seines Vorgehens, gibt auch zu, daß so ein Teil der Bedeutung der Namen als Namen aufgegeben ist - daß sie nämlich je nur ein Objekt bezeichnen - , dies wird aber gerechtfertigt mit der so erreichten Eindeutigkeit[2]. Das empiristische Interesse läuft hier also einem logischen parallel.

---

1) Quine (4), §37, S 176 - 80

2) Vgl Quine (4), S 181f. - Im Aufsatz "Existenz und Quantifikation" (in Quine (5), S 127 - 56) erfüllt die "existenzquantifizierte Identität" (Vx(x=a)) eine ähnliche Funktion zu überprüfen, ob ein Name als Name eines Objekts verwendet wird (Quine (5), S 130). Es wäre also leicht möglich, auch bei Namen die Implikationen bezüglich der Existenz der benannten Objekte zu überprüfen. Wichtiger als die Beibehaltung jener Bedeutungskomponente ist offenbar aber die auch formale Eindeutigkeit bezüglich des bezeichnenden Gehalts eines Ausdrucks.

2.2.1.2. Die Grenze zwischen konkret und abstrakt

Das Verfahren der Existenzgeneralisierung kann "der Unterscheidung zwischen einer nominalistischen und einer realistischen Sprache" nur dann "einen Sinn geben", wenn "wir wissen, wo die Grenze zwischen dem Konkreten oder Individuum und dem Abstrakten verläuft"[1]. Im frühen Aufsatz Quines bleibt diese Voraussetzung unhinterfragt. "Identy, Ostension and Hypostasis" (in Quine (3)) scheint für diese Grenze die Möglichkeit einer exakteren Fassung anzubieten[2]:

Am Beispiel einer begrenzten Welt (einem in verschiedene Figuren zerlegten Quadrat) wird klargemacht, daß für abstrakte Begriffe (hier: einzelne Figurentypen wie Quadrat, Rechteck, Trapez) eine Entscheidung m.H. der Umfänge der Begriffe (Quantifikationsprinzip) nicht möglich ist: Sie sind gleich groß, da die Figuren im Quadrat einander überschneiden. Nur die einzelnen, konkreten Figuren sind m.H. der Umfänge unterscheidbar. - Die aus dieser Differenz der Begriffstypen entwickelten Kriterien für konkrete Dinge (1.: Die Zeigeakte auf ein Objekt müssen dessen Identität durch die verschiedenen Zeigeakte hindurch annehmen; 2.: Von den Termen, die jene Dinge bezeichnen, muß behauptet werden können, daß sie ein Name sind) zeigen schon in ihrer Formulierung, daß sie abhängig sind von einer im voraus akzeptierten Sprache, also nicht absolut gelten. - In der Tat läßt sich kein absolut gültiges Identitätskriterium aufstellen: Daß Zusammenhang in Raum und Zeit nicht ausreicht, wird an Quines Beispiel zu Anfang des besprochenen Aufsatzes, dem Fluß Kaystros, klar: Die Grenzen des "konkreten Gegenstandes" können hier mit einer gewissen Beliebigkeit gezogen werden. Als das, was von der Sprache als Objekt betrachtet wird, hätten auch verschiedene "Flußzustände" ("river stages") gewählt werden können, die untereinander "flußverwandt" wären (in "ri-

---

1) Quine (1), S 31f. Hervorhebung durch Quine
2) Quine (3), S 72 - 76

ver kinship" stünden)[1]. - Die Auswahl gerade dieses Beispiels könnte die Einsicht Quines in die Unhaltbarkeit eines Standpunktes andeuten, der Bedeutung ganz auf die Funktion der Spiegelung der "Realität" festlegen will. Es wird sich aber gleich zeigen, daß Quine mit der Unbestimmtheit auch der physikalischen Gegenstände von der Objektseite her anders fertigzuwerden sucht.

Zunächst aber ist die Weiterentwicklung Quines zum Konventionalismus hin auch in der Frage der Grenze zwischen konkret und abstrakt festzustellen. Hatte er die allgemeine Definition dieses Unterschieds in "word and object" als unwichtig für sein Vorhaben dort beiseitegeschoben[2], verwirft er sie im Aufsatz "Existenz und Quantifikation" (in Quine (5)) ganz. Sie sei allenfalls graduell sinnvoll: An der Basis einer Theorie, den Beobachtungssätzen, könnten deren Terme direkter mit der Erfahrung in Verbindung gesetzt werden als in höheren Regionen, wo es um die Systematisierung der Erfahrung geht.

> Er kritisiert dabei Carnaps (frühen) Vorschlag, die Existenzfrage für "Kategoriewörter" (wie Zahlen, Eigenschaften und Klassen) als sinnlos abzulehnen. Er meint, "daß die Positivisten falsch lagen", als sie Existenzfragen bei solchen Wörtern von denen bei konkrete Gegenstände bezeichnenden zu unterscheiden versuchten[3].

2.2.1.3. Gibt es ein erkenntnistheoretisch fundamentales begriffliches Schema?

Da das "ontic comitment" jeweils nur für eine Sprache aufzuklären und nicht grundsätzlich darüber zu entscheiden ist[4], kann nominali-

---

1) Quine (3), S 70
2) Quine (4), S 233
3) Quine (3), S 70
4) Vgl schon das Resümee in Quine (1), S 29: "Wir können wenigstens sagen, ob ein gegebenes Muster sprachlichen Verhaltens ein Wort so deutet, daß es etwas oder nichts bezeichnet".

stische Sprachkritik nur noch nach den Vorzügen einzelner Sprachtypen fragen, die jeweils ein bestimmtes "begriffliches Schema" ("conceptual scheme" - mögliche Übersetzung wäre auch Denkrahmen); mit entsprechenden ontologischen Implikationen haben.

Tatsächlich bevorzugt Quine schon in "On what there is" (1948) drei solche Schemata: Das der Physik, das der Mathematik und ein phänomenalistisches. Ihnen gegenüber werden andere abgewertet (die alten Schreckgespenster des logischen Empirismus: Die griechische Mythologie, der Platonismus)[1].

In diesem frühen Aufsatz wird nun erklärt, das Nützlichkeitsprinzip könne zwischen den drei Alternativen nicht entscheiden:

> Die entscheidende Vereinfachung des Erlebnisstroms m.H. des physikalischen Begriffsschemas wird zwar zugegeben ("simplifies our account of experience because of the way myriad scattered sense events come to be associated with single so-called objects;...")[2], dem steht aber gegenüber, daß das phänomenalistische Schema "epistemologically fundamental" sei[3]. Von diesem Schema aus erscheinen Mathematik und Physik als "Mythen":[4] Beide unterscheiden sich von ihm durch die Annahme von als abstrakte Entitäten zu entlarvenden Gegenständen (Klassen und Attribute in der Mathematik, Gegenstände in der Physik). Bezeichnenderweise wird im zitierten Aufsatz der Mythosverdacht gegen den Phänomenalismus selbst nicht ausgesprochen. Entsprechend beschränkt sich die Kritik an Carnaps "Logischem Aufbau der Welt" darauf, daß das Buch es nicht geleistet habe, vom Phänomenalismus aus eine Kritik der physikalischen Dingsprache zu erreichen: Er müsse noch in der phänomenalistischen Sprache undefinierbare Ausdrücke verwenden[5].

---

1) Quine (3), S 17ff
2) Ebda, S 17
3) Ebda
4) Ebda, S 19
5) Noch in "Two dogmas of empiricism", Quine (3), S 39f

Hier wird also an einer ersten Basis der Erkenntnis als Ziel der Erkenntnistheorie festgehalten (inwiefern das Streben nach dem Ausmerzen subjektiver Setzungen aus der Sprache an dieser Stelle in puren Subjektivismus umschlägt, kann hier ununtersucht bleiben) - um den Preis eines in verschiedener Hinsicht komplizierteren Begriffsschemas.

Die nominalistische Tendenz zur Annahme möglichst weniger Typen von abstrakten Seienden zeigt sich auch in der Entscheidung fürs formalistische Selbstverständnis der Mathematik (gegen Logizismus und Intuitionismus)[1]. Der von Hilbert entwickelte Formalismus hält zwar deren Verknüpfungsregeln für sinnvoll und die vom Mathematiker entwickelten und gebrauchten Begriffe für nützlich - nicht aber die Begriffe selbst für signifikant[2].

Anders entscheidet Quine später. In "word and object" wird der Versuch, das physikalische Begriffsschema aus einem sensualistischen zu rekonstruieren, abgelehnt.

Die Motive sind die für die Wendung zum Konventionalismus schon bekannten: Die auf Ding-Wahrnehmung eingespielte vergangene Erfahrung auch des Erkenntnistheoretikers ist nicht radikal zu hintergehen[3], und für das physikalische Begriffsschema sprechen, anders als für ein sen-

---

1) Quine (3), S 14f

2) Vgl die Behauptung der Reduzierbarkeit der abstrakten Gegenstände, die die Mathematik anerkennen muß, auf Attribute und Klassen (Quine (2), S 50 mit Berufung auf Quines Mathematical Logic, N.Y. 1940, Ch. 3 - 6). In "word and object" werden diese Gegenstände noch weiter reduziert: Nur die Klassen bleiben (vgl Quine (4), §§ 43.44.50-51).

3) So die Argumentation in Quine (4), S 1 - 3 (deutlich gegen den Versuch des Rückgangs auf den Strom der Sinneserfahrung, dazu der übliche Hinweis auf Neuraths Gleichnis vom notwendigen Umbau des Schiffs auf dem Meer).

sualistisches oder phänomenalistisches, gewichtige Nützlichkeitsargumente[1]. Die These von der Weiterentwicklung zum Konventionalismus bestätigt sich also, auch wenn Quine aus seinen nominalistischen Sympathien selbst jetzt keinen Hehl macht: Die "abstrakten Objekte" - die Klassen u.ä. - des dritten Begriffsschemas, des mathematischen, werden nur "grollend auch zugelassen, wegen ihrer Nützlichkeit überall in der Theorie"[2].

Ein weiterer Grund dürfte für das Zurücktreten des Phänomenalismus eine Rolle spielen: In "Existenz und Quantifikation" wird die philosophische Position eines "Immaterialisten" fingiert, für den es keine "Körper, sondern nur Eigenschaften, Zeitpunkte und Orte" als Werte der Variablen seiner Sprache gibt[3]. Dieses ontische Inventar ähnelt sicherlich dem sehr stark, mit dem eine Ordnung des Stroms der Sinneswahrnehmungen versucht werden müßte. (Ob es dem Strom als solchem entspringt oder vielmehr doch wieder subjektive Setzung ist, die durch diesen Ansatz gerade ausgeschaltet werden sollte, kann hier ununtersucht bleiben) - Irgendein Satz aus der Theorie eines "Immaterialisten" hat nun aber dieselbe "Reizbedeutung" (Reize, die zur Bejahung eines Satzes hinreichend sind, vgl o.S 13A3 und u.) wie ein entsprechender in physikalischer Sprache. D.h. praktisch: Immer wenn ein "normaler" Mensch z.B. "Im Hof ist ein Hase" sagt, wird der "Immaterialist" jeweils denselben, nur immaterialistisch formulierten Satz äußern. Der Unterschied zwischen beiden Redeweisen liegt also nicht im Bereich der Wirklichkeit (der werden beide gleich gerecht), sondern innerhalb der "Bedeutung", und zwar nicht der für Quine ja einzig "objektiv" faßbaren "Reizbedeutung" der Wörter und Sätze einer Sprache. Bei Quines Skepsis gegenüber solcher Bedeutung (s. dazu weiter u.) kann für ihn ein solcher Unterschied vernachlässigt werden.

---

1) Vgl Quine (4), S 234: "It is that no sufficient purpose is served by positing subjective sensory objects". Dagegen S 238: "In a contest for sheer systematic utility to science, the notation of physical object still leads the field". (Bezug auf Strawson).

2) Quine (4), S 238 (Hervorhebung vom mir): "grudgingly admitted too for their efficacy elsewhere in the theory".

3) Quine (5), S 136f. 143f. Zitat S 137

Die These der objektiven Ununterscheidbarkeit von Phänomenalismus und Physikalismus mag man zwar bestreiten (auch einem Phänomenalisten würde die regelmäßige Wiederkehr bestimmter Eindrücke an bestimmten Stellen die Hypothese der Existenz zunächst wenigstens für ihn unbeweglicher Körper nahelegen; die Wirklichkeit ist nicht völlig unstrukturiert - zu Quines These von der Unbestimmtheit der Übersetzung von Ausdrücken,die kleiner sind als Sätze, wird noch Stellung zu nehmen sein), fest steht aber, daß die Wahrnehmung und das Denken auch von ordnenden Schemata geleitet werden, die sich in der Sprache niederschlagen. Diese Schemata prägen Wirklichkeit, z. T. setzen sie sie erst in dieser Weise ihrer Gegebenheit. Die Frage ist, ob man solche unterschiedlichen Sehweisen als bloße façons de parler vernachlässigen kann. So müßte die Ich-Orientiertheit eines sensualistischen Denkansatzes gegenüber der vorgängigen Welt-Orientierung des physikalistischen (der sogar das denkende Ich unterschiedslos als Körper begreift) auf ihre Konsequenzen für Einstellungen und Handlungen untersucht werden. Ununterscheidbar sind beide also allenfalls von einem sehr beschränkten Horizont der Fragestellung aus.

Wenn nun auch die Wendung Quines zum Konventionalismus mehrfach deutlich geworden ist, bleibt der Nominalismus mehr als nur seine heimliche Sympathie: Die Fragestellung, zur Annahme welcher Seienden wir eigentlich verpflichtet sind, ändert sich bis zu den letzten Schriften Quines nicht (sein letztes Buch versucht ja, die Wurzeln der Referenz aufzuklären) - obwohl sie nach Quines Einsicht zum Teil ihren Sinn verloren hat. Hier treiben Quines Motive ihn in eine ihm selbst kaum bewußte Aporie.

2.2.2. Der Ausweg in den Behaviorismus: "Reizbedeutung"

Wiederholt schon war angedeutet worden, daß für Quines Empiris-

muß "Bedeutung" von vornherein verdächtig sein muß. Ein Ausweg scheint für ihn allenfalls das behavioristische Konzept der "Reizbedeutung" ("stimulus meaning") zu sein.

Um zu prüfen, was es heißt, daß nicht mehr von der Bedeutung, sondern von der Reizbedeutung von Sätzen gesprochen werden soll, ist dieses Konzept etwas genauer darzustellen.

> Quine definiert "the affirmative stimulus meaning of a sentence... for a given speaker, as the class of all the stimulations...that would prompt his assent"[1]. (Die negative Reizbedeutung ist entsprechend die Klasse der Reizungen, die seine Ablehnung des Satzes - nicht Gleichgültigkeit ihm gegenüber - hervorrufen). Um Änderungen im Sprachverhalten des Sprechers auszuschließen und um nicht zu viele (zu lange) Stimulationen in die Reizbedeutung eines Satzes einzuschließen, wird ergänzend erklärt ("modulus" nennt Quine eine bestimmte Zeitspanne, die für jeden Satz unterschiedlich gewählt werden muß): " a stimulus meaning is the stimulus meaning modulo n seconds of sentence S for speaker a at time t"[2].

Nun ist sich Quine durchaus darüber im klaren, daß ein solches Konzept die Ersetzung von "Bedeutung" insgesamt nur sehr unvollkommen leisten kann. Daß nur Sätze, nicht einzelne Worte Bedeutung haben können (wegen der Ununterscheidbarkeit der Reizbedeutung von - z.B. - Kaninchen-Zuständen zeitlicher oder räumlicher Begrenzung, Kaninchen als einzelnen physikalischen Objekten, "Kaninchen" als Massen-Term - z.B.: "250 gr. Kaninchen" -, Kaninchenheit - die Menge aller Kaninchen -), ist schon eine gewichtige Abweichung vom üblichen Begriff der Bedeutung, der doch wohl wesentlich von der Wortbedeutung her geprägt ist (Auf die Gültigkeit des Theorems von der Unbestimmtheit der Übersetzung einzelner Terme wird noch einzugehen sein).

Das Konzept der Reizbedeutung ist zudem in sich unklar. Zwei ganz verschiedene Typen von Reizen machen nämlich die Disposition eines

---

1) Vgl v.a. Quine (1), §§ 8 - 12 (S 31 - 57). Zitat S 32
2) Quine (1), S 33

Sprechers aus, einem Satz zuzustimmen. Zur Reizbedeutung von "Kaninchen" (so Quines Beispiel) gehört etwa neben optischen Sensationen, durch Erscheinen des Tieres, Bilder von ihm o.ä. ausgelöst, auch: "Ich frage mich, was Großvater in seinem Käfig vorm Haus hat. Ist es ein Kaninchen"? Solche sprachlichen Stimuli sind deswegen schwer zu erfassen, weil der überzeugte Behaviorist sich ja nicht an die Bedeutung der geäußerten Worte bzw. Sätze halten darf, sondern nur an ihre Lautseite. Die sehr vielfältigen Möglichkeiten der Formulierung sprachlicher Stimuli lassen sich dann kaum sinnvoll zusammenfassen. Es gibt sogar Sätze, wo sprachliche Stimuli fast die einzigen sind, die sich überhaupt finden lassen (vgl "4 x 7 = 28"). - Quine sieht dieses Problem, erkennt es aber nicht in seiner vollen Tragweite[1].

Gar nicht oder nur kaum abgedeckt durch die Reizbedeutung sind die Bedeutungen von "standing sentences" (dauernd gültige im Gegensatz zu "occasional sentences", "Gelegenheitssätzen"); z.B. "Die Krokusse blühen", "Im Frühjahr machen wir unseren Hausputz". Auch hier sind es allenfalls sprachliche Stimuli, die zur Äußerung der Sätze Anlaß geben; oft werden sie ohne äußerlich erfaßbaren Anlaß geäußert; ganz selten nur aufgrund nichtsprachlicher Ereignisse in der Umgebung der Sprecher (z.B. mag man, im zweiten Fall, miterleben, wie eine Familie ihr Haus im Herbst putzt). Eine Beschreibung der Verhaltensdisposition, den fraglichen Satz zu äußern, ist aber praktisch unmöglich. Quine sieht diese Schwierigkeiten, sieht aber keine andere Folgerung daraus, als sich vorläufig auf die Gelegenheitssätze zu beschränken[2].

---

1) Vgl Quine (4), S 37f: Sprachliche Stimuli werden als zusätzliche Information abgehandelt, die es auszuscheiden gelte. So kann allenfalls bei Beobachtungssätzen verfahren werden; und grundsätzlich Schwierigkeiten für die Definition der Synonymie auf der Basis der Reizbedeutung bleiben erhalten. Ebda, S 48 weicht Quine aus auf "innersubjektive Synonymie". Zu diesem Konzept s. gleich u.

2) Quine (4), S 36f

Fast ebenso schwierig sind Gelegenheitssätze, deren Äußerung nicht durch direkte sinnliche Wahrnehmung stimuliert wird - die ja allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft Gleiches oder zumindest Ähnliches "bedeutet" -, sondern mehr durch (zufälliges) persönliches Wissen (Quines Beispiel: "Junggeselle"). Die Reizbedeutung differiert in diesem Fall von Subjekt zu Subjekt, nicht aber die sprachliche Bedeutung.

Schließlich ist vom Konzept der Reizbedeutung her hinzukommende Information nicht zu scheiden von ihr gegenüber konstanter Bedeutung. Im Fall eines einzelnen Subjekts wäre dies z.B. sein Wissen über vergangene Ereignisse. In Quines rabbit-Beispiel ruft etwa das Wissen, daß vor kurzer Zeit an einem Platz Kaninchen herumgesprungen sind, bereits aufgrund einer Bewegung im Gras Zustimmung zur Frage des Linguisten hervor[1].

Im Fall einer der ganzen Sprachgemeinschaft gegenwärtigen Information könnte man im Beispiel, so Quine unter Dank an Davidson[2], ein Wissen über Kaninchen-Fliegen annehmen, die Kaninchen (zumindest im fraglichen Land) immer begleiten. Dieses Wissen fehlt einem fremdsprachigen Übersetzer und bewirkt, daß seine und der Eingeborenen Reizbedeutung von Kaninchen nie ganz übereinstimmen. - Quine bietet eine Lösung überhaupt nur für den ersten Fall an: Es müßte durch den Vergleich mit anderen Sprechern die Reizbedeutung zu einer sozial abgesicherten Größe gemacht werden, der gegenüber individuelle Besonderheiten wie solches zufälliges Wissen weniger bedeutsam wären und vernachlässigt werden könnten[3].

---

1) Quine (4), S 37
2) Ebda
3) Ebda, S 38

Abgesehen von solchen Schwierigkeiten bei verschiedenen Weisen der Bedeutung hat die Reizbedeutung sogar von Beobachtungssätzen, des Typus von Sätzen, (wie "Kaninchen"), auf den dieses Konzept noch am ehesten paßt, ihre Tücken: Es müssen Typen von stimulierenden Situationen festgelegt werden, da man sich sonst ins Unendliche privater Zufälligkeiten verliert[1]. Wie soll das aber geschehen, es sei denn durch eine Vorwegnahme der sprachlichen (nicht-Reiz-)Bedeutung? Nur sie kann Hinweise für die Unterscheidung von wesentlich und unwesentlich geben. - Dasselbe gilt für die Bestimmung des für jeden Satz verschiedenen "Modulus" der Reizbedeutung: Auch er läßt sich sinnvoll nur von einem Vorwissen um die sprachliche Satzbedeutung festlegen.

Eine völlige Übereinstimmung der Bedeutung eines Wortes zwischen zwei Sprechern, seien sie aus derselben Sprachgemeinschaft oder nicht, ist demnach nicht zu erreichen[2]. Es muß also mit "signifikanter Annäherung" zwischen zwei Reizbedeutungen gearbeitet werden, um inner- oder zwischen-sprachlich von - gleicher Reizbedeutung sprechen zu können. Hier wird die Hilfsfunktion des Konzepts der Reizbedeutung ganz deutlich: z.B. die Übersetzbarkeit eines Ausdrucks durch einen anderen hat mit privaten Zufälligkeiten von deren Reizbedeutungen gar nichts zu tun. Es zeigt sich, daß die Reizbedeutung zunächst eine <u>private</u> Konzeption ist, während für die sprachliche Bedeutung ein soziales Moment konstitutiv ist.

Hält man das mit dem Faktum der Verschiedenartigkeit der Reizbedeutung in sich zusammen - sprachlich und nicht-sprachlich - und ihrem je verschiedenen Gewicht bei verschiedenen Typen der sprachlichen Bedeutung, erscheint es schlechthin unmöglich - oder als ein

---

1) So Quine selbst, ebda S 34 (4)
2) Das wird wieder von Quine selbst zugegeben. Vgl. Quine (4), S 40 bzw. 45

Lebenswerk-, ohne Vorgriff auf eine gemeinsame (oder als solche zu erwerbende) Lebens- und Sprachwelt die Reizbedeutung auch nur weniger Sätze einer Sprache zu bestimmen.

Da Quine diese Schwierigkeiten vielfach sieht[1], beschränkt er sich darauf, für zwei Fälle, wo der Begriff der "Bedeutung" ihm relevant wird - bei der "Radikalübersetzung" aus einer völlig unbekannten Sprache nämlich und bei der Synonymie -, die Möglichkeit darzustellen, mit dem Rückgriff auf die Reizbedeutung auszukommen. Eine systematische Neufassung von "Bedeutung" auf der Basis der Reizbedeutung wird gar nicht versucht[2] - obwohl Quine sich nur unter Reizbedeutung etwas Sinnvolles vorstellen kann. Quine vertritt allerdings die These, daß von den Beobachtungssätzen her - deren Reizbedeutung einwandfrei zu klären sei - der ganze Gehalt der Sprachbedeutung erschließbar sein müsse (da der nur empirisch sein könne). Insofern ist - für Quine - das Bedeutungsproblem mit dem Begriff der Reizbedeutung jedenfalls für die Wissenschaftssprache doch grundsätzlich erledigt. - Daß das Funktionieren von Bedeutung in den natürlichen Sprachen damit keinesfalls zu erfassen ist - und ein Linguist z.B. also mit der Quineschen Wissenschaftssprache kaum zufriedenstellend arbeiten könnte -, dürfte schon klargeworden sein.

Auch in den beiden Fällen, die ihm relevant sind (allerdings nicht bei Beobachtungssätzen) greift Quine kaum verdeckt auf eben den Mentalismus zurück, den der behavioristische Ansatz gerade ausschalten sollte. Im Fall der "Radikalübersetzung" muß für Gelegenheitssätze, die nicht Beobachtungssätze sind, auf einen zweisprachigen Übersetzer

---

1) Vgl z.B. Quine (4), S 44: "It is for observation sentences (sc.: and no others)..... that the notion of stimulus meaning constitutes a reasonable notion of meaning".

2) Andere Gebräuche von "meaning" betrachtet Quine allerdings wohl kaum als sinnvoll. Vgl schon Quine (3), S 48, wo nur Synonymie und Signifikanz als sinnvoll anerkannt werden. S. auch gleich u. im Text.

zurückgegriffen werden[1]. Zwar versucht Quine, den Ansatz der Reizbedeutung auch hier durchzuhalten: Er hatte festgestellt, daß für solche Sätze (sein Beispiel: "Junggeselle" als ein-Wort-Satz) für einen einzelnen Sprecher eine eindeutig festgelegte Reizbedeutung vorhanden ist (nämlich alle Junggesellen, die er kennt - wenn man von den sprachlichen und einigen ausgefalleneren nichtsprachlichen Stimuli absieht), obwohl sie für verschiedene Sprecher im allgemeinen völlig verschieden ist (vgl auch oben). Nun soll bei der "Radikalübersetzung" der zweisprachig gewordene Übersetzer durch Introspektion feststellen, ob die Reizbedeutungen zweier solcher Sätze - Quines fingiertes Beispiel: "Junggeselle" und "soltero" - für ihn identisch sind. - Inwiefern, da auf Introspektion sowieso zurückgegriffen wird, die Reizbedeutung objektiver, wissenschaftlicher oder was immer ist als der schlichte Vergleich der Verwendung der Bedeutungen in beiden Sprachen, ist mir rätselhaft. Hinzukommt, daß die Basisfunktion der Reizbedeutung auf jeden Fall aufgegeben ist: Wenn der Übersetzer zweisprachig geworden ist, dann kann er von einer Sprache in die andere übersetzen - warum sollte er sich dann noch mit introspektiver Ermittlung von Reizbedeutungen aufhalten? Praktisch ist Quine hier zu einer verstehenden, hermeneutischen Sprachauffassung übergegangen: Das allmähliche Eindringen in die fremde Lebenswelt ermöglicht das Verständnis der fremden Sprache[2]. - Es bestätigt sich also, daß Linguisten, die doch immerhin auch Wissenschaftler sind, mit dem Konzept der Reizbedeutung kaum etwas anfangen können.

---

1) Vgl Quine (4), S 47

2) Daß Quine das zweisprachig Werden in vielem richtig sieht (nämlich in seiner ihm notwendig verdächtigen hermeneutischen Bedeutung), zeigen die deutlichen Vorbehalte ihm gegenüber, die er an anderer Stelle äußert. Vgl Quine (4), S 71.

Genauso problematisch wie Sätze vom Typus "Junggeselle" wären natürlich die "beständigen Sätze"[1]. - Beide Typen von Sätzen machen bei der Behandlung der Synonymie (dem zweiten Fall, wo Quine "Bedeutung" relevant war) Schwierigkeiten. Für "Junggeselle" - dessen Synonymie mit "unverheirateter Mann" erklärt werden soll - wird auf die "intrasubjektive Synonymie" rekurriert: Es wird festgestellt, daß die Reizbedeutungen beider ein-Wort-Sätze für je ein Subjekt gleich sind. Dies wird dann als Synonymie bezeichnet - obwohl diese Art der Synonymie völlig anders strukturiert ist als - z.B. - : "Kaninchen" und "gezähmtes Nagetier mit zwei langen Ohren und Stummelschwanz". Für "beständige" Sätze gibt auch Quine zu, daß mit der Reiz-Synonymie nicht weiterzukommen ist. Er greift auf die "intuitive Intention" der Begriffe von Synonymie (und des eng daran gekoppelten der Analytizität) zurück und beläßt es dabei[2]. Hier ist also das Ungenügen der Reizbedeutung noch offensichtlicher.

Warum nun ein gegenüber der Einfachheit und der systematischen Effizienz einer Theorie nicht unaufgeschlossener Wissenschaftler wie Quine auf einen so in sich unklaren und vielfach ungenügenden Begriff wie den der Reizbedeutung überhaupt zurückgreift, ist zwar eine berechtigte Frage, die Antwort darauf dürfte aber nach dem eingangs Geäußerten nicht allzu schwer fallen: Einmal ist sicher an ihr sympathisch, daß dieses Konzept am wirkungsvollsten bei den Beobachtungssätzen ist, deren fundamentale Position in der empiristischen Sprachtheorie Quines schon hervorgehoben wurde; dann aber ist, viel wichtiger, die Reiz-

---

1) Dazu kommt noch das Problem der "analytischen Hypothesen", die für eine fremde Sprache notwendig werden. Sie beruhen manchmal auf dem behavioristisch kaum tragfähigen Grund von Synonymie und Analytizität (s. dazu gleich u.) und verlangen hie und da kaum überprüfbare Projektion in die fremde Sprache. Vgl Quine (4), §15 (S 68 - 72).

2) Quine (4), §§ 14 und 15 (S 61 - 72)

bedeutung die einzige Gestalt von Bedeutung, die dem nominalistischen Empirismus unverdächtig ist. Der Verdacht, Bedeutungen seien so etwas wie geistige Seiende, läßt sich nur zerstreuen, wenn sie zweifelsfrei auf außer-Geistiges zurückgeführt sind. Eine andere als eine empirisch begründete Bedeutung kann es nicht geben, auf sie hat man sich also zu beschränken. Nur wenn man Sprache so "von außen" betrachtet, gerät der empiristische Ausgangspunkt nicht in Gefahr.

2.2.3. Versuch der extensionalistischen Reduktion der Bedeutung (Sympathie für reference)

Der sozusagen "klassische" Weg des Nominalismus, das Problem der Bedeutung zu lösen, sie nämlich grundsätzlich mit der Menge der Gegenstände gleichzusetzen, für die ein Wort steht (den Begriffsinhalt also durch den Begriffsumfang zu ersetzen), ist bei Quine nirgends systematisch durchgeführt, auch die offensichtlichen Schwächen des behavioristischen Reizbedeutungs-Konzepts lassen ihn darauf nicht zurückgreifen. Immer wieder aber findet sich bei ihm eine Parteinahme für eine "extensionale" Sprache und die Kritik an der "intensionalen" (diese versucht, knapp zusammengefaßt, die Formalisierung eines nicht vom Gegenstandsbezug abhängigen Sprachbereichs; entsprechend wäre eine Sprache extensional, wenn ihre Bedeutungen sich ganz auf Mengen von Gegenständen - bzw. Mengen von geordneten Paaren bzw. Mengen von Dreier- oder Viergruppen usw. von Gegenständen - zurückführen lassen). Die Untersuchung der Dimension der "Bezeichnung" ("reference") der Sprache hat für Quine also einen doppelten Grund: Einmal geht es ihm (immer noch!) darum, das Faktum der "ontologischen Gebundenheit" der Sprache zu erhellen, zum anderen ist der Bereich der reference der für den Nominalisten einzig vertrauenerweckende.

Die Unterscheidung zwischen "meaning" ("Bedeutung") und "reference" ("Bezeichnung") ist seit Frege in der Logik üblich[1]. "Reference" meint die Entsprechung eines Terms im Gegenstandsbereich; "meaning" ist bestimmt durch die innersprachlichen Bezüge zum Gebrauch anderer Terme (z.B.: Synonymie). Freges Beispiel für eine Differenz im "Sinn" bei gleicher "Bedeutung" (so seine Terminologie): "Abendstern" und "Morgenstern" haben dieselbe "Bedeutung" (den Körper Venus).

Für Frege selbst war sowohl "Bedeutung" als auch "Sinn" eines Zeichens fraglos in eine formalisierte Sprache einzubringen: Der "Sinn" ist etwas intersubjektiv Gegebenes, das immer gleich wahr ist[2].

Quine dagegen glaubt, daß nur eine extensionale Sprache, die neben logischen Verknüpfungsregeln lediglich ein- und mehrstellige Prädikate und Individualterme (auch von Klassen - diese wären durch zweistellige Prädikate der Klassenmitgliedschaft im Kontext definierbar) enthält, ohne Schwierigkeiten für Logiker und Mathematiker verwendbar ist[3]. Außer den logischen Verknüpfungsregeln gibt es hier nämlich keine Beziehungsregeln zwischen den Prädikaten und den Individualtermen (auch je untereinander), die vor der empirischen Arbeit mit der Sprache schon festgelegt wären.

---

1) Vgl "Über Sinn und Bedeutung", in Frege, S 40 - 65. - Frege hatte eine andere Terminologie: Was Quine unter "meaning" versteht, heißt bei ihm "Sinn"; "reference" nennt Frege "Bedeutung" (dieses Wort hat seinen Sinn also ins Gegenteil verkehrt). In der vorliegenden Arbeit wird die moderne Terminologie übernommen. Versuchsweise wird der Terminus "Semantik" als Oberbegriff für "Bedeutung" und "Bezeichnung" eingeführt.

2) Als solcher wird er von der privaten "Vorstellung", die an eine bestimmte Zeit und an einen bestimmten Ort gebunden ist, abgehoben. Vgl Frege, S 70.

3) Vgl die Kurzbeschreibung Quine (3), S 30. Auf das Problem der Klasse ist noch einzugehen.

Das Problem der "Bedeutung" (das Vorkommen eben solcher Bezüge in natürlichen Sprachen) ist so die zweite Quelle philosophischer Verwirrung, deren Analyse "from a logical point of view" gewidmet ist[1]. Die Entstehung des Problems läßt sich in vielem aus Quines nominalistisch-empiristischer Grundhaltung ableiten.

Bezeichnenderweise schrumpft die Behandlung von "Bedeutung" auf zwei Fragen zusammen, die ihre Problematik gerade von einem Bezeichnungs-Modell der Semantik her ausmachen: Einmal läßt Gleichheit des bezeichneten Gegenstandes bei ihrem Sinn nach unterschiedenen Individualtermen (Namen, vgl. Freges Abendstern-Morgenstern-Beispiel) oder Gleichheit der Klasse der bezeichneten Gegenstände bei Universaltermen verschiedener Bedeutung (Quines Beispiel: Lebewesen mit Herz - Lebewesen mit Nieren) den von Bezeichnung unterschiedenen Bereich der Bedeutung erst interessant werden; von der Problematik dieser Beispiele her stellt sich die Forderung nach einem anderen Kriterium als nur dem Gegenstandsbezug für die Beurteilung der Gleichheit oder Verschiedenheit der Semantik von Termen (Problem der Synonymie und Verwandtes). - Andererseits stellt sich die Forderung nach einem Kriterium für die Beurteilung der Sinnhaftigkeit (des semantischen Gehalts) einer Aussage überhaupt (Problem der Signifikanz) angesichts offensichtlich semantisch gehaltvoller (sinnvoller) Aussagen wie "Pegasus wurde von Bellerophon geraubt", wo die Individualterme (Pegasus, Bellerophon) nichts bezeichnen[2]. Die Möglichkeit, das Problem der Bedeutung zu reduzieren auf die Frage der Signifikanz und der Synonymie, wird von Quine oft betont[3]. Daß für ihn die Sprachbedeutung auf ihre Problemfälle schrumpft, zeigt wieder das "von außen" des Standpunkts Quines: Er steht diesem Bereich der Sprache grundsätzlich skeptisch gegenüber.

---

1) Quine (3), S 7
2) "A singular term need not name to be significant" (Quine (3), S 9)
3) Ebda, S 11f. 22.48f

Es ist allerdings zu fragen, ob diese Skepsis nur aus nominalistischen Quellen gespeist wird. Gegenüber der relativ eindeutigen (jedenfalls leicht eindeutig zu machenden) Bezeichnung eines Ausdrucks ist seine Bedeutung in natürlichen Sprachen wesentlich unbestimmt. Diese Unbestimmtheit seiner Bedeutung sorgt dafür, daß ein Ausdruck von anderen nicht exakt abzugrenzen bzw. seine Identität mit anderen nicht exakt festzustellen ist. Auf der Durchführbarkeit des Prinzips der Ersetzung des Identischen für Identisches ("Ununterscheidbarkeit des Identischen")[1] beruht aber die Möglichkeit einer konsistenten logischen Formalsprache. Darüberhinaus ermöglicht die Unbestimmtheit der Bedeutung die Modifikation der Bedeutung eines Wortes in natürlichen Sprachen. In der formalisierten Sprache definierte Ausdrücke sollen aber nicht nur für bestimmte Kontexte gelten, sondern unbeschränkt (vgl das oben zum logischen Sprachmodell Gesagte). Deswegen müßte, soll die Bedeutung von Termen in einer formalisierten Sprache berücksichtigt werden können, Synonymie, über die schwächere Identität von Begriffsumfängen hinaus, exakt festlegbar sein[2] (weniger problematisch ist die genaue Festlegung der Bedeutung jedes einzelnen Terms für sich). - Das Motiv der möglichst großen Brauchbarkeit einer Sprache für die Logik stellt sich also neben das nominalistische. Zwischen beiden Motiven zu unterscheiden, wird wohl nicht immer möglich sein; es soll im folgenden an einzelnen Stellen wenigstens versucht werden.

2.2.3.1. Beschränkung auf "kognitive" Bedeutung

Auf verschiedene Weise versucht Quine, die Ungenauigkeit der Bedeutungsbezüge von Termen in natürlichen Sprachen einzugrenzen.

---

1) Quine (1), S 34

2) Diese Unterscheidung wird Quine (3), S 27, sehr deutlich gezogen: "mere agreement in reference...is ...irrelevant to the question of synonymy".

Einmal könnte man den Bereich der Sprache, innerhalb dessen die Ersetzbarkeit des Identischen erlaubt sein soll, genau festlegen und den Rest der Sprache als für die Logik irrelevant betrachten. Dann ginge Quine offensichtlich stärker vom Interesse der Logik aus.

So wird die Forderung nach exakter Synonymie eingeschränkt auf den Bereich der "kognitiven" Bedeutung[1]: Identität im Sinne "vollständiger Identität psychologischer Assoziationen oder dichterischer Qualität" bleibt außer acht. Eine solche Einschränkung des für sie relevanten Sprachbereichs ist in der Logik durchaus üblich[2]. Dadurch wird die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Ungenauigkeit der Bedeutungen und der Synonymie in den natürlichen Sprachen vermieden; ohne es in seiner inneren Funktionalität zur Kenntnis zu nehmen[3], wird es soweit als möglich beseitigt. - Die Differenz zwischen dem Horizont des einzelnen Sprechers und dem der allgemeinen Sprache[4] wird nicht als produktiv erkannt (insofern der Gebrauch einzelner Sprecher oder der von Sprechergruppen im Lauf der Zeit einzelnen Worten neue

---

1) Quine (3), S 28. Übersetzung nach Sinnreich, S 176

2) Vgl. die Trennung Freges in "Sinn" und "Vorstellung" (s.o.); Carnap verwendet den Begriff des "kognitiven Sinns" in ähnlicher Weise wie Quine. Er kennzeichnet ihn als "die Sinnkomponente,...die für die Bestimmung der Wahrheit wichtig ist". (Meaning and Synonymy in Natural Languages, in: Carnap, S 233 - 47; übersetzt in Sinnreich, S 145 - 63, zit. n. dort S 150); C.G. Hempel verwendet den Begriff der "kognitiven Signifikation" (in Hempel (2)).

3) Auch in empirischen Untersuchungen natürlicher Sprachen erscheint für Quine die Ungenauigkeit des Sinns nur unter dem Stempel des zu Vernachlässigenden (wenn die Kriterien der Synonymie jetzt auch schärfer gefaßt werden müßten): Quine (3), S 57

4) Der Begriff der "allgemeinen Sprache" soll hier vorläufig für den relativ allgemeineren Sprachhorizont einer (z.B. nationalen) Sprechergemeinschaft stehen. Daß er als Größe verschwimmt, wäre gerade Ergebnis der Untersuchung der angesprochenen Differenz. Thematisch wird diese konstitutive Dichotomie in der Sprachstruktur erst im zweiten Teil der Arbeit beschrieben werden können.

Nuancen des Sinns zu geben vermag oder die gesellschaftlich eingespielte Sprache auf Differenzierungen im semantischen Horizont des einzelnen nivellierend oder auch befruchtend einwirken kann), sondern es wird entschieden Partei ergriffen für den Pol der allgemeinen Sprache (unter der besonderen Hinsicht auf deren bezeichnende Funktion). Diese wird dadurch der Möglichkeit der Veränderung aus der Fruchtbarkeit jener Differenz heraus beraubt.

Das logische Interesse, die Bedeutungen exakt bestimmen und möglichst generell verwenden zu können, ist in diesem Fall mit der nominalistischen Einschränkung der Sprache auf ihre bezeichnende Funktion zwanglos in Einklang gebracht.

2.2.3.2. "Nicht rein referentielles" Vorkommen von Termen

Ähnlich wie dauernd wechselnde Bedeutungsnuancen widersprechen dem Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen manche Ausdrücke in Sätzen, die von einem "glaubt daß" o.ä. regiert werden[1].

> Ein Beispiel Quines sei zitiert: "Philip glaubt, daß Tegucigalpa in Nicaragua liegt". Durch die Ersetzung aufgrund der Identität "Tegucigalpa = Hauptstadt von Honduras" ergibt sich die Falschheit: "Philip glaubt, daß die Hauptstadt von Honduras in Nicaragua liegt[2]".

Der Grund für das Scheitern der Ersetzung des Identischen liegt offenbar in der Beschränktheit des sprachlichen Horizonts (und des sachlichen Wissens) Philips: Er weiß eben nicht, daß Tegucigalpa die Hauptstadt von Honduras ist. Die Schwierigkeit resultiert also aus der

---

1) Zum folgenden vgl Quine (3), S 139 - 50 (revidierte Fassung von Quine (2); außerdem Quine (1), §§ 30 - 32.35.44, und Quine (5), S 197 - 200.

2) Quine (3), S 140

Differenz von Sprachhorizont des einzelnen und dem Horizont der allgemeinen Sprache.

Es gibt eine Reihe von Verben, bei denen dasselbe Problem auftaucht: "sagt, daß", "wünscht, daß", drängt darauf, daß", "begehrt, daß" u.ä. Im Anschluß an Russell nennt Quine solche Verben "expressions of propositional attitude" (am ehesten zu übersetzen als "Ausdrücke mit propositionaler Stellungnahme")[1]. Der Grund für die zunächst merkwürdig scheinende Terminologie: Bei ihnen wird die Vorstellung einer Proposition als bedeutungsmäßiger Entsprechung eines Satzes besonders wichtig, da diese Nebensätze im Objektbereich keine Entsprechung hätten (dazu s. gleich unten).

Im logischen Interesse liegt es, den Gebrauch von Sätzen, die von Verben mit "propositional attitude" regiert werden, einzugrenzen oder mindestens zu regeln: In der idealen logischen Sprache sollte universale semantische Identität der verwendeten Ausdrücke mit sich selbst herrschen und die Möglichkeit der Quantifizierbarkeit[2] gegeben sein. Quine entscheidet entsprechend diesem Interesse, wählt aber die am wenigsten einschneidende Möglichkeit: In jene Sätze kann nicht quantifiziert werden. Sie sind damit Sätze "zweiter Klasse" geworden, es wird aber nicht für möglich gehalten, sie durchgehend durch Ausdrücke zu ersetzen, die jene Schwierigkeiten nicht mehr böten.

Quine erklärt die Eigenart solcher Sätze dadurch, daß die in ihnen verwendeten Terme nicht "rein referentiell" seien. Und zwar bezeich-

---

1) Quine (4), S 150

2) In Quine (3), S 147 weist Quine auf die Unmöglichkeit hin, solche Sätze der Quantifikation zu unterziehen: Das "es gibt" der Quantifikation bezöge sich ja wieder auf eine (sprachlich bestimmte) Gegenstandsebene, die von allen Sprachteilnehmern akzeptiert wird - der Gegenstand des Beispiels existiere aber allenfalls in der Ontologie Philips.

neten nicht rein referentielle "singular terms" (Ausdrücke, die schon von ihrer Form her beanspruchen, für genau ein Objekt zu stehen) keinen Gegenstand[1]; nicht rein referentielle "general terms" (entsprechen in ihrer Funktion etwa den Verben der natürlichen Sprachen, aber auch Substantive, die sich auf unbestimmt viele Objekte beziehen - z.B. "Apfel" - gehören dazu) seien keine Terme, sondern schlicht "undurchsichtige Verben"[2].

Bei einigen nicht rein bezeichnenden Ausdrücken versucht Quine, das Problem des Gegenstandsbezugs noch anders zu lösen: Er formuliert solche Sätze so neu, daß das Objekt des Glaubens ein "ewiger Satz" ist. Der wird dann durch Anführungszeichen vom Rest der Rede abgetrennt[3]. Der Vorteil dieser Lösung wäre die einheitliche Behandlung all dieser Fälle von referentieller Undurchsichtigkeit. - Sicher ist diese Entscheidung konventionalistisch inspiriert. - Die Annahme "ewiger Sätze als Objekte des Glaubens usw. verwischt aber entscheidende Züge dessen, was umgangssprachlich als "glauben", wünschen" usw. gebraucht wird, zugunsten des logischen Exaktheitsideals: Sehr häufig betont "glauben" hier den Unterschied zu "wissen". Es geht dabei nicht nur um den Grad der Sicherheit, sondern auch um den Grad der Genauigkeit, mit der man etwas weiß. Was man glaubt, ist also oft unbestimmt, und das sind "ewige Sätze" ja gerade nicht (auf diese Unbestimmtheit wird gleich zurückzukommen sein). Damit zusammenhängend ist, was man glaubt, aber auch abhängig von der Sprache, die man

---

1) Quine (4), S 145. Ein solcher Ausdruck verbinde den Sprecher mit keinem Objekt.

2) Quine (4), S 155

3) Zwei weitere Lösungsmöglichkeiten werden von Quine angedeutet, scheinen aber weniger wichtig: Ein Vorschlag Schefflers wird von Quine als problematisch aufgezeigt, ein dritter Quines selbst will aus jedem Glaubens- (u.ä.) Satz einen general term machen. Da deren innere Struktur in der für die Sprache der Wissenschaften konzipierten "canonical notation" nicht untersucht wird, ist das Problem in ein sowieso undurchsichtiges Gebiet nur abgeschoben (Quine (4) S 211 - 216)

spricht, von deren Fähigkeit, Dinge und Verhältnisse auszudrücken, von ihrer spezifischen Eigenart dabei. - Auf die unbestimmten, sprachgebundenen Momente kann aber z.B. die Psychologie, deren Zwecken Quines Unternehmen, wie denen anderer Wissenschaften, dienen soll, wohl kaum verzichten. So bleibt dieser Lösungsvorschlag besonders aporetisch.

Allen drei Vorschlägen aber ist gemeinsam, daß sie die Fälle von nicht rein bezeichnendem Gebrauch streng frei von Wirklichkeitsbezug halten wollen (solche Sätze bezeichnen entweder nichts oder wiederum ein Sprachliches - ewige Sätze).

Ob überhaupt so scharf zwischen bezeichnend und nicht bezeichnend getrennt werden kann, erscheint sehr problematisch. Voraussetzung wäre, daß man weiß, wo genau die Grenze zwischen sprachunabhängiger Struktur der Wirklichkeit und sichtender und ordnender Tätigkeit der Sprache verläuft. Das zu wissen ist aber nicht möglich: Die Bindung an die je eigene Sprache ist nicht ganz aufzuheben. Quine sieht das ja selbst: Vgl., was zum "ontic comitment" ausgeführt wurde.

In dieser Erklärung macht sich also Quines Nominalismus bemerkbar. Wieder ist er ein Beiherspielendes neben dem logischen Interesse.

Richtig wäre die Bezeichnungsbeziehung Sprache - Gegenstand an dieser Stelle - z.B. dem sprachlichen Horizont Philips - als unbestimmt und allenfalls als unökonomisch definiert zu beschreiben (weil die ungenaue Abgrenzung Tegucigalpa - Nicaragua ihn in Schwierigkeiten versetzen könnte).

Diese Beobachtung könnte zu einer Berücksichtigung der konstitutiven Rolle der Differenz der Horizonte in einer Sprache führen (vgl die

Hinweise oben)[1].

Indirekt anerkennt Quine die Unbestimmtheit der Bezeichnung in solchen Kontexten: Die Grenzen der Möglichkeit, eine propositionale Einstellung zu umschreiben, werden vom Zweck der Umschreibung abhängig gemacht[2]. Jene Einstellung kann also in ihrer Besonderheit in allen Aspekten gar nicht erfaßt werden[3]. Eben wegen dieser Bindung an besondere Umstände werden die "propositional attitudes" - bezeichnende Parallele: Die Indikatorwörter - aus dem "strengen Begriffsapparat wissenschaftlicher Theorien" verbannt[4].

> Daß die (speziell referentielle) Unbestimmtheit natürlich-sprachlicher Bedeutungen hier ein wesentlicher Grund der Schwierigkeiten Quines ist, zeigt sehr schön seine Auseinandersetzung mit Sätzen wie "Ernest is hunting lions". Die Unbestimmtheit liegt hier im Verb "to hunt - jagen", das, auf die Jagd von Tieren hin gesagt, kein bestimmtes Objekt meint. Quine kann diese Verbstruktur - eine gar nicht seltene - nicht positiv würdigen. Vielmehr wird ein solcher Satz auf die Form der Sätze mit "propositional attitude" ge-

---

1) Ein ähnliches Problem, weniger der Differenz als der Veränderbarkeit sprachlicher Horizonte (auch u. U. der Privatheit dieser Veränderungen) bringt das Zitieren von allgemeinsprachlich unsinnigen Lautkombinationen in sprachlich sonst unauffälligen Kontexten mit sich (vgl. dazu Quine (3), S 55f). Solche Vorkommnisse haben sicher einen Sinn (wenigstens den des Amüsements der Beteiligten), lassen sich aber gar nicht fixieren (nicht einmal auf dem Niveau des sprachlichen Horizonts des einzelnen: Er vergißt sofort die gemachte Äußerung). An solchen Extremfällen (zu vergleichen wäre das Zitieren von fremdsprachlichen Sätzen) könnte noch besser die Notwendigkeit aufgewiesen werden, der Veränderung sprachlicher Horizonte eine konstitutive Rolle in der Sprachtheorie zuzuweisen.

2) Vgl. Quine (4), S 218 - 21 und Quine (5), S 197 - 200

3) Quine streift hier indirekt den Gedanken der Erfüllung der Bedeutung in der Situation ihres Gebrauchs, der ein zentrales Anliegen von Lipps' Sprachphilosophie ist (s. dazu). Bezeichnend für den Empiriker und Logiker ist die negative Wertung, die mit der Erkenntnis solcher Züge der Sprache unweigerlich verbunden ist (s. dazu gleich u. im Text).

4) Quine (5), S 199

bracht und das Verb "to hunt" ohne bestimmtes Objekt als nicht-Term bezeichnet[1].

Ursprünglich wurde das Kriterium, rein referentiell gebraucht sein zu müssen, um den Anforderungen der Identität und Quantifizierbarkeit zu genügen, an einer anderen Gruppe von Beispielen entwickelt[2]. Diese Beispiele basieren auf dem Mechanismus, daß Sätze, in denen etwas über Namen von Dingen ausgesagt wird, falsch werden, wenn ein anderer Name desselben Dinges für den ersten in den Satz eingesetzt wird.

Beispiel: "Cicero" contains six letters" wird falsch bei der Einsetzung der Identität "Cicero = Tullius"[3].

Im zitierten Beispielsatz wird über "Cicero" als Namen gesprochen. In den meisten Fällen sind aber intentio recta (auf den Gegenstand hin) und intentio obliqua (auf die Gestalt des Namens) vermischt:

wie in "Giorgione wurde wegen seiner Größe so genannt", das durch Einsetzung aufgrund "Giorgione = Barbarelli" falsch wird: "Barbarelli wurde wegen seiner Größe so genannt[4]."

Solcher Bezug auf den Namen eines Gegenstandes muß dadurch ausgedrückt werden, daß man den fraglichen Term in Anführungszeichen setzt[5]. Quines Lösung der Schwierigkeit liegt wieder im Verbot, in Texten in Anführungszeichen zu substituieren (Text und Anführungszei-

---

1) Quine (4), S 154 - 56
2) Vgl. Quine (2), und in revidierter Form Quine (3), S 139 - 50; außerdem Quine (4), S 141 - 51).
3) Quine (3), S 139
4) Ebda
5) Anführungszeichen müssen aber nicht immer bedeuten, daß der zwischen ihnen stehende Text nicht rein referentiell ist (Vgl Quine (3), S 141).

chen bilden erst eine quantifizierbare Einheit) beziehungsweise im Gebot, nur teilweise referentielle Ausdrücke so aufzuspalten, daß ein rein referentielles Vorkommnis und ein nicht rein referentielles in Anführungszeichen entstehen.

> Der zweite Beispielsatz hieße dann korrekt: "Giorgione wurde wegen seiner Größe 'Giorgione' genannt". Die Substitution von "Barbarelli" ist jetzt möglich, aber nur für das nicht in "Anführungszeichen gesetzte "Giorgione"[1].

Mit diesem Typus der "referentiellen Undurchsichtigkeit" (Terminus Quines[2]) nähert sich die Untersuchung einer anderen Grundstruktur der Sprache: Der Möglichkeit des reflexiven Sprachgebrauchs, daß also in der Sprache über sie selbst gesprochen werden kann. Quine kann diese Möglichkeit nicht berücksichtigen - um der eindeutigen Referenz der Wörter willen. Mangelnde Eindeutigkeit würde die Universalität des logischen Quantifikationsmechanismus behindern. Klare Trennung der verschiedenen Ebenen des Sprachgebrauchs liegt in der Tradition der Logik: Während Frege Regeln für eine genaue Unterscheidung beider Sprachgebräuche aufzustellen versuchte (Einschließen des reflektierenden Gebrauchs in Anführungszeichen, regelmäßige Verschiebung von "Sinn" und "Bedeutung" in "gerader Rede": in "ungerader Rede" ist "Bedeutung" - d.h. reference - des Wortes sein "gerader" Sinn - d.h.: meaning-, und es hat dann einen "ungeraden Sinn")[3], schlug

---

1) An diesem Beispiel stellt Quine die Unmöglichkeit dar, Sätze dieses Typs zu quantifizieren:"Vx (x wurde so genannt aufgrund seiner Größe)"wäre, aufgrund des Mangels eines Bezugsworts von "so genannt", Unsinn (Quine (3), S 145, vgl Quine (4), S 153). - Nicht bedacht ist allerdings bei Quine, daß eine sinnvolle Umformung möglich ist, z.B.: "Vx (x erhielt wegen seiner Größe seinen Namen)".

2) Quine (3), S 142; Vgl Quine (5), § 30. - Die Aufgabe von "not purely designative" im neuen Aufsatz und die mit dem neuen "not purely referential" verbundene terminologische Annäherung an den Gegensatz meaning - reference verdeutlichen das nominalistisch-empiristische Element in Quines Stellungnahme zu dieser Frage.

3) Frege, S 43.

Russell mit seiner Typenregel das generelle Verbot, Terme der Wissenschaftssprache selbst wieder zu prädizieren, vor. Das hat natürlich, vom Interesse der Eindeutigkeit und Klarheit her, Vorteile: Freges Regelung kann Fälle wie "Mit 'Cicero' meine ich einen Redner im republikanischen Rom" nicht von solchen wie Quines Beispiel "'Cicero' contains six letters" unterscheiden.

Quines Lösung (Anführungszeichen, Substitutions- und Quantifikationsverbot in den Bereich der Anführungszeichen, das Zitat selbst wird als nicht sinnvoll in seinem Kontext angesehen: es kann durch Buchstabierung ersetzt werden)[1] liegt etwa in der Mitte: Einerseits verzichtet er nicht ganz auf diesen Sprachgebrauch, andererseits spricht er ihm faktisch den Sprachcharakter ab (Frege blieb dagegen näher an der natürlichen Sprache: So kann der Text zwischen Anführungszeichen mit der Nachahmung eines Vogels verglichen werden[2].

2.2.3.2.1. Exkurs: Reflexionsstruktur der Sprache und Tarskis Modellrekonstruktion der Wahrheit von Aussagen[3]

Eine weitergehende Trennung von "gerader" und "ungerader" Bedeutung bedingt Tarskis Modell einer Hierarchie von Sprachen, wo die jeweilige "Metasprache" die Möglichkeitet bietet, über Aussagen oder Terme der "Objektsprache" Aussagen zu machen, namentlich das Prädikat "wahr" zu gebrauchen. Quine übernimmt dieses Modell zustimmend[4].

---

1) Quine (4), S 219
2) Quine (4), S 143f
3) Vgl die Übersetzung der englischen Zusammenfassung von A.T., Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen, Studia philsophica 1, 1936, S 261 - 405: Tarski
4) Vgl Quine (3), S 130 - 38

Der Grund dieser Zustimmung liegt in Quines Ansicht, Tarskis Untersuchungen zur Semantik ließen sich der Theorie der reference zuschlagen[1]. Der Begriff der Wahrheit kann nämlich definiert werden (unter Definition ist dabei nur die - extensionale - Gleichheit der Begriffsumfänge von definiens und definiendum verstanden[2]. Tarski gelingt das in "Die semantische Konzeption der Wahrheit..." m.H. des Begriffs der "Erfüllung" einer gegebenen "Aussagefunktion" durch gegebene Gegenstände.

> "Aussagefunktion" ist eine logische Analogiebildung zur Prädikation in natürlichen Sprachen. Sie ist so konstruiert, daß sie auch freie Variable enthalten kann. Z.B. heiße "F (x)": "x ist rot". Verschiedene Gegenstände, z.B. dieser Ball, jenes Tuch usw. "erfüllen" dann diese Funktion. Die Erfüllung einer Aussagefunktion wird aus der Erfüllung ihrer Teilfunktionen rekursiv abgeleitet[3].

Die Erfüllung einer Aussagefunktion wird "Wahrheit einer Aussage" dann genannt, wenn alle freien Variablen dieser Funktion durch Namen ersetzt werden können; d.h. wenn es alles das gibt, was die freien Variablen bezeichnen. "Wahrheit" wäre also ein Sonderfall von "Erfüllung" (wie "Aussage" ein Sonderfall von "Aussagefunktion".

> Um den Begriff der "Erfüllung" vollständig definieren zu können, muß Tarski sein rekursives Verfahren über die einfachsten Aussagen hinaus weitertreiben: Er muß angeben, "welche Gegenstände die einfachste Aussagefunktion erfüllen"[4]. Seine Konstruktion ist also letztlich eine typische logische Tautologie: Alle Wahrheiten, die ausgedrückt werden können, sind in der Festlegung der Erfüllung der einfachsten Aussagefunktionen schon vorweg gegeben. Sie werden in der gegenläufigen Ersetzung von Variablen durch die ursprünglichen Namen nur wiederholend festgestellt (auch die Verwandlung einfacher in kompliziertere Satzstrukturen nach den logischen Gesetzen ist tautologisch).

---

1) Vgl Quine (3), S 130, auch den Hinweis S 139, Anm. 9
2) Vgl. ebda, S 132 (Bemerkung zur Theorie der Definierbarkeit)
3) Nach Tarski, S 71ff (auch das folgende)
4) Tarski, S 72

Bemerkenswerterweise problematisiert nun Quine bei der Übernahme dieser Konstruktion die Grundannahme nicht, einfachste Aussagefunktionen könnten einer endlichen Klasse von Gegenständen (bzw. Sachverhalten) als der sie erfüllenden Menge gegenübergestellt werden. Das widerspricht aber dem Charakter sogar der Aussagefunktionen, wie sie in der Formalisierung etwa physikalischer Gesetze verwendet werden könnten (erst recht dem der natürlich-sprachlichen Prädikation). Sie gelten gerade nicht nur von einem endlichen Gegenstandsbereich, sondern sollen auf grundsätzlich unbestimmt viele Gegenstände angewandt werden können. Darin liegt die aufschließende Kraft der Sprache, die je neue Situationen sich erschließen kann (damit ist zu vergleichen der prognostische Wert von Sätzen der Wissenschaft). Diese Produktivität der Sprache wird in einer solchen nominalistisch-empiristischen Reduktion der Sprache getilgt. Wieder einmal zeigt sich die Sympathie v.a. des frühen Quine für solches Denken[1]. (Daß Tarski in seiner Auffassung der Wortbedeutung dem Nominalismus verpflichtet ist, widerspricht der von ihm behaupteten erkenntnistheoretischen Neutralität seiner Konzeption der Wahrheit[2] nicht: Diese besteht in der Tat v.a. in einer Klärung impliziter Annahmen der Sprache selbst, deren Auffassung von der Realität wird unhinterfragt übernommen).

Die Konstruktion Tarskis versucht - wie die Freges - die Einbeziehung des Moments der Reflexion in eine formalisierte Sprache (bzw. in

---

1) Zur Kritik an dieser Reduktion vgl. z.B. Popper, §25 (Zusammenfassung bei Schnädelbach, S 118 - 30). - Quine selbst scheint später die Unhaltbarkeit dieser Position eingesehen zu haben (ohne sie explizit zu kritisieren). So geht er selbstverständlich davon aus, daß "überabzählbare und unbestimmte Gegenstandsbereiche....den Witz der ...Ontologie ausmachen" (Quine (5), S 149). Endliche Gegenstandsbereiche, wo jeder von ihnen einen Namen haben könnte, stellen also ein zweckloses Ideal dar.

2) Vgl Tarski, S 87

eine Hierarchie von formalisierten Sprachen). Durch die vorgängige Trennung von Objektsprache und Metasprache – ähnlich wie durch die Trennung von geradem und ungeradem Sprachgebrauch – wird aber die konstitutive Rolle, die die Reflexion in den natürlichen Sprachen einnimmt, verdeckt: Der Bezug auf außersprachliche Wirklichkeit ist hier nie ein rein abbildender, sondern immer auch ein reflektierter (insofern etwa die Wirklichkeit unter der Hinsicht ihrer Funktionalität betrachtet wird – vgl z.B. Wörter für Gegenstände, die von deren instrumenteller Funktion, nicht von ihren materialen Eigenschaften bestimmt sind). Da intentional direkt abbildender und reflektierender Sprachgebrauch auf derselben Sprachebene der "Umgangssprache" nebeneinander vorkommen, kann sich dieser zu jenem verfestigen (so mag, im Beispiel, eine auf der Funktion beruhende Benennung nicht mehr als solche empfunden werden); andererseits könnte neue Funktion zur Änderung des Bedeutungsgehalts eines Wortes führen. Die Veränderung der Bedeutungen, die durch den Versuch Tarskis behindert wird (das produktive Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit wird in der Formalisierung der Reflexion sistiert), ist für die natürliche Sprache konstitutiv.

Auch genetisch wird die Reflexion zum Kuriosum: Wenn sie nicht im grundlegenden Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit ihren Ort schon hat, bleibt die konstruktive Lösung (Hierarchie der Metasprachen) unerklärlich. – Dementsprechend versteht sich Tarskis semantisches Modell als Auflösung "gegebener" Antinomien[1], deren Genesis unerörtert bleibt. Es ermöglicht, semantische Begriffe wie "wahr" zu gebrauchen, und schneidet zugleich die Basis dieser Begriffe in der zur Sprache we-

---

1) Vgl z.B. Tarski, S 61f

sentlich gehörenden Reflexivität ab[1].

2.2.3.2.2. Quines Rede vom "semantic ascent"

Mit der Reflexivität der Sprache haben auch Quines Überlegungen zum "semantic ascent" zu tun[2]. Er stützt sich dabei auf Carnaps Unterscheidung von inhaltlicher und formaler Redeweise[3]. Es geht also um die Möglichkeit, den Gebrauch von Wörtern zu klären.

Dabei wird nun nicht die Fähigkeit der Sprache betont, sich selbst reflektierend zu klären und zu vereindeutigen (hier bestände ein Widerspruch zum Ideal immer gleicher Exaktheit der Wortbedeutungen, wie es die Logik fordert), sondern dieser Sprachgebrauch wird nur in begrifflichen Streitfällen als zweckvoll anerkannt und da einigermaßen künstlich als Rückgriff auf den den Streitenden gemeinsamen materiellen Wortkörper erklärt. Von dieser gemeinsamen Basis aus seien dann begriffliche Streitigkeiten leichter zu meistern[4]. Wie eine solche Basis, außer als Beschwörung der grundsätzlichen Einigkeit, klärend auf den gemeinten Begriff wirken soll, läßt Quine unerklärt. Daß auch er selbst ganz anders, nämlich so verfährt, daß er unklare, "intuitiv" [5]

---

1) Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei nochmals betont: Diese Reflexivität machen nicht nur subjektiv-intentionale Akte der Sprachveränderung aus, sondern auch die Differenz von je eigenem und allgemeinem Sprachgebrauch und die zur der eigenen und der allgemeinen Sprache widersprechenden außersprachlichen Realität. Zu diesem Gegenüber von Sprache und außersprachlicher Realität dürfte auch - im weiteren Sinn - die im Text als Beispiel gewählte Spannung von Funktionsnamen und stofforientierten Namen zu rechnen sein.

2) Vgl Quine (4), §56, S 270 - 76

3) Ebda, S 271

4) Quine (4), S 272

5) In diesem Sinn verwendet Quine dieses Wort selbst, vgl ebda, S 36 Anm. 1, S 56 u.ö.

verstandene Begriffe auf ihre logischen u.a. Konsequenzen hin explizit macht – der Wortkörper ist dabei einigermaßen gleichgültig–, scheint ihm hier entfallen zu sein.

Stillschweigend wird auch übergangen, was die Zulassung des "semantic ascent" an Problematik für die Formalisierung mit sich bringt (es ist dieselbe, die eben für die Zitate besprochen wurde). Offenbar denkt Quine daran, daß der "semantic ascent" in informeller Rede vor der Formalisierung gebraucht wird[1].

2.2.3.3. Das Problem der Synonymie. Versuch der Beschränkung auf Extension

Wiederholten Andeutungen ließ sich bereits der Umriß eines hermeneutisch-dialektischen Gegenmodells zur empiristischen bzw. logischen Auffassung der Sprache entnehmen. Danach entspringt eine Dialektik in natürlichen Sprachen an drei Punkten:
Einmal ist Sprache immer gebunden an eine bestimmte Situation ihrer Verwendung. Auch wenn davon auszugehen ist, daß das sprechende Subjekt in jeder Situation auf eine – nicht zuletzt durch Sprache – gemäß seiner Perspektive und seinen Zwecken schon vorstrukturierte Welt trifft, erfährt es diese doch als Widerstand, einen Bereich eigener Macht, der durchaus nicht immer nebenbei "erledigt" werden kann (Lipps). Noch stärker als für das einzelne Subjekt gilt dies für die Sprachgemeinschaft und die von ihr zu meisternde "Welt".

Beide Größen, "Bewußtsein" und "Welt", sind unabhängig voneinander veränderlich. Der Mechanismus ihrer Korrelation ist noch keines-

---

1) Vgl. den Hinweis Quines, daß das Problem der Glaubens- u.ä. Sätze durch Zuhilfenahme des "semantic ascent" gelöst wurde (ebda, S 271).

wegs geklärt (eine grundsätzliche Schwierigkeit ist die Position des Analytikers selbst in eben einem solchen Bewußtsein- Welt- Zusammenhang: Das Problem des hermeneutischen Vorverständnisses). Im übrigen ist auch der Mechanismus der Veränderung jeder Größe in sich erst noch zu untersuchen (wobei eine genaue Trennung aber, aus dem eben genannten Grund, undurchführbar ist). Einige Strukturen des Veränderungsprozesses auf der Seite des Bewußtseins wurden schon angesprochen:

Zweitens nämlich ist die Dialektik zwischen der Sprache jedes Sprechers und der allgemeinen (National-)Sprache zu berücksichtigen. Diese tritt dem einzelnen als "objektivierter Geist" gegenüber. Ob dieses Gegenüber als letztlich sich ineinander auflösende Harmonie zweier Größen zu verstehen ist oder eher als Antagonismus, in dem die eine Größe zur Unterwerfung der anderen tendiert, kann vorläufig ebenso unerörtert bleiben wie die Frage nach Zwischeninstanzen (Dialekten, Gruppensprachen etc.).

Eine dritte dialektische Beziehung besteht zwischen dem je eigenen sprachlichen Horizont jedes Individuums und dessen - bewußtem oder unbewußtem - reflektierenden Verändern dieses Horizonts[1]. Auch der je eigene Sprachgebrauch kann also als "objektiver Geist" (mit allen eben schon ausgedrückten Vorbehalten dagegen, eine vorschnelle Harmonisierung aus diesem Begriff ableiten zu wollen) aufgefaßt werden.

---

1) Die Rede von "unbewußter Reflexion" hat sicher ein Moment des Paradoxen. Es ist hier nicht angestrebt, solche Paradoxien völlig aufzuheben. Die Rede rechtfertigt sich durch den Wortsinn: Es wird etwas zurück-gebogen, in seiner Richtung verändert. Mir selbst wie immer gegebene Bedeutungen kann ich aber bewußt und unbewußt verändern (vgl o. S 55 A1).
Der Begriff des "Horizonts" ist angeregt durch Gadamer ("Wahrheit und Methode"). Dort wird dieser Begriff auch gebraucht, um auszudrücken, daß durch neue Erfahrungen Bewußtsein sich verändern kann (Begegnung mit fremdem Bewußtsein: "Horizontverschmelzung"). Gegenüber Gadamers Hervorhebung der Bindung des denkenden Subjekts an Traditionen wird in der vorliegenden Arbeit die Veränderbarkeit des je eigenen Horizonts stärker betont.

Die Reflexion muß nicht auf reiner Spontaneität beruhen, sie mag angestoßen sein durch außersprachliche Gegebenheiten oder durch die Begegnung mit anderen, u.U. allgemeineren Sprachhorizonten im Gespräch. So läßt sich auch begrifflich keine klare Trennlinie zwischen ihr und den beiden anderen Momenten ziehen. Insofern die Eigenaktivität des Sprechers hier ihren Ort hat (dieser ist ein Moment von Spontaneität sicherlich zuzusprechen, jedenfalls ist sie als ganz spezifische Aktivität festzuhalten), läßt sich die Reflexion nicht einfach in die beiden anderen Momente auflieben.

Die allgemeine Bedeutung eines Wortes (die z.B. den Sprachgebrauch im heutigen Deutsch beschreibt) ist also eine Resultante aus mehreren neben- und ineinander verlaufenden Prozessen der Bedeutungsentwicklung. Sicherlich zwingt der Kommunikationszweck der Sprache ihren Bedeutungen immer ein Moment von Identität mit sich selbst auf, da sonst die Verständigung der Sprecher nicht mehr gewährleistet wäre; diese Identität gilt aber nirgends absolut, sondern ist nur ein Moment in der Bedeutung eines Wortes, die aus den eben zusammengefaßten Gründen grundsätzlich unbestimmt ist. Je nach Verwendungsweise und Gegenstandsbezug eines Wortes bestimmt der Kommunikationszweck den Bereich verschieden, innerhalb dessen eine Wortbedeutung modifiziert werden darf; in ihm treten die Prozesse der Veränderung auch in der alltäglichen Umgangssprache offen zutage. Wie aber das Faktum der Sprachgeschichte zeigt, ist auch diese Grenze nicht eindeutig und nicht absolut.

Ein viertes Strukturmerkmal der Bedeutungsverwendung, das für die Unbestimmtheit und die Veränderung der Bedeutungen mitverantwortlich ist, ist die Bestimmung der Wortbedeutung durch ihren jeweiligen Kontext. Um in verschiedenste Kontexte eingesetzt werden zu können, müssen Wörter natürlicher Sprachen unbestimmt sein. Da diese Struktur, ein großes Thema der Lippsschen Sprachphilosphie, wohl doch

stärker in der Unbestimmtheit allgemeiner Bedeutungen sich zeigt als in ihrer Entwicklung, wurde erst jetzt auf sie hingewiesen. - Sie steht übrigens in gewisser Weise quer zu den anderen Dialektiken: Der Kontext eines Wortes ist, auf der Ebene der material greifbaren Sprache, der Index, dem die Zugehörigkeit zu einer Gruppensprache, die Art des Umgangs mit der Wirklichkeit, die Anzeige eigenen intensiven Bemühens um ein Wort sich entnehmen lassen. Die Bestimmungsfunktion des Kontexts ist damit allerdings noch nicht ausgeschöpft: Erinnert sei nur an idiomatische Wendungen.

Identität von Bedeutungen und Synonymie

Ist so der Prozeßcharakter der Wortbedeutungen in den natürlichen Sprachen begriffen, sind Schwierigkeiten mit dem logischen Sprachmodell abzusehen. Dessen Forderungen nach weitestgehender Generalisierbarkeit der Bedeutungen und nach ihrer unbedingten Identität mit sich selbst sind mit jenen Eigenschaften natürlich-sprachlicher Wortbedeutungen unvereinbar.

Die verschiedenen Erwartungen an die Identität der Bedeutungen mit sich selbst werden manifest an Versuchen der logischen Sprachtheorie, die Gleichheit der Bedeutungen zweier Wörter, deren Synonymie, zu erfassen. Die natürlich-sprachliche "Gleichheit" zweier Bedeutungen kann nicht exakt sein: Es lassen sich immer Kontexte finden oder gruppenspezifische Sprachgebräuche aufzeigen, in denen allgemein als synonym erachtete Wörter es doch nicht sind. Das Ungenügen an der Umgangssprache wurde von den Logikern ja auch immer wieder (als deren "Vagheit" usw.) festgestellt (dabei wird aber meist nicht gesehen, daß natürlich-sprachliche Bedeutungen durchaus eine eigene Struktur haben).

Angesichts des Ungenügens der Umgangssprache für ihre Zwecke

bleiben der logischen Sprachtheorie zwei Möglichkeiten (es sind dies die bekannten Möglichkeiten logischer Bedeutungstheorie überhaupt): Einmal kann sie versuchen, die Bedeutungen in sich und v.a. ihre Beziehungen zueinander neu zu fassen und dabei die "Vagheiten" natürlicher Sprachen auszuschließen. Damit wäre deren Dialektik sistiert. Einen solchen Versuch der "Rekonstruktion" natürlich-sprachlicher Bedeutungsbeziehungen unternimmt Carnap. Wir werden uns damit noch zu befassen haben.

Die andere Möglichkeit ist bekanntlich, auf eine fixierte außersprachliche "Basis" der Bedeutungen auszuweichen und von dieser her Bedeutungsbeziehungen zu regeln. "Bedeutung" könnte, wenn das gelingt, durch "Bezeichnung" ersetzt werden. Diese Position, für die Quine Sympathien hegen muß, hat aber mit den angesprochenen Phänomenen des Wachstums der Bedeutungen in der Sprache fertigzuwerden.

2.2.3.3.1. Die logische und empiristische Kritik der Intension

Mit der Frage, ob ein Bereich der Bedeutung formalisiert werden kann, der nicht durch empirische Untersuchungen als wahr zu erweisen ist, sondern es wäre aufgrund der Sprache selbst, hat Quine sich ausführlich beschäftigt in "Zwei Dogmen des Empirismus"[1].

> Quines Beispiel, um die Differenzierung der Wahrheit von Aussagen in zwei Teile anzudeuten:[2]"'Brutus tötete Caesar' wäre falsch, wenn die Welt in gewisser Weise anders gewesen wäre, aber sie (sc.: die Aussage) wäre auch falsch, wenn das Wort 'tötete' zufällig den Sinn von 'erzeugte' hätte". - Wünschenswert ist die Formalisierung dieses Bereichs der Bedeutung deshalb, weil hier feinere

---

1) Vgl Quine (3), S 20 - 46, dt. z.B. in Sinnreich, S 167 - 94. Vgl zum Problem der Intension weiterhin Quine (4), Kap. VI (S 191 - 232), Quine (5), S 192 - 218, Quine (6), S 113 - 16.

2) Quine (3), S 36 (dt. zitiert nach Sinnreich, S 184).

Möglichkeiten der Bedeutungsunterscheidung gegeben sind (Freges Beispiel von "Abendstern" und "Morgenstern" wurde schon zitiert). Die Bedeutungsverschiedenheit umfangsgleicher Begriffe wäre so auszudrücken, und solche Fälle wären von Synonymen zu unterscheiden. Diese feinere Differenzierungsmöglichkeit spiegelt wider, was eben "Wachstum der Bedeutungen" genannt wurde.

Soll eine Formalisierung dieser "Bedeutung" i.d.S. (im Gegensatz zu "Bezeichnung") möglich sein, müßten die Bereiche von Extension und Intension exakt voneinander getrennt werden können (dazu kämen noch die üblichen Anforderungen des logischen Sprachmodells, auch an die Intension: Exakte Festlegbarkeit der Bedeutungen vor dem inhaltlichen Gebrauch der Sprache, generelle Gültigkeit in möglichst allen Kontexten usw.).

Synonymie und Analytizität

Zunächst einmal stellt Quine den engen Zusammenhang heraus, der zwischen Synonymie und Analytizität bestehe: Aussagen, die durch Ersetzen von Synonymen für Synonymes in logische Wahrheiten verwandelt werden können, sind nämlich analytisch.

Beispiel Quines: "Alle Junggesellen sind unverheiratete Männer" wird aufgrund der Synonymie "Junggeselle - unverheirateter Mann" zur logischen Wahrheit "Alle unverheirateten Männer sind unverheiratete Männer"[1]. (Die logischen Wahrheiten zählt Quine auch zu den analytischen Wahrheiten; sie bilden nur eine erste, für ihn unproblematische Klasse).

Dagegen ist festzuhalten, daß Analytizität mehr behauptet, als entsprechend im Begriff der Synonymie enthalten ist. Auch bei Kant (von seinem Sprachgebrauch geht Quine aus) ist mit der Feststellung analytischer Aussagen behauptet, es gebe einen Bereich des Sinns ohne Bezug auf die Wirklichkeit (der in der Sprache vermittelt ist durch Kon-

---

1) Dazu Quine (3), S 20 - 24

text, Situation u.ä.). Das ist der Sinn der Unterscheidung zwischen analytischen und empirischen Wahrheiten.

Die Synonymie behauptet die Gleichheit zweier Wortbedeutungen (u. U. gebunden an einen bestimmten Kontext, vgl z.B.: Nur so, wie das Wort "bachelor" von den Logikern meistens gebraucht wird, ist es mit "unmarried man" synonym - und bedeutet nicht "Bakkalaureus" oder sonst etwas). Ein Absehen vom Wirklichkeitsbezug liegt hier grundsätzlich nicht vor. Es wird nicht vorausgesetzt, daß es einen invariablen, vom jeweiligen Kontext- und Situationsbezug völlig unabhängigen Bereich von Sprache gibt. Während bei der Analytizität die logischen Wahrheiten eine entscheidende Rolle spielen - das geht aus Quines 'Analyse' hervor -, ist das bei der Synonymie nicht der Fall.

Quine trennt bei der Synonymie exakt: Aus dem Vorwiegen des konnotativen Aspekts macht er die klare Trennung von Begriffsumfang und Begriffsinhalt; Synonymie wird von extensionaler Identität der Begriffsumfänge deutlich geschieden[1]. Diese Trennung liegt, wie öfters hervorgehoben wurde, im logischen Interesse.

Quines Aufweis der Aporie in der Formalisierung der intensionalen Begriffe

Quine hält eine sinnvolle Formalisierung von "Bedeutung" insgesamt für ausgeschlossen. Hier setzt sich, wie zu erwarten, seine nominalistische Skepsis durch. Sie ist zu spüren schon im Versuch, "Bedeutung" auf wenige Sprachgebräuche zu begrenzen, in denen das Wort sinnvoll zu verwenden sei (Gleichheit der Bedeutung - Synonymie - und Be-

---

1) Vgl Quine (3), S 27.132

deutung haben - = Signifikanz)[1]. Im Hintergrund steht die nominalistische Furcht vor abstrakten "entities" hinter den "meanings".

In "Zwei Dogmen des Empirismus" wird aber auch die Rede von Synonymie (und Analytizität) als unklar kritisiert.

> Quine bezieht sich dabei auf Carnaps Formalisierungsversuch. Carnap hatte den Begriff der "semantischen Regel" eingeführt, um die reinen Bedeutungsbeziehungen zu klären: So bestimmen die semantischen Regeln einer Sprache, welche Sätze in ihr als analytisch gelten und welche Wörter miteinander synonym sind (Auf Carnap wird noch eigens einzugehen sein).

Quine zeigt nun, daß es keinen Weg gibt, die Bedeutungs-Begriffe "Synonymie", "Analytizität" und "semantische Regel" zu definieren, ohne eine konkrete Einzelsprache vorauszusetzen. Aufschlußreich wird der Begriff der semantischen Regel mit dem des Postulats verglichen: Auch er kann nur von einem vorher angenommenen Ausgangspunkt festgelegt werden. Ohne eine allgemeine Definition ihres Begriffs aber "sind... semantische Regeln...anscheinend nur durch die Tatsache ihres Erscheinens auf einer Seite unter dem Titel 'semantische Regeln' erkennbar"[2].

Ob Carnaps Begriff damit erledigt ist, erscheint zweifelhaft - schließlich ist z.B. der Begriff des Postulats durchaus sinnvoll, und es wäre sehr kühn, auf relative Begriffe grundsätzlich verzichten zu wollen -; der Hinweis auf den notwendig je innersprachlichen Ausgangspunkt der Festlegung von Bedeutung hält aber genau fest, wie das Phänomen des Wachstums der Bedeutungen für formalisierte Sprachen sich auswirken muß.

---

1) Vgl Quine (3), S 18f.22.48f. (vgl auch o. S 36)
2) Vgl Quine (3), S 32 - 37 zu "semantischen Regeln". Der Vergleich mit dem Postulat: S 35; Zitat: S 34 (dt. n. Sinnreich, S 182).

Die anderen intensionalen Begriffe hängen mit Synonymie und Analytizität eng zusammen. So funktioniert die "Vertauschbarkeit salva veritate" als Kriterium für Synonymie nur in Sprachen, die reich genug sind, Ausdrücke wie "es ist notwendig, daß" zu enthalten (In anderen Sprachen wären auch nicht synonyme, aber umfangsgleiche Begriffe salva veritate vertauschbar).

> Beispiel: In "Es ist notwendig, daß Junggesellen Junggesellen sind" kann für Junggeselle" unverheirateter Mann" eingesetzt werden[1] - nur wenn der Notwendigkeits-Prädikator gebraucht wird, geschieht dies nicht nur salva veritate, sondern auch salva analyticitate. Ohne diesen Prädikator würde man nur die einfache Wahrheit "Junggesellen sind unverheiratete Männer" erhalten, die schon aufgrund der Begriffsumfänge feststeht.

Nun gehört aber der Prädikator "es ist notwendig, daß" selbst nicht zur extensionalen Sprache. Er hängt vielmehr eng mit der Analytizität zusammen.

> So war die Intention des Begründers der Modallogik, Lewis, und später die Carnaps, Notwendigkeit durch Analytizität zu definieren: Ihre "Interpretation von Notwendigkeit...ist, daß ein Satz, der mit "Es ist notwendig daß...." beginnt, dann und nur dann wahr ist, wenn der Rest des Satzes analytisch ist"[2].
>
> Die Umschreibung von "Es ist notwendig, daß 9 > 4" durch "'9 > 4' ist analytisch" hat aber die Eigenart, so Quine, daß sie den Unterschied zwischen (gewöhnlichem) "Gebrauch und Zitat" herausstellt[3]. Das ist dann, wie schon bekannt, "referentially opaque", Quantifikation in das Zitat hinein ist sowieso unmöglich. Richtig an dieser Erkenntnis ist, daß so die auf Sprache bezogene Intention, die "notwendig" (in diesem Sinn) hat, deutlich heraustritt.

Quines Einwand gegen formalisierte Sprachen, die einen Notwendigkeitsoperator zulassen, beruht auf dem extensionalen Identitätsbegriff des logischen Quantifikationsmechanismus: Er macht es unmöglich, in

---

1) Vgl Quine (3), S 2 9. Zum folgenden vgl ebda, S 27 - 32, und Quine (4), §41, S 195 - 200.
2) Quine (4), S 195 (Übersetzung von mir).
3) Quine (4), S 196, vgl schon Quine (2), S 44

von einem Notwendigkeitsprädikator abhängige Sätze zu substituieren[1].

Beispiel Quines[2]: "Es ist notwendig, daß 9 größer als 7 ist" wird falsch bei Einsetzung der Identität "Die Zahl der Planeten = 9": "Es ist notwendig, daß die Zahl der Planeten größer als 7 ist" (falsch, weil diese Aussage auch von außersprachlichen Umständen abhängt).

Die Extensionalität des Quantifikationsmechanismus ist in der Tat ein schwer zu beseitigendes Hindernis für jede Modallogik. Der Versuch, die zugelassenen Gegenstände auf solche zu beschränken, die entweder nur mit Notwendigkeitssätzen zu beschreiben sind oder dies ganz ausschließen, scheitert, weil dann gezeigt werden kann, daß alle Sätze einer so rekonstruierten Sprache notwendig wahr wären[3], und der Ausweg (Churchs), eine Quantifikationseinschränkung nach Notwendigkeitsprädikatoren einzuführen, hat sich immer noch mit der ungelösten Unterscheidung von notwendigen und kontingenten Attributen auseinanderzusetzen[4].

Bis hierher spielten, wie schon mehrmals, nominalistische und konventionalistische Motive fast ununterscheidbar ineinander. Sicher hat die Interpretation, Quine versuche seinen nominalistischen Empirismus und die ihm entspringende Skepsis gegenüber "Bedeutung" - und zumal einem Reich "reiner", von der Empirie unabhängiger Bedeutungen -, jetzt mit konventionalistischer Argumentation zu verteidigen, da ihm die grundsätzliche Undurchführbarkeit des Empirismus ja klar wurde, sehr viel für sich. Beweisbar war sie aber noch nicht. In der Widerlegung der Unterscheidung von kontingenten und notwendigen Attributen wird aber ein empiristisches Denken unverwechselbar deutlich.

---

1) Vgl dazu Quine (2), S 41 - 52, Quine (3), S 43 - 59, und Quine (4), S 197.
2) Quine (2), S 47
3) Quine (4), S 197f
4) Ebda, S 199

Mit den zugehörigen von Essenz und Akzidens, innerer und äußerer Relation (Quine weist auf die aristotelisch-scholastische Tradition hin, vermischt allerdings die in dieser getrennten Gegensatzpaare von Substanz und Akzidens, Essenz und Existenz) wird die Unterscheidung von kontingent und notwendig anhand eines Beispiels widerlegt: "Von Mathematikern könnte gesagt werden, sie seien notwendig vernünftig und nicht notwendig zweibeinig; Radfahrer wären notwendig zweibeinig und nicht notwendig vernünftig. Was ist aber mit einem Individuum, zu dessen Exzentrizitäten Mathematik und Radfahren gehören? Ist dieses konkrete Individuum notwendig rational und zufällig zweibeinig oder umgekehrt?"[1] Für einen Empiriker wie Quine ist es offenbar unmöglich, Bedeutungen in sich selbst zu analysieren: Die Beobachtung, daß bei der Umwandlung von Notwendigkeits-Sätzen in Analytizitäts-Sätze Zitieren notwendig wird, hätte Quine auf den Gedanken bringen können, daß hier über Sprache selbst gesprochen, nämlich eine Begriffsstruktur untersucht wird. Fragen der Begriffsstruktur kann man selbstverständlich nicht ohne weiteres für ein einzelnes Individuum, auf der Bezeichnungsebene also, neu stellen. Von einem Individuum kann "notwendig" in diesem Sinn (anders wäre z.B.: "Ich brauche notwendig diesen Schraubenschlüssel, um mein Fahrrad zu reparieren") gar nicht prädiziert werden (bei Namen liegt das anders: Über sie als Sprachliches könnte so gesprochen werden - wenn es sich um "sprechende Namen" handelt). Hier zeigt sich also überdeutlich Quines Empirismus: Sprechen über die Sprache selbst ist eine so verdächtige Angelegenheit, daß demgegenüber sofortige Flucht in die reference angebracht ist - von woher dann die Inkonsistenz jenes Sprechens sich zeigen muß.

Auch wenn Quine das nicht wahrhaben will: Es gibt selbstverständlich eine innere Struktur von Begriffen; über sie kann unter Absehen von der Wirklichkeit gesprochen werden. So impliziert der Begriff "Radfahrer" (Quines Beispiel) neben der Zweifüßigkeit wohl auch, daß der Fahrende ein Mensch ist und wenigstens von Zeit zu Zeit ein Rad zur Verfügung hat. Wesentlich für Wörter der natürlichen Sprachen ist nun aber - und hier hätte Quines Kritik viel eher ansetzen können -, daß sich ihre Struktur einer exakten Formalisierung entzieht.

So impliziert der Begriff "Radfahrer" eben nicht "notwendig", sondern nur normalerweise, daß der Radfahrer ein Mensch ist (auch Bären z.B. können so dressiert werden), daß er zwei Beine hat (warum sollte man ein Fahrrad, das durch ein komplizierte Zusatzvor-

---

1) Quine (4) (Übersetzung von mir)

richtung auch für Einbeinige zu gebrauchen ist, nicht mehr so nennen?) und nicht einmal unbedingt, daß er manchmal ein Rad zur Verfügung hat (wenn das Wort nämlich übertragen gemeint ist). - Die Antwort auf die Frage in Quines Beispiel müßte also lauten: Dieses konkrete Individuum, von dem ich weiß, daß er Mathematik und Radfahren betreibt, wird normalerweise vernünftig (so sollte ein Radfahrer sich allerdings auch nicht nur zufällig verhalten) und zweibeinig sein.

Wie diese Unschärfe zu erklären ist und wie sie mit der angesprochenen Dialektik im Zusammenhang steht, wird im zweiten Teil noch zu untersuchen sein. Sicher hängt sie auch damit zusammen, daß die Ebenen von Bedeutungsstruktur und Realitätsbezug nicht absolut und dauernd voneinander zu trennen sind.

Intensionale Objekte

"Notwendig oder möglich zu sein ist im allgemeinen nicht eine Bestimmung des betreffenden Objekts, sondern hängt ab von der Art und Weise des Bezugs auf das Objekt"[1]: Was Quine hier richtig bemerkt (und was seiner Kritik an der Unterscheidung von kontingent und notwendig entgegensteht), hatte schon Frege erkannt in seinem Hinweis auf die Dualität von "Bedeutung" und "Sinn": Den "Sinn des Zeichens" macht die "Art seines Gegebenseins" aus. Der Sinn "ist nicht der Gegenstand selbst", aber er sei auch nicht kontingent wie die subjektive Vorstellung, die wir allenfalls außerdem noch mit dem Gegenstand verbinden: Er sei vielen Menschen gemeinsam und zeitlos. Deswegen könnten über den Sinn universal gültige Aussagen gemacht werden[2]. In der Tradition Freges stehend, halten es Carnap und Church für sinnvoll, von "inten-

---

1) Quine (3), S 148 (Übersetzung von mir)

2) Dies ist negativ zu folgern aus dem Ausschluß der subjektiven und kontingenten "Vorstellungen" in Frege, S 43ff. Zum ganzen: ebda, S 41 - 45, Zitat S 44

sionalen Objekten" zu sprechen: Die extensional nicht zu begründenden Unterschiede von (z. B.) "Abendstern" und "Morgenstern", Zahl der Planeten" und "9" (als notwendig größer als 7) werden jetzt auf je eigene "intensionale Objekte" verteilt.

> Für die Beispiele wären diese Objekte "Individualbegriffe" ("individual concepts") bzw. Zahlenbegriffe. Als die Intensionen von Klassen werden entsprechend Attribute vorgeschlagen, von Paaren von Klassen: Relationen, und als die Intension von Sätzen: Propositionen.

Nimmt man die Existenz solcher Objekte an, ist der Gebrauch von "es ist notwendig, daß" und "ist analytisch" wieder möglich: Diese Objekte lassen die benötigten feinen Unterscheidungen zu ("Abendstern" wäre ein anderer Individualbegriff als "Morgenstern", beide Begriffe wären umfangsgleich, aber nicht synonym).

Die Argumentation Quines gegen die Annahme solcher Objekte läuft in bekannten Bahnen. Einmal kann sie sich stützen auf die Unverträglichkeit der Intensionen mit dem extensionalen Quantifikationsmechanismus.

> Auch wenn man - wie von Carnap und Church versucht - alle anderen (die nicht-intensionalen) Objekte ausschließt, muß es doch nicht-analytische oder nicht-notwendige Aussagen geben (sonst wäre der "Witz" einer Formalisierung der Intension, sie nämlich von der Extension unterscheiden zu können, dahin). Es lassen sich nun leicht Verbindungen herstellen, wo das Nebeneinander von extensionalen und intensionalen Ausdrücken zu Widersprüchen führt. Z.B. wäre folgende Individualbeschreibung (individual description, Symbol: $(\iota x)[\ldots]$) eines intensionalen Objekts denkbar: $A = (\iota x)[p \wedge (x = \Lambda)]$, worin p eine wahre nicht-analytische Aussage ist. Dann aber sind nicht mehr beide Seiten analytisch (die rechte enthält eine synthetische Wahrheit, die linke nicht) und in manchen Kontexten nicht mehr austauschbar[1].

In "word and object" geht Quine von der Forderung aus, es müsse ein Identitätsmaßstab für Propositionen gefunden werden. Nur wenn diese Forderung eingelöst sei, könne der Begriff der Proposition sinnvoll sein. Die Einwände gegen künstliche Vorschläge (ewige Sätze, Carnaps "inten-

---

1) Die Argumentation und das Beispiel nach Quine (3), S 152f

sional isomorphism") sind hier weniger interessant als der Hinweis darauf, daß unser intuitiver Begriff von Analytizität nie scharf sei, sondern graduell unterschieden von Fall zu Fall[1]. Damit aber falle er (wenn vorübergehend alle anderen Bedenken gegen sie zurückgestellt würden) als Identitätsmaßstab für Propositionen weg:

> "For propositions have to be the same or distinct absolutely; identity, properly so called, knows no gradations".

Der Identitätsbegriff, der sich hier zeigt, ist von den Notwendigkeiten der Logik bestimmt: Identität ist in ihr letztlich nur als Tautologie möglich, eine erfüllte Identitätsaussage (die auch Unterschiedenes, wenigstens von der Perspektive her Verschiedenes, miteinander vergleicht) würde die generelle Substituierbarkeit des Identischen für Identisches unmöglich machen.

Frege erhielt die Differenz von $a = a$ und $a = b$ als den Unterschied zwischen dem Analytischen und dem Synthetischen noch aufrecht[2]. Nur erstarrt im Fregeschen Modell die Differenz zum unüberbrückten Abgrund zwischen "Sinn" und "Bedeutung", die für eine Sprache wesentlich als abstraktiv und projektiv gegenüber der Wirklichkeit sich entwickelnd verstehende Philosophie Ausdruck der konstitutiven Dialektik in der Sprache wäre. Als Hindernis, die Scheidung konsequent durchzuführen, erweist sich eben die Forderung nach Universalität, die Frege zur Starrheit in der Unterscheidung wohl veranlaßt hatte. Quine beugt sich also den Notwendigkeiten der Logik noch konsequenter als Frege.

Wieder fällt der empiristische Rückzug aus der "Bedeutung" der Sprache zusammen mit logischen Interessen. Den Interessen der Wissen-

---

1) Vgl Quine (4), §42. Zitat S 203
2) Frege, S 40f

schaften schließlich kommt Quine nach, indem er den Gebrauch aller intensionalen Ausdrücke in nicht quantifizierbaren Kontexten, ähnlich wie in Zitaten, zuläßt[1]. Solche Kontexte stehen aber, wie der Vergleich mit dem Buchstabieren und dem Vogelsingen zeigte, faktisch außerhalb der Sprache.

Negativ spiegelt die Ablehnung der Intension Züge natürlicher Sprachen, auf die schon öfter hingewiesen wurde. Neben der Unschärfe der Bedeutungen gilt das auch für ein Argument gegen einen Identitätsmaßstab von Propositionen, der unaufhebbar natürlichen Sprachen verhaftet bliebe[2].

2.2.3.3.2. Formalisierung der Intension m.H. des Behaviorismus?

Die "von innerhalb" der Sprache ausgehenden Versuche, die Intension zu formalisieren, sind also gescheitert. Dennoch gibt es einen intuitiven Begriff von Synonymie und Analytizität[3]. Er läuft, nach Quine, etwa darauf hinaus, daß man annimmt, jemand spreche eine andere Sprache, seine Wörter hätten eine systematisch anders verwendete Bedeutung, wenn er einen analytischen Satz leugnet.

Darüberhinaus sprechen wissenschaftspragmatische Gründe dafür, den Synonymie-Begriff nicht fallen zu lassen. Linguisten sind nämlich auf ihn angewiesen, um die Semantik fremder Sprachen und die Entsprechungen ihrer Wortbedeutungen zu unseren zu beschreiben[4]. Sogar eine

---

1) Schon Quine (3), S 158
2) Quine (4), S 205
3) Vgl z.B. Quine (4), S 66f
4) Vgl Quine (4), Kapitel II (S 26 - 79), Quine (3), S 47ff.56 - 60.

Beschreibung der Syntax und der Phonetik einer fremden Sprache braucht jenen Begriff[1].

In "word and object" versucht Quine, dem Synonymie-Begriff vom Behaviorismus aus beizukommen[2]. Er entwickelt dabei sein Konzept der "Reizbedeutung" weiter (vgl dazu o. I.2.2.2.)."Reizsynonymie" soll dann einfach "Gleichheit in der Reizbedeutung" bedeuten. Die Schwierigkeiten, mit denen der Begriff der Reizbedeutung zu kämpfen hat, gelten entsprechend für den Begriff "reizsynonym".

So sind Gelegenheitssätze, die keine Beobachtungssätze sind, auf den Begriff der "intrasubjektiven Reizsynonymie" angewiesen. Dessen Widersinn wurde schon erläutert. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß diese Art von Synonymie anders strukturiert ist als Synonymie sonst.
"Beständige Sätze", die kaum eine Reizbedeutung haben (z.B.: "Ein Kreis ist rund"), sind noch schwerer zu meistern: Man könnte wieder den "Modulus" der Reizbedeutung erweitern, muß dann aber der Möglichkeit, daß einzelne Wörter ihre Bedeutung ändern, gewärtig sein[3].
Ein besonderes Problem bildet die Synonymie einzelner Terme, wegen der schon angesprochenen These Quines von der Unbestimmtheit der Übersetzung (genauer dazu u. 2.4.2.). Quine wird dadurch gezwungen, seine Definition der Reizsynonymie sprachabhängig zu machen, konkret: Die Reizsynonymie zweier Terme F und G hängt ab von der weitestgehenden Zustimmung aller Sprecher einer Sprache zu dem Satz: "Alle Fs sind Gs und umgekehrt"[4]. Ganz abgesehen davon, daß eine bestimmte Einzelsprache in die Definition eindringt, ist ein solcher Schritt innerhalb des Behaviorismus problematisch (seine Methode ist die Beobachtung von Sprachverhalten, weniger das Interview, da hier ein vorgängiges Verstehen der Sprache vorausgesetzt ist).

---

1) Der Begriff des Phonems hängt von der Klärung der Bedeutungsgleichheit ab. So auch Quine (3), S 50f; die Abhängigkeit aller linguistischen Arbeit vom meaning-Begriff "Signifikanz" gilt selbstverständlich (Vgl auch ebda, S 59).
2) Vgl Quine (4), § 12.11 (S 51 - 57.61 - 67)
3) Vgl Quine (4), S 63
4) Ebda, S 54

> Schließlich bleiben Probleme der Unbestimmtheit der Reizbedeutung. Es gibt reflexive Sprachgebräuche und solche mit "propositional attitude". Auch deshalb kann es keine exakte Synonymie in natürlichen Sprachen geben. So schlägt Quine vor, Synonymie als eine "Sache des Grades" zu behandeln, als "die tetradische Relation, daß a synonymer ist mit b als c mit d"[1].

Auch bei allen Modifikationen - oder gerade wegen der Künstlichkeit der Konstruktion, die daran deutlich wird, daß jene Modifikationen nötig sind - genügt der behavioristische Ansatz dem intuitiven Verständnis von Synonymie keineswegs. Das weiß Quine selbst:

> "Let us face it: our socialized stimulus synonymy and stimulus analyticity are still not behavioristic reconstructions of intuitive semantics, but only a behavioristic ersatz"[2]. - An diesem Satz bleibt allenfalls noch der Optimismus des "still" zu kritisieren: Wo ein Ausweg aus der Problematik liegen könnte, wird nicht gezeigt.

So bleiben schließlich gültig nur die sehr vorsichtigen Feststellungen zur Synonymie in "The problem of meaning in linguistics"[3]: Um die Synonymie von Bedeutungen zweier Sprachen zu beschreiben, hätte man auszugehen von "many basic features of men's ways of conceptualizing their environment, of breaking the world down into things, which are common to all cultures"[4]. So bedürftig der Kritik der einseitige Akzent auf Quines Ausgangs- und Kardinalfrage des ontic comitment ist (andere Formulierungen des Aufsatzes erweitern diesen Aspekt), so ist hier doch eine Position eingenommen, die sachlich etwa mit der Humboldts zu vereinbaren ist. Von der gemeinsamen kulturellen Basis und der Analyse ihres Ausdrucks in der fremden Sprache ist durch Gespräche mit gezielten Rückfragen u.ä. weiterzukommen.

---

1) Quine (3), S 63, vgl auch Quine (4), S 67 Anm. 6
2) Quine (4), S 66
3) Quine (3), S 47 - 64, v.a. S 60 - 64 (Der Aufsatz ist 1951 entstanden).
4) Ebda, S 62

Bezeichnend für Quines empiristische Skepsis gegenüber meaning wird die wachsende Abhängigkeit von der eigenen "Weltanschauung"[1] zwar beschrieben, aber nichts Positives hinter diesem Faktum gesehen: Es gibt dabei "nichts, von dem etwas wahr oder falsch sein könnte"[2].

Wenn schon die Synonymie nicht verworfen werden kann, weil die Linguisten den Begriff brauchen, so soll sie doch weitgehend aus der Extension einer Sprache erklärt werden können: So versucht Quine in "word and object", den Begriff an den der (faktischen) Äquivalenz anzunähern[3].

> "...in theoretical science, unless as recast by semantics enthusiasts, distinctions between synonymies and 'factual' equivalences are seldom sensed or claimed".

Daß er damit in Widerspruch zu sich selbst gerät (vgl o. S 62f mit Anm 1), bemerkt er nicht. Auch der Zweck des Kapitels II von "word and object", in dem der zitierte Satz steht, nämlich Übersetzung und Bedeutung durch Rückgriff auf den Behaviorismus zu klären, wird durch diesen Satz fraglich: Wenn Synonymie so einfach extensional zu bestimmen wäre, bräuchte es diese Anstrengungen nicht.

Quines jüngstes Buch, "Die Wurzeln der Referenz", greift auf den "intuitiven" Begriff der Analytizität zurück (die Synonymie wird hier nicht eigens behandelt), und zwar wird der Definitionsversuch aus "word and object" noch etwas verschärft: "Ein Satz ist analytisch, wenn jedermann dadurch, daß er die Wörter des Satzes lernt, die Wahrheit des Satzes lernt"[4]. Die soziale Komponente wird hier noch verdeutlicht;

---

1) So Quines eigener Ausdruck, Quine (3), S 63, wohl im Anschluß an Cassirer, auf den, neben Whorf (S 61) verwiesen wird.
2) Ebda, S 63
3) Quine (4), S 57
4) Quine (6), S 114f (Hervorhebung d. Quine). Wie von der Analytizität aus ein Kriterium der Synonymie zu entwickeln ist, hat Quine ja in "two dogmas..." gezeigt: Wenn zwei Wörter bzw. Satzteile salva analyticitate in einem Satz durcheinander ersetzbar sind, sind sie synonym.

außerdem wird neu zugegeben, daß es Sätze gibt, die man allein aufgrund der Wortbedeutungen verifizieren oder falsifizieren kann. So ist Quine, durch die Beschäftigung mit den natürlichen Sprachen, die im Verlauf seiner wissenschaftlichen Arbeit mehr und mehr in den Vordergrund trat, immer weiter von empiristischen Positionen abgerückt.

2.2.3.3.3. Exkurs: Der Lösungsvorschlag N. Goodmans

Da Goodman mit Quines Tendenzen zur Skepsis gegenüber meaning und zum Vorziehen der Extension übereinstimmt, soll sein Vorschlag zur Lösung des Synonymie-Problems kurz skizziert werden[1]. Er bietet eine Variation des ersten Typs logischer Sprachphilosophie.

Darstellung

Goodman vertritt eine modifizierte Extensionalitätsthese: Da die gegenständliche Extension eines Terms keine genügend scharfe Unterscheidung zu allen anderen Termen ermöglicht, schlägt er vor, zur Feststellung der Synonymie zweier Terme nicht nur ihre "primäre Extension" (die Klasse der Gegenstände, die dem Begriffsumfang der Terme entspricht - bzw., bei Eigennamen: der Gegenstand) zu berücksichtigen, sondern auch ihre "sekundäre Extension". Diese bezieht sich auf die Zeichen für Terme.

> Beispiel: Die primäre Extension von "Kentaur" und "Einhorn" ist gleich (jeweils = O), die sekundäre Extension, auf deren Ebene auch Zusammensetzungen wie "Bild von..." (hier: Kentaur, Einhorn) verglichen werden, bringt einen Unterschied: Nicht alle Kentaur-Bilder sind Einhorn-Bilder. Die sekundäre Extension kann ausgedehnt werden, sodaß auch Ausdrücke wie "Symbol von","Zeichen von" berücksichtigt sind. Dann wären auch die graphischen Korrelate von Begriffen als deren Symbole aufzufassen.

Goodman zieht selbst die Folgerung aus dieser Erweiterung der Gesamt-Extension: "Keine zwei verschiedenen Wörter haben denselben Sinn"[2],

1) Vgl Goodman. Der Aufsatz wird von Quine (Quine (1), S 67 Anm. 2) zitiert.
2) Goodman, S 73

da sie mindestens in ihrem Schriftbild voneinander abweichen.

Für die Synonymie (und die Analytizität) hat dieser Vorschlag beachtliche Folgen: Analytisch können nur noch rein repetitive Aussagen genannt werden, und Synonymie von Wörtern gibt es gar nicht mehr: "Es gibt keine zwei Prädikate, sodaß eins durch das andere ersetzt werden könnte, ohne den Wahrheitswert zu ändern"[1]. - Der Ausweg, um den unerwünschten Folgen der auf einmal zu scharf gewordenen Unterscheidungsmöglichkeiten der Bedeutungen zu entgehen, ist als einer von Quines Vorschlägen schon bekannt: Es kann nurmehr von gradueller Synonymie gesprochen werden[2].

Die Goodmansche Modifikation der Extensionalitätsthese kann für sich beanspruchen, dem über die Extension hinausgehenden Bereich der Semantik gerecht zu werden. Zugleich ist es ihr gelungen, eine meß- und fixierbare Basis für die Beurteilung der Synonymie zu finden: Letztlich die Buchstabengestalt der Zeichen[3]. Die Realität dient mit den

---

1) Goodman, S 73

2) Ähnliche Folgerungen zieht auch Naess. (Vgl Naess, in Linsky)

3) In der (nicht begründeten) Vorliebe für die Fixierung des Wortes in der Schrift (das näherliegende Korrelat wäre ja zunächst seine Lautgestalt) zeigt sich das Motiv, eine fixe Basis der Bedeutungen finden zu wollen: Diese liefert die eindeutige Abgrenzung im optischen Medium besser, als das im akustischen gelingen könnte, das durch fließende Übergänge charakterisiert ist. Für diese Fixierung nimmt die Goodmansche Theorie (vermutlich gegen den Willen ihres Urhebers) Ungereimtheiten in Kauf: Ein Wandel in der Orthographie führt nach ihr zu Veränderungen oder Differenzierungen im Sinn eines Wortes. - Diese Ungereimtheiten sind sicher auf die gleich zu analysierenden Verzerrungen der Reflexionsstruktur des Bedeutungsbereichs zurückzuführen, die die Reduktion von Bedeutung auf die Ebene ihrer Zeichen mit sich bringt. Die logische Vorliebe für das optische Medium und die Schrift wird aus eben den angegebenen Gründen der Klarheit und Unveränderlichkeit von Frege geteilt (in "Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffschrift", in Frege, S 94f), bezeichnend für den viel weiteren theoretischen Gegensatz ist die ganz andere Stellungnahme z.B. F. Schlegels (bei Nüsse, S 21f) aus genau dem entgegengesetzten Motiv: Dem "Werden", der Veränderlichkeit der Sprache entspreche das akustische Medium besser. (Ähnlich z.B. Humboldt, S 426 ff (= VII, 53 ff), und 440f (=VII,66), letztere Stelle zitiert bei NÜsse, S 23; später Cassirer, 1. Teil, S 132 - 34.)

Wort-Zeichen zusammen als Kontrollbereich der Semantik. Die Differenz der Bereiche von Intension und Extension ist dadurch festgehalten, daß durch die Prädikate "Bild von", "Zeichen von" die Existenz der Gegenstände nicht vorausgesetzt ist, auf die mittels der sekundären Extension verwiesen wird.

Kritik

Der Bereich der Bedeutung wird durch die Projektion auf einen solchen fixierten Horizont allerdings nur verzerrt wiedergegeben: Die Veränderbarkeit der Bedeutungen, die Anzeichen der Reflexionstätigkeit in der Sprache ist, wird durch diese Konstruktion eliminiert. Die Unveränderlichkeit des Verhältnisses Zeichen - Bedeutung des Zeichens wird unhinterfragt unterstellt. Dabei wäre hier - genau wie in der dreistelligen Relation Bedeutung des Zeichens / Zeichen / Gegenstand - die Differenz etwa von allgemeinem und privatem Sinn-Horizont, die in der Bedeutung des Zeichens steckt, zu bedenken (Ähnliches gilt für die anderen Ansätze von Dialektik in der Sprache).

Tatsächlich erweist sich sogar das manchmal unangenehm genaue Kriterium der Bedeutungsunterscheidung, das Goodman auswählt - die graphische Unterschiedenheit der Bedeutungszeichen - in einigen Fällen als noch zu weit: Im fortlaufenden Gebrauch verändern Wörter ihre Bedeutung; das läßt sich an der Veränderung der jeweils verwendeten Kontexte auch ablesen. Die Veränderung der Bedeutung im Gebrauch spiegelt sich aber höchstens mit Verspätung im äußeren Laut-bzw. Schriftbild, etwa, wenn eine Differenzierung in der Flexion ein Wort zu zweien sich aufspalten läßt, die auch in der Bedeutung (u.U. nur minimal) voneinander unterschieden sind (vgl z.B.: Block - Blocks / Block - Blöcke).

Die rein repetitiven Aussagen, die nach Goodman analytisch wären, sind andererseits Fiktionen einer logischen Idealsprache, die das Fak-

tum des Zusammenhangs der Bedeutungen in einem Rede-(oder Text-) abschnitt natürlicher Sprachen (auch über den Satz hinaus) übersieht: Situation, Absicht des Autors u.ä. modifizieren die Bedeutung auch äußerlich völlig gleicher Sätze. Ausdruck davon ist der je verschiedene Kontext, der die Bedeutung eines Satzes je anders bestimmt.

Bezeichnend für die statische Auffassung von der Sprache ist die Vorstellung der Bedeutung als einer quantitativ meßbaren Schicht, die auf der gröberen Gegenstandsextension ruht[1]: Bedeutung wird in Analogie zur Extension verstanden. Eine solche statische Aufstufungsvorstellung der Differenzierbarkeit wird schon durch das Vorkommen von Homonymen widerlegt: Sie stehen zu dieser Aufstufung quer; die primäre, nicht die sekundäre Extension ermöglicht hier die Unterscheidung der Bedeutungen.

Wie schon zu Quine bemerkt wurde, erscheint die Veränderbarkeit der Bedeutungen als mangelnde Präzision der Bezüge in ihr: Extensionale Gleichheit und Synonymie sind beide mögliche Raster, um Wortbedeutungen vergleichend zu "messen", nur ist eben der Grad ihrer Präzision verschieden. Völlig präzise Synonymie kann es, ganz entsprechend, nicht geben: Synonymie wird so zur "Ähnlichkeit der Bedeutung".

Das Motiv, einen festen Kontrollbereich für die Bedeutung finden zu wollen, führt zur Kritiklosigkeit gegenüber diesem Bereich, wenn er einmal als solcher festgelegt ist. Für Goodman bedeutet das, daß Bedeutungsbezüge von vorneherein gebunden sind an die in einer Sprache vorkommenden Wörter. Gegenüber einer solchen Festlegung ergibt sich die Frage, wie auf Phänomene wie die Aufspaltung von einem Wort in zwei (vgl o.: Verselbständigung zweier Homonyme durch Differenzierung in der Deklination) dann zu reagieren wäre. Damit wäre aber nur

---

1) Vgl Goodman, S 69 f.

auf solche Veränderungen der Bedeutung hingewiesen, die in Goodmans Raster auch erscheinen.

"Bedeutung" selbst kann einer solchen Kontrollinstanz nur von außen greifbar sein. Goodman beansprucht so auch nicht, "meaning" zu erklären (indem er etwa behauptete, daß "meaning" in der sekundären Extension eines Terms bestünde), sondern er vertritt die "schwächere These", daß Prädikate dieselbe Bedeutung haben, wenn sie dieselbe Extension haben[1]. Bedeutung selbst wird zum Rätsel.

Wie schon gezeigt wurde, geht es Goodman v.a. darum, die Bedeutungen unter die Kontrolle eines fixierbaren Entsprechungsbereichs zu bringen. Die Suche nach einem solchen Kontrollbereich bedeutet immer auch, daß die innere Struktur der Bedeutung gleichgültig wird: Grundsätzlich wird ein ihr Fremdes ihr gegenübergestellt. So wird diese Struktur notwendig verzerrt, nämlich auf die des Kontrollbereichs reduziert. Das bedeutet vor allem: Die innere Dialektik der Sprache wird sistiert.

Aus der Problematik des von Goodman eingeführten "Zeichens" der Bedeutung läßt sich der sachliche Fortgang zu Peirce entwickeln; und die endgültige Aporie, in die Goodman den positivistischen Wunsch nach einem Kontrollbereich von Erkenntnis und Sprache geführt hat, läßt den Übergang zum zirkulären Verständnis des Funktionierens der Sprache (und der Erkenntnis) in der Hermeneutik in greifbare Nähe rücken.

2.2.3.4. Die Klassen - der irreduzible subjektive Rest in der extensionalen Sprache

Die Schlüsselstellung der Klassen in Quines Sprachmodell

Quine behält am Ende von "word and object", nach einem großen nominalistischen Aufräumen unter den abstrakten Gegenständen, allein die

---

1) Goodman, S 69

Klassen als solche zurück. Alle anderen (so Zahlen, Eigenschaften oder Attribute, Relationen) lassen sich nämlich m.H. von entsprechend gewählten Klassen auch ausdrücken[1]. Darüberhinaus kann man abstrakte Gegenstände spezifischer Art, wie sie in vielen Wissenschaften vorkommen (z.B. Krankheiten, Angstzustände) mit ihnen erfassen. Schließlich ist mit ihrer Hilfe die gesamte klassische Mathematik aufzubauen.

Neben ihrer Nützlichkeit für die Wissenschaften begeistert Quine die Extensionalität der Klassen (im Unterschied etwa zu Attributen und Relationen). So gelangen sie, da die anderen abstrakten Gegenstände wegfallen, in eine Schlüsselstellung in Quines Sprachphilosophie.

Noch dominanter würde die Position der Klassen – und noch einfacher das logische Sprachmodell – wenn es gelänge, auch die Prädikation m.H. des Klassenbegriffs zu rekonstruieren.

> Ein Ansatz dazu findet sich in "Wurzeln der Referenz": Hier wird gezeigt, daß Attribute als Vergegenständlichungen von "general terms" (also allen Arten von Prädikaten) und von Relativsätzen aufzufassen sind: "Alles, was man über einen Gegenstand sagen kann, wird so aufgefaßt, daß ihm ein Attribut zugeordnet wird.... So gelangt man zu Attributen für alles, was man über irgend etwas sagen kann"[2]. Quine beschäftigt sich dann im folgenden mit Klassen statt mit Attributen (wegen der Extensionalität der Klassen). So werden Klassen der Ort, wo sprachlicher Gehalt sich vergegenständlicht.

Von diesem Ansatz aus wäre es nur noch ein Schritt, die als mögliche Produkte aller Prädikationen erkannten Klassen rekonstruktiv an deren Stelle zu setzen. Diesen Schritt tut Quine nicht, obwohl damit die in "word and object" ausdrücklich unanalysiert gelassenen "general terms" zu formalisieren wären. Dahinter steht wohl weniger die Erkenntnis, daß die Prädikate in natürlichen Sprachen ungenau sind, als vielmehr

---

1) Vgl die Zusammenfassung in Quine (4), S 267. Dort auch das folgende.

2) Quine (6), S 144

das Wissen um eine andere Eigenart von ihnen: Der Umfang natürlich-sprachlicher Prädikate - das, wodurch Klassen gerade definiert sind - ist nicht genau zu beschreiben. So sind "ist ein Löwe", "ist rot" usw. von grundsätzlich unbestimmt vielen Individuen auszusagen. In dieser Eigenart macht sich ein Moment subjektiver Abstraktion und Voraussage gegenüber der außersprachlichen Wirklichkeit bemerkbar, auf das auch die Wissenschaftssprache nicht verzichten kann (vgl., was oben S 53 in der Kritik an Tarski gesagt wurde). Dieses Moment fehlt der Klasse, ist aber im Attribut enthalten, da das qualitativ, nicht quantitativ definiert ist. Quine übersieht zwar, wohl aufgrund seines nominalistischen Vorurteils gegenüber Attributen, diese Differenz, verzichtet aber auch auf die Analyse der "general terms" für seine "canonical notation".

Aber auch die Klassen haben ein Moment des Subjektiven in sich: Es liegt in der Willkür, mit der ihre Abgrenzung vorgenommen werden kann. In ihnen - und den "general terms" - als der einzig "erlaubten" Gestalt des Abstrakten, konzentriert sich so für Quine das Moment des Subjektiven in der Sprache. Die Klassen bilden in seinem grundsätzlich rezeptiven Sprachmodell den Rückzugsort der unhintergehbaren subjektiven Aktivität in der angeblich ganz außersprachlichen Wirklichkeit selbst (während die "general terms" als solche nicht objektiviert werden): Sie müssen als "entities" - mögliche Einsetzungen von Variablen - anerkannt werden.

Beides - die These von der grundsätzlichen Rezeptivität von Quines Sprachmodell wie die Unhintergehbarkeit des Subjektiven auch im Objektbereich der Sprache - belegt Quinesakribische Herausarbeitung der Tatsache, daß die Quantifikation über Klassen eine Gegenstandsquantifikation - und keine Einsetzungsquantifikation, die als Einzusetzende auch sprachliche Zeichen, Namen, festlegen könnte - ist[1]. Mit der ihm eigenen gründlichen Ehrlichkeit hält er diesen für seine nominalistischen Tendenzen sicher unangenehmen Sachverhalt fest.

---

1) Vgl Quine (6), §28 (S 149 - 56)

Subjektivität im Klassenbegriff und Paradoxa der Klassen

Daß Klassen ein subjektiv Gesetztes sind, zeigen auch die Paradoxa, die sich ergeben, wenn man die Klassenbildung nicht sinnvoll einschränkt.

> Quine zitiert Russells Beispiel "of the class $\hat{x}\ (x \notin x)$, which is a member of itself if it is not and is not if it is"[1]. Es ist leicht zu erkennen als ein Problem leerlaufender Reflexion: Wenn es von der Wirklichkeit absieht und sich auf sich selbst richtet, verwickelt sich reflexives Denken leicht in Widersprüche. - Entsprechend löst Quine das Problem: Die Bildung von Klassen wird beschränkt auf Klassen physikalischer Gegenstände, Klassen solcher Klassen usw.[2]. Die Verwandtschaft mit anderen Problemen reflexiven Sprechens - vgl Russells Typenregel - ist deutlich.

Klassen und "Ähnlichkeit", "natürliche Arten"

Das Moment des Subjektiven in der Gegebenheit der Wirklichkeit erscheint in den Klassen sozusagen chemisch rein; der formalistische Mechanismus der Mengentheorie fällt sicherlich nicht eo ipso mit der Eigenstruktur der Wirklichkeit zusammen.

Da, wie schon gesagt, Klassen nur quantitativ bestimmt sind, können sie die Abbildung natürlicher Qualitäten nur indirekt leisten (durch Aufzählen aller Gegenstände, die die fragliche Eigenschaft haben). Dazu kommt, daß Klassen beliebig gebildet werden können und auch ihre Zahl grundsätzlich nicht begrenzt ist.

Das führt zu zwei miteinander verknüpften Problemen in der Theorie der Naturwissenschaften: Es sind keine grundsätzlichen und allgemeingültigen Gesichtspunkte anzugeben, unter denen relevante Unterschiede (zwischen Dingen, Lebewesen usw.) von irrelevanten zu trennen wären: Die Anzahl von Gemeinsamkeiten ist - wegen der Unbegrenztheit mög-

---

1) Quine (4), S 266. (...) ist Symbol für Klasse; $\notin$ bedeutet: Ist nicht Element von

2) Ebda, S 269

licher Klassenbildung - kein brauchbares Kriterium[1]. Das ist das Problem der "natürlichen Arten". Das Problem der "nicht-projektierbaren Eigenschaften" beschreibt dieselbe Schwierigkeit vom Begriff der Eigenschaft aus:

> Quine bezieht sich auf Goodmans Formulierung dieses Paradoxons: "Goodman bringt sein Paradox so vor: Zunächst sollen wir uns vorstellen, daß ein Smaragd nach dem anderen unter die Lupe genommen würde - daß es sich wirklich um Smaragde handelt, sei dabei an etwas anderem als an ihrer Farbe festgestellt - und daß sich alle bis jetzt untersuchten Smaragde als grün erwiesen. Dann schlägt er vor, alles das grot zu nennen, was spätestens heute untersucht wurde und sich als grün erwies oder was frühestens morgen untersucht wird und rot ist. Sollten wir erwarten, daß der erste morgen untersuchte Smaragd grün ist, weil alle bis jetzt untersuchten Smaragde grün waren? Jedoch waren alle bis jetzt untersuchten Smaragde auch grot; wieso sollten wir also nicht erwarten, daß der erste morgen untersuchte Smaragd grot und daher rot ist?"[2] - Ebenso auf die"altbekannte Schwierigkeit, daß sich Mengen bunt zusammenmixen lassen" verweist das Problem der "singulären Kausalaussagen": Die zeitliche Abfolge zufälliger Ereignisse kann nur m.H. des Begriffs der Art von ursächlicher Folge unterschieden werden[3]. Auch Goodmans Paradox ist nur zu lösen, wenn man auf einen Begriff der natürlichen Art (hier die Edelstein-Art "Smaragd") zurückgreifen kann.

Quine löst dieses Problembündel folgendermaßen: Er verweist auf spezielle Ähnlichkeitsbegriffe einzelner Wissenschaften, z.B. der Chemie, wo eine strukturelle Begründung vager Ähnlichkeitswahrnehmung geleistet sei (damit ist die Einsicht in die atomare und molekulare Struktur von Stoffen gemeint, die vorher lediglich unbestimmt ähnlich erschienen). Aus einmal festgestellten Ähnlichkeiten zwischen Dingen lassen sich dann leicht Eigenschaften und Arten entwickeln. - Die anderen Wissenschaften sollten sich an diesem Vorbild orientieren und ihre vagen Ähnlichkeitsbegriffe klären.

---

1) Quine (5), S 162. Das folgende bezieht sich meist auf den Aufsatz "Natürliche Arten", ebda, S 157 - 89
2) Ebda, S 157f. Unterstreichung im Original kursiv.
3) Quine (5), S 181f

Quine stellt aber ausdrücklich fest, daß es einen allgemeinen Ähnlichkeitsbegriff, der für alle Wissenschaften gültig wäre, nicht gibt[1]. Dazu meint er nur: "Dieser Gedanke (sc.: der Vorsokratiker), einen einzigen Begriff der relativen Ähnlichkeit in seiner ganzen kosmischen Ausdehnung zu erfassen, hat seine metaphysischen Reize"[2].

Mit dem Verzicht auf einen allgemeinen Ähnlichkeitsbegriff ist - verdeckt - ein Moment subjektiver Hinsicht in der Ähnlichkeit zugegeben (die eigentlich "eine objektive Relation in der Welt sein" soll)[3]: Nach den Gesichtspunkten und Interessen der Wissenschaften gliedert sich die Welt nämlich je verschieden, ihre Eigenstruktur wird von den Wissenschaften je anders bestimmt. Das spiegelt sich im je verschiedenen Ähnlichkeitsbegriff. - So sind auch die Elemente der strukturellen Wirklichkeitsbeschreibung z.B. in der Chemie, Moleküle und Atome, eben nicht unabhängig von theoretischer Beschreibung oder modellhafter Veranschaulichung gegeben: Ihnen geht, obwohl sie von Quine sicher elementarer angesetzt würden als sinnlich gegebene Gegenstände (vgl seine Ablehnung von Sensualismus und Phänomenalismus), sogar die Möglichkeit, sie direkt zu berühren, sie sich vor Augen zu führen, ab.

Da die Welt-bestimmende Kraft der Sprache von Quine nicht gesehen ist, kann auch die subjektive Vermitteltheit ihrer Objektseite nicht erkannt werden. In anderem Zusammenhang, wenn er nämlich die subjektive Komponente in der Festlegung dessen, was als physikalischer Gegenstand anzusehen ist, betont (vgl o. zum "ontic comitment" und das Beispiel des Flusses Kaystros), streift Quine diese Erkenntnis. Hier aber fallen ihm logische Form (die Mengenlehre) und Wirklichkeit auseinander.

---

1) Quine (5), S 185.187f
2) Ebda, S 187
3) Ebda, S 184

Eine nachträgliche Vermittlung beider geschieht, mehr oder weniger unter der Hand, durch subjektive (Wissenschafts-) Interessen.

So schwankt Quine wieder zwischen faktischem konventionalistischen Wissenschaftspragmatismus und Empirismus. Im Aufsatz "natürliche Arten" steht die Vorstellung eines adäquat zu beschreibenden "kosmischen Getriebes"[1] unausgeglichen neben der Anerkennung des mathematischen Formalismus. Der Entscheidung, in empiristischer Rezeptivität oder mit konventionalistischer Willkür der Wirklichkeit zu begegnen, weicht Quine aus. Die Subjektinteressen, die letztlich die Verbindung von formalistischem Denken und Wirklichkeit bewerkstelligen, werden als solche nicht anerkannt.

2.2.4. Zusammenfassung

Auch eine extensionalistische Sprache kann also ihr subjektives Moment nicht ganz aufheben, da Klassen für sie unverzichtbar sind. Insofern ist auch dieser Versuch, mit "Bedeutung" zu Rande zu kommen, der nominalistischen Intention nach fehlgeschlagen (Quine gesteht seine Vorbehalte gegenüber Klassen ja auch ein)[2].

Was bleibt, ist die Skepsis gegenüber dem Begriff "Bedeutung" ("Ich habe mehr als einmal bemängelt, daß dem Begriff der Bedeutung keine empirische Bedeutung gegeben worden sei")[3], der nicht in Bezeichnung aufzulösen ist[4]. So wird Sprache nie anders als von außen - physikalistisch oder behavioristisch - gesehen. Eben deshalb nimmt sich "Bedeutung" so verdächtig aus: Der eigene geistige Charakter der Bedeu-

---

1) Quine (5), S 183
2) Z.B. Quine (4), §55, S 266 - 70
3) Quine (6), S 113; vgl noch z.B. Quine (4), S 250, und oben z.B. S 46.
4) Quine (3), S 62:"Misconception of meaning as reference".

tungen wird notwendig grob platonistisch und materialistisch verzerrt.

> Das zeigt, wie die entgegengesetzte Position charakterisiert wird: "It is argued that if we can speak of a sentence as meaningful, or as having meaning, than there must be a meaning that it has, and this meaning will be identical with or distinct from the meaning that another sentence has"[1]. Die Gegenposition, so wird unterstellt, betrachtet Bedeutungen als Gegenstände, die auch scharf voneinander abzugrenzen wären und eindeutige Identitätsmaßstäbe hätten.

Letztlich hängt diese physikalistische Verzerrung damit zusammen, daß Quine eine Dialektik im Seinsbegriff ablehnt[2]. So kann er nicht trennen zwischen der Gegebenheit eines Seienden und seinem als solchen nie rein zu fassenden An sich, ebensowenig andererseits die Seinsweise von Bedeutungen abgrenzen, die zwar immer nur im Vollzug durch einen einzelnen "sind", diesem aber doch auch als allgemein-sprachliche voraus "sind". Alles Seiende muß sich dem einen Seinsbegriff fügen, oder es wird zum platonistischen Gespenst. In diesem physikalistischen Seinsbegriff hat übrigens der genauso undialektische Identitätsbegriff Quines seine empiristische Wurzel (wieder einmal fallen so Empirismus und logisches Interesse zusammen).

2.3. Das Verhältnis zu den natürlichen Sprachen

Da (aus im Vorwort erläuterten Gründen) die Struktur natürlicher Sprachen in der Darstellung der logischen Sprachtheorie zum kontrastierenden Vergleich herangezogen wird, dürfte es nicht uninteressant sein, etwas näher zu untersuchen, wie Quine auf die natürlichen Sprachen eingeht. Die Motive und Interessen seiner Sprachphilosophie können dabei nochmals deutlich werden.

---

1) Quine (4), S 206 (Verzerrende Charakteristik der Meinung Strawsons)
2) Vgl auch z.B. Quine (3), S 11
Vg. Quine (4), S 242, vgl. S 131

From a logical point of view

In "From a logical point of view" steht die ontologische Frage, v.a. nach der Verbindlichkeit abstrakter Seiender, so stark im Vordergrund, daß anderes fast ganz unberücksichtigt bleibt. Wenn nebenbei von natürlichen Sprachen die Rede ist, werden sie nur unter dem Aspekt ihrer Bezeichnung betrachtet.

> Aufschlußreich für die Motive einer Sprachphilosophie ist oft ihre Ansicht der Sprachgeschichte: Für Quine "müssen Ausdrücke für physikalische Objekte eine Schlüsselfunktion von den frühesten Sprachepochen an" gehabt haben, "weil solche Objekte relativ feste Punkte der Bezeichnung für Sprache als eine soziale Entwicklung lieferten"[1]. Sprache erscheint hier als Theorie der Welt; Interessen, Notwendigkeiten des dauernden Umgangs und Gebrauchs, die ähnlich "feste Punkte" durchaus abgeben könnten, werden übersehen, ebenso expressive Momente. Auch synchron wird das Lernen von Wörtern so vorgestellt, daß Zeigeakte auf konkrete Objekte zentral dabei sind (allerdings ist in Quines Beispiel kein Anspruch auf Allgemeinheit erhoben, kennzeichnend ist dennoch, daß andere Weisen der Spracherlernung außerhalb des Interesses bleiben[2].

Ansonsten erscheinen die natürlichen Sprachen nur als Hindernis auf dem Weg zu einer wahren Theorie-Abbildung der Welt, da wir uns aus dem begrifflichen Rahmen, an dem seit Urzeiten schon gezimmert wurde, nicht auf einmal, sondern nur Stück für Stück befreien könnten[3].

Daneben führt Quine seine Skepsis gegenüber meaning zum Versuch, der Wissenschaft, die auf diesen Begriff angewiesen scheint - der Linguistik -, eine Arbeitsmethode aufzuzeigen, wo sie auf dieses verdächtige Hilfsmittel verzichten kann (Vgl den Aufsatz "The problem of meaning in linguistics"). Auf den Untersuchungsgegenstand dieser Wissenschaft geht er dabei nicht ein.

---

1) Quine (3), S 77 (Übersetzung von mir)
2) Ebda, S 65 - 68
3) Vgl Quine (3), S 78f

"Word and object"

Die Einsicht in die Gebundenheit des philosophischen Denkens an eine je gegebene sprachliche Auffassung der Welt, wie sie zum Teil in "Two dogmas of empiricism" doch vorliegt, läßt es sinnvoll erscheinen, auf diese Sprache und ihre Struktur genauer einzugehen. Daneben mag die Auseinandersetzung mit Wittgensteins später Sprachphilosophie und seinen Nachfolgern einen Anstoß gegeben haben (In "From a logical point of view" ist davon noch nichts zu spüren; Wittgensteins späte Schriften waren damals wohl noch nicht genügend bekannt). Jedenfalls stellt sich neben die alte Frage: Zur Annahme welcher (Typen von) Seienden sind wir verpflichtet? eine neue: Wie läßt sich die Referenz natürlicher Sprachen erklären? und: Wie können die Strukturen und die angenommenen Typen von Seienden der Wissenschaftssprache(n) als Entwicklungen aus der natürlichen Sprache dargestellt werden? (Außerdem geht es natürlich auch um die Darstellung einer solchen Wissenschaftssprache, der "canonical notation"). Für die späteren Arbeiten Quines ergibt sich daraus eine Doppeldeutigkeit: Einerseits wird auf natürliche Sprachen immer mehr eingegangen - spezifisch logische Probleme treten demgegenüber eher zurück -, andererseits bleibt das eigene Interesse, das der Aufklärung der Referenz, erhalten und macht das Bild von den natürlichen Sprachen einseitig.

> In "word and object" werden so die Schüler des späten Wittgenstein mit ihren eigenen Mitteln geschlagen: Sie hätten einen Zug der natürlichen Sprachen übersehen, als sie die Philosophie auf eine exakte Bestandsaufnahme des sprachlich Vorhandenen begrenzten, nämlich ihre Fähigkeit, sich dauernd weiterzuentwickeln[1].
> Alte logische Vorurteile werden aufgegeben: So gegen Indikator-Wörter (Pronomina aller Art, relative Adverbien des Ortes und der Zeit wie "hier" und "heute"). Sie schienen unklar, weil ihre Referenz von Kontext und Situation abhängig ist. Dagegen wird auf den Vorteil der Flexibilität hingewiesen, den gerade ihre unbestimmte

---

1) Quine (4), S 3

Referenz habe[1]. Auch was zur "Vagheit" der Bedeutung der Wörter natürlicher Sprachen gesagt wird, ist nicht einseitig[2]. Andererseits wird etwa die Beziehung von Adjektiv und Substantiv rein logisch gefaßt (als Schnittmenge aus zwei größeren). Daß beide dabei selbständig und gleichberechtigt erscheinen, ist sicherlich inadäquat, genauso wie die Einteilung der Adjektive unter Referenzgesichtspunkten in synkategorematische und solche eigener Referenz[3]. Wenn an der natürlichen Sprache in bestimmten konstruierten Fällen mangelnde Eindeutigkeit des Skopus beseitigt wird, steht das Klarheitsideal der Logik im Hintergrund und mangelnde Einsicht in die klärende Funktion des Kontextes[4].

"Wurzeln der Referenz"

Dieselbe Doppeldeutigkeit zeigt sich in "Die Wurzeln der Referenz". Hier soll die Kontinuität der Entwicklung herausgestellt werden, die die Sprache von Logik und Wissenschaft mit dem Spracherlernen des Kindes verbindet. Da das Ziel der Entwicklung schon vorliegt, kommt es auf die Entwicklung in ihrer tatsächlichen Gestalt nicht an, es soll nur die Möglichkeit der Ableitung dargestellt werden[5]. Das entspricht der Intention von "word and object": Nur auf die grundsätzliche Erklärbarkeit der "canonical notation" aus der natürlichen Sprache kam es an.

So erscheint die Sprache noch immer ausschließlich als Abbild der Welt, die Möglichkeiten des Ausdrucks von Emotionen, des Appells an die Umwelt, die gerade für die Sprache des Kindes entscheidend wichtig sind, werden übersehen.

Fast schon ins Groteske überzogen ist dieser Mangel, wenn das Erlernen von "Mama" parallel geschildert wird mit dem von "Hund" und Wörtern für Körper[6]. So richtig es ist, daß die menschliche

---

1) Quine (1), S 101
2) Ebda §26 (S 125 - 29).
3) Quine (1), S 103ff
4) Ebda, § 29, S 138 - 41
5) Vgl z.B. Quine (6), S 132
6) Ebda, S 81ff

Wahrnehmung körperorientiert ist - für die Bedeutung von "Mama" ist die Gegenständlichkeit dessen, worauf referiert wird, einigermaßen nebensächlich. Wenn ein Kind "Mama" ruft, geht es ihm hauptsächlich um Schutz, Nahrung, Wärme u.ä.; dagegen ist ein Ausruf "wauwau" (o.ä.) Ausdruck des Wiedererkennens; hier spielt die Referenz eine größere Rolle.

Das alte empiristische Mißtrauen gegenüber der Sprache lebt durchaus noch fort: Nur ganz selten wird etwa von sprachabhängigem Lernen gesprochen[1], die Ostension nimmt dagegen einen abnorm vergrößerten Raum ein[2]. Die Eigenstruktur der Sprache wird also mit sehr großer Skepsis behandelt. Dem entspricht es, daß ihre grammatische Struktur in der Beschreibung des Sprachlernens erst sehr spät überhaupt erscheint; sie wird dann fraglos logisch verstanden (Wieder wird die attributive Zusammensetzung von Adjektiv und Substantiv falsch beschrieben, ebenso die Prädikation; das Erlernen der Wahrheitsfunktionen wird eigens dargestellt[3]).

Es wurde schon gesagt, daß Quine bewußt nur eine "Karikatur" der Psychogenese der Sprache anstrebt. Er vermutet allerdings - es geht an dieser Stelle um den Quantifikationsmechanismus -, "daß unser wirkliches Lernen des gewöhnlichen sprachlichen Apparats dieser Karikatur parallel läuft" (daß also nur einige zufällige Umwege abgeschnitten würden[4]). Entsprechend geht er nur sporadisch auf Literatur zum Sprachlernen ein[5]. Der Akzent liegt also noch immer eindeutig auf dem Produkt, einer wenn auch nur eingeschränkt formalisierten Wissenschaftssprache, nicht so sehr auf dem Vorgang des Entstehens, schon gar nicht auf dem Ausgangspunkt, der natürlichen Sprache. Bezeichnenderweise wird ja bei der Rekonstruktion der Entwicklung nicht von der jedem ge-

---

1) Quine (6), S 75
2) Vgl z.B. ebda, S 86, 88, 90, 98, 108.
3) Ebda, S 89 - 93 bzw. §20, S 109 - 13
4) Ebda, S 149
5) Ebda, S 83, 99

gebenen Sprache ausgegangen, sondern vom noch sprach-freien Zustand des Kindes.

Der Ambivalenz bezüglich des Status und der Bedeutung natürlicher Sprachen entspricht eine bezüglich der formalisierten Sprache: Manchmal wird sie - sicher richtig - als Entwicklung aus der Umgangssprache zu speziellen Zwecken angesehen, manchmal aber immer noch als umfassendes und letztgültiges Medium der Verständigung der Wissenschaftler untereinander und der Darstellung der Welt (vgl dazu auch 2.4.3.)

2.4. Die pragmatistische Lösung : Resignation und Inkonsequenz

Abschließend ist der pragmatistische Ausweg, den Quine aufgrund der Einsicht in die Undurchführbarkeit eines radikalen Empirismus gewählt hat, nochmals genauer zu untersuchen (vgl o. 2.1.2.).

Am Ende des programmatischen Aufsatzes "Two dogmas of empiricism" wird das einheitliche Bild eines "Empirismus ohne Dogmen" entworfen: Kennzeichnend ist die Revidierbarkeit aller Aussagen. Das Gebäude der Wissenschaften wird vorgestellt als ein gegenüber der Erfahrung unterbestimmtes System, das ihm widerspenstige neue Erfahrungen einbaut durch die Umstrukturierung einer Kette von letztlich auf anderen Erfahrungen beruhenden Aussagen (also: keine analytischen Wahrheiten unabhängig von der Empirie). Keine ist von der Revision ausgeschlossen, einige können allenfalls aufgrund ihrer Formalität und ihrer Lage im "Zentrum" des Systems, weg von der "Peripherie" der Erfahrungen, relativ unveränderlicher sein. Hierzu zählen v.a. die logischen Verknüpfungsregeln und die logischen Gesetze. Auch sie sind vor Veränderungen nicht grundsätzlich geschützt: Quine weist hin auf die Möglichkeit der Revision des Gesetzes vom ausgeschlossenen Dritten von Überlegungen der Quantenmechanik aus[1].

1) Vgl Quine (3), S 43

Sicher ist diese wissenschaftstheoretische Konzeption nicht unbeeinflußt von Ch.S.Peirces "logischem Sozialismus"[1]; und in vielem läuft sie parallel zu Poppers Wissenschaftslogik (seine Ablehnung des Induktionsverfahrens ist Quines Kritik am radikalen Empirismus zu vergleichen; und ganz ähnlich muß für Popper ein ganzer Theoriezusammenhang verifiziert - bzw.: falsifiziert - werden, nicht einzelne Sätze oder gar Terme).

Zwei Folgen hat diese Konzeption für die Semantik: Einmal ist der Veränderung von Sprachformen und -gehalten grundsätzlich nirgends mehr eine Grenze gesetzt (Wie diese Veränderbarkeit systematisch berücksichtigt ist, wäre allerdings noch zu fragen. Vermutlich ist für die Wissenschaftssprache nur an relativ seltene, durch Diskussionen bewußt vereinbarte Änderungen gedacht). Außerdem lassen sich Bedeutung und Bezeichnung weder auf der Ebene des Wortes noch auf der des Satzes genau voneinander scheiden (Ein absoluter Anfang der Erkenntnis ist ja unmöglich; dann lassen sich konkret und abstrakt nicht mehr voneinander trennen, s. auch gleich u.).

> "Insgesamt genommen eignet der Wissenschaft eine doppelte Abhängigkeit von der Sprache und von der Erfahrung, aber diese Dualität ist nicht für eine Aussage der Wissenschaft nach der anderen signifikant nachweisbar."[2]

Zu beachten bleibt aber, daß diese Folgerung in "Zwei Dogmen des Empirismus" ein resignatives Moment hat: Der reine Empirismus wird zum - leider- unerfüllbaren Ideal. Daß er nicht positiv überwunden ist, läßt befürchten, daß er ungewollt immer wieder in der Lösung Quines erscheint.

2.1.1. Die Grenze zwischen Bezeichnung und Bedeutung: Ambivalenz Quines

---

1) Auch wenn Peirce nur an einer relativ nebensächlichen Stelle zitiert wird: ebda, S 37

2) Quine (3), S 42, dt. zitiert n. Sinnreich, S 190

Die letzte Folgerung wird in Quines materialen Untersuchungen nicht konsequent durchgeführt. Daß der Bereich von Bedeutung insgesamt - und die jeweilige Identität der Bedeutungen - nicht allgemein definiert werden konnte, wurde von Quine einmal darauf zurückgeführt, daß eine Abgrenzung von "meaning" und "reference" nur je in einer bestimmten Sprache möglich ist (vgl. o. S 63) - dann aber wäre zu erwarten, daß der Bereich der reinen Bezeichnung seine scharfen Konturen verliert, welche Konsequenz in "Zwei Dogmen..." ja auch gezogen wird -; andererseits wurde der Bereich ohne nähere Erklärung der auftretenden Aporien als unklar und nicht quantifizierbar abgelehnt und seine scharfe Abgrenzung vom "rein bezeichnenden" Gebrauch durch Anführungszeichen gefordert (vgl. o. 2.2.3.1. und 2.2.3.2.). Hier wird ein Wissen um jene Grenze vorausgesetzt. Dieser Doppeldeutigkeit in der Problembehandlung entspricht eine Ambivalenz in Quines Lösung.

Die Frage nach der Grenze zwischen "Bedeutung" und "Bezeichnung" ist für Quines Sprachphilosophie zentral: Kann sie nicht angegeben werden, dann wird Quines grundsätzliche Skepsis gegenüber Bedeutung widersinnig; und der nominalistische Hintergrund der Frage nach dem "ontic comitment" verschwindet zugleich: Das "begriffliche Schema" wird nach pragmatischen, nicht nominalistischen Motiven gewählt, und es ist Sache der "Weise des Bezugs" (Frege für den Bereich des von ihm so genannten "Sinns").

> Am Beispiel Abendstern-Morgenstern zeigt sich das konkret so, daß der Unterschied ein Unterschied von meaning nur ist aufgrund der vorausgesetzten physikalischen Ontologie, die eine einheitliche Entität (einen Körper) Venus annimmt. Für einen mehr phänomenalistischen Rahmen der Ontologie wäre etwa eine Aufteilung in Klassen von Empfindungen, die je als Ding aufgefaßt werden, "Licht-Sensationen am Himmel morgens zu der und der Jahreszeit" und entsprechende abends denkmöglich[1]. Der Unterschied zwischen beiden Begriffen wäre dann einer von reference (die Umfänge beider

1) Z.T. ist das in Quine (6), S 182 erkannt.

Empfindungsklassen sind verschieden). Die angenommene Ontologie bestimmt also, welche Differenzen zwischen Begriffen für sie Differenzen in meaning und welche solche in reference sind. Umgekehrt bestimmen Annahmen über die Ausdehnung des Bereichs von meaning auch den Umfang des Bereichs von reference (und damit das, was als Ding angesehen werden soll).

So ist auch Quines extensionale Sprache, insofern sie eine bestimmte (z.B. die physikalische) Ontologie voraussetzt, von Bedeutung abhängig. Wenn nun eine scharfe Trennung zwischen der "Theorie der Bedeutung" und der "Theorie der Bezeichnung" verlangt wird, steht das in glattem Widerspruch zum Pragmatismus von "Zwei Dogmen des Empirismus". Das aber tut Quine in "Notes on the theory of reference"[1].

Er versucht zwar, die Gefahr der Inkonsequenz zu vermeiden durch den Hinweis, die Frage des "ontological comitment" sei ein Problem der "theory of reference", da aber der Umfang des Bereichs von Bezeichnung in einer Sprache von pragmatischen, bedeutungs-bezogenen, nicht realistischen, bezeichnungs-bezogenen Entscheidungen bestimmt wird, ist die Bestimmung des Umfangs von Bezeichnung selbst keine Sache der Theorie der Bezeichnung. Die Leitbegriffe bei dieser Entscheidung gehören entsprechend dem Bereich der "Art des Bezugs" an: Einfachheit, Vorhersagbarkeit u.ä.[2].

Was Quine zu diesem Widerspruch veranlaßt haben könnte, läßt sich nur vermuten: Es mag sich die alte empiristische Vorstellung von der unabhängig von menschlicher Subjektivität in sich völlig strukturierten Welt unbewußt durchgesetzt haben; entscheidender scheint mir aber, daß so das Konstrukt der extensionalen Sprache (die ja den Bedürfnissen von Mathematik und Naturwissenschaften genügt) von meaning freigehalten wird.

2.1.2. Das Prinzip der Unbestimmtheit der Übersetzung und die Folgerungen daraus

Bedeutung und Bezeichnung lassen sich also allenfalls für die Gesamtheit einer Theorie voneinander trennen; für einzelne Sätze oder gar Terme

1) Vgl Quine (3), v.a. S 130 - 32. - Dieser Aufsatz stammt in der ursprünglichen Fassung aus demselben Jahr wie "Zwei Dogmen des Empirismus": 1951 (vgl ebda, S 170). Im Aufsatz wird sogar auf diesen verwiesen.

2) Vgl z.B. ebda, S 16f. 79

ist das unmöglich. Schon in "word and object" werden Folgen daraus für die Theorie der Übersetzung natürlicher Sprachen ineinander entwickelt. Sie lassen sich zusammenfassen in der These von der "Unbestimmtheit der Übersetzung". Diese These wird dann im Aufsatz "Ontologische Relativität" näher ausgeführt[1].

Folgendermaßen wird das "Prinzip der Unbestimmtheit der Übersetzung" dort entwickelt: Zunächst läßt sich zeigen, daß, was in einer Sprache als Individuum angesetzt wird, nicht nur durch Akte des Zeigens ("Ostension") zu klären ist. So kann ein Sprachforscher für eine ihm unbekannte Sprache durch Zeigen nicht entscheiden, ob mit dem Ausdruck "gavagai" ein Kaninchen, ein (unselbständiger) Teil eines Kaninchens oder ein (auf einen bestimmten Zeitraum begrenzter) Kaninchen-Zustand gemeint ist (so ein von Quine bereits in "word and object" hypothetisch entwickelter Fall[2]), wenn er für jede Annahme entsprechende Änderungen im Individuationsapparat der Sprache durchführt (d.i.: Bedeutungen der Pluralendungen, bestimmter Pronomina, der Zahlwörter, der Identitätsausdrücke; so wäre z.B. in einem Fall ein Ausdruck mit "ist dasselbe wie", in einem anderen mit "hat zu tun mit" zu übersetzen). Solche Probleme lassen sich nicht nur für fremde, sondern auch in der eigenen Sprache entwickeln, da jemand ihre Wörter mit systematisch anderer Bedeutung verwenden könnte. Für die Bezeichnung wird ein solches Verhalten z.B. als "verschobene Ostension" relevant: Mit dem Zeigeakt wird auf ein bestimmtes Ding gezeigt; da dies aber für das zeigende Subjekt mit etwas anderem verbunden sein kann - z.B. kann es auf Gras zeigen und damit "Grün" meinen -, sei nicht zu klären, auf welche Gegenstandsklasse bzw. welchen Gegenstand ein bestimmter Ausdruck referiert[3].

---

1) Deutsch in Quine (5), S 41 - 96. Der Aufsatz enthält die "John Dewey Lectures", die Quine 1968 an der Columbia University hielt (vgl ebda, S 3). In Quine (4) vgl Kapitel II

2) Vgl noch: Quine (5), S 46 - 53

3) Ebda, S 58 - 60

Angesichts dieses Sachverhalts bleibt Quine nur übrig, auf das in jeder Sprache gegebene Referenzsystem zurückzugehen und ein Hinterfragen dieser Relativität auf die "absolute" Referenz eines Ausdrucks abzulehnen: "Referenz ist Unsinn, es sei denn, man relativiert sie auf ein Koordinatensystem"[1]. Alle Menschen, auch alle Wissenschaftler, sind deswegen auf eine "Rahmensprache" (background language) angewiesen, deren Annahmen nicht sinnvoll zu hinterfragen sind (es sei denn in einer weiteren Metasprache).

Es zeigt sich hier nochmals, was eben schon nachgewiesen wurde: Das Problem der Bedeutung ist unaufhebbar in der Bezeichnung enthalten. Ganz entsprechend redet Quine jetzt von der "Unerforschlichkeit der Referenz"[2].

Die Verwendung des Ausdrucks "Referenzrahmen" ("frame of reference"[3]) erinnert an Carnaps Konzept eines "linguistic framework", und faktisch besteht zwischen beiden Ansätzen große Parallelität. Carnap ist im zweiten Abschnitt des ersten Teils der Arbeit ausführlicher zu besprechen; es läßt sich aber jetzt schon feststellen, daß er sein Rahmen-Konzept wohl kaum als eine Angelegenheit von Referenz allein betrachten könnte (er kennt z.B. auch ein System von Ding-Eigenschaften). Quine scheint hier sogar selbst zu sehen, daß sein Problem die "Eigenschaften" der Dinge mit umfaßt[4] und also mit meaning zu tun hat. Spätestens hier ist zu fragen, was für einen Sinn die Beschränkung auf reference noch haben soll. Quines Hauptargument gegen Carnaps Konstruktion ist - neben der Komplizierung der logischen Syntaxregeln - ihre Willkür. Ebenso willkürlich erscheint jetzt aber bei ihm selbst die Ontologie der letzten Rahmensprache im "ontologischen Regreß"[5].

---

1) Quine (5), S 70, vgl f. Hervorhebung durch Quine
2) Das ist der Titel eines Auszugs aus dem besprochenen Aufsatz in Steinberg/Jacobovits, S 142 - 56: "The inscrutability of reference"
3) Quine (5), S 70
4) Quine (5), S 73
5) Vgl ebda, S 95

Differenzierung und Kritik

Sicherlich ist Quines Feststellung grundsätzlich richtig, daß alle Erkenntnis an eine Sprache gebunden ist. Eine Kunstsprache, die "absolut" referieren könnte, gibt es nicht. Nicht geklärt ist aber die Verbindung dieser Feststellung mit dem Problem der Unbestimmtheit der Übersetzung von einer Sprache in die andere. Daß ich grundsätzlich nicht sagen kann, ob es richtiger ist, z.B. (eher phänomenalistisch) von Kaninchen-Zuständen zu sprechen als (physikalisch bzw. biologisch) von Kaninchen, hat mit der Frage, ob ich verstehen kann (von meiner phänomenologischen, physikalischen oder welcher Sprache immer her), ob ein anderer denselben Referenzrahmen verwendet wie ich, nichts zu tun. Die eigene Sprache von einem "absoluten" Standpunkt aus zu beurteilen und eine fremde in meine zu übersetzen, sind verschiedene Vorhaben mit unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten.

Daß der Versuch der Übersetzung scheitere, wird entsprechend nicht mit der Gebundenheit der eigenen Ontologie an die eigene Sprache erklärt, sondern mit der Doppeldeutigkeit, die durch Ostension nicht geklärt werden könne.

Die Unbestimmtheit der Übersetzung läßt sich weitestgehend aufklären, wenn auf die Vorrangstellung des Zeigeakts bei der Herstellung des Lexikons für zwei Sprachen verzichtet wird. Die notwendige adjustive Veränderung des Individuationsapparats einer Sprache mag für den isolierten Fall eines Ausdrucks möglich sein - sie wird immer schwieriger, je mehr Kontexte aus der fraglichen Sprache herangezogen werden.

> Wird ein Ausdruck für Kaninchen bzw. Kaninchen-Teil usw. - um Quines Beispiel aufzunehmen - durch verschiedenste Kontexte in einer Sprache verfolgt, ist leicht Eindeutigkeit herstellbar. Es lassen sich z.B. nicht alle Verbbedeutungen mit beiden Bedeutungen gleich kombinieren: "x-s leben meist sechs Jahre" läßt sich von Kaninchen-Teilen und -Stadien nicht sagen; gegenüber "Dort ist ein x" müßten dann mindestens einige Partikel hinzukommen, wenn die

Redewendung überhaupt möglich sein soll. Ebenso könnten für Kaninchen-Stadien alle Sprachgebräuche, in denen die Vorstellung eines zeitüberdauernden Wesens zugrundeliegt, (z.B.: "x ist seit einer Woche krank") nicht gleich strukturiert sein wie der einfache Zeigesatz und ihm ähnliche ("x hat zwei lange Ohren", "x riecht eigenartig" usw.); Personifikationen (Kaninchen in Fabeln und Märchen, aber auch lediglich in metaphorischen Ausdrücken) wären unmöglich. Etwas schwieriger würde es, wenn einer Sprache unser Ding-Begriff (bzw. Wesen-Begriff, um auch Tiere, Menschen u.ä. einzubeziehen) gar nicht zur Verfügung stünde. Aber auch dann wäre - um z.B. nachzuweisen, daß diese Sprache Wesenheiten von unendlich kurzer zeitlicher Dauer voraussetzt - etwa durch Analyse der Verben des sich-Erinnerns, des Zeitbegriffs, durch einfache quantitative Vergleiche (Wenn eine solche Sprache vergangene Ding-Stadien gegenüber gegenwärtigen als Entitäten festhalten könnte, wäre eine gewaltige Vermehrung ihrer Entitäten die Folge; wenn nicht, wären aus dem dann zu konstatierenden Unterschied in der Seinsweise vergangener und gegenwärtiger Ding-Stadien entsprechend andere Schlüsse zu ziehen). Daß es Whorf gelang, Hypothesen über vergleichbare Unterschiede zwischen dem grammatischen Kategorienapparat nicht - indoeuropäischer Sprachen und dem unseren aufzustellen und sie verifizierbar zu machen (ob die Verifikation immer gelang, braucht hier nicht zu interessieren), beweist schon, daß ein solches Eindringen in fremde Sprachen möglich ist.

Die eigenartige Position Quines ist nur aus der Betonung des Zeigeakts für die Identifikation von Bedeutungen zu erklären. Diese ist wiederum unmittelbar auf die Übernahme des Behaviourismus zurückzuführen: Wenn Sprache nicht "verstanden", sondern auf bestimmte Situationen und die ihnen immanenten Stimuli zurückgeführt werden soll, ist es konsequent, den Bezug zur außersprachlichen Realität zum fundamentalen Akt der Sprachanalyse zu machen.

Konsequenz 1: Skeptischer Verzicht auf Ontologie

Unerforschlichkeit der Referenz und Sprachabhängigkeit der Ontologie veranlassen Quine am Ende des Aufsatzes "Ontologische Relativität" zu einem salto mortale: Ontologie wird insgesamt für die exakte Wissenschaft aufgegeben und in die "transzendentale Metaphysik" - eine aufgrund zweier negativer Reizworte offenbar äußerst unerquicklich vorgestellte Art phi-

losophischer Hölle - verbannt[1].

Dieser Verzicht auf die Ontologie hängt einmal damit zusammen, daß Quine nachweisen zu können glaubt, sie sei für abzählbare und bestimmte Gegenstandsbereiche überflüssig[2]. Dieser Nachweis nützt allerdings wenig, da die Gegenstandsbereiche aller Naturwissenschaften überabzählbar und unbestimmt sind.

Entscheidender Beweggrund des Verzichts dürfte deshalb die bekannte Ununterscheidbarkeit von meaning und reference für einzelne sprachliche Ausdrücke sein. Die unmittelbare Folge ist ja die Sprachabhängigkeit der Ontologie.

Wenn aber Ontologie überhaupt aufgegeben wird, werden alle Sprachen - auch die exaktesten und sinnfernsten Kunstsprachen - zu einer sehr obskuren Angelegenheit: Sie alle beruhen darauf, daß über einzelne (Dinge, Zahlen oder was immer) Aussagen gemacht werden, die diese zu anderen einzelnen in Beziehung setzen, ihnen Qualitäten zusprechen usw. Dieser Mechanismus erscheint jetzt als etwas vom Himmel Gefallenes, das mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Ein Wunder ist es dann, daß die Sprache jene Wirklichkeit in irgendeiner Weise doch abbilden können[3]. Der Hinweis auf den Darwinismus, nach dem nur eine realitätsentsprechende Sprache im "Kampf ums Dasein" Erfolg hätte haben können, erklärt nichts: Er kann nur auf eine nachträgliche Adjustierung einer in sich unerklärten Sprachstruktur hinweisen.

Der Graben zwischen Sprache und Realität (für die Sprache als ganze soll er ja nicht vorhanden sein) könnte nicht unpassend mit der kantischen Differenz zwischen reinem Subjekt und Ding an sich verglichen werden.

---

1) Quine (5), S 95
2) Ebda, S 147f
3) Vgl ebda, S 110: "Es ist uns vielleicht nicht möglich zu erklären, wieso wir zu Theorien gelangen, die erfolgsreiche Voraussagen machen, aber wir gelangen zu solchen Theorien".

Sollte aber Quine auch die kantische Lösung, die transzendentale Apperzeption, akzeptieren können? Mindestens mit einem Bein stünde er dann schon in seiner philosophischen Hölle[1].

Die hermeneutische Lösung der Quineschen Aporie läßt sich skizzenhaft schon andeuten: Es müßte die Subjektivität der Sprache als produktive, die Wirklichkeit bestimmende Größe (z.B. macht sie erst durch ihren Hinblick die Realität zu einer Welt von Gegenständen) gesehen werden. Ansatzhafte Strukturierung der Realität in sich selbst und je verschiedene Fassung und Verfestigung dieser Struktur durch die Sprache sind dann einander ergänzende Gesichtspunkte. Da die bestimmende Tätigkeit der Sprache notwendig ist, um überhaupt "Welt" erfassen zu können, brauchen wir angesichts der Relativität unserer Weltsicht auf unsere Sprache nicht in den horror metaphysicae zu geraten; und wenn wir die Sprache als produktive Strukturganzheit einmal genauer untersuchen, werden sich auch die Gefahren des systematischen Mißverständnisses bei der Übersetzung entscheidend verringern.

Konsequenz 2: Unverdrossener Empirismus

Um Quines erkenntnistheoretische Skepsis richtig beurteilen zu können, ist es notwendig, die ganz und gar negative Bedeutung, die für ihn die Sprache hat, richtig zu sehen: Die Begriffsschemata verschiedener Sprachen vermitteln einander gleichwertige Zugänge zur theoretisch betrachteten Welt; in keiner Weise setzen sie Neues, insofern Wirkliches und die Art seines Gegebenseins zusammenwachsen. Die empiristische Idee der je identischen Realität, zu der die Sprache nur den Weg versperrt, ist hier

1) Der Versuch, jene Verbindung der empirischen Psychologie zuzuschieben (ebda, S 115f), übersieht das Problem der Vorurteilsstruktur der Erkenntnis: Was immer die Psychologie als empirisches Ausgangsdatum ihrer Forschungen annimmt (z.B. bestimmte Bestrahlungsmuster in ausgesuchten Frequenzen, ebda 115, Sinneseindrücke usw.), ist von der Ontologie unserer Sprache schon vorgeformt. Für Quines Denkfigur ist der Sprung zwischen fast agnostischer Resignation und frischfröhlichem Behaviourismus allerdings bezeichnend, wie gleich deutlicher werden wird.

keineswegs aufgegeben[1].

Nur von hier aus ist es ansatzweise vielleicht zu verstehen, weshalb Quine aus der erkannten Relativität der Erkenntnis auf die Sprache nicht die Folgerung zieht, sich mit diesem unhintergehbaren Ausgangspunkt näher zu beschäftigen, sondern im sprachfremden Behaviourismus verbleibt. Dessen Umständlichkeit ist von dem bei Quine erreichten Standpunkt aus manifest: Die eigene Sprachabhängigkeit wird vergessen; mit - unerkannt relativen - Verhaltensbegriffen wird eine gewaltige Anstrengung unternommen, die angeblich beweisunfähigen und inexakten, in Wirklichkeit nur genauso relativen Bedeutungen der natürlichen Sprachen zu ersetzen.

Fast noch merkwürdiger ist es, daß "Beobachtungssätze" im Aufsatz "Naturalisierte Erkenntnistheorie" als "minimale verifizierbare Einheit" erscheinen[2]. In den Beobachtungssätzen ist nämlich die ganze Theorie und ihre Sprache schon enthalten, so die angenommenen Klassen und die Festsetzung der Ontologie (z.B. setzt "Dort läuft ein Kaninchen" eine gewisse zeitliche Konstanz des beobachteten Objekts voraus). Was als Beobachtungssatz gilt, ist deshalb selbst sprachabhängig. Erst in "Die Wurzeln der Referenz" wird das deutlich herausgestellt[3]. Dann aber dürfte auch die erkenntnistheoretische Priorität der Beobachtungssätze nicht mehr so betont werden: Mindestens genauso wichtig werden solche Sätze, in denen wir uns über die begriffliche Struktur unserer Sprache klar werden. So weit aber kann sich Quine wohl nie von seinen empiristischen und wissenschaftspragmatischen Vorurteilen befreien.

2.4.3. Pragmatismus oder Wissenschaftslogik?

Eigenartig bleibt Quines Ambivalenz zwischen Einsicht in die Bedingt-

---

1) Vgl z.B. die Schlußworte des Aufsatzes "Das Sprechen über Gegenstände", in Quine (5), S 40
2) Vgl ebda, S 124 (und 123); ebda, S 71f; Quine (4), S 44
3) Vgl Quine (6), S 64 - 69

heit und Sprachabhängigkeit menschlicher Erkenntnis einerseits und dem Weitertreiben von - als voraussetzungsslos betrachteter - Wissenschaft andererseits. Seinen Gipfelpunkt erreicht dieses Verhalten vielleicht im Verzicht auf Ontologie überhaupt: Was die problemlose Betriebsamkeit der Wissenschaftler stören könnte, wird beiseite geschafft.

Eben wurde als mögliches Motiv die relativ gute Verträglichkeit jener Einsicht in der spezifischen Form Quines mit empiristischen Annahmen genannt. Dazu dürfte Quines einseitiges wissenschaftspragmatisches Interesse kommen: Es ist sein ungebrochen durch die klassische Physik bestimmtes Weltbild, (deren Belange verteidigt Quine, wie sich zeigte, mit allen Mitteln, seien es empiristische oder konventionalistische[1]) dem die sprachliche Relativität auch der physikalischen Gegenstände unheimlich sein muß, ebenso unheimlich wie die Annahme abstrakter Seiender. Zugleich bedeutet die mögliche Veränderung des Gegenstandsbereichs auch für die Sprachtheorie im Sinn der formalen Logik eine Last: Sie möchte ja nicht mehr zu hinterfragende Festlegungen bezüglich dieses Bereichs (wie für den der Klassen) erreichen. Quines Denkfigur macht es wesentlich aus, daß er immer wieder, den Forderungen von Physik und formaler Logik widersprechend, seine Reflexion konsequent weiterzutreiben versucht, dann aber auch, sich an jene erinnernd, angesichts seiner Ergebnisse aufgibt.

So ist z.B. die radikale pragmatistische Wendung des Schlusses von "Zwei Dogmen des Empirismus" (Relativierung des Gesetzes vom ausgeschlossenen Dritten) nicht ganz verbunden mit der Vorzugsstellung der Logik, wie sie in der Untersuchung von Analytizität und Synonymie in den ersten vier Paragraphen erscheint.

> In §1 waren zwei Arten analytischer Aussagen unterschieden worden, die logischen Wahrheiten (Beispiel: "Kein unverheirateter Mann ist verheiratet", das zu $\neg[\neg A(x) \wedge A(x)]$ formalisiert werden könn-

1) Konventionalistisch argumentiert z.B. Quine (4), S 238.

te) und die vom Typus "Kein Junggeselle ist verheiratet", die "durch Einsetzung des Synonymen für Synonymes in eine logische Wahrheit umgewandelt werden" können[1]. Die auf logischen Gesetzen basierende Analytizität wird mit der Übernahme der Logik in der extensionalen Sprache umstandslos akzeptiert. Die Untersuchung wendet sich dann der "Analytizität in der Art von §1" zu[2]. Die logischen Wahrheiten - zu denen das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten schließlich zu rechnen ist - werden von den im folgenden entwickelten Schwierigkeiten also gar nicht berührt (Es dürfte allerdings kein Zufall sein, daß Quine gerade das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten als Beispiel gewählt hat: Hier gibt es ja Ansätze zu seiner Relativierung in der Logik selbst).

Daß die Wahrheitsfunktionen vom sprachlichen Relativismus unabhängig sein sollen, bezeugt ähnlich eine hervorragende Stellung der Logik[3]. - So wird Quines Wissenschaftspragmatismus als eine etwas einseitige Angelegenheit deutlich: Er begrenzt sich auf Physik (und die übrigen Naturwissenschaften), Mathematik und Logik. Deren Vorgehen gilt unhinterfragt als Maßstab (vgl o. 2.1.2., v.a. S 19). In dieser Orientierung an der Wissenschaft ist Quine wieder gut mit Popper vergleichbar.

Popper empfiehlt, um "das zentrale Problem der Erkenntnislehre", nämlich "das Wachstum des Wissens", zu studieren: Man "studiert... am besten das Wachstum der Wissenschaft[4]." Deutlicher als Quine bezeichnet er aber, was er tut, als das, was es ist: als "Logik der Forschung".

Das Schwanken Quines zwischen konsequentem Pragmatismus und Wissenschaftslogik wird auch an seiner Einschätzung des Verhältnisses von Wissenschaftssprache(n) und natürlichen Sprachen deutlich: Zwar wird die Basisfunktion der "Umgangssprache" anerkannt ("ordinary language remains indeed fundamental"), andererseits wird die logische Schematisierung eines Teils des Gesamts der Wissenschaft für berechtigt gehalten, wenn diese in die natürliche Sprache immer rückübersetzbar bleibt[5].

---

1) Quine (3), S 22f, n. Sinnreich, S 169f.
2) Quine (3), S 31, n. Sinnreich, S 178f.
3) Quine (4), S 57 - 61. Sicherlich ließen sich noch viele weitere Stellen für die mathematisch-logische Voreingenommenheit Quines finden.
4) Popper, S XV
5) Quine (3), S 106, vgl Quine (4), S 159

- Die natürliche Sprache ist dann zwar das Medium, in dem die Verständigung über die erreichte Formalisierung mit den anderen Wissenschaften und mit der Gesellschaft funktionieren muß ("medium for the ultimate clarification, by however elaborate paraphrase, of such more artificial usages"[1]), nicht aber wird die natürliche Sprache auch zur letzten Instanz für die Rechtfertigung des Akts der "logischen Schematisierung" selbst - wie dies ein konsequenter und kritischer Pragmatismus verlangen mußte.

2.4.4. Das Prinzip der "Einfachheit"

Unter den drei von Quine genannten Prinzipien der Sprachkritik (vgl o. S 18) sind das des Konservativismus und das des hinreichenden Grundes nur Barrieren gegen ungezügelte Neuerungen, Begründungen für die Wahl bestimmter sprachlicher Strukturen können sie nicht geben. Dafür bleibt also nur das Prinzip der Einfachheit übrig. Es ist auch deshalb das bei weitem wichtigste und am häufigsten genannte. Quine hält es auch für das zentrale Prinzip der Logik: Logik wird von Philologie dadurch unterschieden, daß sie "versucht, die Regeln, von Wahrheit zu Wahrheit fortzuschreiten, in ein möglichst einfaches System zu bringen"[2].

Nun ist aber Einfachheit kein Maßstab, der immer ganz eindeutige Entscheidungen erlaubte: So können verschiedene Kunstsprachen entstehen, je nachdem, ob ihrem Konstrukteur die Einfachheit ihrer Ontologie oder die Kürze der komplexen Ausdrücke und der Sätze wichtiger ist. Noch schwieriger ist die Entscheidung bei den Klassen: Hier gibt es den Rekurs auf die "natürlichen Arten" und auf die "Projektierbarkeit" der Klassen. Der Maßstab im Hintergrund wäre, ob es möglich ist, mit Hilfe der Klassen Voraussagen zu machen[3]. Damit ist aber "Einfachheit" im strengen Sinn schon verlassen.

---

1) Vgl Quine (3), S 106f.
2) Ebda, S 165
3) Vgl dazu Quine (5), S 157 - 89. Vgl auch o.

Offensichtlich ist der Maßstab der Einfachheit zu formal, um allein die Wahl z.B. einer Sprache begründen zu können. Andere Maßstäbe kommen unbemerkt hinzu. So findet sich bei Quine manchmal eine Tendenz zum Ästhetizismus: "Eleganz" und "Schönheit" werden an sprachlichen Kategorien (Zahlen, Klassen) bzw. an der klassischen Quantorenlogik insgesamt gelobt[1]. Bei Quine, dem Nominalismus doch Herzenssache ist, verblüfft dieser unverhohlene mathematisch-logische Formalismus.

Das Ziel, möglichst viele Vorhersagen mit einem Begriff machen zu können[2] - der Maßstab wurde schon genannt -, hebt auf die Nützlichkeit einer Kategorie, eines Begriffs o.ä. für die Wissenschaft ab. Entsprechend wird auch "Nützlichkeit" häufiger genannt[3].

---

1) Quine (5), S 136 bzw. 156

2) Vgl noch: Quine (3), S 44, 79

3) Vgl z.B. ebda, S 165
Hier trifft sich Quine noch am ehesten mit Poppers Einschätzung des Einfachheits-Begriffs (Popper, S 97 - 105.338). Popper kritisiert den konventionalistischen Einfachheitsbegriff als willkürlich (ebda, S 105 - Quines intuitiver Einfachheitsbegriff und die ästhetizistischen Moments in ihm sind dadurch mit kritisiert) und weist auf die Unklarheit hin, mit der der Einfachheitsbegriff oft verwendet wird (ebda, v.a. S 98). Sein eigener Versuch, Einfachheit als möglichst gute Prüßbarkeit bzw. Falsifizierbarkeit zu verstehen, stellt eine vermittelte Beziehung zur Realität, die dem konventionalistischen Begriff verlorengegangen war, wieder her (wie es das Prinzip möglichst vieler brauchbarer Vorhersagen schließlich auch tut, nur ist bei diesem der technische Gesichtspunkt viel deutlicher). So richtig dies ist, so reicht doch auch Poppers Einfachheitsbegriff zur Auswahl einer bestimmten Theorie nicht immer hin. An seinem eigenen Beispiel (die euklidische Geometrie einfacher als nicht-euklidische Geometrien - dennoch werden jene bisweilen vorgezogen werden müssen), besser noch am Streit ums richtige Selbstverständnis der Wissenschaften - besonders deutlich in den Sozialwissenschaften - und am je verschiedenen Ausgangspunkt der Wissenschaften, der sich in einem je anderen Ähnlichkeitsbegriff zeigt, kann deutlich werden, daß neben der Falsifizierbarkeit auch Traditionen und Interessen die Entscheidung für Wissenschaften (Wissenschaftstypen) und entsprechende Sprachsysteme begründen. Auf deren gründliche Reflexion - sie wird weder von Quine noch von Popper geleistet - kommt es an. - Daß die Falsifizierbarkeit als Entscheidungsgrund nicht genügt, wird sogar von Popper selbst vorsichtig erwogen (ebda, S 338: Einstellung der Entscheidungen in "Anwendungsfelder" und "Problemkreise"). Übrigens versteht

(weiter s. n. Seite)

Hier kommen Interessen aus der Anwendung der Naturwissenschaften, also technische, ins Spiel. Wenn von "Ökonomie" die Rede ist, denkt Quine zwar zunächst an -meist ontologische - Einfachheit und Sparsamkeit, technisch-wirtschaftliche Interessen mögen aber die Wortwahl unbewußt mitbestimmen[1].

Solche unversehens eindringenden Interessen sind eine einigermaßen problematische Angelegenheit, und hier setzt z.B. Marcuses Kritik an Quine an[2]. Zu vergleichen ist auch Schnädelbachs Popper-Kritik[3].

Von Quine selbst her wäre demgegenüber ein radikalerer, kritischerer Pragmatismus zu fordern: Auch die Interessen der Wissenschaften hätten sich in ihm zu rechtfertigen und wären nicht einfach hinzunehmen[4]. Aus dem Faktum der Kontingenz jeder Sprache wäre die Notwendigkeit reflexiver Verständigung über die gegebenen Worte und sprachlichen Kategorien abzuleiten. Die Möglichkeit zur Reflexion wäre strukturell z.B. dadurch

---

Zu 3) S. 101
Popper seinen Vorschlag der Falsifizierbarkeit als Antwort auf die Anforderung nach Gesetzmäßigkeit neuer Erkenntnis (vgl. z.B ebda, S 102). In dieser Anforderung ist wiederum - auch wenn Popper das an dieser Stelle nicht ausdrücklich sagt - der Verweis auf Vorhersagbarkeit und Verwetbarkeit enthalten, woran die auch dem Falsifizierbarkeitsbegriff letztlich zugrundeliegenden Interessen andeutungsweise sichtbar werden.

1) Vgl Quine (3), S 26.69f.79
2) Marcuse, S 163f Anm. 2: "Die Einschätzung des wissenschaftlichen Begriffs im Sinne von 'wirksam', 'Mittel', 'praktikabel' offenbart seine manipulativ-technologischen Elemente". (Kritik eines Quine-Zitats, Quine (3), S 44).
3) Schnädelbach, S 150 - 84 und 229 - 38. - Auch er weist auf das Moment des Ästhetizismus im Konventionalismus hin.
4) Dies ist auch bei Schnädelbach der anvisierte Weg der immanenten Kritik: Vgl Schnädelbach, S 238 - 41. - Für die Sozialwissenschaft etwa ist es durchaus fraglich, ob die Kriterien von Vorhersagbarkeit und Nützlichkeit höchsten Stellenwert haben dürfen. Vgl z.B. Habermas' Kritik an Luhmann, in Habermas (3), S 142 - 90. Einen Ansatz zu solchem konsequenten Pragmatismus sieht Apel bei Peirce: Die "Experimentiergesellschaft der Naturforscher" als eine "semiotische(n) Interpretationsgemeinschaft" geht in dieser Weise über eine sich "objektiv" verstehende Wissenschaft hinaus (Vgl Apel (2), S 26, und Apel (3)).

zu gewährleisten, daß das Faktum der Gewordenheit von Bedeutungen offengehalten wird. Das logische Sprachmodell wäre schließlich zu überschreiten, indem die absolute Trennung von Form und Gehalt aufgegeben wird. Konkret würde das z.B. heißen, daß die Bedeutung nicht am Beginn des Sprechens endgültig festgelegt sind, sondern jede Wortbedeutung grundsätzlich immer hinterfragbar bleibt: Was bedeutet sie genau in diesem Kontext, in dieser Situation?

Die Potenz der Reflexion ist bei Quine nicht voll erkannt: Wenn die produktive, sinnschöpfende Tätigkeit von Reflexion neben ihrer relativierenden gesehen würde (Eingehen von "Weisen des Bezugs" in die Substanz der Gegenstände selbst), wäre ihre Einschätzung nicht so rein negativ. Dann wäre allerdings die Trennung von "meaning" und "reference" auch endgültig aufgehoben: Der Bereich von "reference" setzte sich zusammen aus einem rekonstruktiv nicht mehr genau abgrenzbaren "An sich" der Dinge und um es herum angelagerten Bedeutungsbezügen. Neue, relative Differenzen entstünden in der Sprache: So die von allgemeinem Horizont der Sprache und je individuellem Sprachhorizont einzelner Sprecher, andererseits die zwischen dem vorgegebenen Sprachhorizont eines Sprechers, seinen je anderen Denkimpulsen und dem Moment des Neuen am jeweiligen "Gegenstand", der durch Sprache vermittelt ist. Diese Differenzen sind aber unendlich produktiv durch die reziproke Beeinflussung der Horizonte. Ein Moment des Fixierten läge allenfalls im "historischen Augenblick", an den das reflektierende Subjekt als an seinen Ausgangspunkt gebunden ist.

2.1.5. Ambivalenz im Ziel der Sprachanalyse: Pragmatische Klärung oder Angemessenheit an die Wirklichkeit?

Der konsequente Pragmatismus wird bei Quine nicht nur von der Wissenschaftslogik her eingeschränkt, sondern auch von seiner empiristischen Vorliebe. So ist der Zweck, für den die "canonical notation" in "word and

object" erarbeitet wird, ein doppelter: Sie soll der Aufklärung von sprachlichen und logischen Unklarheiten dienen, aber auch dazu, eine "true and ultimate structure of reality" abzubilden[1]. Das ist noch ganz empiristisch formuliert. - Eine solche Doppeldeutigkeit war ja auch in "Die Wurzeln der Referenz" festgestellt worden.

Vergleichbare empiristische Voreingenommenheit läßt der Vorschlag erkennen, zwei "Begriffsschemata" zu verwenden, um die oft unumgängliche Rede in "mentalistischen" Begriffen zu ermöglichen, solange diese noch nicht "wissenschaftlich" (behaviouristisch oder wie immer) geklärt sind[2]. Es soll nämlich ein "relativ einfache(n)[s] und strenge(n) [s] Begriffsschema... für offizielle wissenschaftliche Geschäfte" und ein "System zweiten Ranges" geben. Diese Bewertung stellt den Pragmatismus exakt auf den Kopf: Die natürliche Sprache, in der die Begründung für das Betreiben der verschiedenen Wissenschaften zu leisten wäre, wird aus dieser Priorität verdrängt; die Wissenschaft dagegen gibt vor, einen sprachlichen Horizont erreichen zu können, der "objektiv" in dem Sinne wäre, daß er Dinge, Tiere und Menschen gleich interesselos lediglich spiegelnd wiedergeben könnte[3]. Einziges Resultat dieser Illusion ist, daß verschiedene Interessen unhinterfragt in die Wissenschaft und ihre Sprache eindringen.

---

1) Vgl z.B. Quine (4), S 221 (u.ö.)

2) Vgl Quine (5), S 38 (Berufung auf Conant), Ebda, S 199; Quine (4), S 221 (im Anschluß an das oben Zitierte wird vorgeschlagen, für bloße Klärungsvorhaben intensionale Objekte zu akzeptieren); vgl ebda, S 210 (Vorschlag des "grading of austerity" in einem begrifflichen Schema).

3) Vgl z.B. Quine (5), S 200: Man kann eben nicht, wie Quine unterstellt, in eine Katze so hineinschauen wie in sich selbst oder andere Menschen, mit denen man durch das soziale Medium der Sprache verbunden ist.

3. Rudolf Carnap
Mathematische Logik und logischer Konventionalismus

Der Versuch, die Bedeutung auf Bezeichnung zu reduzieren, kann als gescheitert betrachtet werden. Weder kann eine extensionale Sprache ganz auf abstrakte Seiende verzichten, noch ist überhaupt die Abgrenzung von Bezeichnung und Bedeutung für Terme oder Sätze möglich.

Als Alternative zur pragmatistischen Wendung, die Quine - wie unvollkommen auch immer - vollzieht, bleibt allenfalls der Weg, die Bedeutungen aus sich selbst heraus - ohne Bezug auf einen Kontrollbereich - als ein System universal gültiger, exakt definierter Elemente und Verknüpfungsregeln aufzufassen. Die Suche nach einem genau abzugrenzenden Kontrollbereich entfällt, wenn man sich einmal auf die Sprache selbst einläßt. Grundsätzlich scheint einer Formalisierung - d.h. zunächst: Fixierung der Bedeutungen auch nichts im Wege zu stehen; wenigstens im Ansatz ist so etwas ja auch schon verwirklicht worden.

3.1. Begründung der Auswahl ("Meaning and Necessity"); Zusammenfassende These

Sachlich liegt dieser Weg bereits jenseits des älteren Positivismus und seines Strebens, zurückzugehen auf eine unbezweifelbare Basis der Erfahrungen - sei sie physikalistisch oder sensualistisch gedacht -, der in Quines nominalistischer Sehnsucht in manchem noch nachwirkt. Deshalb erscheint es gerechtfertigt, den früheren Ansatz Carnaps in "Meaning and Necessity" als sachlich fortgeschritten nach Quine zu behandeln. Einen Beleg für die Hypothese von der sachlichen Abfolge vermag die Entwicklung Carnaps selbst zu geben: Der im Frühwerk noch dominierende Empirismus[1]

---

[1] Für die Zugehörigkeit des "Logischen Aufbaus der Welt" zum "logischen Positivismus" - trotz einiger "konventionalistischer Elemente" - vgl Schnädelbach, S 63 - 118.

wird im Verlauf seiner Entwicklung immer weiter modifiziert. Eben wegen dieser Entwicklung Carnaps kann sein Buch samt den späteren Anhängen darin repräsentativ sein für die zweite Alternative der logischen Sprachphilosophie.

In einer zusammenfassenden These sollten Gestalt und Denkfigur des späten Carnap vorweg skizziert werden. Das dürfte den Überblick über die folgenden Detailuntersuchungen erleichtern.

Carnap versucht den Bedeutungsbereich der Sprache gegenüber der radikal-empiristischen Reduktion auf Bezeichnung nicht deshalb zu erhalten, weil er sich stärker an der Struktur natürlicher Sprachen orientiert als Quine. Vielmehr möchte er eine möglichst reichhaltige Sprache von Logik und Mathematik (mit abstrakten "Seienden" - "entities"- [1]), logisch notwendigen, nicht empirisch nachzuweisenden Aussagen, einem entsprechenden Inventar apriorisch festgelegter logischer Verknüpfungsregeln) erhalten.

Dieses Motiv kommt in Konflikt mit dem grundsätzlich bejahten nominalistischen Empirismus und mit den Forderungen des grundsätzlich ebenso bejahten wissenschaftstheoretischen Konventionalismus. Der Versuch der Lösung bleibt dem Konventionalismus nahe (ein mathematischer Platonismus wird nicht vertreten): Die Individuen, die Eigenschaften und die Relationen zwischen ihnen, die in einer Sprache anerkannt sind, werden als Seiende betrachtet nur aufgrund in ihr gesetzter Regeln. Diese Regeln gelten also nicht apriori für alle Sprachen, sondern haben nur relativ apriorischen Status für den Gebrauch in der je einzelnen Sprache. - Der Bereich der logischen Verknüpfungsregeln und der "logischen Wahrheiten" wird von dieser Relativierung nicht erfaßt.

Von Quines Position aus gesehen unternimmt Carnap also den Versuch, beide Bereiche, "meaning" und "reference", systematisch zu fassen.

---

1) "Entity" wird von Carnap ähnlich gebraucht wie von Quine.

Für den meaning-Bereich geht er dabei von den Verhältnissen in konstruierten Sprachsystemen aus[1].

Für diese Sprachsysteme läßt sich die Einteilung in meaning und reference genau vornehmen: Einerseits gibt es den Bereich der "semantischen Regeln"[2], der später genauer als der Bereich der"Bedeutungspostulate" ("meaning postulates") und "semantischer Regeln der gebräuchlichen Arten" bestimmt wird[3]. Der Vorteil dieser genaueren Bestimmung liegt darin, daß die Gruppen der logischen Wahrheiten und solcher analytischer Wahrheiten, die erst durch Einsetzung von Synonymen für Synonymes zu logischen Wahrheiten werden, dadurch getrennt sind[4]. Kennzeichen aller Sätze dieses Bereichs ist, daß sie im diskutierten Sprachsystem wahr sind für alle "Zustandsbeschreibungen" ("state descriptions", das entspricht Leibniz' "wahr in allen möglichen Welten", Wittgensteins möglichen "states of affairs"[5]). Alle anderen Sätze sind dagegen erst wahr oder falsch nach einer Überprüfung der Realität.

Hier wird das zentrale Problem aller Carnapschen Sprachkonstruktionen - und der wesentliche Angriffspunkt Quines - schon deutlich : Einerseits werden die "Bedeutungspostulate" von den logischen Wahrheiten getrennt, andererseits von ihren Wahrheitsbedingungen her - wahr für al-

---

1) Carnap (1), S 3: "We shall take as object languages mostly symbolic languages"; Vgl S 222f: "The problems of explicating concepts of this kind (sc: meaning postulates) for natural languages are of an entirely different nature".

2) Der Terminus wird ohne weitere Erläuterungen von Carnap verwendet (Einführung: Carnap (1), S 5). Seine fundamentale Bedeutung wurde von Quine in "Two dogmas of empiricism" ja herausgestellt (Vgl Quine (3), S 32 - 37).

3) Carnap (1), S 223 - 26 ("Meaning postulates")

4) Diese Unterscheidung - in Ausdrücken Quines -, entspricht der im vorletzten Absatz getroffenen.

5) Carnap (1), S 9.Die beiden Arten der Wahrheit aufgrund semantischer Regeln werden hier also nicht unterschieden.

le Zustandsbeschreibungen - von ihnen nicht unterschieden. Können aber semantische Regeln mit einem solchen Zwischenstatus konventionalistisch so festgelegt werden, daß beim Kontakt mit der Empirie keine Probleme entstehen? - Vom Standpunkt einer Sprachphilosophie, die sich an den natürlichen Sprachen orientiert, ist Carnaps Problem leicht zu deuten: Über den Gegenstandsbezug hinausgehende Bedeutung wächst den Wörtern zu in ihrer je neuen Fassung (vgl Situation, subjektive Reflexion) und kann sich im Gebrauch ändern, sie ist deshalb, auch für nur eine Sprache, nicht apriori festzulegen.

Jeder "Designator" - dazu gehören Individualterme, Prädikatoren, Funktoren und Sätze - hat nun eine Beziehung zum Bereich der semantischen Regeln und eine zur Wirklichkeit, nämlich eine "Intension" und eine "Extension". Die Intensionen von Sätzen sind Propositionen, von Prädikatoren: Attribute (Eigenschaften), von Individualtermen Individualbegriffe ("individual concepts"). Die Extension der Individualterme ist je ein bestimmter Gegenstand, der Prädikatoren: Klassen von Gegenständen, der Sätze: Die Wahrheitswerte wahr und falsch.

Wenn nicht mehr nur Extensionen, sondern auch Intensionen in eine formalisierte Sprache einbezogen werden könnten, wäre es nicht mehr nötig, die logischen Verknüpfungsregeln ausschließlich an die - extensionale - Wahrheitsfunktionalität zu binden. So führt Carnap neben den gebräuchlichen Verknüpfungen auch solche ein, die Verhältnisse zwischen Intensionen beschreiben: $\equiv$ für L-Äquivalenz (äquivalent allein aufgrund der sprachlichen Regeln, ohne Bezug auf außersprachliche Fakten) und $\supset$ für L-Implikation (entsprechend: Implikation allein aufgrund der semantischen Regeln). Im Zusammenhang damit wird die Unterscheidung zwischen faktischer und logischer Wahrheit möglich. Durch diese Definitionen sollen die entscheidend wichtigen meaning-Begriffe der Synonymie und Analytizität in etwa erfaßt werden[1].

1) Zur analytischen Wahrheit vgl Carnap (1), S 8. Bei der Synonymie macht Carnap ebda, S 60 eine Einschränkung: Hier scheint ihm die von Quine entwickelte Version des Begriffs stärker zu sein.

3.2. Schritte in Richtung auf die Hermeneutik: "Bedeutung" als die grundlegende Dimension der Semantik (Vorrang von "meaning" vor "reference")

Nun dürften Carnap die empiristischen Vorbehalte gegenüber "Bedeutung" über "Bezeichnung" hinaus nicht unbekannt sein; auch wenn z.B. Quines Schriften zu einem großen Teil nach "Meaning and Necessitiy" liegen, setzt sich das Buch mit ihm öfter auseinander (so wird S 196ff ein längeres Statement Quines zu einer Handschriftversion des Carnapschen Werkes zitiert und besprochen). Was bewegt nun Carnap, sich über empiristische Kritikpunkte wie die mangelnde Abgenzbarkeit von Bedeutungen voneinander, die Gefahr des Platonismus u.ä. hinwegzusetzen? Eine erste Antwort könnte der Hinweis auf seine Überzeugung geben, daß die Intension die grundlegende Dimension der Sprache ist. Diese Überzeugung wird etwa deutlich, wenn Carnap es für unmöglich hält, einen Klassenbegriff einzuführen, ohne auf den Begriff der entsprechenden Eigenschaft Bezug zu nehmen: Durch eine Regel, die nur die Extension eines Ausdrucks festlegt, kann sicher dessen Wahrheitswert bestimmt werden. Solange aber seine Intension noch unbestimmt bleibt, "können wir solche Sätze nicht verstehen" ("understand")[1]. So "hat die semantische Regel für ein Zeichen als erstes seine Intension festzusetzen, die Extension ist sekundär"[2]. Entsprechend ist es auch einfacher, Klassen durch Attribute zu bestimmen als umgekehrt[3].

Die Einwände Quines gegen eine solche Sicht sind bekannt: in "Two Dogmas..." wird für den Begriff der semantischen Regel nachgewiesen, daß er in seinem Gehalt völlig beliebig ist, da sich eine allgemeine, nicht an eine bestimmte Sprache gebundene Definition von ihm nicht geben läßt.

Das schon angesprochene Statement Quines zu Carnaps Buch weist außerdem auf einige Merkwürdigkeiten einer primär intensionalen Sprache

1) Carnap (1), S 111. Hervorhebung d. Carnap
2) Ebda
3) Ebda, S 152

hin: Weil in einer solchen Sprache jeder als Seiendes angenommene Wert einer Variablen L-äquivalent mit sich selber sein muß (nicht nur extensional äquivalent), d.h. weil gilt : (x) (x=x), muß als "Wert" im traditionellen, nicht zwischen Extension und Intension unterscheidenden Sinn) ein Individualbegriff, nicht ein Individuum angenommen werden. Ähnlich stünden dann die Prädikatsausdrücke nicht mehr für Klassen von Individuen, sondern für Klassen von Individualbegriffen.

Wenn ich Carnaps Reaktion richtig einschätze, so gibt er die Einwände Quines im wesentlichen einfach zu: Daß die Auswahl dessen, was für eine Sprache als "semantische Regel" gelten soll, ausschließlich von der Setzung des die Sprache konstruierenden Logikers - und von dessen Nützlichkeitserwägungen - abhängt, wird mehrfach betont[1]. Der Vorgang der Festsetzung wird als Explikation von Begriffen (Regeln) beschrieben, die vage in natürlichen Sprachen bereits vorhanden sind[2]. Daß Quines Kritik gerade dahin ging, daß diese Regeln rein sprachlich sind, also keine außersprachliche Verifikationsinstanz für diese Begriffe angebbar ist, wird nicht gesehen.

In der Tat kommt Carnap an dieser Stelle in Schwierigkeiten, da er einerseits nicht mehr empiristisch oder nominalistisch von außerhalb der Sprache argumentiert, andererseits aber auch nicht hermeneutisch von der Sprache aus und ihrer Fähigkeit, sich aus sich selbst weiterzuentwickeln.

> Die Explikation bezieht sich nämlich zwar auf einen bekannten und gebrauchten, aber noch unbestimmten Begriff (das "Explicandum"), aber: "Es ist nicht nötig, daß ein Explicatum (sc: der neue, exakt konstruierte Begriff) so genau wie möglich, denselben Sinn wie das Explicandum hat"[3]. Und: Die Explikation bezieht sich "auf semantische Sprachsysteme, nicht auf natürliche Sprachen"[4]. Überdies

1) Am deutlichsten im Aufsatz "Empiricism, Semantics, and Ontology", ebda, S 205 - 221.
2) Vgl ebda, S 8, ähnlich S 222.
3) Carnap (1), S 8
4) Ebda, S 222f

bleibt die Wahl des Gegenstands der Analyse ganz dem Willen des Sprachkonstrukteurs überlassen[1]

Diese Position des Sprachkonstrukteurs hängt nun auf eine eigenartige Weise in der Luft: Er ist nicht mehr an der Empirie als seiner Basis orientiert, die Logik genügt aber als Grund der Auswahl auch nicht und ist als Maßstab der Orientierung für die Richtung der Explikation überfordert. Dagegen wird die Sprach- und Lebenswelt des Sprachkonstrukteurs als möglicher Hintergrund seiner Entscheidung noch nicht gesehen (Der konventionalistische Hinweis auf Ökonomie und Nützlichkeit bleibt bestenfalls dünn, weniger wohlwollende Deutung könnte ihn als verschleiernd bezeichnen - dazu aber unten). Würde dieser Hintergrund deutlich, wäre die Explikation kein willkürliches "Setzen" eines "Sprachkonstrukteurs" mehr, sondern würde Interessen und Traditionen (zwischen beiden Ausdrücken wird hier bewußt noch nicht entschieden) verstehend aufnehmen und aus der Auseinandersetzung mit ihnen ihre Entscheidung begründen.

Auf den zweiten Einwand Quines antwortet Carnap ebenfalls bestätigend: Die Intension eines Ausdrucks ist tatsächlich das, was seine Bedeutung primär ausmacht[2]. Daß die Extension deshalb verloren ginge, wie Quine meint, stimme allerdings nicht: Jeder Ausdruck hat weiterhin eine Extension, sie ist aber sekundär. Deshalb kann es auch durchaus sein, daß zwei intensional unterschiedene, insofern distinkte Ausdrücke dieselbe Extension haben. Bei Ausdrücken in modalen Kontexten hätte Quines Einwand sogar völlig recht: Solche Ausdrücke haben keine Extension[3]. - Was aber die Gleichwertigkeit von Individuum und Individualbegriff für die Sprachauffassung bedeutet, ist noch zu erörtern.

Die kurze Darstellung der Kontroverse kommt also zu dem überra-

---

1) Im Aufsatz "Empiricism, Semantics, and Ontology" wird der jeweilige "Rahmen" für eine Sprache nach Nützlichkeitserwägungen festgelegt (ebda, S 206 - 13).
2) ebda, S 199, vgl. oben
3) ebda, S 177 - 81

schenden Ergebnis, daß die Differenzen zwischen Carnap und Quine kaum auf Meinungsunterschiede über faktische Verhältnisse in Carnaps Sprachsystemen zurückgehen', sie liegen vielmehr in einer grundsätzlich verschiedenen Einschätzung der Sprache: In Quines Statement ist die Extension der Ausdrücke einer Sprache deren wesentlich konstituierender Teil (wir hatten zu zeigen versucht, daß das Motiv der empiristischen Erkenntnistheorie, eine gesicherte Basis für Erkenntnis bzw. Sprache in der außersprachlichen Wirklichkeit zu haben, bei Quine, gerade in früheren Aufsätzen, noch wirksam ist), für Carnap dagegen ist die Intension primär. Insofern denkt Carnap bereits hermeneutisch. Was ihn von der hermeneutischen Position entscheidend trennt, kann die Klärung der Frage nach den Motiven Carnaps nochmals - über die andeutende These hinaus - zeigen. Die Frage nach dem Motiv seiner Entscheidung wird umso berechtigter, als konkrete sachliche Differenzen zu Quine, wie gezeigt, kaum vorliegen.

Vom hermeneutischen Standpunkt dieser Arbeit aus ist das Urteil: "Carnap unterwegs zur Hermeneutik" aber nicht das einzig treffende. Jede der Positionen, Carnaps wie Quines, verabsolutiert einen Aspekt des Funktionierens natürlicher Sprachen, die eine den Realitätsbezug, die andere die relative Geschlossenheit der Sprache in sich (Realität erscheint von vorneherein nur durch deren Perspektive). Das produktive Zusammenwirken beider Aspekte wird von beiden Positionen nicht gesehen: Für Quine bedeutet die durchaus bemerkte Unaufhebbarkeit der Perspektivität jeder Sprache einen Grund zur Resignation, und Carnap stellt beide Momente nur nebeneinander (auf den wichtigeren Platz den Bedeutungsbereich der Sprache), ohne eine Wechselwirkung zwischen beiden ins Auge zu fassen. Hintergrund für die Trennung bei Carnap dürften einmal mehr die Bedürfnisse der Logik nach Exaktheit der Bedeutungen sein: Daß die Wechselwirkung zwischen Sprache und Wirklichkeit - neben der zwischen Sprache des einzelnen und allgemeiner - die Dialektik der Sprache ausmacht, wurde schon gezeigt.

3.3. Das Interesse Carnaps bei der Formalisierung von "meaning": Die Sprache der mathematischen Logik

Was sind nun die Vorteile einer Sprachform, die die Intension als primär ansetzt, für die Sprache der Logik (Wenn hermeneutisches Interesse und Orientierung an den natürlichen Sprachen, wie gezeigt, auszuschliessen sind)? Eine intensionale Sprache wäre vor allem wesentlich weiter zu formalisieren als eine extensionale. Am Beispiel von Quines "canonical notation" (aus "word and object") läßt sich das schön zeigen: Sie verzichtete auf die Formalisierung der "general terms" in sich und mußte die Bedeutungen der von ihr gebrauchten Terme je nach Kontext verschieden bestimmen (vgl die "referentiell undurchsichtigen" Kontexte). Außerdem ist eine intensionale Sprache wesentlich reichhaltiger als eine extensionale (vgl oben 3.1.: L-Äquivalenz, L-Implikation, L-Wahrheit u.ä. lassen sich in ihr von den extensionalen Entsprechungen unterscheiden).

Carnaps Vorschlag wäre vielleicht einzuschätzen als der Versuch, vom mathematischen "Platonismus" zu halten, was noch möglich scheint[1] (Damit ist nicht behauptet, Carnap hätte sein Buch selbst so verstanden). - Inwiefern für ihn außerdem noch andere Interessen eine Rolle spielen (Empirismus und von den Verhältnissen in den Naturwissenschaften ausgehender Konventionalismus), wird später zu untersuchen sein.

---

1) Sicher ist der von manchen Mathematikern des 19. Jahrhunderts (so Cantor und Frege) z.T. vertretene "Platonismus" mit der erkenntnistheoretischen Haltung, die von der Argumentation des logischen Empirismus so bezeichnet wird (Sie würde die Existenz von außersprachlichen Seienden als Entsprechung nur durch "meaning" - nach Carnap: m.H. "semantischer Regeln" - bestimmter Ausdrücke, v.a. der Eigenschaften, behaupten, vgl Quine (3), S 1 - 19 - "On what there is"; vgl auch Carnap (1), S 22: Er räumt die Möglichkeit ein, ein solcher Platonismus könnte in "poetischen Metaphern" sprechen), nicht identisch. So radikal wird dieser "Platonismus" vermutlich nur in der Absetzung Quines gegen ihn vertreten.

Wenn hier von der "Sprache der mathematischen Logik" als dem Motiv der Carnapschen Arbeit die Rede ist, scheint eine klärende Bemerkung angebracht: Sicherlich sind nämlich auch in ihrer Sprachauffassung Mathematik und Logik nicht ohne weiteres zu identifizieren. Bei der Logik ist es möglich, zwei unterschiedliche Ansätze ihres Selbstverständnisses voneinander abzuheben: Einmal kann sie die völlige Rekonstruktion unserer Welterkenntnis und unserer Sprache anstreben, sodaß eine bis ins letzte formalisierte Sprache die mindestens erkenntnistheoretisch primäre Position gegenüber der natürlichen Sprache erhielte. Eine solche logische Sprache ("Einheitssprache", da für alle anderen fundamental) müßte, aufgrund ihrer Struktur, bestimmte Anforderungen an die Wirklichkeit stellen, auf die in den grundsätzlichen Ausführungen zur Logik schon verwiesen wurde: Wenn etwa die Individualterme einer Sprache als System von Individualbegriffen vor dem Kontakt mit der Empirie vorweg angesetzt werden - vgl z.B. Carnaps "Koordinatensprache": Kleinste Einheiten innerhalb eines raumzeitlichen Kontinuums -, ist unterstellt, es lasse die Welt sich in gleichartige, isolierbare Elemente unterteilen. Diesen allein kommt dann der Rang des "Atoms" im emphatischen Sinn zu; die Verhältnisse zwischen den Elementen sind jedenfalls sekundär, komplexere Einheiten müssen sich immer restlos in ihre Elemente wieder auflösen lassen.

Von einer solchen "fundamentalistischen" Konzeption der Logik (die mathematische Logik sollte jedenfalls am Ende des Erkenntnisprozesses das Fundament der Wissenschaftssprache abgeben) ist eine "kritische" zu unterscheiden: Sie versteht sich als grundsätzlich sekundär gegenüber den natürlichen Sprachen; ihnen gegenüber spricht sie sich eine ordnende und kritische Funktion zu. Da eine solche Konzeption eine vollständige Formalisierung nicht unbedingt anstreben muß - sie kann sich etwa Individuen oder auch Prädikate von der kritisch untersuchten Objektsprache vorgeben lassen - macht sie auch nicht eo ipso ontologische Vorannahmen.

Während bei Carnap deutliche mathematisch-logische (bzw. in den

Auswirkungen für uns identisch : fundamentalistische) Tendenzen festzustellen sind - vgl dazu etwa die Besprechung seines Konzepts der "Koordinatensprache"weiter unten -, sind etwa Kamlah/Lorenzen und Popper eher dem kritischen Selbstverständnis der Logik zuzuordnen. Auch Quine gehört in manchen Zügen, allerdings wohl nur aufgrund seiner resignativen Einsicht, hierher. - Diese Richtung der Logik ist von einer hermeneutisch - dialektischen Position sicher anders zu beurteilen als die erste : Soweit sie nicht fundamentalistische Inkonsequenzen in sich hat - vgl dazu, was zu Quine gesagt wurde, auch Schnädelbachs Popper-Kritik[1] -, kann mit ihr nur darum gestritten werden, wie die kritische Analyse der vorfindlichen Sprache besser gelingt - logisch oder hermeneutisch-dialektisch.

Daß nun Carnap die Interessen der mathematischen Logik in der Struktur der von ihm entwickelten Kunstsprachen berücksichtigt, kann an vier Forderungen schon deutlich werden, die alle der Struktur des Logikkalküls entsprechen. Z.T. wurden solche Forderungen in der allgemeinen Beschreibung des logischen Sprachmodells schon genannt, z.T. auch befindet Carnap sich hier in Übereinstimmung mit Quine. Um Carnaps spezifische Denkfigur und das mathematische (für uns auch: fundamentalistische) Moment seines Interesses genauer darstellen zu können, wird anschliessend auf bezeichnende Einzelprobleme seiner Sprachkonstruktionen einzugehen sein.

1. Einmal festgelegten semantischen Regeln bzw. Bedeutungspostulaten muß universale Gültigkeit in der Sprache, die sie konstituieren, zukommen: Das ist unmittelbare Voraussetzung auch für den Logikkalkül, der in sich konsistent bleiben soll. Carnaps Sprachsysteme entsprechen dieser Anforderung: Die für ihn selbstverständliche Voraussetzung wird etwa daran

1) Der Versuch des cartesischen Neuanfangs für die logische Denkmethode (Lorenzen) könnte ähnlich kritisiert werden; darauf wird noch einzugehen sein.

deutlich, daß die Glaubens-Kontexte eben wegen der möglichen Bedeutungsveränderungen in ihnen auch für ihn ein Problem darstellen. Ebenso sind Modifikationen in der Bedeutung der Grund für die Beschäftigung mit modalen Kontexten (zu beidem s.u.).

2. Die Bedeutungen (Carnap: die Intensionen) zusammengesetzter Ausdrücke müssen allein mit Hilfe der semantischen Regeln aus denen der einfachen Ausdrücke abgeleitet werden können. - Diese Forderung läßt sich aus der ersten ableiten: Die unerfaßte Bedeutung des ganzen Kontextes würde rückwirkend die Bedeutung seiner Konstituenten modifizieren.

3. In natürlichen Sprachen können Bedeutungen selbst thematisiert werden (das macht ihre Reflexivität aus). Der Gefahr der Bedeutungsveränderung, die darin wieder liegt, entgeht Carnap (wie Quine) durch die Übernahme des Tarskischen Wahrheitsmodells und damit seiner Trennung des objektsprachlichen Systems von der Metasprache.

4. Die Sprachabhängigkeit der Grenze von "meaning" und "reference" - vgl die Untersuchung zu Quine - hat für den Versuch, völlig formalisierte Sprachsysteme zu entwickeln, unangenehme Folgen: Die Menge der von der Sprache als Individuen behandelten Ausdrücke läßt sich nicht eindeutig und endgültig festlegen, sie hängt von praktischen Interessen und vom Stand der wissenschaftlichen Forschung ab (Ähnliches gilt von der Gruppe der deskriptiven Prädikate[1]). Wird aber im Bereich dieser Gruppen von Termen eine Änderung vorgenommen, hat das Auswirkungen auf den ganzen Bereich der zusammengesetzten Terme (kraft der gleichbleibenden logischen Verknüpfungsregeln).

Durch die Lokalisierung der Entscheidung auf der Ebene der Formulierung der semantischen Regeln bzw. der Bedeutungspostulate eines konstruierten Sprachsystems wird Carnap sowohl dem beschriebenen Sachverhalt gerecht (die Regeln haben nur relativ zur einzelnen Sprache apriorischen Status) als auch dem Interesse der Logistik, keine dauernde Änderung der Annahme bezüglich der Individuen und damit der Bedeutungen zu-

1) Zur Abgrenzung deskriptive-positionale Prädikate: Su. 3.4.2.1.

zulassen. Wenigstens innerhalb der Objektsprache ist keine Änderung der einmal gesetzten Grundannahmen möglich.

3.3.1. Die Einführung modaler Kontexte und ihre möglichen Motive

Einige Entscheidungen Carnaps bezüglich der Struktur seiner Sprachsysteme sollen jetzt etwas näher untersucht werden. Sie alle erscheinen vom Gesichtspunkt der Struktur natürlicher Sprachen aus eher merkwürdig und legen es nahe, innerlogische Motive (Reichhaltigkeit der Systeme, innere Konsequenz und systematische Geschlossenheit) als ihre Beweggründe zu vermuten.

Daß Carnap "Modalzeichen" einführt und intensionale Sprachsysteme entwickelt, in denen sie gebraucht werden können, ist als Folge seiner Betonung der Vorrangigkeit der Intension leicht verständlich[1].

> Grundlage ist das Zeichen für Notwendigkeit: "N p" steht für "es ist notwendig, daß p". Der Begriff der Notwendigkeit basiert auf dem der logischen Wahrheit (vgl dazu o.); mit seiner Hilfe lassen sich andere Verhältnisse - so Möglichkeit, Kontingenz - leicht beschreiben.

Das Problem, das sich dann für das Prinzip der "Austauschbarkeit des Identischen" (Quine) ergibt (Ersetzung aufgrund extensionaler Äquivalenz führt in intensionalen Kontexten zu falschen Resultaten), wird genau wie bei Quine gesehen[2]. Da die üblichen logischen Verknüpfungszeichen extensional sind, hatte Quines Skepsis durchaus einen Grund. Carnap führt dagegen das Verbot des Austauschs von Ausdrücken aufgrund extensionaler Identität in intensionalen Kontexten als zusätzliche Festlegung in den Regelkodex seiner intensionalen Sprachen ein. Aufgrund der Unterscheidung von Äquivalenz und L-Äquivalenz und der mit ihrer Hilfe gebildeten L-Operatoren kann eine Zusatzbestimmung diese Einschränkung etwas erleichtern: "L-äquivalente Ausdrücke sind L-ersetzbar (in intensi-

---

1) Zur modalen Logik Carnaps: Carnap (1), S 173 - 204
2) Vgl schon ebda, S 51f.

onalen Sprachen[1]).

Carnap hat im Ergebnis also zwei Sprachbereiche, für die jeweils andere Regeln gelten und in denen jeweils ein anderer Satz von Operatoren verwendet werden muß. Damit ist dem Prinzip der formalen Funktionalität zunächst sicher nicht gedient. Dafür, daß Carnap sich anders entscheidet als Quine und ein so relativ kompliziertes Sprachsystem wählt, kann als Ursache nur auf seine Motivation rekurriert werden. Über diese ist von Carnap ausdrücklich nichts zu erfahren; kaum ist anzunehmen, daß ein Begriff für eine empirische Wissenschaft, wie später der des Glaubens für die Psychologie[2], hier etwa der der Notwendigkeit für die Sprachwissenschaft, geklärt werden sollte. - Immerhin macht Carnap Andeutungen darüber, was er als Explikatum des Begriffs der Modalzeichen betrachtet. Dabei wird nicht auf die Linguistik verwiesen, sondern auf die traditionelle Logik und deren Versuche, eine modale Logik zu entwickeln[3]. Die möglichst große formale Reichhaltigkeit einer Sprache kann also empiristische und Argumente der inneren Geschlossenheit überlagern. Dabei ist anzunehmen, daß Carnap sich des latenten Widerspruchs nicht bewußt wird. Entscheidend wichtig bleibt aber auch der Vorrang der Intension: Nur m.H. von Modaloperatoren lassen sich nämlich intensionale Bedeutungsbezüge von der Extension abheben.

Einige Abweichungen vom Gebrauch natürlicher Sprachen können die vermutete Motivation erhärten: Der Grundsatz des Vorrangs der Intension erscheint bei den Prädikaten natürlich: Sie beziehen sich primär nicht auf Klassen von Individuen, sondern auf Eigenschaften. Bei anderen Designatoren ist der Grundsatz aber nicht ohne weiteres aufrechtzuerhalten: Das gilt von den Individualausdrücken, die sich bekanntlich auf Individualbegriffe, nicht auf Individuen beziehen sollen. Die Differenz zwischen Prädikaten und Individualausdrücken erklärt sich aus dem Funktionieren na-

1) Carnap (1) S 52
2) Das schlägt Carnap erst im Anhang vor: Carnap (3)
3) Carnap (1), S 173f.

türlicher Sprachen: Individualausdrücke zielen auf ein bezeichnetes Individuum, dagegen drückt sich in Prädikaten stärker die der Wirklichkeit gegenüber zusammenfassende und abstrahierende Arbeit der Sprache aus. Carnap scheint einen solchen Unterschied anzuerkennen[1], er entscheidet sich aber für die Einheitlichkeit seiner Sprachsysteme.

Hier wird der Einheitlichkeit nicht ohne Grund der Vorzug gegeben: Die Spannung zwischen Realität und Sprachbedeutung, wie sie etwa in der zwischen benanntem Individuum und bedeutendem Namen erscheint (aber auch zwischen den stärker auf die außersprachliche Wirklichkeit verweisenden Namen und abstrahierenden bzw. projizierenden Prädikaten), ist eine der Quellen der Dialektik in der Sprache. Carnaps Kunstsprachen haben demgegenüber den Tautologiecharakter des Kalküls: Individualbegriffe sind als Bedeutungen völlig auflösbar (im Idealfall wäre zu erwarten, daß aus ihnen allein alle Eigenschaften, d.h.: alle Prädikate, die von ihnen prädiziert werden können, abzuleiten sind; Carnap hält allerdings am Unterschied zwischen "deskriptiven" und "positionalen" Prädikaten noch fest), sie enthalten keinen Verweis auf Sprachfremdes in sich. Die Erkenntnis vermag dann den Rahmen, den die Sprache ihr vorgibt, nicht mehr zu transzendieren.

In den natürlichen Sprachen dagegen wird das Moment des Überraschenden in der Erkenntnis, eben die Begegnung mit Fremdem, und das Problem der gegenseitigen Beeinflussung von Erkenntnis und außersprachlicher Wirklichkeit an den Namen besonders deutlich: "Treffende" Namen sind etwas Besonderes, keine Selbstverständlichkeit; und die rückbezügliche Prägung der Wirklichkeit ("nomen est omen") wird an ihnen als - extreme- Möglichkeit vor Augen geführt.

Daß die Dialektik von Sprache und Realität in Quines Extensionali-

1) Vgl Carnap (1), S 178f und 187. Auf Quines Einwand gegen die Festsetzung von Individualbegriffen als primäre Bezugsdimension für Individualterme war schon hingewiesen worden.

tätsmodell ebensowenig berücksichtigt ist, braucht nicht mehr eigens betont zu werden: Bei ihm ist eine prästabilierte Entsprechung von Realität und Sprache doch immer wieder unerkannt vorausgesetzt, auch wenn das Problem manchmal berührt wird (vgl etwa die Diskussion um "natürliche Arten" und Klassen).

Für Individualbeschreibungen sieht sich Carnap doch zu einer gewissen Einschränkung der Gleichbehandlung aller Designatoren gezwungen: "Um bestimmte Komplikationen zu vermeiden, die hier nicht erklärt werden können", werden nur Beschreibungen zugelassen, die das Zeichen 'N' nicht enthalten[1]. Diese Bestimmung erlaubt, eine extensionale Formel für die Ersetzung von Beschreibungen bestehen zu lassen - und damit "charakterisiert eine Beschreibung in (der modalen Sprache) S_2 nicht einen Individualbegriff, sondern...ein Individuum". Hierfür wird nun die Absicht angegeben: "Der Zweck einer Beschreibung ist es, sogar in einer modalen Sprache, eine Beziehung zu einem Individuum herzustellen mit Hilfe einer Eigenschaft, die nur dieses Individuum besitzt"[2]. Diese Sinnerwägung scheint im Gegensatz zu Carnaps sonstigen logisch-konstruktivistischen Motiven zu stehen. Er hat hier vielleicht bereits die Verwendung seiner Sprachsysteme (als Grundlage der Wissenschaftssprache) im Auge.

3.3.2. Die Wahrheitswerte als die Extension von Sätzen

Als sekundäre Bezugsdimension seiner Sprachen läßt Carnap die Extension, wie schon gesagt, selbstverständlich gelten. Er legt auch für die einzelnen Typen von Designatoren Typen von Extensionen fest. Hier interessiert v.a. die Extension der Sätze: Es sollen die Wahrheitswerte (wahr und falsch) sein. Damit schließt sich Carnap an Frege an, der die Wahr-

---

1) Carnap (1), S 184
2) Ebda, S 185

heitswerte als die "Bedeutung" von Sätzen bestimmte[1].

Carnap begründet diese Entscheidung mit dem Hinweis, man könne einen Satz als Prädikator O. Grades (ohne Bezug auf Argumentausdrücke) auffassen. Es läßt sich dann leicht zeigen, daß bei Äquivalenz zweier Sätze ihre Extension gleich ist (da die Argumentausdrücke zu beiden Seiten der Äquivalenz wegfallen: Für Prädikatoren müßten zusätzlich die Mengen der Argumentausdrücke auf beiden Seiten die gleichen sein). Dieses Ergebnis stimmt dann mit der üblichen logischen Konvention überein, Sätze als äquivalent anzusehen, wenn sie denselben Wahrheitswert haben. Das Motiv hinter diesem Argument ist also das Streben nach innerer Schlüssigkeit des Sprachsystems (Analogie unter den Typen der Designatoren). Außerdem soll natürlich daran festgehalten werden, daß die Äquivalenz (ebenso wie die Implikation und die Adjunktion) nicht faktenbezogen definiert wird: Eine der Grundlagen der Formalisierbarkeit der Aussagenlogik ist die Beschränkung des Faktenbezugs auf die einmalige Interpretation als wahr oder falsch.

Diese Motive überwiegen die von Carnap selbst zugegebene "Seltsamkeit" einer solchen Entscheidung: Da ein Prädikator grundsätzlich eine kleinere Einheit als ein Satz ist, erscheint die Auffassung eines Satzes als Prädikator O. Grades jedenfalls nicht als natürlich. Noch seltsamer ist die Bestimmung der Extension der Sätze (die Wahrheitswerte), während ein Individuum als Extension eines Individualausdrucks, eine Klasse von Individuen als Extension eines Prädikators immerhin eine Zuordnung von Sprache und Realität - wie vorgeformt durch die Sprache diese auch sein mag - ausdrücken. Daß die Vielzahl der wahren Sätze dieselbe Extension haben soll, daß diese Extension auch dem Anspruch nach kein Stück der Realität, sondern ein "abstraktes Seiendes" im negativen nominalistischen Sinne ist, entspricht nicht dem dem Begriff der Extension zugrunde gelegten Abbild-Verhältnis von Sprache und Realität - dessen Be-

---

1) Vgl Frege, S 47ff. Frege gibt als Begründung an, daß die "Bedeutung" eines Satzes (im Unterschied zu seinem "Sinn", d.h. "meaning") etwas mit seiner Wahrheit zu tun haben müsse.

rechtigung soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden - und verletzt die vom empiristischen Standpunkt her zu erwartende Analogie zum Fall der Individualterme und Prädikatoren. Daß mit der Entscheidung von wahr und falsch etwas über das Verhältnis eines Satzes zur Wirklichkeit gesagt wird (Frege), ersetzt nicht den Ausdruck dieses Verhältnisses.

Zu fragen wäre, warum nicht eine "Sachlage"[1] ebensogut als Extension eines Satzes angesetzt werden kann. - Eine solche Annahme brächte sicherlich einige Schwierigkeiten mit sich sich.

Am leichtesten überwindbar scheint noch das Problem, die Extension eines falschen Satzes zu bestimmen: Es wäre, analog zu Russells Annahme bezüglich der Individualbeschreibungen, die nichts beschreiben, die Festsetzung möglich, daß falsche Sätze keine Extension haben (bzw. analog zu Carnaps Annahme, daß falsche Sätze die "Null-Extension" bezeichnen[2]). Genausogut könnte dafür die Unterscheidung von Wittgensteins Tractatus, zwischen "Sachverhalt" und "Tatsache", verwendet werden (vgl. Anm. oben), für das vorliegende Problem wäre sie allerdings nur eine terminologische Hilfe.

---

1) Terminus nach Wittgenstein (1) (=Tractatus), 3.11., der den Satz "als Projektion der möglichen Sachlage" bezeichnet. Damit will er offenbar gegenüber "Sachverhalt" und "Tatsache" neutral bleiben: Nach Tractatus 2.06 stellen alle Sätze Sachverhalte dar, und ein wahrer Satz Tatsachen. Vgl. auch, in ähnlichem Sinn, die sehr genaue Untersuchung Patzigs "Satz und Tatsache". Patzig weist darauf hin, daß Frege des "Wahre" als die Bedeutung aller wahren Sätze (also etwa: den "wirklichen" Weltzustand) aufgefaßt habe (Patzig, S 188f). So wäre in der Festlegung der Wahrheitswerte als der Extensionen von Sätzen bei Frege doch ein Moment des Bezugs auf die außersprachliche Realität gewahrt. Bei Carnap gibt es nun (Carnap (1), S 28f) eine ähnliche Vorstellung von einem umfassenden "fact", der die "totality of the actual world, past, present, and future" ausmacht (vgl die Notiz bei Patzig, ebda). Im Unterschied zu Frege bezieht Carnap diese umfassende Tatsache aber auf die Intension, nämlich auf "that strongest F-true proposition Pr, which is the conjunction of all true propositions" (Vgl. dazu Carnap (1), S 27, wo festgelegt wird: "The intension of a sentence is the proposition expressed by it"). Das zeigt noch einmal, daß für die Erwägungen zur Extension von Sätzen bei Carnap ausschließlich Motive der formalen Funktionalität ausschlaggebend sind.

2) Carnap (1), S 34f und 36ff.

Für Carnap brächte eine solche Auffassung zusätzliche Nachteile: Da eine Proposition etwas nicht - Mentales sein soll (Beispiel: "Mit der Proposition, daß dieser Tisch schwarz ist, meinen wir etwas, das im Augenblick mit diesem Tisch der Fall ist"[1]), wäre die Abgrenzung von Sachlage und Proposition - und damit die von Extension und Intension, da die Intensionen von Sätzen Propositionen sind, vgl die Anm. o. - kaum mehr zu leisten.

Entscheidender Beweggrund für seine Lösung dürfte für Carnap aber gewesen sein, daß so der Realitätskontakt für die Aussagenlogik entscheidend einzuschränken ist. So sind, noch einmal zeigt es sich, Gründe der inneren Konsequenz des logischen Sprachsystems für die Entscheidung ausschlaggebend; empiristische Motive werden demgegenüber in den Hintergrund gedrängt.

3.3.3. Die Extension von Individualbeschreibungen, die nichts bezeichnen: Das "Null-Ding"

Ein weiteres Beispiel für Entscheidungen Carnaps, die sich an der Funktionalität der mathematischen Logik orientieren, ist seine Lösung der Kontroverse über die Frage, was die Extension solcher Individualbeschreibungen (individual descriptions) sei, die nichts oder mehrere Individuen bezeichnen.

Russells Lösung war, diese Individualbeschreibungen als Sätze der Sprache anzuerkennen, aber festzulegen, daß solche Sätze nichts bezeichnen. Sie haben kein Deskriptum und sind falsch[2].

---

1) Carnap (1), S 27. Zu Carnaps Einschätzung der Propositionen als nichtmentaler Seiender: vgl u. 3.4.1.1. - Auch wenn eine Proposition als mentale Größe angesetzt würde, wäre die Abgrenzung von Extensionen und Intensionen hier sehr schwierig: Das Problem, daß eine nicht von sprachlichen Vorurteilen geprägte Abgrenzung der Extension nicht gegeben werden kann, wird hier besonders dringend.

2) Nach Carnap (1), S 34f

Im Anschluß an Frege (und mit Quine) möchte Carnap dagegen eine Extension solcher Individualbeschreibungen annehmen: Diese Extension wird je nach Sprache unterschiedlich, aber für alle Individualbeschreibungen, die nichts oder mehrere Individuen bezeichnen, jeweils gleich festgelegt (Für ein System, das als Individuen Zahlen besitzt: Die Zahl 0; in Systemen, in denen die "Nullklasse" ein Wert von Variablen sein kann, wird diese gewählt; für die Dingsprache bzw. für die Physiksprache schlägt Carnap - mit Martin, gegen Leonard und Goodman - ein "Null-Ding" vor[1]).

Carnap nennt die Gründe, weswegen er den Fregeschen Lösungsvorschlag vorzieht: Russells Vorschlag scheint ihm in bestimmten Fällen zu Unklarheiten zu führen:

> ιx wird von Carnap als abkürzender Operator für die Individualbeschreibung eingeführt, z.B. bedeutet $(\iota x)(Px)$: Das eine Individuum x, von dem P gilt. Ein Satz wie $Q(\iota x)(Px)$ kann auf zwei Weisen in die formalisierte Form einer Individualbeschreibung umgewandelt werden. "Die beiden sich ergebenden Sätze sind nicht L-äquivalent (im Unterschied zu Freges Methode), so hat Russell eine zusätzliche Vereinbarung festzulegen"[2]. Allerdings ist diese Doppeldeutigkeit schon durch Einführung von Klammern zu beheben, da sie darauf beruht, ob das Negationszeichen zum Explicandum gezählt wird oder nicht.

Hauptsächlich aber hat Russells Vorschlag den Nachteil, daß Individualbeschreibungen und andere Individualausdrücke in Bezug auf die Operation der Existenzgeneralisierung bzw. - spezifizierung[3] verschieden behandelt werden müssen. Diese Unterscheidung würde die innere Konsequenz des Sprachsystems stören.

---

1) Carnap (1), S 34 - 36 - Der von Carnap als dritter neben Russells und Freges gestellte Lösungsvorschlag von Hilbert und Bernays, nur solche Individualbeschreibungen zuzulassen, die genau ein Individuum beschreiben, konnte hier vernachlässigt werden: Seine Intention entspricht der Carnaps (Die Schwierigkeiten mit nichts bezeichnenden Individuen in einem auf Extensionalität und Wahrheitsfunktionalität aufgebauten logischen System bewegen Hilbert und Bernays zur radikalen Lösung, der Streichung).

2) Ebda, S 35

3) Vgl zu Quine, 2.2.1.1.

Der Geschlossenheit des Systems werden also wieder Opfer hinsichtlich der Entsprechung zu den natürlichen Sprachen gebracht: Diese kennen kein "Null-Ding", deswegen ist in einer ganzen Reihe von Sätzen der Dingsprache eine Änderung (Einfügung von "Nicht-Null" - vor "Ding" in Kontexten wie "kein Ding") notwendig (Beispiel: "Es gibt kein Ding, das mit dem französischen König im Jahre 1905 identisch ist" wird "Es gibt kein nicht-null-Ding, das...")[1].

3.3.4. Noch einmal: Die Individualbegriffe

Daß neben Individuen auch "Individualbegriffe" notwendig angenommen werden müssen, um die schon in der bisherigen Logik formalisierte Unterscheidung von Klasse als Extension und Attribut als Intension eines Prädikats auf die Individualausdrücke zu übertragen, war schon bemerkt worden. Die Konzeption des Individualbegriffs wird in Quines Statement implizit der Unnatürlichkeit (wohl am Ideal einer empiristischen Sprache gemessen) beschuldigt[2].

Die Unterscheidung zweier in natürlichen Sprachen immer miteinander vermittelten Aspekte von Sprache, die bei den Prädikaten - und bei den Sätzen - von der Logik schon vor Carnap auf zwei Ausdrücke verteilt worden waren, soll also für alle Designatoren eindeutig festgelegt werden. Damit wäre die Unterscheidung von Extension und Intension formalisiert. Un-

---

1) Daneben ist eine empiristische Tendenz bei der Behandlung solcher Probleme festzustellen, die sich durch sprachliche Ausdrücke (verschiedener Arten) ergeben, die nichts bezeichnen. Nur aufgrund dieser Tendenz entstehen hier überhaupt Probleme: Wenn die Sprache auf ihre bezeichnende Funktion reduziert wird, dann müssen Ausdrücke, die von dieser aus gesehen keine Bedeutung haben, problematisch werden, tendenziell als sinnlos erscheinen (So legen es Hilbert und Bernays in dem in der Anmerkung oben besprochenen Fall fest). Ähnlich war auch Quines Methode der Existenzgeneralisierung - sie wird von Carnap übernommen, vgl Carnap (1), S 34 - beurteilt worden, die festlegt, was in einer Sprache als Individuum gelten soll.

2) Carnap (1), S 196f

empiristische Entscheidungen oder Abweichungen vom Gebrauch der natürlichen Sprachen erweisen sich also oft gerade dann als notwendig, wenn Carnaps wesentliches Vorhaben, die Formalisierung eines intensionalen, faktenunabhängigen Sprachbereichs, gelingen soll.

Diese Abweichungen werden von Carnap mit Nützlichkeitserwägungen gerechtfertigt[1]. Demgegenüber bleibt aber festzuhalten, was ihm als "nützlich" für ein Sprachsystem erscheint: Seine innere Konsequenz und seine Reichhaltigkeit in bestimmter Hinsicht. In beiden Motiven ist der oben vermutete Restbestand eines mathematischen Platonismus zu erkennen. Er wird von den pragmatischen Rechtfertigungsversuchen nur oberflächlich verdeckt. Der Übergang zu konventionalistischen Entscheidungen deutet sich hier aber schon an.

3.3.5. (Schon wieder:) Die Glaubens-Sätze

Die Entscheidung Carnaps im schon ausführlich diskutierten Problemfall der Glaubens-Sätze ("belief-sentences")[2] läßt sich auf systematisch-logische Motive nicht mehr ausschließlich zurückführen. Mit der Überlagerung verschiedener Motive in ihr steht diese Entscheidung am Übergang zur Darstellung der empiristischen und konventionalistischen Elemente in Carnaps Sprachtheorie.

Für Carnap ist ein anderer Sprachgebrauch des Wortes "Glauben" problematisch als für Quine: Im Unterschied zu den fehlerhaften Annahmen Philips bei Quine nimmt Carnaps John grundsätzlich Richtiges an. Nur im Fall einer sehr komplizierten, aber mit der ursprünglichen logisch äquivalenten Umformung einer logischen Wahrheit versagt er: Er hält zwar die fragliche logische Wahrheit selbst für wahr, nicht aber de-

---

1) Carnap (1), S 43
2) Bei Carnap dazu: Carnap (1), S 53 - 64; außerdem S. 230 - 32 und Carnap (3)

ren sprachliche Umformung (Sie ist so kompliziert, daß er sie nicht sofort oder gar nicht verstehen kann).

Bei der Explikation dieses Sprachgebrauchs hat Carnap zwei Ziele: Einmal soll das Problem, daß L-Äquivalentes in solchen Sätzen nicht austauschbar ist, gelöst werden: Diese Eigenart der Glaubens-Sätze bedroht die allgemeine Gültigkeit der Struktur des intensionalen Sprachsystems. Spricht hieraus noch das mathematisch-logische Interesse an Schlüssigkeit und Reichhaltigkeit, bringt Carnaps zweites Ziel - die Umformung der Sätze in eine behavioristisch akzeptable Formulierung - eine empiristische (dies geht schon aus dem Selbstverständnis des Behaviorismus hervor) und eine konventionalistische (Anpassung der Ausdrucksmöglichkeiten der Wissenschaftssprache an die Anforderungen der Einzelwissenschaften) Komponente in Carnaps Motive ein.

Mit den bisher gewonnenen semantischen Differenzierungsmöglichkeiten läßt sich nur eine sehr unscharfe Lösung des Problems versuchen[1]. Wenn "D" für die von John geglaubte Wahrheit steht, könnte formuliert werden:

> "John ist zu einer bejahenden Antwort zu einem Satz in einer Sprache geneigt, der die Proposition D ausdrückt".

Die Doppelheit der Formulierung entsteht, je nachdem, ob man Glauben auf eine Proposition oder auf einen sprachlichen Ausdruck beziehen will. Ungenügend bleiben beide Formulierungen, weil die Möglichkeit des Austauschs L-äquivalenter Formulierungen noch nicht beseitigt ist. Hiermit kann also nur das Ziel verwirklicht werden, das Anliegen des Behaviorismus zu berücksichtigen: Ihm müssen Sätze über den Glauben - als Zustand des Geistes eines Menschen - ein Greuel sein. "Is disposed to an affirmative response to" ist ein Versuch, die verhaltensmäßigen Konsequenzen des Glaubens Johns zu fassen.

---

1) Carnap (1), S 55, hier auch die Zitate gleich unten.

Durch eine zusätzliche Festlegung wird der Austausch L-äquivalenter Ausdrücke in Glaubens-Sätzen unmöglich gemacht. Für den Austausch zweier Ausdrücke wird die schärfere Bedingung der "intensionalen Isomorphie" verlangt. Zwei Ausdrücke, die intensional isomorph sein sollen, müssen dieselbe intensionale Struktur aufweisen, d.h. alle ihre Teilausdrücke müssen, bis hinunter zu den atomaren Subdesignatoren, L-äquivalent sein. Die Ähnlichkeit zwischen zwei intensional isomorphen Ausdrücken soll dann so hoch sein, daß kein Befragter den einen noch für wahr halten könnte und den anderen nicht.

> Mit dieser Festlegung wäre wohl auch Quines Ausgangsproblematik zu lösen: "Die Hauptstadt von Honduras" und "Tegucigalpa" wären keine intensional isomorphen Ausdrücke. Allerdings ist Quines Problem damit nicht erledigt: Seine Sicht des Problems hält fest, daß die Grenzen individuellen Wissens zur Bildung eigener Sprachhorizonte führen können.

Carnap nimmt bewußt nicht zu den Forderungen seines Begriffs der intensionalen Isomorphie, daß auch syntaktische Unterschiede weitgehend beseitigt sein müssen[1]. Bei komplizierteren Ausdrücken wäre aber denkbar, daß ein Befragter den Überblick verliert und zwei intensional isomorphen Ausdrücken verschiedene Wahrheitswerte zuordnet. So ist dieser Begriff der intensionalen Isomorphie vielleicht noch weiter zu verstärken, indem syntaktische Analogie auch noch gefordert wird[2]. Jetzt besteht natürlich die Gefahr, daß schließlich - außer Wort - für - Wort - Übersetzungen - nur noch rein repetitive Wiederholungen geduldet werden können[3]. Dadurch wäre die Formalisierung der Glaubens-Sätze faktisch wieder nicht geleistet (da sie kaum mehr in eine andere Form übertragbar sind). Hier liegt der Grund, weswegen Carnap schließlich den Versuch, über den Begriff der intensionalen Isomorphie das Problem der Glaubens-Sätze zu lösen, aufgab[4].

---

1) Carnap (1), S 59
2) Putnam hat eine entsprechende Verschärfung des Begriffs vorgeschlagen: Vgl Putnam, n. Carnap (1), S 230
3) So hat Mates tatsächlich argumentiert (Vgl dazu Carnap (1), S 231)
4) Ebda

Bevor auf Carnaps zweiten Lösungsversuch eingegangen wird, ist die Richtung des ersten nochmals zu analysieren. Deutlich ist festzustellen, was er nicht leisten will: Es geht nicht darum, den Denk - und Sprachhorizont des Befragten als solchen in ein formalisiertes Sprachsystem zu übersetzen. Dies wäre unter Umständen möglich: Es könnte ein Prädikat B eingeführt werden (samt einem Index, der die Person bezeichnet, die etwas glaubt, also $B_{J(ohn)}$, $B_{P(hilipp)}$ usw.), für das einige syntaktische Sonderregeln gelten: Für Konstituenten von B-Kontexten gilt das Prinzip der Austauschbarkeit[1] nur, wenn in (indexgleiche) B-Kontexte oder aus ihnen heraus Ausdrücke ausgetauscht werden.

Es wäre die wesentliche Eigenart der Glaubens-Sätze gewahrt, nämlich einen individuellen gedanklichen - und, u.U., sprachlich-strukturellen - Horizont auszudrücken, der nicht in allen Punkten mit dem der Gesamtsprache übereinstimmen muß[2]. Mit der Möglichkeit, solche verschiedenen gedanklichen bzw. sprachlichen Horizonte in einer formalisierten Sprache auszudrücken, wäre ein wesentliches Strukturmerkmal natürlicher Sprachen, die faktische Vielzahl von Subhorizonten, grundsätzlich berücksichtigt (die Beschränkung auf quasi - Privatsprachen von einzelnen Personen, wie sie Carnaps Behandlung des Problems nahezulegen scheint, ist nicht nötig, so wäre die Darstellung des gedanklichen bzw. sprachlichen Horizonts von Sprechergruppen genauso möglich).

Die Probleme einer solchen Formalisierung wären dieselben, mit denen sich jeder Formalisierungsversuch natürlicher Sprachen konfrontiert sieht: Bedeutungsveränderung im Gebrauch der Sprache und Widersprüchlichkeit des (der) Sprecher(s), Unexaktheit der Begriffe in natürlichen Sprachen. Daß Carnap diesen Weg nicht wählt, ist wohl der dann notwendig werdenden erheblichen Komplizierung des Sprachsystems zuzuschreiben (Sonderregeln für Index-Prädikate, Vielfalt der Sub- Sets von semantischen Regeln: Man könnte fast fragen, ob das für die Logik unverzicht-

1) Carnap dazu: Carnap (1), S 51f
2) Vgl. auch die Ausführungen zu Quine.

bare Prinzip der Generalisierung von Regeln und Bedeutungen noch aufrechtzuerhalten wäre. Es geht also wieder um das bekannte Motiv der inneren Konsequenz und Geschlossenheit.

Daß Glaubens-Sätze in Sprachsystemen grundsätzlich ausdrückbar sind, interessiert Carnap offenbar deshalb, weil sie in einigen Teilbereichen der Wissenschaft eine wichtige Rolle spielen[1]. Dieses konventionalistische Motiv wird aber nicht soweit berücksichtigt, daß durch eine gründlichere Analyse der von den Einzelwissenschaften behandelten Phänomene (wie das des Glaubens) die systematische Form der angestrebten einheitlichen Wissenschaftssprache modifiziert würde.

Der zweite Lösungsversuch des Problems[2] modifiziert den ersten in zwei Punkten. Es wird jetzt explizit in den Zusammenhang der Rekonstruktion der Wissenschaftssprache gestellt[3].

Einmal verzichtet Carnap auf die Fassung des Glaubensbegriffs in behaviourisitischen Termini. Stattdessen wird er jetzt als "theoretisches Konstrukt" (der Theoriesprache) beschrieben, das nicht in der "Beobachtungssprache" ausdrückbar ist und auch nicht aus ihr deduziert werden kann[4].

Der Vorteil dieser Änderung liegt darin, daß jetzt ein beobachtetes Verhalten weder unmittelbar als Bestätigung noch als Widerlegung eines Glaubens-Satzes aufgefaßt werden muß. Wenn ein beobachteter Sprecher einer der intensionalen Struktur nach gleichen, nur geringfügig von der ursprünglichen differierenden Äußerung einen anderen Wahrheitswert

---

1) "Belief" gehört zu den "psychological terms" und kommt in einer "very important kind of sentences" vor: Carnap (1), S 53. Hieraus ist die Vermutung oben eine mögliche Schlußfolgerung. Klarer läßt sie sich erst unter Berücksichtigung des Anhangs nachweisen.
2) Carnap (1), S 230 - 232 und Carnap (2)
3) Carnap (1), S 230
4) Carnap (1), S 230. Zur Unterscheidung Theoriesprache-Beobachtungssprache: S.u. 3.4.2.5.

zuspricht als dieser, so widerspricht das dem untersuchten Glaubens-Satz nicht unbedingt. Man kann dann annehmen, daß eine seiner Äußerungen "nicht- indikativisch ist, vielleicht aufgrund einer momentanen Verwirrung entstanden ist"[1].

Auf die Bedeutung dieser Entscheidung für den Status der Semantik (Semantik ist jetzt eingestandenermaßen nicht mehr vollständig auf reference reduzierbar), soll erst unten eingegangen werden. - Das konventionalistische Element in der Entscheidung hält sich in dieser Modifikation jedenfalls durch.

Außerdem wird als zweites eine von Church gestellte Frage berücksichtigt, ob nämlich "ein Glaube als eine Relation zwischen einer Person und einer Proposition" oder "einem Satz" zu konstruieren sei[2].

Carnap will nicht die sprachliche Struktur des Glaubensbegriffs festhalten: Grundsätzlich ist er mit Church einig, daß ein Glaube sich auf eine Proposition bezieht, nicht auf deren sprachliche Formulierung im Satz: Seine Sicht "impliziert nicht, daß John Englisch oder sonst eine Sprache kennt". "Der Bezug auf einen englischen Satz kann ersetzt werden durch den Bezug auf irgendeinen synonymen Satz irgendeiner Sprache" (Synonymie soll hierbei "Gleichheit in der intensionalen Struktur" bedeuten)[3].

---

1) Carnap (1), S 231
2) Ebda, S 232
3) Ebda, S 231f

> Vorbehalte gegenüber einer solch en nichtsprachlichen Fassung des Glaubensbegriffs ergeben sich aus dem oben und zu Quine Gesagten: Glauben ist auch Ausdruck eines spezifischen Sprachhorizonts. Die Vorbehalte laufen letztlich darauf hinaus, daß Sprachebene und Wirklichkeitsebene nicht genau zu trennen sind (Der konsequente Konventionalismus teilt diese Ansicht bekanntlich). Deshalb ist die Annahme einer sprachunabhängigen, in sich konsistenten Ebene von Propositionen unmöglich (oder Ausdruck des kritisierten "Platonismus", der subjektive Fassung der Realität undifferenziert zu einer Objektivität eigener Art verfestigt).

Die Differenz zwischen Carnap und Church bezieht sich ausschließlich auf die Frage der besseren Formulierbarkeit in der Wissenschaftssprache[1]. Carnaps Formulierung, die Namen von Sätzen verwendet, z.B.

> John has the relation B to "the earth is round" as a sentence in English.

hat den Vorteil, daß "indirekte Rede vermieden wird"[2], wie sie in Churchs Formulierungsvorschlag

> "John believes that the earth is round"

vorkommt. Durch die abschließenden Überlegungen zu Konsequenzen beider Formulierungen für den Gebrauch der Wissenschaftssprache wird nochmals eine konventionalistische Tendenz Carnaps deutlich: Es geht nur um eine möglichst praktikable Form der Sprache. In der Begründung des Interesses an dieser Form sind im Buch selbst die Motive der inneren Konsequenz und der - aus pragmatischen Erwägungen abgeleiteten - Ökonomie nicht zu unterscheiden. Ähnlich wie es bei Quine oft festgestellt wurde, fallen logisches und konventionalistisches (bzw. wissenschaftspragmatisches) Interesse zusammen.

Der Anhang formuliert ausdrücklicher pragmatisch, von den Bedürfnissen der Einzelwissenschaften her. Aufgrund dieser unterschiedlichen Akzentuierung der Motive ist das konventionalistische Element im Buch

---

1) Carnap (1), S 231: "The best form for belief-sentences in a formalized language of science"
2) Carnap (1), S 231

selbst von dem im Anhang grundsätzlich zu unterscheiden[1].

3.4. Ausgleichsversuch mit empiristischen Tendenzen. Entscheidung für einen wissenschaftspragmatischen Konventionalismus

Mit dem Hinweis auf die grundsätzlich wissenschaftspragmatische Einschränkung sind aber die Modifikationen, die Carnap am mathematisch-logischen Sprachkonzept vornimmt, nur ungenügend gekennzeichnet. Der Versuch des Ausgleichs verschiedener Motivationen bringt Carnap vielmehr zu einigen ambivalenten, zum Teil sogar widersprüchlichen Konstruktionen. Diese Modifikationen haben empiristische und konventionalistische Motive. Die Vorbehalte gegenüber beiden sollen (z.T. in Wiederholung des schon zu Quine Gesagten) kurz angesprochen werden. Jetzt kann auch die Kritik vom vorläufig eingenommenen Standpunkt der natürlichen Sprachen aus genauer geäußert werden.

3.4.1. Widersprüche aufgrund des Ausgleichsversuchs mit dem Empirismus

Weniger als Quine, aber auch durchaus spürbar ist Carnap von der Tradition des Empirismus geprägt. Dessen Streben nach unverfälschter Wiedergabe der außersprachlichen Realität in der Erkenntnis und in ihrer sprachlichen Formulierung - Versuch der Ausschaltung all dessen, was

---

1) Vgl dazu o.S 114 Anm 1, v.a. u. 3.4.2.3. Die deutliche Festlegung auf einen nicht an den natürlichen Sprachen orientierten Konventionalismus wird erst im Anhang vollzogen. - Die Bemerkungen in Carnap (3) wiederholen nochmals den Nachweis der Vereinbarkeit von Carnaps und Churchs Fassung.
Über den Begriff der Intension (der Satz S hat die Intension, d.h. Proposition p in der Sprache L für den Sprecher X zur Zeit t) läßt sich der sprachunabhängige Begriff B (X glaubt zur Zeit t daß p) mit dem sprachabhängigen in Verbindung bringen (X glaubt zur Zeit t, daß S ein wahrer Satz der Sprache L ist) : Wenn die Intension und einer der Begriffe gegeben sind, läßt sich der andere ableiten. - Dadurch werden die früheren Überlegungen und Vorbehalte aber nicht beeinträchtigt.

in Erkenntnis und Sprache zum Subjekt zu gehören scheint - zeigt sich bei Carnap in seiner betonten Abwehr eines subjektivistischen Mißverständnisses des Begriffs der Intension.

3.1.1.1. Der ontologische Status von Eigenschaften und Propositionen

Von den Eigenschaften wird ausdrücklich gesagt, sie seien "etwas, das die Dinge haben, eine Seite, ein Aspekt, eine Komponente oder ein Charakter der Dinge". Sie seien weder "sprachliche Ausdrücke", noch seien sie "gemeint als etwas Mentales, Bilder oder Sinneseindrücke"[1]; bei den Propositionen setzt sich Carnap mit Russells Behauptung auseinander, sie seien als "psychologische und physiologische Ereignisse... zu bestimmen", er glaubt, diese Behauptung ablehnen zu können[2]. Obwohl für die Individualbegriffe nicht nochmals ausdrücklich gesagt wird, daß auch sie nicht als mentale oder sprachliche Seiende aufzufassen sind, ist das aus der notwendigen Analogie mit den anderen Designatoren zu schließen.

Russells Argumentation beruht darauf, daß auch falsche Sätze etwas bedeuten. Deshalb kann man nicht annehmen, daß deren Bedeutung (Russell: 'signification' das versteht Carnap als 'intension') in der Beziehung auf irgendwelche Gegenstände oder Sachverhalte liegen kann. - Dieses Argument ließe sich ebenso für die Eigenschaften verwenden: Die nicht erfüllbaren, die "leeren Eigenschaften"[3]) (Beispiel: "menschlich und 20 Fuß hoch") lassen ebensowenig zu, daß für ihre Intension ein Bezug auf einen existierenden Gegenstand angegeben werden kann.

Dagegen weist Carnap darauf hin, daß Propositionen wie Eigenschaften als komplexe Entitäten betrachtet werden müßten. Entscheidend sei, daß deren letzte Bestandteile doch immer an Gegenständen bzw. Sachver-

---

1) Carnap (1), S 20
2) Ebda, S 29 - 31
3) Ebda, S 21

halten exemplifizierbar seien; das müsse deswegen für die zusammengesetzten Eigenschaften bzw. Propositionen nicht unbedingt der Fall sein (so läßt sich eine leere Eigenschaft, z.B. "menschlich und 20 Fuß hoch", auflösen in die beiden Teileigenschaften "menschlich" und "20 Fuß hoch", die beide selbstverständlich exemplifizierbar sind[1]).

Grundsätzlich löst dieser Hinweis Russells Problem nicht: Einmal bezieht Carnap den Fall von Sätzen wie "Pegasus wurde von Bellerophon geraubt" nicht in seine Überlegung ein: Hier sind schon zwei einfache Bestandteile des Satzes nicht exemplifizierbar. Da Individualbeschreibungen, die nichts beschreiben, in Carnaps Sprachsystem zugelassen sind (vgl.o. 3.3.3.), lassen sich solche Sätze (etwa in der Umformulierung: "'Pegasus" meint das geflügelte Pferd, das von Bellerophon geraubt wurde": " x (x wurde von Bellerophon geraubt)") nicht als sinnlos aus ihm ausschließen. Höchstens müßte eine Sonderregelung eingeführt werden, die Sätzen dieses Typus die Intension überhaupt abspricht (eine solche Lösung scheint Carnap selbst ins Auge gefaßt zu haben: "Vielleicht muß zugestanden werden, daß ein Designator primär nur dann eine Intension ausdrücken kann, wenn er exemplifiziert ist"[2]. Eine solche Beschränkung des Begriffs der Intension wäre für diesen selbst sehr schwerwiegend. Zentral für ihn war, daß die Identität der Intension zweier Designatoren "durch logische Mittel allein, ohne Bezug auf Fakten"[3] festlegbar sein soll. Jetzt wäre das zusätzliche - faktenbezogene - Wissen notwendig, daß eine Eigenschaft bzw. eine Proposition sich mindestens in ihren atomaren Bestandteilen auf existierende Dinge bzw. Sachverhalte bezieht, um ihr eine Intension zusprechen und sie überhaupt in eine Identitätsrelation einsetzen zu können.

Für Fälle wie "Pegasus" wäre sicherlich denkbar, solche Terme als

---

1) Carnap (1), S 21 bzw. S 30f
2) Carnap (1), S 31
3) Ebda, S 18

nicht-einfach zu bezeichnen und als eine Verbindung zweier exemplifizierbarer Terme - z.B. "Pferd" und "zwei Flügel haben" - zu betrachten.

Dann wäre aber, ob ein Designator als "einfach" zu gelten hat, nicht mehr aus seiner formalen Struktur ersichtlich: Ein Faktenwissen über Exemplifizierbarkeit bzw. Nicht-Exemplifizierbarkeit wäre - wie oben - zusätzlich gefordert.

Darüberhinaus ist es einigermaßen problematisch, solchen zusammengesetzten "leeren" Designatoren die Intension ganz abzusprechen. Oft gewinnen Ausdrücke wie "Pegasus" oder auch "...ist ein Dämon" durch den Kontext eine genau anzugebende Bedeutung, die sogar die Extension mit einbezieht (Für sie genügt also der Verweis auf ein "Null-Ding" oder eine "Null-Klasse" keineswegs). Hier zeigen sich die Nachteile der atomistischen Sprachkonzeption, zu der die Prädikatenlogik aufgrund der universalen Identitätsbedingung aller Bedeutungsträger mit sich selbst gezwungen ist.

In Glaubens-Kontexten z.B. müßte auch Carnap solchen Ausdrücken spätestens eine Intension zusprechen; auch an literarische oder andere Texte, in denen bildhafter oder metaphorischer Gebrauch solcher Ausdrücke vorkommt, wäre zu erinnern. Als Beispiel sei auf Heyms Gedichte "Die Dämonen der Städte" und "Der Gott der Stadt" [1] verwiesen. Beide Gedichte haben eine Bedeutung und beziehen sich auf eine angebbare Wirklichkeit. Auch die metaphorischen oder übertragenen Ausdrücke "Die Dämonen" und "Der Gott" haben nicht nur "ästhetische" Funktion (in dem Sinn, daß sie, für Bedeutung und Bezeichnung irrelevant, die Rede lediglich verschönerten - ein übrigens völlig unzureichender Begriff von "ästhetisch"): Sie bezeichnen das Schicksal der Städte als zugleich anonym, ohne angebbaren Urheber sie überfallendes und als von Menschen gemachtes (da Götter und Dämonen im allgemeinen als nicht-menschliche Subjekte vorgestellt werden). Außerdem verweisen sie auf eine partielle Rückkehr des Animismus: Da die Menschen die von ihnen in Bewegung gesetzten Kräfte nicht mehr überschauen und kontrollieren können, werden sie ihnen zu einer zweiten bedrohlichen Natur.

Im übrigen zeigt die Differenz zwischen "atomaren" und zusammenge-

1) G. Heym. Ausgewählt von K.L. Schneider u. G. Markus, München 1971, S 13.15f.

setzten Intensionen (die auch "leer" sein können), daß der Bereich der Intension nicht völlig auf die außersprachliche Realität zurückführbar ist. Er ist offenbar dadurch ausgezeichnet, daß hier denkende Tätigkeit des Menschen Eigenschaften und Sachverhalte in ihre Komponenten auflöst und diese auch neu wieder zusammensetzt. In irgendeiner Weise muß also das subjektive Moment, das im Bereich der Intension seine Spuren hinterläßt, berücksichtigt werden.

Der Versuch, Eigenschaften auf "objektive", außersprachliche Entsprechungen festzulegen, bringt noch weitere Schwierigkeiten mit sich: So behauptet Carnap, von dieser Annahme ausgehend: "Die Äquivalenz von Eigenschaften ist nicht sprachabhängig..." (z.B. "ist es ein biologisches und nicht ein linguistisches Faktum, daß die Eigenschaft Menschlich und die Eigenschaft Federloser Zweifüßler äquivalent sind[1]. L-Äquivalenz basiert aber auf den semantischen Regeln allein, nicht auf Fakten[2]. So mag mit der Äquivalenzbeziehung der zwei Eigenschaften aus Carnaps Beispiel auf etwas Faktisches hingewiesen sein; solange aber die Eigenschaften selbst rein sprachlich definiert sind, ist die angesprochene Äquivalenzbeziehung mittelbar auch sprachabhängig. Carnaps Redeweise setzt voraus, es könne zwischen Sprachabhängigkeit und Nicht-Sprachabhängigkeit genau getrennt werden. Das ist aber nicht möglich, wie schon bei der Behandlung Quines gezeigt wurde: Objektbezug und subjektive Fassung sind in der Sprache unaufhebbar durcheinander vermittelt. - In genau analoge Schwierigkeiten kommt Carnap im Fall der Proposition.

Offensichtlich stoßen im Konzept der Intension zwei verschiedene Aspekte der Sprache zusammen: Einerseits wird schon von Frege der

---

1) Carnap (1), S 24

2) Der Begriff der L-Äquivalenz wird m.H. der L-Wahrheit definiert (ebda, S 14: Eine L-wahre Äquivalenz ist eine L-Äquivalenz); diese wiederum muß "auf Basis der semantischen Regeln des Systems S allein, ohne... Beziehung zu außersprachlichen Fakten " nachzuweisen sein.

"Sinn" eines Ausdrucks bestimmt als "Art des Gegebenseins des Bezeichneten"[1], die Position des Bezeichnenden spielt offensichtlich für den "Sinn" eine Rolle; dem trägt Carnap Rechnung durch die sprachliche Bestimmung der Identität von Intensionen.

Andererseits hatte ebenfalls schon Frege darauf bestanden, daß die subjekt- und zeitgebundene "Vorstellung" vom "Sinn", "welcher gemeinsames Eigentum von vielen sein kann und also nicht Teil oder Modus der Einzelseele ist", zu trennen sei[2]. Ihm genügte zur Absicherung der Allgemeinheit des Sinns also noch der Hinweis auf "einen gemeinsamen Schatz von Gedanken" der Menschheit[3]. An Carnaps unterschiedlicher Haltung zeigt sich deutlich seine nominalistisch - empiristische Tendenz: Überzeitliche Konstanz ist im Bereich des Denkens für einen Begriff nicht zu erlangen, sondern nur in der außersprachlichen Realität. Der Versuch, diese grundsätzlich auch als Kontrollbereich der Intension anzusetzen, bringt Carnap in den gezeigten Widerspruch, der nur durch im Ernstfall einseitige Auswahl der Beispiele, wo Eigenschaften auf faktische biologische Unterschiede verweisen, verdeckt werden kann.

Der Widerspruch scheint nur dann aufhebbar, wenn die wechselseitige Vermitteltheit von Subjektivem und Objektivem in allen Bereichen der Erkenntnis und ebenso der Sprache gesehen wird. Wie sich der Bereich der Extension nicht völlig frei von der Weise des Hinsehens des Subjekts halten läßt[4], kann für den der Intension sicher nicht ganz auf Objektives - als mindestens hypothetisch angesetzten Ausgangspunkt des Denkens - verzichtet werden. Selbstverständlich ist sie auch nicht auf Objektives reduzierbar, der Sinn ihrer Einführung (Formalisierung von Sprache aus ihr selbst heraus) wäre damit verfehlt.

---

1) Frege, S 41
2) Ebda, S 43f
3) Ebda
4) Das wurde für die Wortbildung und für die Klassen an Quine gezeigt: vgl. o. 2.2.1.2. und 2.2.3.4.

Von einer solchen Sicht der dialektischen Vermitteltheit von Subjektivem und Objektivem wären die immer wieder vorkommenden Beispiele in logischen Texten zum Problem von "meaning" und "reference" erst richtig zu deuten: In der Bestimmung der Bedeutung eines Ausdruckes tritt das Subjekt mehr oder weniger deutlich hervor. Carnaps relativ weitgehend aufs Objektive zurückführbaren Beispielen (aus der Biologie) stellen sich das vom Abendstern und Morgenstern (hier ist auf den - irdischen, allerdings wieder physikalisch festlegbaren - Standpunkt des Betrachters reflektiert) und extrem das von Walter Scott und "author of Waverly" gegenüber (hier erscheint es beliebig, ob Walter Scott durch die Eigenschaft, Autor dieses Romans zu sein, definiert ist, oder ob diese Eigenschaft als nur empirisch dem Individuum zuzuschreiben festgelegt sein soll).

Dieselbe empiristische Tendenz bei der Behandlung von Propositionen zeigt sich bei Carnap später noch einmal: Im Zusammenhang seiner Konzeption eines "Begriffsrahmens", dessen Auswahl uns zur Annahme bestimmter Seiender verpflichtet, kommt er auf seine Theorie der Propositionen nochmals kurz zu sprechen. Ein möglicher Begriffsrahmen dieser Art ist nämlich auch der der Propositionen: Er würde Propositionen als Seiende ansetzen (Zur Theorie der "Begriffsrahmen" s. unten 3.4.2.3.).

In einigen ausmalenden "Randbemerkungen"[1] wird festgestellt, daß innerhalb dieses Rahmens die Propositionen keineswegs als "mentale Ereignisse" (nach Russell) zu verstehen sind (eine Existenzaussage hat die Form "Es gibt ein p, derart daß..., nicht etwa "Wenn der geistige Zustand der fraglichen Person diese und jene Bedingungen erfüllt, dann gibt es ein p, derart daß...") ebensowenig als "sprachliche Seiende" (da in der Existenzaussage analog auch kein Bezug auf eine Sprache vorkommen müsse) oder gar als Seiende, die durch den Bezug auf ein bestimmtes Subjekt konstituiert sind.

---

1) Carnap (1), S 210f.

Nun haben solche ausmalenden Bemerkungen für die Theorie selbst, wie Carnap anmerkt, keine unmittelbare Bedeutung. Merkwürdig muß dennoch scheinen, daß die Annahme, Propositionen bezögen sich auf aussersprachliche (in unserem Beispiel oben: biologische) Fakten, nicht auch abgelehnt wird. Die Annahme, dies schiene Carnap eine akzeptable Interpretation der Propositionen (so hat er es im Buch selbst, wie gezeigt, gemeint), legt sich zumindest nahe. Da aber in der Existenzaussage innerhalb des Begriffsrahmens (z.B.) "Es gibt ein p, derart daß p nicht notwendig ist und nicht-p nicht notwendig ist"[1] ebensowenig ein Bezug auf irgendwelche naturwissenschaftliche Fakten festzustellen ist, wäre diese Annahme falsch, und Carnap müßte mindestens die fraglichen Punkte im Buch selbst modifizieren. Die Frage nach der Natur der Propositionen muß also vor und außerhalb der Festlegung des propositionalen Begriffsrahmens gestellt und beantwortet werden. Hier wäre dann die Stelle, wo Russells Einwände (Problem der falschen Propositionen) nochmals, ausführlicher als durch den Hinweis auf Verhältnisse innerhalb des Rahmens, geklärt werden müßten[2].

3.4.1.2. Widersprüche im Vorschlag einer extensionalen Sprache

Eine Hauptforderung des Empirismus an die Sprachtheorie ist die nach einer extensionalen Sprache (vgl. Quine). Eine solche Sprache würde sich auf den Bereich der "reference" beschränken, also z.B. nur von Äquivalenzbeziehungen zwischen Klassen, zwischen Individualtermen und zwischen Sätzen sprechen können, nicht von L-Äquivalenzen (und L-Implikationen) zwischen Intensionen. Der der Subjektivität und Willkür verdächtigte Bereich des Sinns wäre ausgeschlossen. Anhand von Quines Vorschlägen wurde schon versucht, die Problematik eines solchen Sprachkonzepts aufzuzeigen.

---

1) Carnap (1), S 210

2) Daß diese Frage notwendig zu stellen ist, läßt an Carnaps Behauptung, Fragen außerhalb des "Begriffsrahmens" seien ohne kognitiven Gehalt und rein pragmatischer Natur, zweifeln. S. dazu unten.

Eine solche Sprache ist, so meint Carnap, zwar relativ leicht zu konstruieren, sie genügt aber nicht unbedingt den Ansprüchen, die an eine Wissenschaftssprache zu stellen sind. Damit die Konstruktion einer solchen Sprache sinnvoll ist, muß durch sie die "Extensionalitätsthese" bestätigt sein: Es muß damit gezeigt sein, "daß für die Zwecke aller logischen oder empirischen Forschungsbereiche ein extensionales Sprachsystem konstruiert werden kann"[1]. Die zu entwickelnden extensionalen Sprachen müssen also einen Grad der Reichhaltigkeit der logischen Beziehungen, die in ihnen ausgedrückt werden können, besitzen, den Carnap bei vorhandenen Versuchen - er nennt Quines Vorschlag in "Mathematical Logic" - vermißt. Ob eine Sprache konstruiert werden kann, die dieser Forderung entspricht, scheint Carnap "nicht unplausibel, aber die Frage ist noch nicht endgültig entschieden"[2]. Er macht einen eigenen Vorschlag zur Konstruktion einer extensionalen Metasprache M_e[3]. Der soll jetzt kurz untersucht werden.

Zunächst versucht Carnap, den problematischen Bereich, nämlich die Übersetzung der semantischen Regeln aus der nicht extensionalen Objektsprache (S_2) in M_e, auf einen bestimmten Regeltypus, den der Designationsregeln, zu beschränken. Deshalb werden zur Erklärung der anderen Regeltypen in M_e nicht die Designatoren selbst, sondern ihre Namen gebraucht. Diese Texte in M_e sind dann zweifellos extensional, weil nicht die intensionalen Zeichen (z.B. N für "notwendig") selbst auftauchen - was in M_e nicht ausgedrückt werden könnte - und weil in Beziehungen zwischen Namen von Designatoren das extensionale Gesetz der Austauschbarkeit des Identischen für das, was innerhalb - etwa der Anführungszeichen - der Namen steht, selbst nicht mehr gilt (extensionale Äquivalenzen wie "9= Zahl der Planeten" können schon deshalb nicht

---

1) Carnap (1), S 141
2) Carnap (1), S 142, ähnlich S 168
3) Ebda, S 168 - 72

mehr angewandt werden[1]). Allerdings wird der semantische Gebrauch von 'L-äquivalent im System S" zugelassen. So kann die L-Äquivalenz zweier Namen von Designatoren in S_2 ausgesagt werden. Carnap meint, die semantische Verwendung dieses Terms sei extensional. Auf diese Annahme wird noch einzugehen sein.

Für die Designationsregeln bleibt das Problem bestehen, das durch das Ausweichen auf die Namen der Designatoren aus den anderen Bereichen nur hierher verschoben wurde:

(2) (1)

Nach Carnap "besteht die Schwierigkeit in den Faktum, daß... die beiden folgenden Feststellungen beide wahr sind":

(1) H bezeichnet (designates) human" und
(2) H bezeichnet Federloser Zweifüßler" [2]

Um zwischen diesen beiden Fällen unterscheiden zu können, rekurriert Carnap auf die Designationsregeln selbst (als Teil der semantischen Regeln). Für (1) wäre dann leicht festzustellen, daß dieser Satz ein Teil der Designationsregeln und insofern schon wahr ist, das mache ihn "fundamental unterschieden" von (2), der nur aufgrund einer Designationsregel zusammen mit einem biologischen Faktum wahr ist. Der Rückgriff auf die Trennung von logischer (wahr aufgrund semantischer Regeln) und faktischer Wahrheit ist deutlich; die Kombination mit der (semantischen) L-Äquivalenz ist deshalb folgerichtig. Es gilt so:

"'H' und 'F ∧ B' sind nicht L-äquivalent (in S_1 und S_2)"[3]
wobei "F ∧ B" für "Federloser Zweifüßler" steht.

Gegenüber diesem (zweifellos geglückten) Unterscheidungsversuch für extensional identische Designatoren wäre die Frage anzumelden, ob mit ihm nicht beide Bereiche, Extension und Intension (nicht einmal nur durch die Hintertür) wieder hereingelassen werden, von denen der eine

---

1) Dieser Sinn des Vorgehens, Namen von Designatoren zu verwenden, wird von Carnap selbst nicht erläutert, er ist aber leicht zu erschliessen.
2) Carnap (1), S 171
3) Ebda

eigentlich von der Sprache ausgeschlossen sein sollte.

Zu fragen wäre, ob das, was semantische Regeln an Inhalt haben, extensional zu beschreiben ist: In einer extensionalen Sprache entspräche ein Term genau einem Individuum bzw. einer Klasse von Individuen. Bedeutungsgehalte, die über diese Entsprechung hinausgehen, sind in ihr nicht ausdrückbar. "Federloser Zweifüßler" und "Menschlich", oder z.B. "Walter Scott" und "Der Autor von Waverley" fielen bei einer Übersetzung in eine extensionale Sprache zusammen (Es sei denn, es könnten zwei Klassen von Gegenständen angegeben werden, zu denen jeweils nur eines der beiden Designata gehört; solche Klassen sind aber bei unseren Beispielen gerade nicht zu finden[1]). Ein Ausweg wäre allenfalls die Aufgabe des rein bezeichnenden Gebrauchs der Designatoren, das ist in einer extensionalen Sprache aber nicht möglich.

Quine hat auf die Implikation des Begriffs der semantischen Regel aufmerksam gemacht (Vgl o. 2.2.3.3.1., S 62f): die unaufhebbare Abhängigkeit von einer gegebenen oder gewählten Sprache, die sich mit der Absicht hinter der Beschränkung auf die Extension nicht vereinbaren läßt. Seine Argumentation geht gewissermaßen von außen an den extensional nicht erklärbaren Bedeutungsgehalt der semantischen Regeln heran. Sie fragt (bzw. würde hier fragen), wieso nur (1) eine semantische Regel sei, (2) dagegen nicht, und wie man semantische Regeln allgemein in einer extensionalen Sprache beschreiben könne.

---

1) Der Lösungsversuch Goodmans (vgl o. 2.2.3.3.3.), nicht nur Klassen von Gegenständen, die die Designatoren bezeichnen, zur Unterscheidung der Designatoren zuzulassen, sondern auch Klassen der Designatoren selbst, die dann aufgrund ihrer sprachlich bestimmten Eigenschaften (Wortkategorie, z.B. Eigenname oder Individualbeschreibung-syntaktische Struktur - phonetische bzw. orthographische Struktur) konstituiert werden könnten, kann Carnaps Ziel nicht erreichen: Mit seiner Hilfe könnte zwischen Äquivalenzen und L-Äquivalenzen, z.B. "menschlich-federloser Zweifüßler" und "menschlich-vernunftbegabtes Tier" (nach Carnaps Vorschlag Carnap (1), S 4 eine L-Äquivalenz) nicht unterschieden werden. Vgl auch die Kritik an Goodman.

Tatsächlich ist zur Einführung des Begriffs der semantischen Regel das Zurückgreifen auf die Sprache als auf etwas der Reflexion Vorausliegendes notwendig. In dieser reflexiven Selbstvergegenständlichung des Sprechens über Sprache erhält die Sprache eine ähnliche Stellung wie die Realität sonst in der Rede. Diese scheinbare Hypostasierung der Sprache kann von einem empiristischen Standpunkt aus, der die Sprache auf die Extension beschränken möchte, nicht hingenommen werden.

So läuft die Absicht Carnaps, die semantischen Regeln (intensionaler Sprachsysteme) in M_e auszudrücken, auf ein Problem nach Art der Quadratur des Kreises hinaus. Bei einem Autor, für den die Intension eines Ausdrucks (z.B. die Eigenschaft eines Prädikators) für das Verständnis dieses Ausdrucks unbedingt notwendig erscheint, dem die Intension primär ist - vgl o.3.2.-, kann das Eintreten für die Möglichkeit einer genügend reichhaltigen extensionalen Sprache nur als Inkonsequenz angesehen werden. Das Motiv für diese Inkonsequenz (der Ausgleichsversuch mit dem Empirismus) wurde schon genannt . Carnap hält diese Inkonsequenz dadurch mehr im Bereich des Verbalen, daß seine 'extensionale Metasprache M_e" keine rein extensionale Sprache ist.

3.4.1.3. Das Abbildverhältnis Sprache - Wirklichkeit

Die empiristische Tendenz in Carnaps Sprachphilosophie ist aber auch keine ohne Weiteres zu vernachlässigende Komponente, die nur als oberflächliche Angleichung an einen wesentlichen Bestandteil seiner wissenschaftstheoretischen Tradition zu interpretieren wäre; dafür greifen die Modifikationen, die diese Tradition in der Konstruktion seiner Sprachsysteme bewirkt hat, doch zu tief in sie ein.

Auf die Konzeption der "standardisierten Individualausdrücke" und der "Koordinatensprache" werde ich wegen ihrer Doppeldeutigkeit erst später eingehen. Hier soll noch auf einige Züge der Sprachphilosophie von "Meaning and Necessity" hingewiesen werden, die das dem Empirismus

zugrunde liegende passive Abbildverhältnis von Sprache und Wirklichkeit deutlich werden lassen.

Schon in den grundlegenden Definitionen wird diese Abbildrelation - undiskutiert - festgelegt: "Der Ausdruck Satz wird im Sinn von 'Aussagesatz' (declarative sentence) gebraucht werden"[1]. Frage- und Befehlssätze werden ausgeschlossen: Das geschieht offenbar, weil Sprache dazu gedacht ist, wissenschaftliche Beschreibungen der Wirklichkeit auszudrükken (nicht etwa menschliche Lebenssituationen[2]).

So wird der Begriff "Bedeutung" ("meaning") definiert: "Das Wort 'Bedeutung' wird hier immer im Sinn von "bezeichnender" ('designative') Bedeutung" verstanden,...als unterschieden von anderen Bedeutungskomponenten, wie z.B. gefühlsmäßiger oder begründender ('emotive or motivative') Bedeutung". Damit ist vom Bedeutungsbereich der Sprache von vorneherein nur ein Ausschnitt übernommen[3].

Bekanntlich hat eine solche abbildliche Auffassung der Sprache ihre Entsprechung in bestimmten erkenntnistheoretischen Annahmen. Ein Beispiel dafür ist, wenn man es wenigstens der Idee nach für möglich hält,

---

1) Carnap (1), S 5 Unterstreichung entspricht Kursivdruck bei Carnap.

2) Aufgrund des logischen Arguments - nur Aussagesätze haben einen Wahrheitswert und damit, nach Carnaps Vorgehen, eine Extension - hätte der Ausschluß der Frage- und Befehlssätze nicht unbedingt erfolgen müssen. So beschäftigte Frege sich durchaus auch mit ihnen: Ein Imperativ z.B. "hat keine Bedeutung, sondern nur einen Sinn" (dies entspricht genau dem Fehlen der Extension; Zitat Frege, S 53). Die Formalisierung von Sätzen, die nur eine Intension haben, scheint nicht unmöglich. - Vgl. auch G.H.v. Wrights Versuch einer "Deontischen Logik".

3) Carnap (1), S 6. - Auch Carnap sieht die Wichtigkeit anderer Aspekte vom "meaning" (ebda, S 60); er macht allerdings nie den Versuch, diese Komponenten von Bedeutung irgendwie zu berücksichtigen: Sie scheinen ihm wohl für sein Ziel, eine Sprache der Wissenschaften, unwesentlich. Dazu paßt, daß die Übersetzbarkeit in die "allgemeine Sprache der Wissenschaft" den kognitiven Gehalt von Sätzen verbürgt (ebda, S. 22; "cognitive" wird gebraucht wie "designative", ebda, S 6).

die Gesamtheit aller Tatsachen endgültig, vollständig und völlig genau zu beschreiben. Da die sprechenden Menschen der Bedeutung der Sprachzeichen nichts hinzufügen sollen, muß die vollständige Repräsentation eines Gegenstandes durch sie, bei genügender Genauigkeit und Gründlichkeit der Wirklichkeitserfassung, möglich sein.

Bei der Diskussion der Entsprechung von Fakt und Propositionen (s.o.) wird von Carnap so die Forderung aufgestellt, daß "die Proposition spezifisch oder vollständig in einem gewissen Sinn sein muß"[1]. Carnap sieht nun, daß, soll ein höchstmöglicher Grad von Vollständigkeit erreicht werden ("mit Rücksicht auf alle Eigenschaften des Dings oder der darauf bezüglichen Dinge, ebenso mit Rücksicht auf alle Beziehungen zwischen den gegebenen Dingen oder vielleicht sogar mit Rücksicht auf alle Beziehungen zwischen den gegebenen Dingen und allen anderen Dingen"), man bei der Vorstellung"der stärksten F-wahren Proposition P_T, die die Konjunktion aller wahren Propositionen ist", ankommt. Sie entspricht "nur einem Faktum, der Totalität der aktuellen Welt, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen"[2].

Dieser Vorstellung der "stärksten F-wahren Proposition" entspricht die der "wahren Zustandsbeschreibung" (state description), sie ist "die eine Zustandsbeschreibung, die den aktuellen Zustand des Universums beschreibt"[3].

Daß eine abbildliche Fassung des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit nicht genügt, wird im zweiten Teil noch ausführlich gezeigt.

---

1) Carnap (1), S 28

2) Vgl. ebda, S 28f; dazu Patzig, S 188: Verweis auf die philosophiegeschichtliche Tradition dieser Vorstellung. - Hegel - ihn nennt Patzig neben Leibniz - ist hier aber nur bedingt vergleichbar: Er hielte eine solche Idee nur mit Bezug auf einen historischen Augenblick für sinnvoll, bezieht also das denkende bzw. erkennende Subjekt in den Weltzustand und seine Strukturiertheit ein.

3) Carnap (1), S 10

Hier soll en vorläufig zwei Hinweise genügen.

Die ungenügende Exaktheit der Beobachtung wird von Carnap nur negativ bewertet. Dagegen könnte es sehr fruchtbar sein, die Perspektive des Beobachtenden zu berücksichtigen: Einerseits werden bestimmte Seiten am Gegenstand ins Licht gestellt, andere nicht, und dadurch gewinnt der Gegenstand neue Wesenszüge; andererseits sind daraus Erkenntnisse über den Beobachtenden selbst möglich. Ähnlich kann auch die Untersuchung der jeweiligen historischen Interpretation von Fakten auf die Klärung der Perspektive von Menschengruppen und deren Verständnis eines Objekts hin fruchtbar gemacht werden.

Ein neuer Maßstab der "Vollkommenheit" und "Genauigkeit" einer Beobachung (auch und gerade der Natur) wäre zu entwickeln: Carnaps Illusion einer subjektfreien Erkenntnis der Wirklichkeit ließe diese gerade unvollständig und unstrukturiert. Die genaue Erkenntnis der Natur - und deren exakte sprachliche Wiedergabe - bestünde nicht nur in der vollständigen Anwendung der uns zu unserer Zeit gegebenen Mittel der Erkenntnis und der ausgewogenen Berücksichtigung aller Erkenntnisinteressen, sondern auch in einer reflexiven Verständigung über jene Mittel und ihre Wirkungen wie über diese Interessen - nur dann sind sie überhaupt "ausgewogen" zu berücksichtigen - , etwa in der kontrastierenden Gegenüberstellung mit der Naturerkenntnis anderer Zeiten und Kulturen. Ob dabei der Ausdruck "Interesse" alle spezifischen Bestimmtheiten unserer bzw. meiner Erkenntnis- und Sprechweise abdeckt und wie weitgehend eine solche reflexive Verständigung möglich ist, kann hier dahingestellt bleiben[1].

Es wäre darüberhinaus auch eine andere Konzeption der Sprache zu entwickeln: Nicht mehr (nur) Wiedergabe von Wirklichkeit "an sich", sondern Ausdruck von Lebenssituationen und aufgrund von ihnen bestehender Interessen müßte als ihre Funktion angesehen werden. Die Sprache wäre dann nicht mehr neutral gegenüber den sie benutzenden Subjekten. Die

---

1) Hier geht es um den Streit zwischen Gadamer einerseits und Apel und Habermas andererseits. Vgl dazu "Hermeneutik und Ideologiekritik".

wohl bekannte Dreiheit der Sprachfunktionen (expressiv, kommunikativ, beschreibend) wäre berücksichtigt.

Daß eine rein abbildliche Fassung des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit in einer für die Logik befriedigenden Sprachform nicht unbedingt gefordert ist - wenn nämlich die Logik sich kritisch versteht - zeigt z.B. Kamlah-Lorenzens "Logische Propädeutik" [1]:
Für sie genügt die Festlegung auf universale Gültigkeit vor allem der Individualterme, aber auch der Syntaxregeln der Umgangssprache (damit ist eine reduktive Tendenz: Eliminierung von Widersprüchen - verbunden). Grundlegend für ihre Konzeption ist die Absage an einen "radikalen Fundamentalismus" (als Rationalismus: Rückgang auf unbezweifelbare Gegebenheiten im Subjekt - und als Empirismus). Sie meinen dagegen, ein Anfang "inmitten" (der gegebenen Sprache, im "immer schon" Sprechen) müsse mit einem "von Grund auf" verbunden werden.[2]

Das Streben nach einem außersprachlichen Verifikationsbereich als Grundlage für die Sprachkonstruktion ist so allein schon ein Indiz für die noch vorhandene empiristische Motivation Carnaps.

3.4.2. Übergang vom Empirismus zum Konventionalismus (wissenschaftspragmatischer Motivation).

Diese empiristische Motivation scheint auch in einigen weiteren Vorschlägen Carnaps zur Konstruktion formalisierter Sprachsysteme erkennbar zu sein.

3.4.2.1. Koordinatensprache

Für den zunächst zu untersuchenden Typus der Koordinatensprache [3]

1) S. Kamlah-Lorenzen.- Für Popper gilt wohl Ähnliches, allerdings kaum ohne weiteres für Quine, wie klar geworden sein dürfte.

2) Kamlah-Lorenzen, S. 16f. - Auf eine Unausgeglichenheit in ihrem Konzept (Kamlah gegen Lorenzen?) ist noch einzugehen. Vgl. auch o. S.118 Anm.1

3) Carnap (1), S. 74-79

ist die Art der Festlegung der Individuen kennzeichnend: Die Individuen der Sprache sind nicht mehr Eigennamen, bei denen aus der sprachlichen Form allein noch nicht zu ersehen ist, ob diese Namen etwas bezeichnen oder nicht und was sie bezeichnen (bei ihnen muß noch ein bestimmtes Faktenwissen hinzukommen). Vielmehr sind die Individuen "Positionen in einem geordneten Feld" [1]. Ein solches Feld wäre eine unterschieden linear fortschreitende Reihe von Positionen (z.B. zu schreiben als: O,O',O'',O'''... : Carnaps S_3) oder ein vierdimensionales Raumzeitkontinuum (etwa für die Sprache der Physik).

Mit diesem Konzept ist die behauptete Tendenz Carnaps zur Mathematisierung der Sprachtheorie manifest geworden. Die Sprache wird von Grund auf rekonstruiert; damit verbunden werden bestimmte Voraannahmen bezüglich der außersprachlichen Realität oktroyiert (vgl. o. 3.3., S.118). Vom Selbstverständnis der Logik als kritischer Klärung der Sprache hat sich Carnap damit ganz entfernt.

Der logischen Sprachtheorie scheint die Mathematisierung der Sprache zunächst einige Vorteile zu bieten: Das Problem der "Namen-Sprachen", die zwischen Eigennamen und Beschreibungen eines Gegenstands (bei denen zur Entscheidung darüber, welchen Gegenstand sie beschreiben und ob sie überhaupt genau einen beschreiben, noch zusätzliches Faktenwissen nötig ist) nicht genau unterscheiden können, wird hier beseitigt: Die genaue Bestimmung des Gegenstandes leisten allein durch ihre Form (ohne daß zusätzliches Faktenwissen gebraucht wird) die "Ausdrücke der Standardform" in der Koordinatensprache. "Wenn zwei Ausdrücke in Standardform gegegeben sind, können wir aus ihrer Form die Positionsbeziehung zwischen ihren Positionen ersehen". [2]

Weitere Vorteile einer solchen Lösung für die Forderung nach genereller Gültigkeit aller Designatoren liegen auf der Hand: Namen von Individuen sind jetzt restlos genau bestimmt. Unklarheiten über die

---

1) Carnap, (1), S. 74
2) Ebda, S. 75

Bezeichnung eines Namens kann es nicht mehr geben, damit auch keine Wandlung dieser Bezeichnung. Gleichzeitig scheint die Lösung auch dem Empirismus gerecht zu werden: Das Koordinatensystem ist als Grundraster von Wirklichkeit und Denken dasselbe, der Name scheint damit von dem lästigen subjektiven Bedeutungseinschlag befreit (inwiefern etwas als Individuum angesehen wird, was seine Individualität ausmacht, war bisher der Auswahl der Sprachen, was sie als Namen anerkennen und was nicht, überlassen gewesen).

Allerdings ist das subjektive Moment der Bedeutung nicht ganz zu tilgen. In der Koordinatensprache werden die Individuen aufgrund einer Entscheidung des Sprachkonstrukteurs gesetzt. Diese Setzung erscheint lediglich in objektivem Gewand: Die angesprochenen Vorannahmen bezüglich der Struktur der Wirklichkeit - Atomismus, Reduktion der ganzheitlichen Momente - entsprechen wohl nicht zufällig dem Weltbild der klassischen Physik. Weil die Subjektivität der Vorannahmen nicht gesehen wird, kann der mathematische Formalismus unvermerkt in physikalischen Empirismus umschlagen. Ob ein solcher Umschlag unproblematisch hingenommen werden kann, erscheint denn doch als recht fraglich; von anderen Wissenschaften entworfene "Bilder der Welt" - vgl. die Gesellschaftswissenschaften, aber auch z.B. die Biologie - haben demgegenüber sicher auch ihr Recht. Im Gegenteil scheint die Linie der - subjektiven - Abstraktion eher umgekehrt zu verlaufen, und ein "Raumzeitpunkt" entsprechend Carnaps Koordinaten hätte wesentlich mehr Abstraktives in sich als Einheiten anderer Wissenschaften. - Bei Quines Auseinandersetzung mit den Begriffen der Ähnlichkeit und der natürlichen Arten war ein ähnlicher versteckter Subjektivismus moniert worden (oben 2.2.3.4).

Natürliche Sprachen lassen das Moment des Subjektiven auch und gerade in der Namensgebung erkennen, das bei Carnap verwischt ist (vgl. auch o. S.122): Namen reflektieren ein Moment der außersprachlichen Realität - dieses Ding vor den Augen des Sprechers - und enthalten ein Moment der subjektiven Hinsicht - "dieses" Ding wird nur durch das in

bestimmter Weise isolierende Hinsehen des Sprechers aus dem kontinuierlichen Zusammenhang gerissen. Diese Doppelheit wird in der Koordinatensprache zur Identität des der Realität wie dem Bewußtsein des Sprachbenutzers zugrundeliegenden Koordinatensystems des Raumzeitkontinuums [1]. Entwicklung der Sprache ist ausgeschlossen. In den "Namen-Sprachen" ist tatsächlich die Unterscheidung zwischen "scheinbaren" und "eigentlichen" Eigennamen "ziemlich problematisch" (Carnap verweist auf Russell und Quine, die "Individualkonstanten nicht als einfache Zeichen ansetzen, sondern nur als Abkürzung für zusammengesetzte Ausdrücke" [2]. Der Grund dafür ist, von der Perspektive der natürlichen Sprachen aus, klar: Nur durch die Bezeichnung bestimmte Eigennamen gibt es in ihnen - wenigstens grundsätzlich - nicht.

Die Barriere, an der die Mathematisierung der Sprache letztlich scheitert, sind für Carnap in "meaning and necessity" die einfachen "deskriptiven" Prädikate: Ihr Gehalt läßt sich nicht in einem Koordinatensystem aller möglichen Prädikatsgehalte angeben. Die radikale Lösung, alle Prädikate auf Gegenstandsklassen zurückzuführen, wird von Carnap in "Meaning and Necessity" nicht mehr erwogen; einfache Prädikate sind für es beschreibende, nicht logische Zeichen.[3] Prädikatoren, deren Extension allein durch logische Überlegungen bestimmt werden kann, sind solche, deren Intension eine "positionale Eigenschaft" ist (z.B. das Prädikat "ist eine Primzahl": Der Umfang der ihm entsprechenden Klasse kann allein durch Mittel der Mathematik bestimmt werden). Für die Bestimmung der Extension der "qualitativen Eigenschaften" (blau, kalt usw.)

---

1) Quine hat das subjektive Moment in der Namengebung gesehen: Vgl. Quine (3), S. 65-68

2) Carnap (1), S.74

3) Vgl. Carnap (1), S. 85f. - Die Substitution der Prädikate durch Klassenbegriffe hatte Carnap noch im "Logischen Aufbau der Welt" für möglich gehalten (vgl. dort § 43, n. Schnädelbach S. 79; vgl. auch die Kritik Poppers am "Logischen Aufbau der Welt", Popper, S. 38 m. Anm. 4).

muß dagegen auf Faktenwissen zurückgegriffen werden.[1] In der Frage der einfachen Prädikate scheinen sich also Bedenken aus der Praxis der der Naturwissenschaften, v.a. der Physik,[2] gegen den radikalen Empirismus und das Streben nach systematischer Konsequenz durchgesetzt zu haben. Weitere Bedenken ergeben sich aus der Projektierbarkeit (Goodman/Quine) der Prädikate auch der Wissenschaftssprache: Ihnen ist wesentlich, auch auf Neues anwendbar zu sein, sodaß mit ihrer Hilfe Voraussagen gemacht werden können. M.H. von Klassen ist das gerade nicht möglich, daher rührte Goodmans Paradox (vgl. zu diesem Punkt auch Poppers Kritik).[3]

Rücksichtnahme auf die naturwissenschaftliche Praxis und Wunsch nach einem möglichst einfach zu beschreibenden und zu durchschauenden Sprachsystem versucht Carnap soweit als möglich miteinander auszugleichen. Der gegebene Ausweg hierfür ist der Konventionalismus. Unter dessen Zeichen (nicht unter dem einer "Rekonstruktion" mit ausschließlichem Wahrheitsanspruch) steht bei genauem Hinsehen das ganze Konzept der Koordinatensprache: Es lassen sich konsistente Sprachsysteme dieser Art entwickeln, und einzelne Wissenschaftssprachen (so die Sprache der Physik) können eine solche Sprache verwenden, daneben wird aber durchaus auch noch über "Namen-Sprachen" gehandelt. Für die Verwendung der Koordinatensprache spricht nur, daß sich die Unterscheidung zwischen Eigennamen und Individualbeschreibungen klar ziehen läßt (das Motiv der möglichst großen inneren Konsequenz der Sprache und wissenschaftspragmatische Beweggründe lassen sich nicht trennen), eine empiristische Begründung (allein diese Sprachform komme der Wirklichkeit am

---

1) Carnap (1), S. 81-85

2) Vgl. den Gebrauch der Physiksprache als Paradigma für eine Koordinatensprache: Carnap (1), S. 79

3) Z.B. Popper, S. 3-21; 35-39.

nächsten) ist nirgends mehr explizit gegeben. - Carnaps und Quines Denken scheint sich also von entgegengesetzten Ausgangspunkten auf dasselbe - einen wissenschaftspragmatischen Konventionalismus - hin zu entwickeln.

Da in einer Koordinatensprache die Extension von Individualausdrücken der Standardform logisch determiniert (L-determiniert) ist, könnte man versuchen, Extensionen überhaupt nur noch als L-determinierte Intensionen auszudrücken. Da alle L-äquivalenten Designatoren dieselbe Intension haben, fallen sie alle unter eine gemeinsame L-determinierte Intension. Deswegen könnte diese L-determinierte Intension "als Repräsentant dieser Extension angesehen werden"[1].

Von den Voraussetzungen her, die Carnap schon entwickelt hat, läßt sich die neue Methode am einsichtigsten auf Individualausdrücke anwenden.[2] Designatoren, die Individuen beschreiben, aber nicht rein logisch sind, lassen sich eindeutig als Individualbeschreibungen von den eigentlichen Eigennamen trennen. - Voraussetzung für dieses Vorgehen bleibt natürlich, daß mindestens die Metasprache eine Koordinatensprache ist.[3] Dieser muß - so Carnap an der zitierten Stelle - ein "Universum von Individuen" entsprechen, das eine "grundlegende Ordnung" zeigt. (Die These von der vorgängig subjektiven Fassung der Realität durch die mathematisierte Sprache bestätigt sich an solchen Formulierungen sehr schön).

Deswegen erscheint der Bezug L-determinierter Intensionen von Sätzen auf deren Extensionen[4] eher willkürlich (auch Carnap rechnet mit einigem Widerstreben[5]). Da einige Intensionen der beiden möglichen Extensionen (wahr und falsch) die L-wahre und die L-falsche Proposition sind (nämlich

---

1) Carnap (1), S. 90 -96. Zitat S 89 2) Ebda, S 90 u. 95

3) Ebda, S 91. Da Eigennamen der Objektsprache m.H. der semantischen Regeln auf Individualausdrücke der Standardform zurückgeführt werden können, sind allein aufgrund der semantischen Regeln die Positionen zwischen zwei Eigennamen auch der Objektsprache zu bestimmen.

4) Carnap (1), S 89 f. 93 ff.

5) Ebda S 95

für L-wahre oder L-falsche Sätze) und diese Intensionen jeweils nur für die Extension wahr bzw. falsch zutreffen, erscheint es Carnap möglich, die L-wahre bzw. L-falsche Proposition als die L-determinierte Intension von Sätzen festzulegen, die den beiden möglichen Extensionen entspricht. Daß eine große Menge von Sätzen vernachlässigt werden kann (alle, die nur F-wahr sind: Sie hätten keine den Wahrheitswerten so analoge L-determinierte Intension), soll in strikter Analogie zur Vernachlässigung der "Individualbeschreibungen" gegenüber den "eigentlichen Eigennamen" bei den Individualausdrücken stehen. Ob aber Sätze, die deskriptive Zeichen wie z. B. für qualitative Eigenschaften enthalten, so einfach durch ihre L-determinierten Äquivalente zu ersetzen sind, erscheint äußerst zweifelhaft. Diese Sätze, da sie nur F-wahr sein können, zu vernachlässigen, hat aber andererseits schwerwiegendere Folgen als der Verzicht auf Individualbeschreibungen: Die qualitativen (deskriptiven) Prädikate würden mit vernachlässigt.

Um mit diesem Problem zu Rande zu kommen und die Sprache nicht entscheidend verarmen zu lassen, müßten die deskriptiven doch auf logische Prädikate zurückgeführt werden können.[1] (Für die positionalen Prädikate und auf Zahlen bzw. Relationen zwischen Zahlen bezogene ist das selbstverständlich unproblematisch).

Die L-determinierte Intension der Prädikate, die genau der Extension (d.h. der entsprechenden Gegenstandsklasse bzw. -klassen) des Prädikats entspräche, müßte auf die Position der Glieder der Gegenstandsklasse(n) im vorausgesetzten "geordneten Feld" hin durchsichtig formuliert sein. Für die einfachen Qualitätsprädikate wäre (damit die Analogie zu den Individualbeschreibungen gewahrt bliebe und die Übersetzbarkeit jeder Extension gesichert wäre) eine äquivalente Eigenschaft zu finden, die rein logisch bestimmt ist. Diese Äquivalenzbeziehung läßt sich aber nur annehmen für konstruierte einfache Koordinatensprachen (Beispiel Carnaps für

---

[1] Carnap dazu: Carnap (1), S 92f, 89 f.

die Sprache S_3 : für alle Primzahlen – dieses Prädikat ist mathematisch zu definieren – wird angenommen, daß sie gleichzeitig blau sind).[1] Soll eine solche Äquivalenzbeziehung auch für Prädikate anderer Sprachen, deren Extension sich nicht willkürlich festlegen läßt, gelten, müßten die einfachen Qualitätsprädikate doch auf Klassen reduziert werden (eine Klasse mit Individuen der Standardform entspricht unmittelbar einer positionalen Eigenschaft, Beispiel Carnaps: in S_3 entspricht die Klasse O,O'', O''' der Eigenschaft $(\lambda x)[(x = O) \vee (x = OO'') \vee (x = O''')]$.[2] Daß sie nicht aufgrund semantischer Regeln, sondern nur F- (faktisch) äquivalent zu diesen positionalen Eigenschaften sein sollen[3], genügt immer noch, um die voraussagende Kraft, die in Prädikaten, auch der Wissenschaftssprache, stecken müßte, zu lähmen.[4] Carnap sieht im übrigen durchaus, daß nicht alle Prädikate in einem Sprachsystem S ein äquivalentes L-determiniertes Prädikat haben, er führt das aber auf die "Ausdrucksmittel in S" zurück, die in diesem Fall nicht ausreichten.[5]

Am Beispiel der Prädikate wird deutlich, daß durch die Ersetzung der Extensionen durch L-determinierte Intensionen keineswegs der Bereich der Extension überhaupt in Intension aufgelöst wird. Das gelingt nur für den Bereich der Mathematik und die – ihm entsprechenden – Positionsprädikate. Während für positionale Prädikate durch ihre Formulierung allein gleichzeitig die Intension (im Beispiel oben: die positionale Eigenschaft, O, O'' oder O''' zu sein) und die (L-determinierte) Extension gegeben ist (eben die drei Positionen), ist für das deskriptive Prädikat B unmittelbar nur

---

1) Carnap (1) S 90

2) Ebda

3) Ebda, S 92

4) Vgl die Kritik Hempels am empiristischen Vorgehen bei der Definition der Bedeutung bestimmter Terme der Wissenschaftssprache (unten 3.4.2.5.1). Ähnlich argumentiert Popper, wie schon gesagt wurde: Er weist etwa die positivistische Kritik an allgemeinen Sätzen zurück (Popper, S 10f); vgl die Ablehnung der Induktion überhaupt: ebda, S 3-21 ; S 35-39 ("Universalien und Individualien").

5) Carnap (1), S 90.

seine Intension (die Eigenschaft Blau) gegeben. Die L-determinierte Intension eines solchen Prädikats läßt sich nur über zusätzliches Faktenwissen beschreiben,[1] durch eine F-Äquivalenz zwischen Intension und L-determinierter Intension. Der Bereich der Bezeichnung ("reference), der nicht durch sprachliche Regeln determiniert ist, schrumpft also auf die Vorkommnisse der F-Äquivalenzen zusammen, diese sind für die Definition von Extensionen durch L-determinierte Intensionen aber konstruktiv. Deshalb bekämen sie eine entscheidende Position im vorgeschlagenen Sprachsystem.

Carnap bemerkt, daß "in einer Hinsicht das [die Zurückführung von Extensionen auf L-determinierte Intensionen] als ein Unterschied allein in der Formulierung" betrachtet werden kann.[2] Das einzige, was durch diese Methode erreicht wird, ist, daß die Termini "Individuum", "Klasse" und Wahrheitswert" überhaupt nicht mehr benutzt zu werden brauchen; damit soll dem empiristischen Ziel, die "unnütze" "scheinbare Vielfalt der Seienden" (Individuum - Individualbegriff, Klasse - Eigenschaft usw.) zu vermeiden, gedient sein.[3] (Ein solches Ziel ist allerdings genausogut konventionalistisch). Daß das empiristische Ziel überdies mit sehr unempiristischen Mitteln ("Ich werde nicht die Frage entscheiden, ob die Methode, L-determinierte Intensionen als Extensionen zu betrachten, natürlich ist.[4]) erreicht wird, die sich nur den Konventionen des doch auszuschaltenden Sprachsubjekts verdanken, macht die Doppelheit der Motivation im Denken Carnaps noch einmal sehr deutlich. Er hat die Inkonsistenz, die dem Versuch deshalb anhaftet, wohl selbst gespürt, deshalb soll diese Methode für die noch folgenden Untersuchungen seines Buchs keine Rolle mehr spielen.[5]

---

1) Carnap (1), S 92

2) Ebda, S 95

3) Ebda, S 17

4) Ebda, S 95

5) Ebda

3.4.2.2. Neutrale Metasprache

Eine ähnliche konventionalistische Überlagerung des Empirismus ist bei der Konstruktion einer "neutralen Metasprache" festzustellen.[1]

Das empiristische Motiv (Reduktion der scheinbaren Vielfalt der Seienden) teilt diese mit der eben besprochenen Sprache L-determinierter Intensionen.[2] Im Unterschied zu ihr (und zu einigen weiteren Vorschlägen, Extensionen durch Intensionen auszudrücken[3] wird in der neutralen Metasprache (M') auch nicht mehr von Intensionen gesprochen, sondern nur von den Termen selbst, ohne weitere Zusätze (Beispiel: "Das Individuum Scott" und "Der Individualbegriff Scott" fallen zusammen in "Scott").

Genau wie beim besprochenen Sprachsystem L-determinierter Intensionen bedeutet das aber nichts als eine Umformulierung, die keineswegs die beiden Bereiche von Extension und Intension identifizieren oder einen von beiden in den anderen aufheben möchte.[4] Jeder der "neutralen" Ausdrücke hat eine Extension und eine Intension, dabei ist (wie gewohnt) z.B. die Extension eines Individualausdrucks ein Individuum, seine Intension ein Individualbegriff. In der Sprache selbst bleiben wieder die Beziehungen der F-Äquivalenz und der L-Äquivalenz beide erhalten. Sie spielen für M' (wie die F-Äquivalenz für die Sprache L-determinierter Intensionen) eine zentrale Rolle: Durch Abgrenzungen wie

"Menschlich ist [F-]äquivalent zu Federloser Zweifüßler"

"Menschlich ist nicht L-äquivalent zu Federloser Zweifüßler"

"Menschlich ist L-äquivalent zu Vernunftbegabtes Lebewesen."[5]

kann keine Unklarheit über den Umfang der Intension von M' aufkommen; die analytischen Sätze sind von den synthetischen genau zu trennen. Diese

1) Carnap (1), S 153-68

2) Vgl ebda, S 145f

3) Vgl noch ebda, S 145-52

4) So wird es von Carnap für alle Metasprachen, mit denen die Zahl der Seienden reduziert werden soll, selbst gesehen: Carnap (1), S 146

5) Ebda, S 155

Schärfe der Abgrenzung ist für den (grundsätzlich extensionalen, weil nur quantifizierenden) Logikkalkül entscheidend wichtig. Darauf wurde schon hingewiesen. Gerade deshalb verliert Carnaps neutrale Metasprache die scheinbare Ähnlichkeit mit natürlichen Sprachen: Dort dürfte sogar der logisch gebräuchlichste Unterschied von Klasse und Eigenschaft kaum vertraut sein; die Grenze zwischen analytischen und synthetischen Sätzen ist in ihnen fließend.

Die grundsätzlich konventionalistische Einstellung bei der Konstruktion von vereinfachten Metasprachen zeigt sich daran, daß die Frage, was denn nun "realer" sei, Klassen oder Eigenschaften, gar nicht mehr gestellt wird. Vielmehr wird als Sinn der Konstruktion vor allem die Lösung technischer Probleme angesehen (so wird die Entscheidung über eine Veränderung der Methode Whiteheads und Russels zur Beschreibung von Klassen in Termen von Eigenschaften im Sinn von Carnap und Quine so gefällt, daß nur über die Konsequenzen der Methode - scheinbare logische Widersprüche - nachgedacht wird.[1] Eine Ausnahme bildet allenfalls der festgehaltene Grundsatz, daß die Intension gegenüber der Extension primär sei.[2] Die Begründung dafür (ebda): "Die Intension ist das, was aktuell durch den Designator vom Sprecher dem Hörer mitgeteilt wird, das, was der Hörer versteht", zeigt, daß dieser Grundsatz sicher nicht als im alten Sinn empiristisch verstanden werden kann; es wird der Standpunkt der die Sprache gebrauchenden Subjekte eingenommen.[3]

3.4.2.3. Konzept des "sprachlichen Rahmens"

Explizit hat sich Carnap über den wissenschaftstheoretischen Hintergrund und die Motivation seiner Sprachkonstruktionen erst nach "Meaning and Necessity" geäußert. Jetzt wird die konventionalistische Rechtferti-

---

1) Carnap (1), S 146-51

2) Ebda S 157

3) Dieser Standpunkt ist allerdings auch kaum konventionalistisch (Der Konventionalismus betrachtet Sprache fast nur als Instrument der Welterfassung). Carnap geht hier doch eher vom Funktionieren natürlicher Sprachen aus.

gung seiner Systematisierungsvorschläge besonders deutlich. Ziel ist, eine Sprache für Mathematik und Physik, in gewissem Rahmen auch für die Psychologie, zu schaffen[1]. Daneben ist der Versuch, auch die Umgangssprache analog zur Wissenschaftssprache zu verstehen[2], weniger gründlich durchdacht (und entsprechend zweifelhaft). Er steht auch nicht im Mittelpunkt des Interesses.

Thetisch kann jetzt schon gesagt werden, daß das Interesse an der Konstruktion einer brauchbaren Wissenschaftssprache primär ist. Insofern enthält der Konventionalismus Carnaps gewisse pragmatische Elemente: Die Kennzeichnung als "Wissenschaftspragmatismus", die schon für Quine vorgeschlagen wurde, wäre also auch hier zu erwägen. Wieder zeigt sich der gemeinsame Nenner beider Positionen.

Mit dem Konzept des "sprachlichen Rahmens"[3] wird die empiristische Vorstellung, es gebe einen absoluten Maßstab dafür, ob Terme etwas bezeichnen oder nicht, nämlich die Realität, endgültig aufgegeben. Was etwa als - existierendes - Individuum betrachtet wird, ist auch von der Sprache abhängig, in der solche Fragen gestellt und beantwortet werden; und die Konstruktion der Sprache geschieht nicht (nur) nach empiristischen, sondern (auch) nach pragmatischen Kriterien.

Durch den "sprachlichen Rahmen" wird eine bestimmte "Art von Seienden" als Individuen angesetzt, und es werden die Regeln für diese "neue Art des Sprechens" festgelegt[4]. Einige Beispiele: Der Rahmen der alltäglichen "Ding-Sprache" setzt Dinge und Ereignisse, die untereinander in raumzeitlichen Bezügen stehen, als Individuen an; der Rahmen der Sprache der Mathematik akzeptiert als Individuen zunächst die natürlichen ganzen Zahlen, dann auch die negativen ganzen, schließlich die rationalen und die reellen Zahlen. Erst nach der Festlegung des Gesamtrahmens lassen sich Existenzfragen und Fragen des Bezugs untereinander für einzelne Individuen sinnvoll stellen. Z.B.: "Sind Einhörner und Zentauren wirklich oder nur eingebildet?" ist eine sinnvolle Frage erst innerhalb des Rahmens der Dingsprache[5].

1) Vgl Carnap (1), S 208f.212f.230
2) Ebda, S 206ff
3) Ebda, S 206-15, vgl auch o.3.4.1.1.
4) Carnap (1), S 206
5) Ebda, S 207

Diese "inneren ("internal") Fragen", die theoretischen Wert haben, müssen streng getrennt werden von den "äußeren ("external") Fragen", in denen die Annahme des ganzen sprachlichen Rahmens diskutiert werden muß. Im Unterschied zu den theoretischen "inneren Fragen" sind die "äußeren" rein praktisch, die Antwort "kann nicht als wahr oder falsch beurteilt werden."[1] So sind diese Fragen keine der Erkenntnis, sondern der Entscheidung.

Ausschlaggebendes Motiv für die Entscheidung sind die Ziele, die sich eine Sprache gesetzt hat. Hier spielen eine wesentliche Rolle "Effizienz, Fruchtbarkeit und Einfachheit" des Sprachgebrauchs.[2] Diese Trennung von praktischer Entscheidung, den Rahmen insgesamt betreffend, und theoretischer Erkenntnis innerhalb des Rahmens wird immer wieder hervorgehoben.[3] Zwar kann theoretische Erkenntnis, logische oder faktische, die Wahl des Rahmens und seine Eigenarten beeinflussen,[4] diese Erkenntnis ist aber vom Wissen über Fakten in der Realität offenbar unterschieden (es handelt sich um Fakten bezüglich des Funktionierens der Sprache selbst; Fragen dieser Art sind deshalb nicht mit ja oder nein zu beantworten, sondern sind "Fragen des Grades").[5]

Die alte Zielvorstellung des Empirismus, das Wirkliche von den verzerrenden Malen der menschlichen Subjektivität zu befreien, ist damit aufgegeben: die Frage nach dem, was ist, kann außerhalb eines bestimmten sprachlichen Rahmens gar nicht mehr sinnvoll gestellt werden. Dennoch versucht Carnap, die traditionelle Übereinstimmung mit dem Empirismus weiterhin zu halten.[6] Dessen Begriff müßte allerdings neu fest-

---

1) Carnap (1), S 214
2) Carnap (1), S 208 u. 214, vgl S 212: "Erwägungen mathematischer Einfachheit", nicht Erkenntnisse über die Realität, führen zum Ansetzen der reellen Zahlen im Raumzeitkoordinatensystem der Physik.
3) Ebda, S 207-14
4) Ebda, S 212
5) Ebda, S 208
6) Ebda, S 206

gelegt werden, wenn er mit einem Denken zusammenstimmen soll, dem der Grundsatz, die Empirie als einzige Basis wissenschaftlicher Erkenntnis anzuerkennen, - vielleicht uneingestanden - verlorengegangen ist.- In dieser Schärfe ist die implizite Absage an den Empirismus gegenüber "Meaning and Necessity" neu;[1] Carnap versucht, das durch den Hinweis auf die historische Verankerung dieses Konventionalismus im Wiener Kreis zu entschärfen.[2]

Die Intention der Rechtfertigung von Mathematik und Logik scheint Carnap dagegen durchgehalten zu haben: eine konventionalistische Relativierung der logischen Sprachform (anders als bei seiner Absetzung vom mathematischen Platonismus, der auch die Existenz sprachunabhängiger Seiender als Entsprechungen der durch semantische Regeln festgelegten Individualausdrücke und Eigenschaften fordern würde) ist nicht festzustellen. Allerdings steckt auch in den oben genannten Sprachzielen der Effizienz, Fruchtbarkeit und Einfachheit neben dem formal-logischen Interesse der inneren Konsequenz der Sprachsysteme eine wissenschaftspragmatische Komponente: Der Kommunikationszweck der Sprache wird in die Überlegungen mit einbezogen.[3]

Wie schon betont, ist das pragmatische Element ein sehr spezifisches: Die deutliche Abwertung der Fragen des "Philosophen" gegenüber denen des "Mannes auf der Straße" und des "Wissenschaftlers" macht schon klar, daß nur ganz bestimmte praktische Beweggründe zur Entscheidung über einen sprachlichen Rahmen zugelassen werden.

Daß die Berücksichtigung des Mannes auf der Straße mehr rhetorisch bleibt, zeigt sich an der Dingsprache, die seinen praktischen Zielen dienen soll. Die in ihr gestellten Fragen: "Ist ein weißes Stückchen Papier

1) Vgl. noch die Konstruktion der "Bedeutungspostulate" und die Übernahme des Hempelschen Konzepts der Trennung von Theorie- und Beobachtungssprache. Dazu gleich u.

2) Carnap (1), S 215

3) "the purpose for which the language is intended to be used": ebda, S 208.

auf meinem Tisch?", "Sind Einhörner und Zentauren real oder rein imaginär"[1] zeugen mehr von den Sorgen eines logischen Empiristen als von denen eines "Mannes auf der Straße". Grundsätzlich wird diese Sprache als (vereinfachte Form einer) Beobachtungssprache angesehen: "das raumzeitlich geordnete System beobachtbarer Dinge und Ereignisse" istder Rahmen der für sie anzusetzenden Seienden. Daß die Individualterme der Umgangssprache nicht durch naturwissenschaftliche Beobachtung innerhalb eines gewissen Rahmens konstituiert werden, daß Gesellschaftliches auch in der je einzelnen Festlegung dessen, was als Seiendes gelten soll, hineinspielt, daß "Individuen" in natürlichen Sprachen überhaupt nicht nur physikalisch gemeint sind, daß die Grenze zwischen abstrakten Begriffen und Namen keine so entscheidende Rolle spielt, wird in Carnaps "Dingsprache" nicht berücksichtigt.

Die Reduktion von Bedeutung auf Beschreibung in der Dingsprache legt nahe, daß als entscheidende Basis von Carnaps Pragmatismus nur die Bedürfnisse der Naturwissenschaften (und der Mathematik) bleiben. So wird "strikt wissenschaftliches Denken" als oberstes Kriterium auch bei der Entwicklung des Konzepts vom sprachlichen Rahmen selbst angegeben.[2]

Fragwürdig bleibt der erkenntnistheoretische und sprachlichphilosophische Status der praktischen Erwägungen, die zur Annahme oder Ablehnung eines Rahmens führen. Sie werden nicht selbst wiederum innerhalb eines Rahmens angestellt[3] und sind so jedenfalls nicht formalisierbar. So versuchte Carnap, ihnen jeden kognitiven Gehalt abzusprechen; so versteht sich wohl auch die Insistenz auf der Trennung von Fragen theoretischen (innerhalb des Rahmens) und praktischen (außerhalb) Gehalts. Damit ist aber die Frage nach dem Status der Sprache, in der die Entscheidung gefällt wird, noch nicht beantwortet. Noch komplizierter wird das Problem,

---

1) Carnap (1), S 207
2) Ebda, S 206
3) Ebda, S 207

weil theoretisches Wissen bestimmter Art die Entscheidung bekanntlich beeinflußt. Wie kann dieses Wissen aber vor der Formulierung des Rahmens artikuliert werden?

Offensichtlich ist es unmöglich, ohne eine Metasprache auszukommen, in der theoretische Erkenntnisse und praktische Entscheidungen untereinander vermittelt werden und vermittelt sind. Die Struktur der Metasprache müßte in dieser selbst thematisierbar sein. Zwar kann man in einer konstruierten Objektsprache die Komponente der praktischen Entscheidungen ausschalten; unmöglich ist es aber, quasi nur praktisch, ohne Vorgriff auf die Gehalte ihrer theoretischen Erkenntnis, Vorzüge und Nachteile einer Objektsprache zu diskutieren. Die Trennung, die Carnap anvisiert, ist also vollständig nicht durchzuführen.

Wird dennoch versucht, "nur praktisch" zu argumentieren, erhalten die Beweggründe der Entscheidung den Anschein, als seien sie nicht mehr wieder hinterfragbar: Über sie zu sprechen, ist keine Sache von Erkenntnis, und die Sprache, in der sie artikuliert werden, hat einen zwangsläufig undefinierten Status. Dieser Zwang erklärt sich aus dem Reflexionsverbot für formalisierte Sprachen: Sie dürfen sich nicht selbst thematisieren.[1] Die natürliche Sprache ist dagegen reflexiv: Sie ist "ihre eigene Metasprache". Sie wäre so sinnvoll als letzte Metasprache anzusetzen.[2] Ebenso sind (wie schon oft gezeigt) theoretische Erkenntnis und praktische Entscheidung in der natürlichen Sprache miteinander vermittelt.

---

1) Ein Beispiel dafür bei Carnap (1), S 207

2) Z. B. Habermas hat auf diese doppelte Natur der natürlichen Sprache aufmerksam gemacht: Vgl seine Unterscheidung zwischen "kommunikativem Handeln und Diskurs" als den "beiden Formen umgangssprachlicher Kommunikation" (Habermas (5), S 121f). Vgl. aber auch den Hinweis auf den "analytischen" bzw. "reflexiven" metakommunikativen Sprachgebrauch, in Habermas (3), S 106-22. - Mit einem solchen Konzept kann freilich nicht die normative Festsetzung aller oder einer natürlichen Sprache verbunden werden. Das liefe der ihnen eigenen Reflexionsstruktur zuwider. (Schon Quine argumentierte ja so gegen die "ordinary language philosophy").

Schließlich sei auf die Problematik der Eingrenzung des Realitätsbezugs der Sprache auf Aussagen innerhalb eines festgelegten Rahmens hingewiesen. Die Behauptung, nur die Eignung für bestimmte praktische Ziele entscheide über die Auswahl eines sprachlichen Rahmens und jeder sprachliche Rahmen sei grundsätzlich nur graduell besser oder schlechter für dieses Vorhaben geeignet, wird dem tatsächlichen Verfahren bei der Einführung neuer Ausdrücke in den Fachsprachen der Wissenschaften wohl kaum gerecht: Mit der Modifizierung der Sprache, v.a. ihrer Annahmen bezüglich Individuen in der Realität, verbindet sich immer auch Erkenntnis. Kein Physiker würde heute die Annahme, Götter über den Wolken verursachten das Wetter - so ein Beispiel Carnaps - als nur unökonomischen Erklärungsversuch betrachten: Sie ist einfach falsch.

Mit der Feststellung, daß es für die Erkenntnis Widerstände in der Realität gibt, die die ausschließliche Festlegung ihrer Struktur (und der Struktur der Sprache) durch praktische Gesichtspunkte verhindern, ist nicht auf den Empirismus zurückgegriffen: Vielmehr ist die grundsätzlich unauflösbare Verbindung beider Komponenten, Sprache und Wirklichkeit, festzuhalten, ohne daß eine von ihnen völlig aufgegeben werden dürfte. (Auf diese Doppelheit wurde schon hingewiesen: Vgl z.B. o.S 99).

3.4.2.4. Bedeutungspostulate

Das Konzept des "sprachlichen Rahmens" hatte nur die Frage berücksichtigt, welche Individuen in einer Sprache angenommen werden. Mit den "Bedeutungspostulaten" ("meaning postulates") wird eine Gruppe von Regeln entworfen, mit deren Hilfe dem Anspruch nach der gesamte Bereich von "meaning" formal rekonstruiert werden kann.[1)]

---

1) Das Konzept wird im zweiten Aufsatz des Anhangs von "Meaning und Necessity" entwickelt (Meaning Postulates, Carnap (1), S 222-29, erstveröffentlicht: 1952), während das des "linguistic framework" im ersten Aufsatz "Empiricism, Semantics and Ontology" (erstveröffentlicht: 1950) dargestellt wurde.

Bedeutungspostulate treten zu den logischen Verbindungszeichen und den Regeln ihres Gebrauchs einerseits, zu den Designations- und Rangregeln (sie bestimmen das Verhältnis zur Wirklichkeit) andererseits als ein weiterer Typus von Festlegung in der Sprache. Sie bestimmen die Verhältnisse zwischen den Designatoren einer Sprache, noch bevor deren Verhältnis zur Wirklichkeit geklärt ist. Sätze, die ein solches Bedeutungspostulat formulieren, sind also L-wahr. Daß die Bedeutungspostulate so einen eigenartigen Zwischenstatus zwischen der apriori gültigen logischen Form und rein aposteriorischen, weil erfahrungsbezogenen, Bestimmungen erhalten, war schon betont worden (vgl. o. S. 110f).

Wie bei der Entscheidung über die Wahl eines sprachlichen Rahmens gilt auch für die Entscheidung beim Festlegen von Bedeutungspostulaten, daß sie "keine Sache des Wissens ist, sondern der Entscheidung (decision)". Konstrukteure von Sprachsystemen "sind frei, ihre Postulate zu wählen; sie sind dabei nicht von ihrem Glauben bezüglich Tatsachen der Welt geleitet, sondern von ihren Intentionen bezüglich der Bedeutung" der Ausdrükke.[1)]

Eine solche Freiheit für Entscheidungen, die in einer grundsätzlich ungeklärten Sprache vorgenommen werden, gibt diesen zweifellos ein Moment des Dubiosen (wie den Entscheidungen über den sprachlichen Rahmen): Quines Kritik an den "semantischen Regeln" (vgl. o.S. 62f) richtete sich so auch gegen die Willkür, mit der solche Postulate - ohne die Kontrolle durch die Empirie - festgelegt werden können, und sie betonte, daß allgemein - unabhängig von einer konkreten Sprache - der Begriff des Postulats nicht geklärt werden kann. Das spiegelt die Unklarheit des Status von Carnaps vorformalen Entscheidungen wider. - Erst von einem hermeneutischen Standpunkt aus läßt sich Carnaps Position zur inneren Konsistenz bringen und gegen Quine verteidigen: Über "Bezeichnung" hinausgehende Bedeutung wäre dann zum einen von der zwanghaften Analogie zur apriorischen logi-

---

1) Carnap (1), S 225

schon Form befreit: Wenn auf die Formalisierung der Bedeutung verzichtet wird , brauchen Wahrheiten, die ganz in ihrem Bereich bleiben, nicht analytisch zu sein. Zum anderen läßt sich das Bild jener an Willkür erinnernden Freiheit korrigieren: Bewußt oder unbewußt Bedeutungen verändernde Akte sind zwar nicht ausschließlich an einer "objektiven" Realität als ihrem Maßstab orientiert - wie Quine reduktiv-empiristisch meint -, wohl aber eingebettet in eine Tradition, die als Gegenüber des sprachlich handelnden Subjekts Objektcharakter gewinnt. Jene Tradition hat dieses sich zu vergegenwärtigen - soweit das möglich ist - und mit Rücksicht auf sie eigene Entscheidungen zu fällen. "Frei" wäre der Konstrukteur einer künstlichen Sprache also insofern, als er sich seiner Tradition - jedenfalls begrenzt - gegenüberstellen kann, "unfrei", weil er immer, bewußt und unbewußt, in bejahender oder ablehnender Weise auf diese Tradition - Interessen, Denkschemata oder was immer - reagiert. Der Status solcher Entscheidungen - sie sind in der praktische und theoretische Momente miteinander vermittelnden natürlichen Sprache vorzunehmen - wurde eben schon geklärt.

3.4.2.5. Die Unterscheidung von Theoriesprache und Beobachtungssprache (C.G. Hempel)

In den Aufsätzen im Anhang von "Meaning and Necessity" wird ein Konzept der Trennung von "Theoriesprache" und "Beobachtungssprache" vertreten. Beide seien Ebenen der Wissenschaftssprache, die für deren Bedürfnisse und Möglichkeiten konstruiert wurden. Über ihr Verhältnis zueinander sagt Carnap nur soviel: Die Theoriesprache läßt sich nicht auf die Ebene der Beobachtungssprache reduzieren, es existieren aber Verbindungen zwischen beiden Ebenen (die "Korrespondenzregeln"). Mit ihrer Hilfe können aus bestimmten durch Experiment bestätigten Sätzen der Beobachtungssprache Schlüsse auf bestimmte Annahmen in der Theoriesprache gefolgert werden.[1)]

[1)] Vgl Carnap (1), S 230, und Carnap (3), S 218

Das oben schon Gezeigte bestätigt sich nochmals: Carnap gibt im Anhang von "Meaning and Necessity" das Reduktionstheorem des Empirismus völlig auf.

Welche Motive die Abwendung vom Empirismus in diesem Fall bestimmen, läßt sich aus den beiden kurzen Bemerkungen Carnaps nicht deutlich ausmachen. Es soll daher einer der beiden Ansätze, auf die sich Carnap bei seiner Übernahme des Konzepts von Theoriesprache und Beobachtungssprache bezieht, näher untersucht werden.[1] Hierfür bietet sich die nicht auf eine Einzelwissenschaft beschränkte und die Problematik grundsätzlich entwickelnde Monographie Hempels an.

Es soll zunächst die Preisgabe des Empirismus durch Hempel gezeigt werden. Dann ist auf die Konsequenzen dieser Preisgabe für die Semantik einzugehen. Schließlich wären die Forderungen und Motive des (wissenschaftspragmatischen) Konventionalismus Hempels zu kritisieren.

3.1.2.5.1. Der Verzicht auf den Empirismus

Der entscheidende Punkt, der für Hempel die "engere Empirizismusthese" zu Fall bringt, ist die Frage der Dispositions- und Meßterme. Diese "engere Empirizismusthese" behauptet nach Hempel: "Es ist möglich, eine rationale Rekonstruktion der Sprache der Wissenschaft so durchzuführen, daß alle einfachen Terme[, die nicht durch Definition aus einfacheren ableitbar sind,] Beobachtungsterme sind und alle anderen Terme mit ihrer Hilfe determiniert werden".[2]

Einmal bereiten für diese Forderung die Dispositionsterme beachtliche Schwierigkeiten.

Hempel definiert am Beispiel des Eigenschaftsterms "magnetisch":[3]

1) Vgl. Carnap (1), S 230, Anm. 1 und 2: Darin werden genannt Feigl (1) und (2) bzw. Hempel (3)

2) Hempel (3), S 23

3) Ebda, S 24

> "Er designiert nicht ein direkt zu beobachtendes Charakteristikum, sondern nur eine Disposition bei einigen physikalischen Objekten,... unter bestimmten Umständen... bestimmte Reaktionen zu entfalten". Das Beispiel: Magnetismus tritt nur in Erscheinung, wenn sich ein kleines eisernes Objekt in der Nähe des fraglichen Körpers befindet.

nes Objekt in der Nähe des fraglichen Körpers befindet.

Da eine Disposition sich nur unter bestimmten Umständen manifestiert, müssen Definitionen für sie die logische Verbindung der Implikation verwenden. Aus der in der Logik allgemein üblichen materialen Form der Implikation würde dann aber (z.B.) hervorgehen, daß alle Objekte magnetisch sind, wenn kein Eisenobjekt in der Nähe ist: Ist die Bedingung, wie hier, negiert, kann aus ihr alles folgen (ex falso quodlibet").

Der Lösungsweg, die Implikation in der Definition in den Konjunktiv zu setzen (z.B.: "Wenn sich ein kleines eisernes Objekt in der Nähe des fraglichen Körpers befinden würde ..."), wird von Hempel als zu problematisch und unklar aufgegeben;[1] er entscheidet sich dagegen für den Vorschlag Carnaps, solche Terme nicht zu definieren, sondern nur in einer "Reduktion" zu klären.

Diese "Reduktion" hätte die Form $P_1 x \supset (Q x \equiv P_2 x)$, wobei P_1 im Beispiel die Bedingung der Anwesenheit eines Eisenobjekts, P_2 die Reaktion des fraglichen Objekts und Q die Eigenschaft Magnetisch bedeuten würden. Da die Zuschreibung von Q von der Äquivalenz mit P_2 abhängig gemacht wird, ist der ganze Ausdruck zwar wahr von x, wenn P_1 nicht zutrifft, Q wird x deshalb aber immer noch nicht zugeschrieben. Diese Lösung hat einen Nachteil: Die Eigenschaft Q kann von einem Objekt nicht immer aufgrund von Beobachtung ausgesagt werden. Für Zeiten t, wo P_1 und, entsprechend, P_2 nicht zutreffen, wäre sie nur zu folgern. "Im allgemeinen bestimmt eine Serie von Reduktionssätzen die Bedeutung des eingeführten Terms nur teilweise."[2]

---

1) Hempel (3), S 25

2) Ebda, S 28

Die strenge Empirizismusthese ist damit aufgegeben. Die "freiere Empirizismusthese" [1] behauptet entsprechend, daß "jeder Term der empirischen Wissenschaft auf der Basis von Beobachtungstermen mit Hilfe einer hinreichenden Serie von Reduktionssätzen eingeführt werden kann." Diese freiere Empirizismusthese wird Carnap zugeschrieben.[2]

Aber auch diese freiere These läßt sich im Fall der Meßterme (metrical terms) nicht halten: "Brauchbare Reduktionssätze hätten [z.B.] für den Satz 'Länge u,v=r' [u und v sind die Endpunkte der Strecke, die die Länge r hat] für jeden theoretisch zulässigen Wert von r eine notwendige und eine hinreichende Bedingung anzugeben, die in Beobachtungstermen formuliert sein müßte, daß ein Abschnitt (u,v) die Länge von genau r cm hat.[3]

Da die Zahl der Fälle, auf die ein solches Konzept wie das der Länge angewandt werden kann, unbegrenzt ist, wäre für die in Beobachtungstermen zu formulierenden Bedingungen der Alloperator ($\bigwedge x$: für alle x gilt ...) notwendig. (Da die Anzahl aller möglichen Beobachtungen begrenzt ist, stünde das im Widerspruch zum strengen Empirismus). Selbst wenn der Alloperator eingeführt wird, wird die Behauptung der Kontinuität der Meßskala, die allen Meßkonzepten theoretisch zukommt, nie in der empirischen Überprüfung eingeholt werden können: Irrationale Zahlen sind als Ergebnis einer empirischen Messung nicht zu erhalten. Ihre Zulässigkeit als Werte

---

1) Hempel (3), S 31

2) Vgl. Hempel (3), Anm. 22 Hempel bezieht sich v.a. auf Carnaps Buch "Testability and Meaning". - In seinem Aufsatz "Natürliche Arten" (Quine (5), S 157-89) hat Quine eine andere Lösung für Dispositionsterme vorgeschlagen: Auf sie sollte, nach entsprechendem Fortschreiten der Wissenschaft, zugunsten von Strukturbeschreibungen verzichtet werden können (vgl auch o. 2.2.3.4). Da das hier behandelte Problem grundsätzlicher ist - letztlich geht es auch wieder um die Nicht-Reduzierbarkeit von Allaussagen, s. gleich u. -, kann auf ein Abwägen beider Vorschläge hier verzichtet werden.

3) Hempel (3), S 32

auf den Meßskalen ist aber unbedingt zu fordern. Sonst wäre die Anwendung auch nur etwas fortgeschrittener Mathematik in der Physik unmöglich. [1]

Nachdem also auch die freiere Form des Empirismus sich gegenüber der Praxis der Wissenschaften als zu restriktiv erwiesen hat, versucht Hempel, sich am Prozeß der Theoriebildung in den Einzelwissenschaften selbst zu orientieren. Auffällig ist hier die Parallele nicht nur zu Carnap, sondern auch zu Quine und z.B. Popper (auch inhaltlich ist dessen Anstoß am Induktions- und Universalienproblem zu vergleichen. - Vgl auch o. 2.4.3.).

In den Wissenschaften, so Hempel, werde nun keineswegs Term für Term einzeln verifiziert: In ihnen würden vielmehr zusammenhängende "theoretische Systeme" entwickelt. Für sie charakteristisch sei die axiomatische Form: Es wird zunächst ein bestimmter Satz "einfacher Terme" und ein Satz von "Postulaten" (oder "Basishypothesen") angenommen, grundsätzlich noch ohne Rücksicht auf ihre spätere empirische Verifikation. [2] Die "Interpretation" solcher theoretischen Systeme kann diese nie vollständig verifizieren: Obwohl weitgehend Übereinstimmung oder Diskrepanz zwischen den vorgefundenen Verhältnissen und dem theoretischen System festgestellt werden kann, ist Vollständigkeit doch nie erreichbar (so werden die Gesetze der Euklidischen Geometrie über Parallelen, ihre Annahme, daß der Abstand zwischen zwei Punkten unendlich teilbar sei usw. nie ganz nachgewiesen werden können).

---

1) Hempel (3), S 29-32

2) Hempel sieht durchaus, daß die Trennung zwischen der Konstruktion des theoretischen Systems und seiner empirischen Interpretation nur "begrifflich" ist (ebda, S 33); daß bei der Konstruktion schon auf die Interpretation Rücksicht genommen wird, zeigt sich daran, daß ein System nicht über verschiedene Gegenstandsbereiche beliebig interpretierbar ist (ebda, Anm. 26). - Das relativiert ein wenig die Schärfe des Angriffs Lorenzens (in: Lorenzen) aufs axiomatische Selbstverständnis der Wissenschaften.

Bei einigen theoretischen Systemen mögen die einfachen Terme gar nicht direkt empirisch nachweisbar sein (z.B. für die Theorie der Molekularbewegung, des Aufbaus des Atoms): Sie empfangen ihre Verifikation nur mittelbar über zusammengesetzte Terme und mit diesen verbundene Hypothesen.

So vergleicht Hempel eine wissenschaftliche Theorie mit "einem komplexen räumlichen Netz" über der "Beobachtungsebene": Nur relativ wenige Stränge verbinden es mit ihr, diese sind aber mittelbar an das ganze System und aneinander geknüpft.[1] Wieder ist die Nähe zu Quine (v.a.: "Zwei Dogmen des Empirismus") nicht zu verkennen.

Mit der Darstellung dieser beträchtlichen Abweichung vom Empirismus ist auch ihr Motiv schon gegeben: Die Erfordernisse der Naturwissenschaften haben Hempel die philosophischen Thesen des Empirismus aufgeben lassen.

3.4.2.5.2. Kritik am Empirismus auf der Ebene der Semantik

Nach dieser kurzen Skizze des Hempelschen Neuansatzes ist auf dessen Konsequenzen für die Grundannahme der empiristischen Semantik einzugehen.

Der vom Empirismus grundsätzlich geforderte Ausweis aller Erkenntnis an einer unbezweifelbaren "Basis", die auf Eindrücke von außerhalb des menschlichen Bewußtseins zurückgehen und zweifelsfrei intersubjektiv überprüfbar sein soll,[2] erscheint in der Sprachtheorie als die Forderung, Bedeutung auf eine unbezweifelbare außersprachliche Basis, eben den "Reference"bezug auf die außersprachliche Realität, zurückzuführen. So

---

1) Hempel (3), S 36, vgl zum Ganzen: S 32-39

2) Dazu z.B. Schnädelbach, S 13-30, grundsätzlich S 13ff.

war Quines Skepsis gegen Meaning-Begriffe wie Analyzität und Synonymie interpretiert worden, ebenso wie einige Widersprüche in "Meaning and Necessity".

Ein theoretisches Konstrukt dagegen wird nur in begrenztem Ausmaß mit der Empirie konfrontiert: Seine Terme sind nicht in Ausdrücken nur aus der Beobachtungssprache definierbar. Auch für die rationale Rekonstruktion des Vorgehens der Wissenschaft ist nicht mehr die empirische Beobachtung primär, sondern es geht ihr - wenigstens begrifflich zu sondern - die Theoriebildung voran, die ein Prozeß innerhalb des Bereichs von "Meaning" sein muß.[1] Dieser Bereich ist also grundsätzlich unabhängig geworden, in gewisser Hinsicht ist er gegenüber der Reference sogar primär. Die Annahme, Erkenntnis und damit Sprache seien nur Abbilder der Wirklichkeit, ist damit erledigt.[2]

Auch die Entscheidungsfunktion der empirischen Basis, die im Konzept des theoretischen Konstrukts noch gewahrt zu sein scheint - es muß ja notwendig an der Realität überprüft werden -, erweist sich bei näherem Zusehen als erheblich eingeschränkt:

Kriterium der Angemessenheit eines theoretischen Konstrukts ist nicht mehr nur seine Angemessenheit an die Wirklichkeit, sondern ebenso seine "Fruchtbarkeit" bezüglich Vorhersagen und das Maß an Einfachheit in der Beschreibung der Wirklichkeit, das es erbringt.[3] Neben die "empirische Bedeutung", die Systeme haben müssen, tritt gleichberechtigt die "systematische Bedeutung"; d.h.: Sie "müssen die Aufstellung erklärender und voraussagender Grundsätze in der Form allgemeiner Gesetze oder Theorien gestatten."[4] Der "Operationismus", der nur auf der Definierbarkeit der Terme der Wissenschaftssprache in Termen der Beobachtungssprache bestanden hatte, wird als einseitig und zu streng in seinen Forderungen

---

1) Vgl Hempel (3), S 29-39
2) Vgl. dazu Schnädelbach, S 19-27: "Rezeptivitätsmodell".
3) Zum Begriff der "Einfachheit" vgl. o,2.4.4
4) Hempel (3), S 46

abgelehnt.[1] So wird die ursprünglich empiristisch gemeinte Unterscheidung von natürlicher und künstlicher Klassifikation eines Gegenstandsbereichs (z.B.: die Einteilung von Pflanzen- und Tierreich in Ordnungen, Familien, Arten nach phylogenetischen Kriterien gegenüber ihrer Einteilung nach Klassen gleichen Durchschnittsgewichts erwachsener Exemplare) durch das Ökonomie- und Fruchtbarkeitsargument gerechtfertigt: Der hohe Grad der Übereinstimmung logisch voneinander unabhängiger Eigenschaften für einzelne Klassen und der hohe Wert der Vorhersagen bei der "natürlichen" Klassifizierung seien die entscheidenden Gründe, sich für diese zu entscheiden.[2] In der Semantik bedeutet das: Die Motive für die Auswahl dessen, was in einer Sprache (z.B.) als ihre Individualterme angesehen werden soll, sind nicht empiristisch, sondern eher systematisch-logisch und technisch (Gesichtspunkt der Verwertbarkeit für Vorhersagen).

Ähnlich sind die Vorzüge, die vergleichende ("comparative") und Meßbegriffe gegenüber klassifizierenden haben, nicht auf die in der außersprachlichen Wirklichkeit vorzufindende Kontinuität gegründet, sondern auf Vorteile für die weitere Verwendung der Begriffe in der Wissenschaft: Unendlich viele Unterscheidungen sind möglich, das einem Gegenstand zugeordnete Maß zeigt die Position dieses Gegenstands im Gesamtbereich schon durch seine Form an (Vorteil quantitativer gegenüber qualitativen Einteilungsversuchen; vgl Carnaps Konzept der Koordinatensprache), allgemeine Gesetze können leichter formuliert werden, weil die Beschreibung jetzt viel flexibler ist, schließlich sind nur so "die Begriffe und Theorien der höheren Mathematik anwendbar."[3]

---

1) Hempel (3), S 39-50

2) Ebda, S 52-54. - Ganz so weit ging Quine in "Natürliche Arten" nicht (vgl o. 2.2.3.4.) - seine "empiristische Sehnsucht" hat also auch in seinen neueren Publikationen noch einigermaßen handgreifliche Konsequenzen.

3) Hempel (3), S 56f.

Sprachlich geht es hier um die Erstellung der Allgemeinbegriffe und die Frage ihrer Aufteilung. Die qualitative [1] bzw. die unscharf komparative [2] Methode der natürlichen Sprache, die nur sehr grobe allgemein gültige Unterteilungen kennt, dafür im Augenblick des Gebrauchs nur vorübergehend gültige schärfere Spezifizierungen vornimmt, wird zugunsten einer generalisierenden und möglichst scharfen Einteilung aufgegeben. Wichtig ist die Verwendbarkeit der Sprache für die Erstellung allgemeiner Gesetze, von daher ist wohl auch die Insistenz auf der Vereinbarkeit mit der höheren Mathematik letztlich zu verstehen.

Standards des Messens werden nicht aufgrund ihrer Entsprechung zur Wirklichkeit gewählt, sondern ihre Auswahl ist eine Frage des Grades, wie sie in das gesamte Netz der Begriffssysteme der empirischen Wissenschaften passen. So nimmt Hempel Schlicks Beispiel für die Wahl eines unökonomischen Zeitmessers auf: Der Herzschlag des Dalai Lama empfiehlt sich deshalb nicht, weil er wegen seiner Unregelmäßigkeit die Gesetze der Gravitation, der Planetenbewegung usw. ungeheuer verkomplizieren würde. [3] Bei solchen Beispielen wird es fraglich, ob die Forderung, empirische und systematische Bedeutung müßten von einer Theorie ausgewogen berücksichtigt werden, tatsächlich beachtet wird: Die Empirie kann ihre Kontrollfunktion nur noch vermittelt über die Fruchtbarkeits- und Ökonomieforderung für die Theorie ausüben. Dann ist diese als primär anzusetzen.

Keine empiristische Reduktion irrtümlicher Aussagen der Umgangssprache oder der Metaphysik mit Hilfe der Kritik ihrer Sprache ist angestrebt, sondern eine Methodologie der "empirischen Wissenschaften". So sagen es schon die ersten Abschnitte der Einleitung: Der Abschied von der "Alltagssprache" wird von der "Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin" bestimmt, und deren Probleme sollen jetzt behandelt werden; [4]

---

1) Beispiel Hempels aus einem relativ früheren Stadium der Wissenschaft, das die umgangssprachliche Terminologie systematisierend zu übernehmen versuchte: Beauforts Skala der zwölf Windstärken (Hempel (3), S 56).
2) Z.B.: die Verwendung des Komparativs in natürlichen Sprachen.
3) Hempel (3), S 73f.
4) Ebda, S 1

als Ziel der empirischen Wissenschaft wird nicht "bloß eine Beschreibung einzelner Ereignisse" angesetzt, sondern "sie sucht nach allgemeinen Prinzipien, die deren Erklärung und Vorhersage erlauben. Und wenn eine wissenschaftliche Disziplin solche Prinzipien gar nicht besitzt, dann ... kann sie keine zukünftigen Ereignisse voraussehen, und, was sie auch an Wissen anbietet, es erlaubt keine technische Anwendung".[1)]

Diese Wendung bedeutet die Preisgabe des kritischen Moments am Empirismus - Rückgang aufs Gegebene zur Kritik menschlicher Verwirrung -, wie sie bei Quine auch festzustellen war. Die Motive und Interessen, die den Fortgang der Wissenschaften selbst bestimmen - seien sie wissenschaftsimmanent oder von außen an sie herangetragen -, können einem solchen Konzept gar nicht deutlich werden und sind nur grundsätzlich unhinterfragt zu übernehmen.

Der Ergänzung bzw. Ersetzung der Empirie als kritischer Instanz gegenüber der Sprache und ihrer Form durch das Prinzip der logischen Einfachheit und Fruchtbarkeit entspricht es, daß die scharfe Grenze zwischen den Bereichen von "Meaning" und"Reference", die Quine erst nach seiner Wendung zum Pragmatismus aufgab, nicht durchgeführt wird.[2)] Vielmehr wird Quines spätere pragmatische Sicht übernommen. Damit hängt die positive Bewertung der "Offenheit der Bedeutung" zusammen: Terme, deren Bedeutung nicht voll bestimmt ist (so die Bedeutung der durch Reduktion eingeführten Dispositionsterme) sind gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie in weitere "allgemeine Gesetze"(principles) eingesetzt werden können, die sie mit weiteren Variablen verbinden und so neue Anwendungskriterien für sie liefern.[3)] Festlegung von Bedeutung und Fortschritt empirischer Forschung liegen so ineinander. Das Motiv der notwendigen theoretischen Fruchtbarkeit dringt also wieder durch.

---

1) Hempel (3), S 20
2) Ebda, S 289, m. Anm. 21
3) Ebda, S 29

Die Anpassung an das Vorgehen der Wissenschaften bringt - neben den angesprochenen kaum wünschbaren Folgen - auch eine Annäherung an Positionen der hermeneutischen Sprachphilosopie (vermutlich, weil die Sprache der Wissenschaften in ihrer Struktur in vielem der der natürlichen Sprachen entspricht): Das gilt für die "Offenheit der Bedeutung" ebenso wie für den Wechsel zur Intension als der grundlegenden Dimension der Sprache (Am Konventionalismus ist ja umgekehrt die mangelnde Berücksichtigung der inzwischen wohlbekannten Dualität - Eigenstruktur der Realität, Bestimmung durch die Sprache - zu kritisieren).

Schließlich wird - auch dies eine Annäherung an die Hermeneutik-Zirkel von Ganzem und Teil -, der empiristische Atomismus aufgegeben: Terme werden nicht mehr je einzeln, sondern im Gesamtverband der Hypothese vorgeschlagen und empirisch überprüft. "Theoretische Konstrukte" ("die oft höchst abstrakten Terme, wie sie in fortgeschrittenen Stadien wissenschaftlicher Theoriebildung benutzt werden") "werden nicht eingeführt, indem man ihnen je einzeln in stückweisem Fortschreiten Bedeutung zuschreibt."[1)]

Es sei noch darauf hingewiesen, daß der alte empiristische Streit um die größere Angemessenheit einer phänomenalistischen oder einer physikalistischen Basis der Erkenntnis im Sinne der letzteren entschieden wird. Die Argumentation stützt sich, wie zu erwarten, auf die Anforderungen der empirischen Wissenschaften: Es gebe bis jetzt kein hinreichend exaktes Sprachsystem, das aus phänomenalistischen Termen aufgebaut wäre, und die Forderung der intersubjektiven Nachprüfbarkeit aller Ergebnisse der Wissenschaft wäre nicht zu erfüllen (hier verweist Hempel auf Popper).[2)] Im zweiten Argument kommt freilich mehr zur Sprache als nur konventionalistische Motive. Allerdings ist auch es genau zu vereinbaren mit der Forderung nach technischer Verwertbarkeit der Wissenschaft, die allzu kühnen empiristischen Gedankenspielen ein Ende macht.

---

1) Hempel (3), S 32

2) Ebda, S 22 m. Anm 16. Zum Ganzen: Ebda, S 21ff

3.4.2.5.3. Die Semantik des wissenschaftspragmatischen Konventionalismus und die hermeneutisch-dialektische Sprachphilosophie

Der Konventionalismus und seine Beweggründe - die Entwicklung der empirischen Wissenschaften und die Forderung nach technischer Nutzbarkeit - lassen sich nicht nur an der Preisgabe der Postulate des Empirismus verdeutlichen, sondern ebenso durch eine Gegenüberstellung mit der natürlichen Sprache und mit den Wissenschaften, die - aus der Sicht Hempels - noch nicht so weit entwickelt sind wie die Naturwissenschaften.[1] Von diesem Vergleich aus läßt sich auch eine genauere Kritik am Konventionalismus entwickeln.

Die logische Form des Sprachsystems wird vom Konventionalismus Hempels selbstverständlich beibehalten, mit allen für die Semantik schon skizzierten Konsequenzen: Exaktheit der Bedeutungen ("...Sprache, deren Ausdrücke eine genau determinierte Bedeutung haben") ist Voraussetzung der "analytischen Definition", nämlich der Klärung der Verhältnisse zwischen den Bedeutungen einer Sprache.[2] Weitere Punkte sind die gleichbleibende Geltung der Bedeutungen in verschiedenen Kontexten[3] und die Unzulässigkeit von Nebenbedeutungen.

Für die Terme der konventionalistischen Wissenschaftssprache(n) wird ein möglichst hoher Grad der Offenlegung ihrer Bedeutung durch die Struktur der Sprache selbst (ohne Rückgang auf empirische Forschung) verlangt.

---

1) Hempel bezieht sich für die Sozialwissenschaften nur auf behavioristische und "operationistische" Strömungen (ebda, S 39-50), aus deren Blickwinkel die Sozialwissenschaften tatsächlich nur als relativ unterentwickelter Wissenschaftszweig erscheinen können. Daß in ihnen die erkenntnistheoretischen Annahmen des positivistischen Empirismus bzw. des Konventionalismus nicht so bruchlos übernehmbar sind wie in den Naturwissenschaften, sondern daß hier die Reflexion auf das erkennende Subjekt, die Vorurteilsstruktur seiner Erkenntnis und seine Erkenntnisinteressen viel größere Bedeutung hat - auch die "Objekte" dieser Wissenschaft sind solche Subjekte - kann in einer sprachtheoretischen Abhandlung nicht näher ausgeführt werden. Vgl dazu z.B. Winch, den Überblick in Habermas (2) und Habermas (1), schließlich auch den Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Adorno (13)).

2) Hempel (3), S 9

3) Eine begrenzte Ausnahme bilden die Dispositionsterme; deswegen wird ihre Konstruktion auch ausführlich begründet.

Wenn Bedeutungen innerhalb eines "theoretischen Konstrukts" auf diese Weise zusammenhängen, erleichtert das die Verifikation des Konstrukts beträchtlich. Die Struktur der theoretischen Konstrukte entspricht dieser Interdependenz der Bedeutungen: An relativ wenigen Stellen spielt sich der Kontakt mit der Wirklichkeit ab, das Konstrukt selbst besteht aus einem dichten Netz untereinander durch Definition zusammenhängender Ausdrücke.

Im Dienst der Durchsichtigkeit dieser Struktur steht die Unterscheidung von "einfachen" und "definierten" Termen [1]: Die Bedeutungsbeziehungen innerhalb einer Sprache lassen sich so weitgehend formalisieren. Ähnlich bedeutet die Einführung von quantitativen (metrischen) Begriffen, daß eine genaue Festlegung der Position von Individuen eines bestimmten Bereichs schon aufgrund des Meß-Rahmens möglich ist.[2] Der Sinn dieser Formalisierung ist klar: Berechnung und Voraussage aufgrund eines theoretischen Konstrukts über dem von ihm abgedeckten Bereich werden so erleichtert.

Die theoretische Rechtfertigung für die Formalisierung der Umgangssprache liefert der von Carnap übernommene Begriff der Explikation[3]: Irgendwie "vagen" Begriffen der "Umgangs- oder sogar der Wissenschaftssprache" wird eine "genau bestimmte Bedeutung" zugesprochen. Die rekonstruierte Form des Gebrauchs darf sich zwar nicht allzu weit vom ursprünglichen entfernen, es ist aber andererseits auch falsch, sich grundsätzlich an die natürliche Sprache zu halten - auch in den Sozialwissenschaften.[4] Entscheidend ist wohl die zweite Forderung, daß ein "umfassendes, strenges und vernünftiges theoretisches System" [5] mit den rekonstruierten Begriffen zu entwickeln sein muß.

Daß bei einer solchen Explikation von Begriffen der natürlichen Sprachen Züge von deren Struktur übersehen werden, die eine genauere sprach-

1) Hempel (3), S 15ff
2) Ebda, S 51f., vgl oben S 176f m. Anm. 1
3) Hempel (3), S 11f
4) Ebda, S 48
5) Ebda, S 11

philosophische Untersuchung durchaus verdienten, wurde in analoger Kritik bei Quine und Carnap schon betont: Daß die Unbestimmtheit der Bedeutung eines Ausdrucks positiv dessen immer neue Bestimmbarkeit durch die Situation, in der er verwendet wird, durch die je neue Reflexion seiner Bedeutung meinen kann, wird durch das Zugeständnis der vorteilhaften "Offenheit der Bedeutung" im Fall der Dispositionsterme nur eingeschränkt zugegeben: Reflexion ist nicht vorgesehen, nur weitere Spezifizierung der Bedeutung. Diese Einschränkung hängt mit der begrenzten Rolle zusammen, die die Subjekte der Erkenntnis für den wissenschaftspragmatischen Konventionalismus spielen: Sie erscheinen nur als das eine Subjekt der Gemeinschaft der Wissenschaftler, dessen Erkenntnisinteresse (Beschreibung und Vorhersage empirischer Fakten unter dem Gesichtspunkt ihrer technischen Verwertbarkeit) undiskutiert feststeht. Sprachreflexion hat für dieses Subjekt einen genau begrenzten Sinn: Sie bezieht sich nicht auf die grundlegenden Vorteile (das Erkenntnisinteresse) der Erkennenden, und sie reflektiert die Bedeutungen der in ihren Sprachen, den theoretischen Systemen, verwendeten Ausdrücke nicht innerhalb dieser Sprachen selbst, sondern nur in einer weniger formalisierten Metasprache, deren Ort irgendwo zwischen gehobener Umgangssprache und möglichst weitgehend formalisierten Wissenschaftssprachen anzusetzen ist. Über diese Sprache wird schon nicht mehr nachgedacht. So werden die in ihr artikulierten Erkenntnisinteressen undiskutiert übernommen. Bezeichnenderweise wird in Hempels Buch, das gerade der Wissenschaftsmethodologie gewidmet ist, über den Status der Sprache, in der etwa sein Buch geschrieben ist, nichts gesagt: Die kurze Bemerkung oben über die Metasprache der Wissenschaften kann sich nur auf indirekte Schlußfolgerungen (etwa aufgrund der Beschreibung des Explikationskonzepts: Präzisierung der natürlichen Sprache) stützen. Daß das so ist, zeigt die Konzentration des Interesses auf - letztlich - technischer Verwertbarkeit: Theoretische Absicherungen und Vollständigkeit werden nicht mehr angestrebt.

Daß die Bestimmung der Sprachform durchs Erkenntnisinteresse nicht gesehen wird, (obwohl faktisch Hempels Erkenntnisinteresse die von ihm

vorgeschlagenen Sprachform durchaus bestimmt) zeigt sich z. B. an der Fassung des Begriffs der Wesentlichkeit[1]: der Satz "Eine Eigenschaft Q ist ein wesentliches Charakteristikum von Dingen der Art P" behauptet einen (logisch oder faktisch) begründeten Zusammenhang zwischen einem Ding und seiner Eigenschaft. Ein sinnvoller Begriff der Wesentlichkeit sei es nun, zu sagen, Q sei wesentlich für die Klasse der Ps. Neben empirisch feststellbaren und logisch begründeten Zusammenhängen kann aber auch das Interesse eines Benutzers die Eigenschaft eines Dinges als wesentlich bestimmen: So ist es für mich ein wesentlicher Zug dieses Kugelschreibers, daß er genau diese Länge hat (das mag für Menschen mit kürzeren Fingern nicht zutreffen). Solche "Wesentlichkeit" kann von Hempels Bestimmung allenfalls indirekt und verzerrt erfaßt werden: durch die Festlegung des Umfangs der Klasse P, die daraufhin zu interpretieren wäre.

Hier hätte auch die Kritik am Konventionalismus anzusetzen: Zwar wird nach dem Scheitern des Empirismus die lebenspraktische Vorstrukturiertheit der Sprache wie der Erkenntnis faktisch anerkannt, es werden daraus aber keine Schlußfolgerungen gezogen (etwa in Richtung auf die notwendige Reflexion dieser lebenspraktischen Interessen, sobald sie einmal erkannt sind). So kann es geschehen, daß alle Wissenschaften unters Diktat einer Sprachform kommen, die lebenspraktisch nur für den Bereich der Naturwissenschaften gerechtfertigt ist. Aufgabe hermeneutischer und dialektischer Sprachtheorie wäre es, diese Vorurteilsstruktur (bzw. Strukturierung durchs Erkenntnisinteresse) genauer zu analysieren.

3.5. Schlußbemerkung

In Hempels Konventionalismus fallen Carnaps und Quines Denkfigur zusammen. Er zitiert zustimmend sowohl "Two dogmas of empiricism" als auch Carnaps Schriften. Von Hempels Position aus läßt sich der Zwang, den das eben beschriebene Erkenntnisinteresse auf Carnap wie auf Quine ausübt, an ihrer Entwicklung deutlicher fassen.

---

[1] Hempel (3), S 52f

Carnaps wohl auch als Rettung der verdeckt "platonistischen" mathematischen Tradition gemeintes Ausweichen in den Dezisionismus (grob formuliert: Ideen werden zu Bedeutungspostulaten) hat in "Meaning and Necessity" noch eine Grenze: Zwar wird die Wahl der Art der semantischen Beziehungen in einem Sprachsystem der Entscheidung überlassen (für sie gelten bereits die konventionalistisch interpretierbaren Kriterien der Fruchtbarkeit usw.); die logische Form der Sprache wird aber, soweit ich sehe, nirgends selbst konventionalistisch relativiert (Hempel geht hier weiter: immer wieder verweist er auf die Nachteile, die ein Verzicht auf die höhere Mathematik für die Wissenschaftssprache hätte. So wird der Verwendung der Mathematik und der durch sie bestimmten logischen Sprachform ein Sinn gegeben, der außerhalb ihrer selbst liegt). Selbstverständlich läßt sich - wie Hempel zeigt - dieses Festhalten an der logischen Form der Sprache konventionalistisch integrieren. Die logische Form, in deren Dienst das Kriterium der systematischen Stringenz steht, läßt sich mit dem Erfordernis der Vorhersagbarkeit leicht vereinbaren.

Aufgrund der unterschiedlichen Motivation wäre von der sich fundamentalistisch verstehenden Logik und der kritischen noch ein dritter Typus der Logik zu unterscheiden: Sie wäre "Wissenschaftslogik" im eigentlichen Sinne. Bei unverändertem Grundgerüst der logischen Form entwickelt sie von ihrem Interesse her - Vorhersagbarkeit, Verwertbarkeit - eigene Sprachstrukturen.

Auch Quines Entwicklung könnte als Annäherung an diesen dritten Typus der Logik aufgefaßt werden. Sein resignativer Pragmatismus enthielt in sich eine ähnliche Vorentscheidung: Die Wahl einzelner Terme wird von den Motiven der Fruchtbarkeit, Nützlichkeit usw. geleitet. Gerade diese hat Quine gemeinsam mit Carnap.

Das kritische Moment am Empirismus ist damit, wie wiederholt bemerkt, zugunsten der Anpassung an die nicht hinterfragten Entwicklungstendenzen der Wissenschaft (und, in letzter Instanz, der Gesamtgesellschaft: die Vermittlung liegt, u.U. sicher indirekt, im Zwang zur technischen Verwertbarkeit) aufgegeben.

Diese Linie der Kritik kann hier über einen knappen Hinweis nicht hinausgeführt werden (im dritten Teil ist darauf nochmals zurückzukommen). Lediglich ein Verweis auf Arbeiten in dieser Richtung und einige Bemerkungen im Anschluß daran sind hier möglich. Das Moment der Anpassung an gesamtgesellschaftliche Entwicklungstendenzen, das im Konventionalismus steckt, wird z.B. von Horkheimer gesehen: Vgl etwa den Aufsatz "Traditionelle und kritische Theorie" [1]. Charakteristisch für die "bürgerliche(n) Welt" sei die "hypothetische wie die disjunktive Urteilsform".[2] So sind im bürgerlichen Denken - und zwar von Anfang an - konventionalistische Elemente enthalten: In der Fähigkeit und Neigung, vorgegebene Ordnungsschemata von den eigenen Interessen her als veränderbar zu durchschauen und zu verändern - in Politik, Wirtschaftsformen usw. - spiegelt sich in der Tat der Übergang vom früheren philosophischen Realismus, der solche Ordnungen als objektives Sein ungefragt anerkannte, zum Ansetzen dieses Ordnungsfaktors im Subjekt (Allerdings wird dann noch relativ undifferenziert die Wende des deutschen Idealismus mit dem Konventionalismus in Parallele gestellt - beide betonen die zentrale Position des Subjekts - hier wird erst im dritten Teil genauer zu differenzieren sein.[3] Der Übergang vom Empirismus zum Konventionalismus im 20. Jahrhundert könnte als Wiederholung dieses Vorgangs auf höherer Stufe verstanden werden (nach den gesellschaftlichen Konventionen und Institutionen wird auch die Ordnung der Natur selbst als menschliche Setzung verstanden).

Horkheimer unterscheidet noch genauer die "empiristische Aufklärung im 18. Jahrhundert" von der "positivistischen Haltung", da dieser das Moment des Befreienden im wesentlichen abgehe, wenn ihr auch eingeräumt

---

1) Vgl. Horkheimer, v.a. S 175-81. Auch Simons Kritik der "linguistischen Theorie" (sie bezieht sich genauso auf die Sprachtheorie der formalen Logik) weist nach, wie die Konstruktion auch künstlicher Sprachen letztlich zum kritiklosen Rückgriff auf natürlich-sprachliche Wahrheiten gezwungen ist, da sie nur die immanente Logizität ihrer Sprachen überprüfen kann, den Wirklichkeitsbezug aber sich vorgeben lassen muß. (Vgl v.a. Simon, S 81-91). Vgl auch u. S 125 Anm. 1).

2) Horkheimer, S 175 Anm. 20

3) Teil III, 1.4.3.

wird: "In der Losung, sich an die Tatsachen zu halten und jede Art von Illusionen preiszugeben, steckt selbst heute noch etwas wie eine Reaktion gegen den Bund von Unterdrückung und Metaphysik".[1] Ich habe zu zeigen versucht, daß dieses empiristische Motiv seit 1937 (Erscheinen von Horkheimers Aufsatz) noch weiter in den Hintergrund gedrängt wurde.

Zum Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Gesellschaft vgl auch Schnädelbachs Kritik an Popper.[2] Horkheimer wie Schnädelbach machen klar, daß der fragliche Zusammenhang nicht - jedenfalls nicht nur - sich äußert in der Sprachtheorie vorgegebenen bzw. aufgedrungenen Forschungsgegenständen und -zielen, sondern auch und eher in der Form des konventionalistischen Sprachsystems, die der "bürgerlichen" (Schnädelbach: "liberalistischen") Denkform entspricht. Um diese Zusammenhänge aufzuklären, reicht der Begriff des Erkenntnisinteresses nicht mehr hin.

---

1) Horkheimer, S 181

2) Schnädelbach, S 136 ff, 175-79

4 Transformationsgrammatik und generative Semantik - ein Fortschritt über den logischen Empirismus hinaus?

Eine kritische Darstellung der logischen Semantik kann an Entwürfen der neueren v.a. amerikanischen Linguistik nicht vorbeigehen. Zweifellos ist in den semantischen Untersuchungen Fodors und Katz' wie in der "generativen Semantik" ein Neuansatz gegeben, demgegenüber Quine und Carnap als Vertreter der Extreme grundsätzlich einer Position erscheinen. Dennoch verzichten weder Fodor/Katz noch Lakoff und die ihm nahestehenden Linguisten auf die Mittel der formalen Logik bei der Sprachbeschreibung; auch das Ziel einer Formalisierung der Umgangssprache bleibt - modifiziert - erhalten.

Eine ausführliche Diskussion der beiden Neuansätze ist hier nicht möglich (Viele linguistische Probleme, v.a. im Streit zwischen transformationeller Grammatik und generativer Semantik, sind für eine sprachphilosophische Arbeit zudem uninteressant).[1] Wohl aber ist zu prüfen, ob die zentralen Punkte der Kritik an Carnap und Quine von diesen Ansätzen besser erfaßt werden. Umgekehrt gefragt: berücksichtigen sie das Anliegen hermeneutischer und dialektischer Sprachphilosophie (von diesen Ansätzen war jene Kritik sicher wesentlich getragen) besser als die logische Semantik? Der Verdacht, daß die Antwort auf diese Frage negativ ausfällt, liegt nahe; aber dies gilt es jetzt wenigstens in etwa auszuführen und begründen.

---

1) Ähnlich wie bei Carnap und Quine ist eine Beschränkung auf repräsentative Vertreter und darüberhinaus auf deren hier wesentlich erscheinende Schriften sinnvoll. So wird für die Fodor/Katzsche Position Katz' "Philosophie der Sprache" herangezogen, für die der generativen Semantik ein grundlegender Aufsatz Lakoffs und sein Buch "Linguistik und natürliche Logik" (Lakoff (1) und (2)). Simons Kritik an der linguistischen Theorie vom Vergleich mit Kant und Hegel her läuft dem hier versuchten Ansatz in manchem parallel, etwa indem unerkannte Voraussetzungen der Linguistik aufgedeckt werden (so die Unveränderlichkeit und Objektivierbarkeit der Sprache). Auch die Zusammenstellung Chomskys und Katz' mit Vertretern der mathematischen Logik, die an der Konstruktion von idealen Sprachen interessiert sind (Simon bezieht sich v.a. auf Wittgensteins "Tractatus", auch auf Carnap) entspricht dem hier zu Entwickelnden. Statt an ihren Analysen das Ungenügen und die formallogischen Voraussetzungen der Linguistik nachzuweisen - wie es hier öfters versucht wird - treibt Simon ihre Grundannahmen in die Aporie.

4.1. Der Neuansatz der amerikanischen Linguistik

Die Abgrenzung zum logischen Empirismus wird von beiden Ansätzen ähnlich vollzogen.

Katz setzt sich ausführlich mit dem logischen Empirismus (v.a. mit den Stadien der Philosophie Carnaps von der "logischen Syntax der Sprache" bis zu seiner Wendung zur Pragmatik) auseinander. Sein Haupteinwand ist, daß Carnap die natürlichen Sprachen von vorneherein als "vage, unregelmäßig und gestaltlos" abgetan habe und so nicht auf den Gedanken gekommen sei, ihre "tiefere systematische Ordnung" zu untersuchen.[1] Demgegenüber möchte er diese "tiefere systematische Ordnung" natürlicher Sprachen mit logischen Mitteln beschreiben.

Ganz ähnlich schätzt Lakoff seine Position der "natürlichen Logik" ein: Auch ihm geht es um den Aufweis der logischen Struktur natürlicher Sprachen. Dabei bedient er sich der Ergebnisse der formalen Logik, z.B. der Modallogik. Nur Katz' Polemik gegen das Ziel einer Idealsprache, die ohne Berücksichtigung der Struktur natürlicher Sprachen zu konstruieren wäre, fehlt bei ihm.[2] Jedenfalls fällt auch für die Arbeit Lakoffs das Ziel, die natürlichen Sprachen verbessernd zu rekonstruieren, selbstverständlich weg.

Die Darstellung der Struktur der Sprache aus ihr selbst heraus, soz. von innen, verbietet jede behavioristische Auffassung ihres Funktionierens. Chomsky und Katz setzen sich so mit dem Behaviorismus äußerst kritisch auseinander.[3]

Auch in der Einzelanalyse wird die Orientierung am logischen Sprachmodell deutlich relativert.

---

1) Katz, S 24-66, Zitat S 65ff; vgl ähnlich S 28

2) Vgl. v.a. Lakoff (2), S 148-52 - W. Abraham weist in seinem Vorwort zur Übersetzung der "Natürlichen Logik" auf eine entsprechende Hinwendung der Logik zu den natürlichen Sprachen hin (so auf den Vorschlag Y. Bar-Hillels, eine Brücke zwischen Logik und Linguistik zu schlagen).

3) Vgl Chomskys Besprechung von Skinners "Verbal Behaviour" (Chomsky (2) und Katz, S 217-53

> Ein eindrückliches Beispiel ist die Analyse der Wenn-Sätze. Solche Sätze - vgl etwa "Wenn es regnet, wird die Straße naß" - werden in Einführungen in die Logik meist zur Veranschaulichung der Implikation herangezogen. Auch die Logiker betonen schon die Differenz ihres Begriffs der Implikation zur Umgangssprache. Die Kausalverbindung (im Beispielsatz: Regen - Nässe) gehört nicht notwendig zu jenem. - Lakoff betrachtet solche Sätze ganz unabhängig von der Implikation als verwandt mit anderen Adverbialsätzen (mit "als", "weil" usw. eingeleitet).[1]

Solange aber die logische Form als allein adäquates Endziel der Analyse beibehalten ist, können deren Anforderungen nicht hinterfragt werden. Sie prägen den zu analysierenden Gegenstand, hier die natürlichen Sprachen, im Vorhinein.

Das gemeinsame Ziel: linguistische Universalien

Katz wie Lakoff gehen davon aus, daß als Ergebnis einer linguistisch befriedigenden Analyse möglichst vieler natürlicher Sprachen eine Menge für alle Sprachen gültiger Verbindungsregeln und atomarer Einzelelemente zu finden sein muß, als deren je spezifische Kombination jede natürliche Sprache anzusehen wäre. Solche Universalien soll es in der phonologischen, der syntaktischen und der semantischen Ebene der Sprache geben. Interessant ist für diese Arbeit selbstverständlich nur, was für die letzte Ebene vermutet wird.[2]

---

1) Lakoff (2), S 7-10

2) Vgl dazu Katz, S 16-21 (Seine Voraussetzung: "daß ... jede natürliche Sprache auf (sie) den gleichen phonologischen, syntaktischen und semantischen Elementen aufgebaut ist". S 19) und Lakoff (2), z.B. S 101-7 (zurückhaltender, und, vom Ziel seiner Arbeit her, auf die Semantik sich beschränkend, glaubt er (eine "Hypothese"): "Die natürliche Sprache bedient sich einer relativ kleinen finiten Zahl von Primitivprädikaten, die sich mit Satzkomplementen verbinden (Satzoperatoren). Diese variieren einzelnsprachlich nicht. Sie stehen untereinander durch Bedeutungspostulate in Beziehung, welche von Einzelsprache zu Einzelsprache nicht variieren" - S 107). Aber auch Lakoff betrachtet seine "natürliche Logik" als "Theorie über den menschlichen Geist" (S 152f), wobei das den emphatisch zu verstehen ist: die allen Menschen gemeinsamen Grundlagen des Denkens und Sprechens. Das läßt sich daraus schließen, daß er die ontologischen Probleme etwa Quines zu lösen beansprucht: Es könne deutlich gemacht werden, welche Struktur der Welt das menschliche Denken voraussetze (im Unterschied zur physikalischen Beschaffenheit der Welt). Dieser weitgehende Anspruch ist also aufrechterhalten, lediglich durch das vorliegende Buch noch nicht eingelöst.

Begründet wird die Annahme von Universalien in der generativ-transformativen Grammatik durch den Hinweis, die Prozesse des Spracherwerbs seien so kompliziert, daß notwendig ein Komplex allgemeiner grammatischer Regeln vererbt sein müsse. Dieser Komplex besteht nun sicherlich aus relativ allgemeinen Regeltypen. Auf sie begrenzt sich dann auch die Annahme von Universalien.

Ohne auf die Frage einzugehen, ob eine empiristische Theorie des Spracherwerbs recht hat oder die letztlich rationalistische Chomskys und Katz', [1] ist jedenfalls das logische Interesse hinter dem Ziel der linguistischen Universalien deutlich: Der Grundsatz der Universalität mindestens der logischen Form (die Operatoren mit ihrer Syntax, die logischen Gesetze) ist so selbstverständlich, daß er bei Carnap und Quine nicht in Frage gestellt wird (sieht man von der doch wohl eher rhetorischen Konzession in "Zwei Dogmen ..." ab). Darauf beruht ja die Möglichkeit jeder Formalisierung. Auch Lakoffs "Natürliche Logik" will wenigstens die beibehalten. - Daneben ist eine Tendenz zur Vereinfachung festzustellen: Aus möglichst wenigen Elementen soll möglichst Vieles dargestellt werden können. Die Tendenz zur möglichst weitgehenden "Generalisierung" verschiedener sprachlicher Formen spielt bei Lakoff auch sonst eine Rolle und wird geradezu als das Ziel der linguistischen Arbeit angesehen.[2]

Selbst wenn solche Universalien auffindbar wären - Katz wie Lakoff formulieren nur hypothetisch -, würde dadurch doch das Bild natürlicher Sprachen abstraktiv verzerrt werden: Die Differenziertheit je einzelner Bedeutungsnuancen wäre für eine solche Konzeption mindestens uninteressant; darüberhinaus bleibt die Forderung nach unveränderlichen semantischen Elementen letztlich nicht empirischer Sprachforschung, sondern dem logischen Interesse der strikten Trennung von Form und Inhalt verpflichtet. Zumindest genauso denkbar wäre, daß der Gebrauch der Sprache und schon der Spracherwerb solche evtl. genetisch vorgegebenen Elemente rückwirkend verändern, in weitere Teile zergliedern usw. Entsprechend wird jene

1) Vgl die S 188, Anm. 3) genannte Literatur

2) Vgl die Argumentation für vorausgesetzte performative Verben in jeder Aussage, Frage und Behauptung: Lakoff (2), S 23-37. Dazu auch u.

Hypothese nicht als Ergebnis einer Analyse vorgetragen, sondern erscheint meist als Postulat zu einem frühen Zeitpunkt der Untersuchung. - Schließlich dürften solche Universalien so allgemein sein, daß für die Semantik nur wenig Inhaltliches zu gewinnen wäre.[1]

Lakoffs "natürliche Logik" zeigt noch deutlicher das logische Interesse ihrer universalen "Theorie über den menschlichen Geist": Der Vergleich mit dem Weltbild des Physikers (vgl o. S 189 Anm. 2) läßt die alleinige Betonung der symbolischen Funktion der Sprache vermuten; noch deutlicher als bei Katz zeigt sich, vom größeren Ziel her, wovon abstrahiert wird, wenn man eine allgemeinmenschliche Weise der Welterfassung ansetzt: Die Ergebnisse von Anthropologie, Ethnologie, Geschichte usw. sind für die "Theorie über den menschlichen Geist" offenbar ohne Bedeutung. Für diese Vernachlässigung ist wieder die Möglichkeit der strikten Trennung von Form und Gehalt der Sprache vorausgesetzt.

Das Problem schließlich, wie es überhaupt möglich sei, solche allgemeinen Eigenarten oder Universalien zu erkennen - da jedes menschliche Denken von ihnen schon bestimmt sein soll, geriete man in einen Zirkel - wird nicht gesehen; so kann auch nicht die Frage gestellt werden, ob und wie denn etwa ein Physiker aus diesen apriorischen Bestimmungen des menschlichen Denkens sich herausstellen könne (das müßte er können, wenn seine und die allgemein-menschliche Weise, die Welt zu erkennen, vergleichbar, weil unterscheidbar, sein soll). Oder bleibt er immer von jener bestimmt und kann allenfalls negativ auf das mögliche Anderssein der Welt verweisen? - Das gehört aber nur am Rand zum Thema dieser Arbeit.[2]

1) Das Vorhaben schon Chomskys einer "universellen Semantik" überschreitet diese Grenze bei weiten: "Ein universelles System semantischer Merkmale und Gesetze über die Wechselbeziehungen zwischen ihnen und dem zulässigen Grad ihrer Abweichungen aufzustellen" (Chomsky (1), S 493), ist kein aus der Absicht, den menschlichen Spracherwerb zu erklären, zu rechtfertigendes Ziel. Dafür würde die Annahme formaler Zuordnungsregeln und einiger gestalttheoretischer Festlegungen wohl genügen. Hier ist eher eine von Chomsky ja auch bewußt aufgenommene rationalistische Tradition spürbar.

2) Um falsche Assoziationen und die entsprechende Abqualifizierung dieser Frage als hermeneutische oder transzendentalphilosophische Marotte zu vermeiden, sei darauf hingewiesen, daß das ein Hauptproblem von Wittgensteins "Tractatus" ist. Auf Kantianisches im "Tractatus" wurde ja schon aufmerksam gemacht - vgl Stenius -, die sachliche Verbindung zur Transzendentalphilosophie ist also vorhanden.

4.2. Das Katzsche Modell der Semantik

Für den Ansatz der generativ-transformativen Grammatik - die durch Chomsky begründet wurde - ist die Trennung jeder Grammatik in eine phonologische, eine syntaktische und eine semantische Komponente typisch. Diese Trennung übernimmt Katz.[1)]

Er stellt sich den Akt, in dem den sprachlichen Zeichen Bedeutung verliehen wird, so vor, daß in der Ebene der syntaktischen Tiefenstruktur (von der Oberflächenstruktur u.a. unterschieden durch die explizite Repräsentation von syntaktischen Einheiten, die in der "Oberflächenstruktur" getilgt und dort nur zu erschließen sind) jedem Element der Tiefenstruktur eines Satzes ein Bedeutungselement zugeordnet wird. Spezifische Verknüpfungsregeln erzeugen dann Einheiten auf Ebenen höherer semantischer Komplexität, die dann wiederum durch Verknüpfungsregeln zu noch komplexeren Einheiten und schließlich zu Sätzen zusammengefaßt werden.

Die Einheiten der syntaktischen Tiefenstruktur sollen die Morpheme (ungenauer: die Wörter) sein; die entsprechenden semantischen Einheiten sind die "Lexikonlesarten", d.h. je eine genau bestimmbare Bedeutung eines Wortes - von meist mehreren. - Die "semantische Komponente" einer Sprache besteht also aus einem Satz von Projektionsregeln und einem Wörterbuch, in das alle einfachen Lesarten (auch zusammengesetzte Einheiten auf höherer Ebene semantischer Interpretation, z.B. ein Satzteil, können "Lesart" heißen) eingetragen sind.

Die korrekte Lexikoneintragung für die Lesart eines Wortes, die "Normalform", soll nun de facto die begriffliche Struktur einer Wortbedeutung darstellen. Die Normalform muß die Bedingung der Vollständigkeit erfüllen: Die Projektionsregeln müssen mit ihr in jedem Fall korrekt arbeiten können, d.h.: Sie dürfen bei der semantischen Interpretation einer syntaktischen Tiefenstruktur nur korrekte Satzbedeutungen erzeugen. Hier macht sich das Ziel der Formalisierung bemerkbar: Die Arbeit der Entscheidung

1) Vgl J.J. Katz, Die Philosophie der Sprache. Darstellung im folgenden v.a. nach ebda, S 138-60

wird ganz auf die Konstitution der Elemente verwendet; ist diese geleistet, läuft nurmehr ein grundsätzlich tautologischer Mechanismus ab.

Eine "Normalform" besteht grundsätzlich aus drei Komplexen: Einmal enthält sie syntaktische Markierungen (sie bestimmen etwa die Wortart, als die ein Wort gebraucht werden kann), dann semantische Markierungen und schließlich "Selektionsbeschränkungen" (sie geben an, mit welchen Worten bestimmter Bedeutungsmerkmale das zu beschreibende Wort nicht kombiniert werden darf, wenn ein korrekter Satz gebildet werden soll. So dürfe z.B. "smell" nicht mit Wörtern für andere Gefühlswahrnehmungen als riechen direkt zusammenkommen; deswegen sei der Satz "it smells itchy / Es riecht juckend" "semantisch anomal").[1)]

Für die begriffliche Struktur einer Wortbedeutung entscheidend sind aber die "semantischen Markierungen". Deshalb sei Katz' einführendes Beispiel, die Analyse von engl. "bachelor", dt. "Junggeselle", "Knappe", "Baccalaureus", "Tier(Seehund) ohne Weibchen", hier vollständig zitiert.[2)]

bachelor → N, N_1, ..., N_k; (I) (Physisches Objekt), (lebend), (menschlich), (männlich), (erwachsen), (nie verheiratet); ⟨SR⟩

(II) (Physisches Objekt), (lebend) (menschlich), (jung), (Schildknappe), (unter der Fahne eines anderen dienend); ⟨SR⟩.

(III) (Physisches Objekt), (lebend) (menschlich), (im Besitz des akademischen Grades nach den vier ersten Jahren College); ⟨SR⟩

(IV) (Physisches Objekt), (lebend), (Tier), (männlich), (Seehund), (ohne Partnerin zur Brunstzeit), ⟨SR⟩ .

---

1) Dieses Beispiel: Katz, S 147

2) Ebda, S 141f (N_1, N_2, N_k : die syntaktischen Markierungen; SR = Selektionsbeschränkungen

Angestrebter universaler Status der semantischen Markierungen - umgangssprachlicher Ausgang

Verblüffend ist die Schnelligkeit, mit der Katz bei dieser Analyse deren Sprachabhängigkeit überwinden zu können glaubt und wie er meint, sein Horizont als "native speaker" des Englischen sei ohne weiteres in eine Grundlage für die Formulierung allgemeingültiger Bedeutungs"atome" zu verwandeln. Auf diesen Optimismus weist der Vergleich der Bedeutungsanalyse mit dem Aufstellen chemischer Formeln hin.[1] Daß es ihnen nicht gelang, eine Vermittlung zwischen dem je eigenen sprachlichen Horizont und einem allgemeinen System der Semantik zu leisten, bedingt ja nach Quines Argumentation das Scheitern der Carnapschen Konstrukte. Ob Katz wirklich einen Ausweg aus der Carnap-Quineschen Aporie weist, wird also erst noch sehr genau zu überprüfen sein.

"Bedeutungselemente" : ein möglicher Begriff?

Zu seiner Verteidigung würde Katz wohl darauf hinweisen, seine Beispiels-Analysen seien als nur vorläufig zu betrachten, und sie müßten noch verfeinert werden, bis wirklich universale semantische Atome dargestellt seien. Damit aber würde er sich von frühen logischen Rekonstruktionsversuchen der Sprache, bis zum "Logischen Aufbau der Welt" und dem "Tractatus", gar nicht so sehr unterscheiden: Was ihre kleinsten Objekte bzw.

---

1) Vgl Katz, S 142f. - Sonst ist in diesem Kapitel für die gefundenen semantischen Markierungen der Anspruch auf einzelsprachenunabhängige Universalität nirgends explizit erhoben. Die Ausführungen etwa zum Beispiel "chase" (S 153-55, vgl u.) machen aber klar, daß sie nicht ad hoc, sondern mit dem Ziel weitestgehender systematischer Verwendbarkeit auch in der Beschreibung anderer Lesarten formuliert wurden. - Und es gilt noch der schon zitierte grundsätzliche Anspruch, "daß in einem bis jetzt indeterminierten Sinne jede natürliche Sprache auf den gleichen phonologischen, syntaktischen und semantischen Elementen aufgebaut ist."(ebda, S 19). Natürlicherweise ist die inhaltliche Arbeit Katz' nicht anders als der Versuch aufzufassen, jene Elemente und den Aufbau der Sprachen aus ihnen zu erhellen. - Deshalb wird in der folgenden Kritik von einer mindestens als grundsätzliches Ziel angestrebten universalen Gültigkeit der formulierten semantischen Markierungen ausgegangen.

semantischen Einheiten sein sollten, ließen auch diese - wohl oder übel - offen.

Es verbirgt sich hinter dem vorgehängten Schleier der Vorläufigkeit nämlich ein grundsätzliches Problem: Ist es überhaupt möglich, kleinste Bedeutungselemente anzugeben (aus ihnen bestünden die semantischen Markierungen einer Lexikonlesart), ohne zu ihrer Bestimmung auf komplexe Ausdrücke in natürlichen Sprachen zurückzugreifen? Wodurch sollten sie sonst bestimmt werden? (Durch Objektentsprechung? Durch Entsprechung zu "Ideen"? So weit würde aber auch Katz den Kreis der angeborenen Ideen nicht ziehen wollen, daß eine sicher sehr große Zahl kleinster semantischer Einheiten dazu gehören würde [1] Jedenfalls zeigt sich, daß der aus der Carnap-Quine-Kontroverse bekannte Rattenschwanz von Fragen zur Grundlage bzw. Entsprechung der Bedeutung sich hier wieder anschließt). Wenn aber an eine Explikation vermittels natürlicher Sprachen gedacht ist (was einzig sinnvoll wäre, erst im Bezug auf ein Bedeutungsganzes wenigstens eines Wortes können solche Elemente überhaupt gefaßt werden - deshalb läßt sich ja, gar nicht wunderbarerweise, auch jedes der Elemente der Bedeutungen von "bachelor" durch ein oder mehrere Worte natürlicher Sprache zufriedenstellend beschreiben): Dann wäre die Abhängigkeit von den je einzelnen natürlichen Sprachen nicht aufzuheben, sie wäre nur, nach altem Herkommen, auf die "Konstitutionsprobleme" verschoben. In den natürlichen Sprachen übrigens sind die Worte wiederum keine isolierten Elemente, sondern nur aus dem Zusammenhang in ihrem Wortfeld, mit Hilfe von Gegensatzbegriffen usw. zu verstehen.[2]

Katz ist in seinem Musterbeispiel vom "bachelor" - gewählt aufgrund der Beliebtheit dieses Begriffs in der logisch-semantischen Literatur und

---

1) Vgl die Bemerkungen Katz, S 217-54: Katz denkt viel eher an oberste systematische Kategorien.

2) Katz gesteht zu, daß die Bedeutung bestimmter Worte nur "synkategorematisch", d.h. nur in Bezug auf die anderer, genau gefaßt werden kann (Katz, S 280f, sein Beispiel: good). Das genügt schon deshalb nicht, weil für alle anderen Bedeutungen bzw. Lesarten damit Selbständigkeit vorausgesetzt ist.

wegen seiner relativen Einfachheit - noch nicht einmal überall bis auf die Entsprechung Markierung - Element vorgestoßen. Ob das für die - dem Anspruch nach ja elementare - Markierung "im Besitz des akademischen Grades nach den vier ersten Jahren College" überhaupt je sinnvoll möglich ist, kann dahingestellt bleiben.

Problem der Fixierung

Auch die Lexikonlesarten, nicht nur die elementaren Markierungen, haben ihre Tücken: Einmal festgelegt, sollen sie ja für die Generierung grundsätzlich aller englischen (oder deutschen usw.) Sätze gebraucht werden können. Daß aber eine Wortbedeutung sich in allen ihren Verwendungen durchhalten soll, war für natürliche Sprachen schon immer als nur schwer vorstellbar angesehen worden: Die Phänomene der Kontextabhängigkeit, der Veränderung der Bedeutung und der Bedeutungsunterschiede innerhalb einer Sprache (Gruppensprache, private Besonderheiten des Sprachgebrauchs) widersprechen dem allzu offenkundig, und auch deshalb war ja der Vorschlag der "Verbesserung" natürlicher Sprachen entstanden. - Katz versucht einen Ausweg aus der Schwierigkeit zu finden, indem er allen Bedeutungsnuancen eines Wortes eine eigene Lexikonlesart zuspricht. An seinem Beispiel "bachelor" erscheint das noch einigermaßen einleuchtend und klar; sobald aber der metaphorische Gebrauch von Wortbedeutungen zu bewältigen ist - und metaphorische Beziehungen dürften auch zwischen den relativ selbständig gewordenen Bedeutungen von "bachelor" walten -, müßte das Lexikon ins Uferlose wachsen. Andererseits führt der Versuch, die Einheit des Verschiedenen, die die Wortbedeutung ist, in fixierte Lesarten aufzuteilen, zur Zusammenhanglosigkeit der Lesarten eines Wortes untereinander: Sie haben miteinander nicht mehr (oft weniger) zu tun als mit Lesarten bedeutungsähnlicher Wörter. Daß die lautliche Identität sie in ein engeres Verhältnis zueinander bringt, kann Katz' Theorie, für die ja Phonologie, Syntax und Semantik unabhängig voneinander sind, nicht fassen.

Problem der Abstraktion

Neben dem Mittel, Wortbedeutungen in fixierte Lesarten aufzuteilen, bleibt nur der wohlbekannte Ausweg der Abstraktion: Schwer zu systematisierende Einzelfälle werden in der Analyse nicht berücksichtigt. So erklärt Katz zu Beginn der Analyse von "good", mit welchen Fällen er sich hier nicht beschäftigen will;[1] sicher heißt es dann (wie meist), eine Ergänzung der Beschränkungen, die man vorgenommen habe, sei leicht möglich; aber damit wird überspielt, daß jene Beschränkungen durchaus ein vernünftiges Motiv haben: Sie erhalten die Übersichtlichkeit der Untersuchung. Und wie die Lexikoneintragung z.B. von "good" aussehen soll, wenn eine weitere Unzahl von Lesarten zu berücksichtigen wäre, die alle auch mögliche Verwendungen des Wortes widerspiegeln, wird nicht erklärt.

Diese Bemerkung bezieht sich auf den Versuch der Formalisierung der Bedeutungsbeziehungen von "good" zu Substantiven.[2] Durch den Vorschlag, "good" könne nur mit solchen Substantiven verbunden werden, denen eine Evaluations- (=Bewertungs-)Markierung (für Verwendbarkeit, Pflichterfüllung, Funkionalität usw.) zukommt - sowohl den Lesarten von "good" als auch denen der jeweiligen Substantive wird dann eine semantische Markierung dieser Art, beim Adjektiv eine unbestimmte Variante, zugeschrieben -, versucht Katz, Anomalien wie "the planet is good", "the grain of sand is good", von "the meal is good", "the watch is good", usw. zu unterscheiden. Nun gibt er selbst zu, daß Ausnahmefälle denkbar sind, wo z.B. "Sandkorn" durchaus das Adjektiv "gut" beigestellt werden kann.[3] Da aber auch diese Fälle generierbar sein müssen - sonst wäre der Nutzen der Formalisierung in Frage gestellt -, versucht er, sie auf eine Standardform zu bringen: Etwas ist (dazu) gut, um etwas anderes mit ihm zu tun.[4] In der Lesart von "for" (dt:"um zu" o.ä.) sei eine Anweisung enthalten, in "good" eine alte Bewertung zu ersetzen oder die neu einzuführen, die aus der Infinitivkonstruktion entnommen sei. Sicher wird damit der Möglichkeit Rechnung getragen, spontan neue Bewertungen zu bilden (das betont Katz selbst); dafür scheint es mit der exakten Formalisierung hier eher schlecht bestellt zu sein: Es

1) Vgl Katz, S 260-85

2) Ebda, S 263-69

3) Ebda, S 263

4) Ebda, S 272

müßte eine Regel geben, die verschiedene Ausdrucksweisen auf diese Standardform bringt, es müßten diese Fälle der Verwendung von "for" (bzw "um zu") von anderen unterschieden werden, wo eine solche Anweisung nicht in ihnen steckt u.ä. Übrigens wären dann Fälle wie "Dieses Sandkorn ist gut, es überführt den Verbrecher!" noch nicht erfaßt. Hier "liegt" eher "zugrunde" - besser: dieser Satz läßt sich eher verdeutlichen als: "Es ist gut, daß wir das Sandkorn gefunden haben." Und es bliebe zu klären, wie es mit regelhaften Abweichungen vom allgemeinen Sprachgebrauch bestellt ist (ein Astrologe z.B. mag eine Planetenkonstellation schlankweg als "gut" bezeichnen, ohne situative Begründung - er spricht deswegen nicht eine andere Sprache als wir; andererseits mag der von Katz als Beispiel angeführte Satz "Die Mutter ist gut" für verschiedene Mütter von verschiedenen Beurteilern sehr unterschiedlich gemeint sein - doch auch nicht deshalb, weil sie eine verschiedene Sprache sprechen). Neben der situativen Bewertung wäre also die der kulturellen Konvention strukturell von der bei Ansprüchen des täglichen Gebrauchs zu unterscheiden (insofern, als sie offener für Veränderung ist); außerdem bleiben Fälle individuell bzw. gruppenspezifisch besonderer Bewertung (wie der des Astrologen), die in der Bedeutungsstruktur des allgemeinsprachlichen Wortes "gut", als Möglichkeiten, berücksichtigt sein müßten.

Vielleicht wird durch diese Überlegungen klar, daß eine vollständige Formalisierung der Umgangssprache nicht zu leisten ist - ohne daß die Existenz systematischer Bezüge zwischen Wortbedeutungen und in ihnen damit geleugnet sein soll. Diese wären nur als Moment in der Sprachverwendung zu beschreiben. Wenn das aber zugegeben wird, fällt das Formalisierungsziel, da es sich mit einer Teillösung nicht zufrieden geben kann.

Der Zwang zur Abstraktion wirkt sich andererseits dahin aus, daß minimale Bedeutungsunterschiede vernachlässigt werden müssen (vgl die Reduktion verschiedener Satzkonstruktionen bzw. Einzelwörter auf die Standardform einer situativen Bewertung als "gut"). Sie erscheinen als semantisch irrelevante syntaktische Alternativen. Es läßt sich leicht zeigen, daß hier von Bedeutungsnuancen und von Phänomenen komplexerer Bedeutungszusammenhänge abstrahiert wird (z.B. könnte durch die Wahl einer Konstruktion oder eines Wortes ironisch oder bestätigend auf Früheres angespielt sein).

Fixierung auch semantischer Anomalie

Die Unangemessenheit von Bedeutungsfixierung und Abststraktionszwang wird auch auf komplexerer semantischer Ebene deutlich. Die Menge der korrekt gebildeten Sätze einer Sprache soll zwar unendlich sein, aber bestimmt in dem Sinne, daß von einem Satz genau gesagt werden kann, ob er semantisch normal ist oder nicht. So ist semantische Anomalie definiert als das Zusammentreffen unverträglicher Selektionsbeschränkungen auf einer komplexeren Ebene der semantischen Interpretation eines Satzes. So wird z.B. "It smells itchy" - "Es riecht juckend" - beurteilt.[1)]

Nicht berücksichtigt ist dabei, daß semantische Anomalie Ausdrucksmittel sein kann: Metaphorische Redewendungen beruhen darauf, daß einmal (bewußt) Falsches gesagt wurde, um auf ein wahres Anliegen aufmerksam zu machen; und von diesen gibt es im Bereich des Riechens ja eine ganze Menge ("Das riecht nach Betrug", "Die Affäre stinkt zum Himmel" usw.). Und die Vermischung verschiedener Sinneswahrnehmungen, die für Katz die Anomalie von "It smells itchy" ausmacht, ist v.a. in der dichterischen Sprache als "Synästhesie" häufig anzutreffen. Die Grenze zwischen "normalem" und "anomalem" Gebrauch der Sprache ist also fließend, und darin drückt sich v.a. das Reflexionsmoment aus, aufgrunddessen jeder Sprachbenutzer in seiner Sprache dieser als Regelsystem sich gegenüberstellen kann. Bewußte Anomalien können zu Redewendungen und so halb "normal" werden. - Das bestätigt wieder die These, daß ihr Systemcharakter nur ein Moment der Sprachstruktur ist.

Die Gewöhnung an ursprünglich anomale Sprachgebräuche in Redensarten zeigt übrigens ein Moment des Rechts der von Katz befehdeten Position der "ordinary language philosophy": Es ist nicht so, daß alle in der "Oberflächenstruktur" vorfindlichen Sprachgebräuche auf eine einheitliche Systematik zurückzuführen sein müssen. Das Moment der Gewohnheit (und die offensichtliche Unfähigkeit der Sprachbenutzer, eine in jeder Hinsicht "konsequente" Sprache zu sprechen) erklärt, warum, meist in Redensarten,

1) Katz, S 147

z.B. alte Bedeutungen noch fortexistieren. Für sie müßte von Katz eine eigene Lexikonlesart eingeführt werden, die nicht nur ihre Bedeutung angibt, sondern auch ihren möglichen Kontext genau bestimmt (und die Begrenzung auf einen ganz bestimmten Kontext hat mit "semantischer Unverträglichkeit" nichts zu tun) - eine sehr aufwendige Lösung, da grundsätzlich ein neuer Typ von Notierungen in den Lexikonlesarten benötigt wird (auch wenn er sich als Untertyp der syntaktischen Markierungen notfalls beschreiben ließe: Es fehlt ihm jede Allgemeinheit, wie sie bei anderen syntaktischen Markierungen vorhanden ist).

> Ein Beispiel aus dem Deutschen ist "Kegel" in der Wendung "mit Kind und Kegel". Auch wenn die ursprüngliche Bedeutung - "lediges Kind" [1] wohl kaum mehr verstanden wird, ist die Bedeutung an dieser Stelle von der normalen des Wortes "Kegel" deutlich unterschieden (nämlich ziemlich unbestimmt). - Es dürfte viel angemessener sein festzustellen, daß ein systematischer Bedeutungsgebrauch des Mittelhochdeutschen verschwunden ist und sich nurmehr in einem Fall - begünstigt durch das Vorkommen in der festen Redensart samt deren phonologischer Besonderheit - systemwidrig gehalten hat.

Problem der Bestimmtheit

Wie jeder Versuch, Bedeutungen zu formalisieren, muß auch der Katzsche den Grad ihrer Bestimmtheit genau festlegen. So ist über die Ebene eines Satzes hinaus nach Katz Bestimmung nicht möglich: Hier wird der Abschluß der semantischen Interpretation angesetzt; es bleibt dann höchstens Ambiguität, aber nicht weitere Bestimmbarkeit der Bedeutung. Allenfalls könnte ein zusätzlicher Mechanismus gedacht werden, der zwischen zwei Möglichkeiten der semantischen Interpretation eines Satzes unterscheidet. Nicht zu berücksichtigen ist aber, wenn ein Wort die Fülle seiner Bedeutung erst durch den weiteren Kontext erhält.

> Z.B. genügt es für einen Versuch, sei er mehr essayistisch oder philosophisch, in dem ein Begriff näher bestimmt wird, nicht, diesem Begriff an jeder Stelle seines Vorkommens eine irgendwie abstrakte allgemeinsprachliche Wortbedeutung unterzulegen. Am Ende

1) Vgl Kluge/Götze/Mitzka, S 361

der Untersuchung wird der Begriff gefüllter gebraucht sein als allgemeinsprachlich, gefüllter auch als zu ihrem Beginn - wenn jene Untersuchung irgendeinen Ertrag gebracht hat -, da jetzt das bisher Erörterte im Wort mitgesetzt ist.

Aber auch für den "durchschnittlichen", also solche Begriffserklärungen nicht berücksichtigenden Gebrauch ist meist nachzuweisen, daß die Formalisierung der Bedeutungsstruktur ihn nicht ganz erfaßt. Diese hört wohl mit der Begründung, weitere Bestimmung sei nicht notwendig, dann auf, wenn ein widersprüchlicher Gebrauch des verschieden weiter bestimmbaren Worts nicht mehr möglich erscheint. Selbst wenn diese Begründung akzeptiert würde, ginge so Wesentliches verloren; es läßt sich aber zeigen, daß ein verschieden bestimmbares Wort auch nur in je spezifischen Kontexten gebraucht werden kann.

Der Nachweis soll in der Kritik an Katz' Analyse des Wortes "chase/jagen" geschehen.[1] Um der Einfachheit der Beschreibung willen treibt Katz die Bestimmung einerseits so weit, daß nicht mehr alle Gebräuche von "jagen" erfaßt werden können. So gehöre zur Bedeutung von "jagen", daß sich das Gejagte selbst mit großer Geschwindigkeit bewegt. Das stimmt nicht: Man "jagt" einen Verbrecher - so das Beispiel Katz' - auch dann, wenn er sich in einem Versteck verborgen hält (Bei übertragenen Bedeutungen, für die Katz wohl eigene Lesarten zugestehen würde, stimmt das überhaupt nicht: vgl. die Jagd nach dem Geld, nach neuen Entdeckungen).

Auch der Jagende muß sich nicht schnell bewegen: Auf Verbrecherjagd muß ein Polizist z.B. auch Menschen befragen; auf der Jagd nach wilden Tieren ist es oft nötig, daß man sich an das - u.U. ruhig grasende - Tier anschleicht. Die schnelle Bewegung als Kennzeichnung benötigt Katz aber, um "jagen" von anderen Tätigkeitsverben wie "bewegen" u.ä. zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist also mindestens erschwert.

Andererseits sind feststellbare Differenzen im Sprachgebrauch - wieder, um keine zu hohe Zahl von Lexikonlesarten entstehen zu lassen - übersehen. Es kann leicht gezeigt werden, daß das zu Widersprüchlichkeiten führt. So setzt Katz die Absicht des Jägers vor-

1) Vgl. Katz, S 153ff. - Die Bemerkungen hierzu beruhen - wie frühere und folgende - auf dem mir allein ausreichend bekannten Sprachgebrauch des Deutschen; da aber die Inadäquatheit der Katzschen Analysen nur beispielhaft gezeigt werden soll, ist es unwesentlich, ob die Kritik im konkreten Fall aufs Englische zu übertragen ist - was mir meist wahrscheinlich ist - oder nicht. Ähnliche Beispiele müßten im Englischen ebensogut zu konstruieren sein.

aus, zu versuchen, ein Y zu fangen. Das ist bei "Ein Buschmann jagt eine Giraffe" und bei "Die Polizei jagt einen Mörder" der Fall, und Katz würde wohl beide Sätze als Vorkommnisse derselben Lesart von "jagen" betrachten. Die Absicht der Jagd ist aber verschieden: Einmal soll das"Jagdobjekt" gefangen und vor Gericht gestellt, das andere Mal getötet und verspeist werden (Beides ist in Katz' Beschreibung als "fangen" zusammengefaßt). In Sätzen wie "Die nigerianischen Polizisten jagten sich zum Mittagessen eine Giraffe" und "Die nigerianischen Polizisten jagten sich zum Mittagessen einen Verbrecher" tritt aber der Bedeutungsunterschied beider "jagen" heraus. Es zeigt sich, daß Unbestimmtheit einer Lesart dazu führen kann, daß falsche Sätze generiert werden.

Das sind nur Probleme des unmetaphorischen Sprachgebrauchs; sie schon verlangen eine Aufblähung der Lesarten von "jagen" auf mindestens acht (langsames und schnelles sich-bewegen von Subjekt und Objekt der Jagd müssen untereinander und mit den Absichten der Jagd kombiniert werden) - sicherlich könnte das noch ausgedehnt werden - oder aber die Reduktion der semantischen Markierungen aufs völlig Unbestimmte.

Was mit Fällen wie den Gedanken, die sich jagen oder - wieder anders - dem jagenden Puls geschehen soll, dürfte schwer zu erklären sein: Niemand verfolgt hier ein physisches Objekt - der von Katz reklamierte Unterschied zu Verben wie "denken" und "sich erinnern" fällt also weg -, niemand will dementsprechend etwas fangen usw.

Ob es möglich ist, die Lesarten aller Wörter einer Sprache auf eine finite Anzahl zu begrenzen, erscheint nach dieser eher flüchtigen Analyse als eine ernsthafte Frage. Letztlich muß alles empirische Wissen im Zusammenhang mit einem Begriff in diesen hineingestopft werden, um Fehler zu vermeiden. Wo die grammatische Inkonsistenz aufhört und wo die empirisch zu widerlegende Falschheit anfängt, ist mit Katz' Semantik nämlich nicht klar zu entscheiden.

So würde Katz dem Wort"Löwe" sicher die semantische Markierung "tierisch" zuordnen (vgl sein Vorgehen bei "bachelor"). Das würde Prädikate, die nur von Sachen gebraucht werden können, von einer Kombination mit diesem Wort ausschließen. Z.B. müßte also "Löwen schmelzen bei 300 Grad C" grammatisch falsch sein.

Diese Markierung schließt auch die Verbindung mit allen nur für Pflanzen geltenden Prädikaten aus. Grammatisch falsch wäre also auch: "Löwen blühen von Juni bis August". (Wie steht es aber - das nur nebenbei - mit einem "Löwen in der Blüte seiner Jahre"?)

Schließlich lassen sich auch Prädikate, die nur für Menschen gelten, (sprechen, verkaufen, promovieren) von Löwen deshalb nicht aussagen. Der Löwe der Fabel wäre dann ein anderer Begriff (bzw. eine andere Lexikon-Lesart). Das ist in gewisser Weise ja auch richtig, nur erscheint es wenig sinnvoll, den Unterschied zu formalisieren.

Ist aber auch grammatisch bestimmt, daß der Löwe ein Säugetier, ein Raubtier usw. ist? Sind Sätze wie "Löwen fliegen bei schlechtem Wetter besonders niedrig" oder "Löwen saugen Nektar aus Pflanzenblüten" grammatisch oder empirisch falsch? - Ich vermag einen Unterschied in der Art des Unsinns nicht festzustellen.

Schließlich gibt es spezielle Eigenschaften, z.B. betreffend Verbreitungsgebiet und Farbe, die wohl sicher nur empirisch festgelegt sind. Sind aber antarktische oder schwarz-weiß-rot gestreifte Löwen weniger merkwürdig als die oben konstruierten? Katz könnte eine Grenze hier nur willkürlich ziehen.

Klärung von "Synonymie" und "Analytizität"?

Katz beansprucht, den Streit um die semantisch zentralen Begriffe von Synonymie und Analytizität (er nennt noch: "semantisch anomaler Satz in (sc.: der Sprache) L", "semantisch mehrdeutiger Satz in L") entscheiden zu können, indem er Carnaps Vorschläge durch bessere, die auch Quine akzeptieren müßte, ersetzt[1].

Der entscheidende Vorteil der neuen Fassung der Begriffe liege darin, "daß ihre Definitionsbedingung ausschließlich in formalen Charakteristika semantisch interpretierter tieferliegender phrase markers gegeben wird, so daß keiner dieser Begriffe selbst in der Definition irgendwelcher anderer zu erscheinen braucht"[2].

---

1) Vgl Katz S 156-60, zur Analytizität: S 171-204. Da die Argumentation zur Analytizität ähnlich läuft (laufen muß) wie zur Synonymie, genügt hier die Beschränkung auf diese (Deswegen werden auch die Fälle semantischer Anomalie u. Mehrdeutigkeit hier nicht berücksichtigt).

2) Katz, S 158

Katz klärt die Synonymie einzelner Wörter und ganzer Sätze zusammenhängend. So wird die Synonymie zweier Sätze zunächst einmal abgeleitet aus der Synonymie einzelner Konstituenten dieser Sätze. Jedem Konstituenten werden - je nachdem, ob er eindeutig oder mehrdeutig ist - eine oder mehrere Lesarten zugeordnet (Diese Lesarten sind gemäß den Projektionsregeln letztlich aus den einfachen Lexikonlesarten für die kleinsten syntaktischen Einheiten, die Wörter bzw. die Morpheme, gebildet. Stimmen nun je eine - von mehreren - Lesarten bei zwei Konstituenten zusammen, spricht Katz von "synonym in einer Lesart". "Vollständig synonym" sind zwei Konstituenten C_1 und C_2 "dann und nur dann, wenn die C_1 und die C_2 zugeordneten Mengen von Lesarten identisch sind." Diese Definition gilt für Satzteile wie für Einzelwörter.

Gegen eine solche Zurückverlegung des Problems der Synomymie lassen sich Bedenken äußern wegen der eigenen Schwere der Oberflächenstruktur (vgl dazu auch, was zur Berechtigung des Standpunkts der ordinary-language-philosophy gesagt wurde): Der Lautkörper eines Wortes und je besondere Redewendungen müssen berücksichtigt werden, wenn die Synonymie zweier Wörter ganz exakt festgestellt werden soll. Beispiele für solche Ungenauigkeiten sind von der bekannten logischen Crux des reflexiven Sprachgebrauchs geläufig: Sätze wie "'Cicero' hat sechs Buchstaben" machen die Synonymie "Cicero = römischer Redner mit dem praenomen Marcus und dem nomen gentile Tullius" zunichte. Da Katz solche Beispiele sicher kennt, ist anzunehmen, daß er auf den logischen "Nutzen" der Synonymie, die Ersetzbarkeit des Identischen, verzichtet. Sein Synonymiebegriff ist also reduziert.

Die Problematik des Konzepts der Lexikonlesart war schon herausgestellt worden: Es unterstellt fixierte, je isolierte Partikel, wo eine in sich differenzierte Einheit vorliegt. Das künstliche Konzept der Lexikonlesart ist also eine fragwürdige Basis für die Definition der Synonymie.

Auf eine zentrale Frage geht Katz nicht ein: Goodman hat überzeugend gezeigt, daß es keine vollständige Synonymie zweier Wörter geben kann, sondern nur eine "Synonymie des Grades".[1] Wird das berücksichtigt,

1) Vgl Goodman (in Linsky)

wird eine Formalisierung der Synonymie unmöglich - es sei denn, man versucht, ihren Begriff reduzierend zu fassen oder die Sprache, wie relativ behutsam auch immer, zu "rekonstruieren" (vgl das Lesarten-Konzept).

Quine würde übrigens Katz' nicht behavioristisch begründete Analyse der Synonymie von vorneherein ablehnen.

4.3. Die generative Semantik[1)]

Die Kritik der generativen Semantik an der Chomskyschen Transformationsgrammatik (und an deren semantischer Ergänzung durch Fodor und Katz) dürfte bekannt sein:[2)]

Kritik an Chomsky/Katz

- Der Chomskysche Begriff einer "syntaktischen Tiefenstruktur" im Sinn einer genauen Trennung von syntaktischen und semantischen Operationen bei der Generierung von Sätzen - sodaß die syntaktische Tiefenstruktur Ausgangspunkt wäre für die Generierung der syntaktischen Oberflächenstruktur und der semantischen Komponente[3)] - wird abgelehnt, meist unter Hinweis auf die Notwendigkeit, von der Ökonomie der Beschreibung her einen Typus von Regeln annehmen zu müssen, die die syntaktische und die Bedeutungsstruktur eines Satzes gleichzeitig bestimmen.

- Konsequenterweise wird die These von der "autonomous syntax" Chomskys abgelehnt: Die Syntax zu formalisieren, ohne sich auch mit der Semantik einer Sprache zu beschäftigen, sei unmöglich.

---

1) Wie Fodors und Katz' Ansatz kann auch diese Richtung der Linguistik nur an einem Beispiel kritisiert werden. Vgl o. S 187 Anm 1)

2) Vgl hierzu v.a. Lakoff (1), aber auch Lakoff (2), z.B. S 10-14f, schließlich 'Abraham', S XII.

3) Die Rede vom "Ausgangspunkt" der Generierung darf nicht zu genau genommen werden: Für Chomsky/Katz läuft die Generierung wohl vielmehr - vereinfacht - von der syntaktischen Oberflächenstruktur zur Tiefenstruktur und von da zur semantischen Komponente bzw. genau umgekehrt (Sprecher bzw. Hörer); Lakoff will von einer "Richtung" der Generierung überhaupt nicht sprechen, eher von einem Regelkreis.

- Deshalb könne schließlich auch die semantische Komponente nicht völlig anders strukturiert sein als die syntaktische (gegen Katz). Vielmehr sollen Wortbedeutungen die Struktur von phrase - markers (also von Satz-Stammbäumen) haben. Die Struktur der Wortbedeutungen ist auch grundsätzlich komplizierter angesetzt als bei Katz, an dessen Modell besonders kritisiert wird, daß es zu wenig Möglichkeiten lasse, die Beziehungen der Einzelbedeutungen zu den anderen im Satz auszudrücken. Die generative Semantik greift dazu auf die Mittel zurück, die die symbolische Logik entwickelt hat (Modallogik, Logik der Präsuppositionen u.a.).

Die Argumentation gegen Chomsky scheint überzeugend, und es ist sicherlich sinnvoller, die Sprache als Funktionsganzes zu betrachten, als sie in voneinander völlig unabhängige Teile zu zerlegen (Für das Verhältnis von Syntax und Phonologie, aber auch von Semantik und Phonologie gilt sicher grundsätzlich Ähnliches wie für das von Semantik und Syntax, auch wenn die Verbindungen der phonologischen zu den anderen Komponenten der Sprache zunächst weniger wesentlich erscheinen mögen).

Und doch erscheint dieser Fortschritt unter anderer Perspektive eher als gering: Die an Katz entwickelten Aporien wiederholen sich in ganz wesentlichen Punkten bei Lakoff. Sie lassen sich, wie bei Katz, auf die Verabsolutierung des logischen Moments der Sprache zurückführen. - Sicher ist Lakoff im Entwurf einer systematischen Sprachtheorie eher vorsichtig. Er untersucht vielmehr Einzelprobleme und schlägt dafür Lösungen vor. Insofern ist er etwas weniger leicht zu kritisieren als Katz. Das Ziel, eine formalisierte Darstellung des Funktionierens natürlicher Sprachen, ist aber grundsätzlich nirgends eingeschränkt[1].

Bestimmtheitsideal

Wie bei Katz führt das Ziel der Formalisierung zum Ideal der Bestimmtheit eines jeden Satzes. Ein Satz kann aber erst als bestimmt gel-

1) Vgl v.a. die grundsätzlichen Erwägungen in den "Abschließenden Bemerkungen" zu Lakoff (2), S 148-53.

ten, wenn durch die formulierten Regeln einer Sprache erklärt werden kann, warum an dieser bestimmten Stelle einer Rede genau dieser Satz und kein anderer generiert wurde. Für Lakoff gilt dieser hohe Maßstab nach seinem eigenen Anspruch, denn er meint, langfristig die Pragmatik aus seiner Theorie ausschalten zu können. Sieht man sich die von ihm formulierten (bzw. von anderen "generativen Semantikern" übernommenen) Regeln daraufhin an, ob sie bestimmte Sätze zu generieren imstande sind, stellt man bei allen Beispielen eine gewaltige Unterbestimmtheit fest. Dagegen wäre eine Verteidigung mit dem wohlbekannten Hinweis auf die Vorläufigkeit der Untersuchung usw. noch möglich - es läßt sich aber zeigen, daß die Unterbestimmtheit so groß ist, daß man fragen kann, ob jenes Ideal der Bestimmtheit noch sinnvoll aufrechterhalten werden kann.

So wird im zweiten Kapitel die Regel der "Adverb-Voranstellung" genannt[1]. Auf die semantische Ursache ihres Einwirkens aber ist überhaupt nicht eingegangen.
An einem Beispielsatz Lakoffs - "Sam smoked pot last night" kann zu "last night, Sam smoked pot" werden, - soll möglichen Ursachen des Einwirkens der Regel nachgegangen werden. Es wäre dann zu fragen, wie solche Ursachen sich innerhalb einer umfassenden Sprachtheorie, wie sie die "generative Semantik" zu sein beansprucht, formalisieren lassen.
Am einfachsten wäre es, im Kontext des betreffenden Satzes eine Frage anzunehmen, die sich nach genau den Umständen erkundigt, die das vorangestellte Adverb beschreibt (im Beispiel etwa: "Wann hat Sam Hasch geraucht?"). Das ist aber selbstverständlich nur eine mögliche Lösung. Die Frage kann auch unausgesprochen sein, weil sie alle Gesprächsteilnehmer beschäftigt oder sich als selbstverständlich nahelegt. (Dann müßte zur Formalisierung so etwas wie eine implizite "zugrundeliegende Struktur" von Gesprächen angenommen werden). -
Es kann aber auch sein, daß der Sprecher gar nicht auf eine Frage antwortet, sondern durch die Voranstellung ausdrückt, daß ihm das im Adverb Enthaltene das wichtigste in seiner Mitteilung ist. Die Voranstellung hätte also neben der ersten - der Antwort-Verdeutlichung- eine zweite der Betonung.
Die Frage vorher muß nicht auf die Umstände einer Handlung gegangen sein: Es mag so sein, daß diese Handlung überhaupt in Frage gestellt wurde (u.U. auch nicht durch eine Frage, sondern durch eine Behauptung; im Beispiel etwa: "Ich glaube nicht, daß Sam je Hasch

1) V.a. Lakoff (2), S 4-7

geraucht hat"). Hier wurde also der Gehalt einer Frage/einer Behauptung eingeschränkt und im Satz mit der Adverb-Voranstellung bestätigend wiederholt.
Es könnte aber auch gefragt worden sein, was gestern eigentlich unternommen wurde (um in unserem Beispiel zu bleiben). Je nachdem, ob genau nach gestern nacht gefragt war oder nur nach dem letzten Tag, der letzten Zeit, würde die Voranstellung von "letzte Nacht" eine Anknüpfung an die Frage bedeuten (der Gehalt des vorangestellten Adverbs wäre dann ganz unwesentlich) oder auf die differenzierende Aufzählung hinweisen (gestern nacht, gestern morgen...).
Es müssen aber gar nicht semantisch beschreibbare Gründe eine solche Entscheidung bestimmen: Genausogut mag die persönliche Vorliebe eines Menschen für die Adverb - Voranstellung bestimmend sein, auch seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe und deren Sprache (diese Möglichkeiten deutet Lakoff an). Es mag aber auch sein, daß semantische und soziolektische/idiolektische Ursachen sich überschneiden (Ein Sprecher könnte die Vorliebe haben, nur Adverbien der Zeit voranzustellen, ansonsten die Regel "normal" gebrauchen).
Weiterhin ist für die Konstitution der Regeln der Adverb-Voranstellung zu berücksichtigen, wie weit Frage oder Bezugswort im Kontext entfernt sein dürfen, ohne daß der Mechanismus der Voranstellung gestört wird. Es ist dabei möglich, daß bestimmte Textsorten (die Rede eines anderen, Imperative u.ä.) eine größere Potenz der Behinderung enthalten. Dies ist selbstverständlich wieder auf allgemeine sprachliche bzw. idiolektische/sozialektische Vorlieben zu untersuchen.
Schließlich könnte es sein, daß bestimmte Adverbien oder Typen von Adverbien bevorzugt werden. Bei der Charakteristik dieser Typen ist an verschiedene Unterscheidungsmerkmale - syntaktische (Einwortadverbien und komplexe Gebilde werden z.B. sicher verschieden behandelt), semantische bzw. logische und phonologische (Es könnte ja sein, daß jemand die Adverb-Voranstellung nur durchführt, wenn das Adverb ein n in seiner Anfangssilbe hat) zu denken.

All diese Möglichkeiten - und ich habe nicht angestrebt, sie vollständig aufzuzählen - müßten als solche in einer Formalisierung berücksichtigt werden, auch wenn viele von diesem oder jenem Sprecher sicher nicht genutzt werden. Keine steht nämlich im Widerspruch zur Sprache, und ein Sprecher könnte sie verwenden. Die Formalisierung der Sprache wäre mißglückt, kaprizierte ein Sprecher sich auf eine nicht berücksichtigte Möglichkeit.

Und selbst wenn all dies formal zu berücksichtigen wäre, bliebe das Ergebnis eine Ansammlung eben von unbestimmten Möglichkeiten, den Kon-

text eines bestimmten Satzes so genau zu beschreiben, daß die Adverbvoranstellung resultieren muß (und nicht nur eine beliebige Alternativmöglichkeit darstellt), dürfte nur im einzelnen Fall zu leisten sein, eine Typisierung, sodaß eine Voraussage der Voranstellung zu geben wäre, ist exakt und vollständig wohl unmöglich.

Ob der Versuch einer so detaillierten Formalisierung überhaupt sinnvoll ist, kann man mit Recht fragen - die Änderung einer Vorliebe oder Gewohnheit läßt sich in ihr nämlich immer noch nicht adäquat berücksichtigen, allenfalls so, daß die Entscheidung zwischen verschiedenen Alternativen offen bleibt; diese Offenheit wäre aber eine dauernde Eigenschaft der Sprache. Es wäre nur ein Maß an faktischer Unbestimmtheit, bei theoretisch behaupteter völliger Bestimmbarkeit - durch Befragung der Sprecher wäre sie notfalls sicher zu erreichen - konzediert, nicht aber der Prozeß der Sprachentwicklung festgehalten.

Nun würde natürlich kein formalistisch orientierter Linguist ein solches Maß an Bestimmtheit tatsächlich anstreben. Er würde vermutlich erklären, als Linguist müsse er an dieser oder jener Stelle eine Grenze ziehen, der Rest falle dann ins Gebiet vielleicht der Sprachpsychologie oder einer anderen Wissenschaft. Ganz abgesehen von der recht überraschenden Weise, wie verschiedene Wissenschaften so von der Linguistik ihre Beschäftigungsfelder nahegelegt bekommen- gerade die generative Semantik mit ihrer Erkenntnis, daß der Regelapparat der Sprachgenerierung als Einheit gesehen werden muß, kann schlecht sagen: Bis hierher geht die linguistische Komponente, und dort fängt die sprachpsychologische Komponente (oder welche immer) an. Eine Verbindung beider deutete sich ja auch schon an: Psychologisch zu beschreibende Gewohnheiten können die Anwendung linguistisch zu erfassender Regeln modifizieren.

Ein weiterer Aspekt, unter dem das Bestimmtheitspostulat die formal orientierte Linguistik in die Aporie führt, setzt beim Kontextproblem an.

Lakoff erweitert - gegen Katz - den relevanten Kontext über den Einzelsatz hinaus. Das ist sicherlich konsequent und richtig. Es findet sich aber m.W. nirgends bei Lakoff eine Angabe, ob er eine neue Grenze festzulegen imstande ist, bis wohin der Kontext als linguistisch relevant zu gelten hat.

> Daß eine Neubestimmung nicht geschieht, verwundert schon deshalb nicht, weil mit rein quantitativen Maßstäben das Problem nicht zu lösen ist: Die Beschränkung auf ein Gespräch - als die nächste pragmatisch einigermaßen abzugrenzende Einheit - läßt sich nicht halten, weil die Partner ja einen aus früheren Gesprächen überkommenen Sprachgebrauch verwenden können. Wenn es sich um eine Gruppe handelt, die persönlich oder sachlich eng aneinander gebunden ist, muß es gar nicht genau das letzte Gespräch sein, das den Sprachgebrauch bestimmt. Es wird also ein fließender Übergang zwischen Bedeutungsbestimmung durch den weiteren Kontext und durch gruppensprachliche Eigenheiten deutlich.
> Neben dem Gesprächskontext kann auch der Zusammenhang der Rede und des Denkens eines einzelnen bewirken, daß er bestimmte Worte oder Redewendungen in besonderer Bedeutung gebraucht. Auch bei diesem - sicher grundsätzlich weniger bedeutenden - Aspekt "fließt" der Umfang des relevanten Kontextes von einem Stück einer Rede oder Predigt bis zum Korpus aller (schriftlichen und mündlichen) Äußerungen eines Menschen (Aufgrund solcher Zusammenhänge in der Sprache eines Menschen wird ja erst die Herstellung von Begriffsregistern und -lexika zu einzelnen Autoren sinnvoll).

Es wird nichts übrigbleiben, als auch hier ein gewisses Maß an Unbestimmtheit der Bedeutung zu konzedieren. Problematisch ist dabei, daß die Richtung einer möglichen Weiterbestimmung durch den Kontext nicht festzulegen ist. Hat die Weiterbestimmung Rückwirkungen auf die "ursprüngliche" Bedeutung (So kann ein Aspekt einer Bedeutung andere verdrängen: Der sachliche Gehalt der bisherigen Diskussion z.B. des Begriffs "Freiheit" bestimmt unweigerlich die Bedeutung des Ausdrucks im weiteren Fortgang - vgl. o. S. 200), dann muß entweder die Bedeutung des Wortes in weitere Nuancen ausdifferenziert werden oder man müßte einen abweichenden, ungrammatischen Sprachgebrauch feststellen. Dadurch wird aber ein einheitliches sprachliches Phänomen auf zwei ganz verschiedene Weisen berücksichtigt (genauer: beiseitegeschoben).

Letztlich hat das Bestimmtheitsproblem auch mit dem von Form und Gehalt zu tun: Nirgends in der Sprache sind beide voneinander zu trennen. Wenn man die Form der Bedeutungsverwendung nur genau genug untersucht, stellt man fest, daß sie von inhaltlichen - z.B. kontextuellen - Gegebenheiten nicht unabhängig ist.

Es läßt sich also zeigen, daß ohne Anerkennung eines gewissen Maßes an Unbestimmtheit Lakoffs wie jeder Formalisierungsversuch natürlicher Sprachen vor unüberwindliche Probleme sich gestellt sieht. Man sucht aber bei Lakoff vergeblich nach einer Anerkennung dieser Unbestimmtheit (geschweige denn findet man eine Würdigung ihrer spezifischen Leistung). Vielmehr wird überall in Fällen offensichtlicher Unbestimmtheit eine zugrundeliegende genau bestimmte grammatische Struktur hypothetisch angesetzt.

So wird postuliert, ein jeder (Aussage-Frage- und Befehls-) Satz müsse verstanden werden als eingebettet in einen performativen Satz (Z.B.: "Ich ging gestern spazieren" soll zu analysieren sein als: "Ich sage (o.ä.) dir, daß ich gestern spazieren ging")[1].

Die Argumentation, mit der Lakoff dieses Postulat verteidigt, verweist auf eine Eigenart der Voranstellungsregel: Sie könnte in einfachen Sätzen genauso wirken wie in solchen, die in einen performativen Satz eingebettet sind, nicht aber in solchen, die in irgendeinen anderen Satz eingebettet sind.
Lakoffs Beispiel: "Egg creams, I like" und
"John says that egg creams, he likes"
nicht aber: "John dreamed that egg creams, he likes".
Diese Argumentation gilt nun nur fürs Englische - evtl. nur für Lakoffs Englisch, wie er selbst zugibt -[2], jedenfalls aber nicht fürs Deutsche. Das macht sie als Beweismittel für eine so weitgehende Folgerung untauglich. Im Deutschen ist Voranstellung eines Satzgliedes nämlich auch im Nebensatz bei vielen regierenden Verben erlaubt, wenn der Nebensatz nicht mit "daß" oder einer anderen Konjunktion eingeleitet ist (z.B. ist, anders als im Englischen, korrekt:

1) Vgl Lakoff (2), S 23 - 28
2) Vgl ebda, S 25 Anm. 3

"John träumte, Eiercremes hätte er gerne"). Dagegen ist bereits unmöglich: "John sagt, daß Eiercremes er gerne hat" - wohl aufgrund der für den Nebensatz genau festgelegten Wortstellung. Entscheidend fürs Deutsche scheint also der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Konjunktion zu sein.
Umgekehrt lassen sich - und das gilt vermutlich auch fürs Englische - Beispiele finden, in denen gewöhnliche Aussagesätze und Konstruktionen mit Performativa sich unterscheiden: Sobald z.B. der eingebettete Satz (die Proposition) ein Satzgefüge ist, läßt sich auf dieses allein vielleicht noch die Voranstellungsregel anwenden, nicht aber auch auf das Satzgefüge mit performativem Verb. Man vergleiche das Beispiel: "Bald, so hoffte John, würde er zurückkommen können"; nicht aber: "Ich behaupte, John hoffte, daß er bald würde zurückkommen können".
Andere Schwierigkeiten von Lakoffs Hypothese gelten wohl ebenso fürs Englische wie fürs Deutsche: Ist bei längeren Redeabschnitten einer Person vor jedem Satz ein Performativum zu konstruieren? Wenn nein: Dann müßte eine Regel zusätzlich angenommen werden, die die zunächst zu generierende Konjunktion von daß-Sätzen (z.B.: "Ich sage Euch, daß das so war, und daß..., und daß... usw.") in einzelne Hauptsätze an der Oberfläche wieder auflöst.
Wie sieht es aus, wenn von fremden Behauptungen/Erzählungen usw. berichtet wird? "John träumte, er hätte Eiercremes gerne" muß, wenn "ich" es sage, analysiert werden als "Ich sage Dir, daß John behauptete, er habe geträumt, er hätte Eiercremes gerne". Oder kann der Teil "daß John behauptete" fehlen? Wer oder was unterscheidet zwischen beiden Möglichkeiten? - Worin die Vereinfachung liegen soll, die Lakoffs Annahme hier bringen könnte, ist mir nicht klar.
Schließlich ist der Bedeutungsunterschied, den in jeder Sprache das Hinzufügen von Sätzen wie "Ich sage Dir..." ausmacht, nicht gesehen. Der Gehalt von Sätzen, die mit dieser Formel eingeleitet sind, wird mit viel größerer Entschiedenheit vertreten, quasi zur These erhoben; mindestens wird ein möglicher Zweifel abgewehrt. Es müßte deshalb für die Tiefenstruktur der Sätze, bei denen ein performatives Verb nicht an der Oberfläche erscheint, ein neues "Wort" mit einer ganz schwachen performativen Bedeutung angesetzt werden (das wäre der Vereinfachung der Beschreibung einer Sprache sicher nicht förderlich), da alle natürlich-sprachlichen performativen Verben einen je eigenen Akzent der Bedeutung haben. Ohne diesen wären sie nämlich überflüssig (genauso wie Lakoffs Konstruktion, kann man sich kaum enthalten hinzuzufügen).
Ähnlich steht es mit dem Adressaten im hypothetisch zugrundeliegenden performativen Satz: Wenn ich - z.B. - in einer Gesprächsrunde einen Satz äußere, bleibt häufig unbestimmt, an wen genau ich ihn richte (je nachdem, wer mir gerade zuhört) - Die grammatische Form des zugrundeliegenden Satzes verlangt aber eine Entscheidung zwischen "Dir" und "Euch" (in manchen Sprachen kommt noch die Al-

ternative des Dual "Euch beiden" hinzu). Schriftliche Äußerungen in Aufsätzen, Dissertationen usw. haben gar keinen bestimmten Adressaten; schließlich gibt es Äußerungen, in denen das expressive Element so dominiert, daß ein Partner der "Kommunikation" überhaupt nicht zu existieren scheint. Wieder könnten die Probleme - bis auf das letzte - nur beseitigt werden, wenn ein neues "Wort", das nur auf der Ebene der zugrundeliegenden Struktur zu finden wäre, erfunden würde - ein allgemeiner Adressat[1].

Die Argumente für die zugrundeliegenden performativen Sätze sind so leicht zu widerlegen, daß bei Lakoffs Konstruktion andere als nur beschreibende Interessen im Spiel gewesen sein müssen. Im Hintergrund könnte die alte logische Auffassung aller Aussagen als Behauptungen stehen und der erhoffte Vorteil der Vereinheitlichung: Fragen, Befehle und Aussagesätze ließen sich dann auf ein Satzmuster zurückführen. Die Intention der "natürlichen Logik" scheint zwei nicht ganz widerspruchsfreie Momente miteinander vereinigen zu wollen, und im Zweifelsfalls entscheidet sie sich für die Logik.

Die Bestimmtheitsvoraussetzung gegenüber den natürlichen Sprachen zeigt sich auch, wenn Sätze als mehrdeutig bezeichnet werden, die lediglich nicht voll bestimmt sind, wo Bestimmtheit von der Sprache aber auch gar nicht angestrebt ist.

Die Betrachtung von Lakoffs Beispiel kann diese zunächst vielleicht etwas dunkle Behauptung schnell klären. Der Satz "Jener Archäologe entdeckte neun Tafeln" sei mehrdeutig, weil er entweder heißen kann, "daß der Archäologe eine Gruppe von neun Tafeln entdeckte, oder daß die Anzahl der Tafeln, die er entdeckte (,) zwar zusammen neun ergab, die Tafeln sich aber nicht in einer Gruppe befunden haben mö-

---

1) Die Argumentation bei Imperativsätzen (auch hier sei ein performativer Satz vorauszusetzen) ist ähnlich zu kritisieren, ebenso wie ein weiteres Argument betreffs der Aussagesätze (Lakoff (2), S 29 - 32). Sätze wie "watch your (aber nicht: my, his, her) step" zeigen nur, daß in der Imperativform des Verbs ein Verweis auf eine zweite Person implizit enthalten ist (früher in der Endung des Verbs enthalten, jetzt zweifelsfrei noch durch Spitzenstellung des Verbs im Satz signalisiert), die bei reflexiv gebrauchten Verben in Kongruenzanforderungen erscheint, sie weisen aber nicht auf ein zugrundeliegendes Satzgefüge hin.

gen"[1]. Wenn man so argumentiert, ist auch "entdeckte" mehrdeutig: Der Archäologe kann die Tafeln, die vorher völlig unbekannt waren, aus dem Wüstensand gezogen haben, er kann sie aber auch beim Aufräumen seines Schreibtischs unter den Unterlagen für die Steuererklärung wiedergefunden haben. Genauso "mehrdeutig" ist "Tafeln": Entdeckte er neun Schiefertafeln, die der Universitäts-Hausmeister angeschafft hatte? Oder entdeckte er neun Schokoladetafeln, die sein Sohn aus der Küche stibitzt und in seinem Zimmer versteckt hatte[2]? Am allermehrdeutigsten ist natürlich "jener": Welcher von den 2687 (oder wieviel immer) lebenden und toten Archäologen ist gemeint? Mit ähnlicher Kritik waren einst die Logiker gegen die "Vagheit" der Umgangssprache zu Felde gezogen. Manch einer mag versucht gewesen sein zu hoffen, Wittgenstein habe den Unsinn solcher Kritik in den "Philosophischen Untersuchungen" für alle deutlich gemacht. Zumindest das Denken, das hinter jener Kritik stand, existiert aber offensichtlich noch immer.
Vielleicht ist an der Diskussion dieses Beispiels auch der Unterschied zwischen sprachlicher Mehrdeutigkeit (z.B. Homonymie, mehrere Bezugsmöglichkeiten eines Relativsatzes, eines Pronomens u.ä.) und (funktionaler) Unbestimmtheit aller natürlich-sprachlichen Äußerungen noch einmal klar geworden.

Abstraktionstendenz

Der Aufweis der unendlichen Bestimmbarkeit (Humboldt) der Bedeutungen einer Sprache zeigte schon, daß die formale Semantik Bedeutungsdifferenzierungen abschneiden, von ihnen abstrahieren muß. Es läßt sich, ähnlich wie bei Katz, zeigen, daß diese Abstraktionstendenz auch im schon ausgeführten Teil der Sprachbeschreibung wirksam ist und somit das Ziel (Beschreibung natürlicher Sprachen) um des logischen Formalismus willen verlassen wird.

Die Tendenz zur Abstraktion hängt mit dem Ziel der möglichst einfachen Darstellung einer Sprache zusammen (das Ziel der "signifikanten Generalisierung" entscheidet so z.B., daß eine Regel besser ist als zwei andere, wenn die eine zur Erfassung eines Phänomens ausreicht[3]).

---

1) Lakoff (2), S 16
2) Ob im Englischen "tablet" genauso verschieden gebraucht wird wie das deutsche "Tafel" weiß ich nicht; es ließen sich aber sicher abgewandelte englische Beispiele konstruieren.
3) Vgl. Lakoff (2), S 15

Diesem Ziel der Vereinfachung dient auch, wenn möglichst viele oberflächlich verschiedene Sätze auf eine zugrundeliegende Struktur reduziert werden. - Hier kehrt dann das alte Problem der Synonymie wieder.

> So wird behauptet, "If he makes one more crack like that, I'll slug him" sei synonym mit "One more crack like that, and I'll slug him". Im zweiten Fall sei die if-then-Konstruktion vom Sprecher "präsupponiert"[1].
> Wie immer in solchen Fällen werden Bedeutungsdifferenzen übersehen. Zweifellos ist der zweite Satz umgangssprachlich wahrscheinlicher: Er ist knapper und kommt sofort auf den zentralen Punkt, während im ersten Fall "if he makes" vorgeschaltet ist. Darüberhinaus ist aber nicht zu übersehen, daß "and", ähnlich deutsch "und", hauptsächlich die Bedeutung hat, zwei Ereignisse, Zustände usw. als miteinander verbunden, untrennbar gemeinsam auftretend zu zeigen (also nicht die Beziehung von Ursache und Folge ausdrückt). So ist im zweiten Satz auch die Bedeutungsnuance enthalten, daß an der Verbindung beider Ereignisse - der Bemerkung und der Ohrfeige - nicht zu rütteln ist, daß sie sozusagen gleichzeitig ablaufen. Insofern ist er eine verstärkende Variante des ersten.
> Überhaupt machen sich formal orientierte Linguisten höchst selten die Mühe, darüber nachzudenken, warum denn nun der eine oder andere zweier angeblich völlig synonymer Sätze gewählt wird[2]. Wenn überhaupt etwas, dann wird man zu hören bekommen, es dürften Motive des größeren Wohllauts, persönliche Vorlieben o.ä. ausschlaggebend sein - nie aber werden semantische Motive zugegeben.

Abstraktive Synonymie läßt sich auch nicht vermeiden in der Konstruktion der "Primitivprädikate"[3]. Danach ist die Semantik der Prädikate einer Sprache zu fassen als System aus einer endlichen Menge von Primitivprädikaten als "Atomen". Komplexe Prädikate sollen sich, nur mit den von der generativen Semantik entwickelten Mitteln, aus primitiven eindeutig aufbauen lassen.

---

1) Vgl. Lakoff (2), S 11 - 14
2) Vgl. z.B. auch die drei Beispiele Abrahams in der Einleitung zu Lakoff (2), S XVIf, wo es auch um die Zurückführung auf eine einheitliche Struktur geht: "Alle modalen Komponenten (Satzadverbiale, Modalverben, übergeordnete Modalmodifikationen)" sollen "als höhere Prädikate" im Phrasenstrukturbaum notiert werden können.
3) Lakoff (2), S 83 - 107

Beispiele Lakoffs dafür sind: "to persuade" wird, je nachdem, ob es deutsch "überreden" oder "überzeugen" entspricht, als "CAUSE - COME ABOUT - BELIEVE" oder als "CAUSE - COME ABOUT - INTEND" analysiert, "accuse" als "SAY - RESPONSIBLE FOR", "bring" als "CAUSE TO COME".

Das Ziel dieser Konzeption ist klar: Sie bringt eine wesentliche Vereinfachung der Beschreibung einer Sprache. M.H. einer endlichen Zahl von Elementen lassen sich alle ihre Prädikate beschreiben. Da außerdem die Primitivprädikate nicht mit einzelsprachlich konkret vorfindlichen zu identifizieren sein sollen, vielmehr als Universalien angesehen werden (daher die Notierung des rechten Teils der Analysen oben: Um die Eigenart der Primitivprädikate hervorzuheben, schreibt Lakoff sie in Majuskeln), wäre das Ziel, ein einzelsprachenunabhängiges Inventar an Mitteln linguistischer Beschreibung zu haben, ein Stück weiter verwirklicht.

Aber nicht nur der Drang nach möglichst vielen Universalien bringt Lakoff zur Annahme von Primitivprädikaten. Wären diese einzelsprachlich faßbar, stimmte die vorgeschlagene Analyse in vielen Fällen nicht.

Sehr schön ist das an der Analyse von "accuse" als "SAY-RESPONSIBLE FOR" zu zeigen. Hier lassen sich Beispiele dafür finden, daß die Gleichung nach beiden Richtungen nicht aufgeht. So stimmt "Ich sage dir, daß du verantwortlich bist für das Wohlergehen dieses Menschen" nicht mit "Ich beschuldige dich des Wohlergehens dieses Menschen" überein; aber auch andersherum gibt es Schwierigkeiten: "Ich beschuldige dich, ein Bösewicht zu sein" ist nicht dasselbe wie "Ich behaupte, du bist verantwortlich dafür, ein Bösewicht zu sein" (im ersten Fall könnte es noch sein, daß du nur durch äußere Umstände, Erziehung usw. zu einem Bösewicht geworden bist), ganz deutlich ist "Ich beschuldige dich, das (im Alkoholrausch nämlich) getan zu haben" nicht gleich "Ich sage, du bist verantwortlich dafür, das (im Alkoholrausch nämlich) getan zu haben". Offensichtlich ist in "beschuldigen" das Moment der persönlichen Verantwortung nicht unbedingt immer enthalten, oft genügt, um von "beschuldigen" zu reden, daß jemand faktisch die Ursache eines Ereignisses war.

So enthält die Lakoffsche Hypothese einen stark rekonstruktiven, unempirischen Zug. - Der Grund für die Unschärfe seiner Analyse gegenüber den natürlichen Sprachen liegt in deren Struktur: Zwar gibt es zwischen ih-

ren Wörtern Bedeutungsbezüge wie die von Lakoff aufgezeigten, nur bilden diese kein formalisierbares, streng geschlossenes System. Vielmehr sind andere Faktoren außer den systematischen Bedeutungsbeziehungen (wie sie sich oft in regelmäßiger Wortbildung - Kausativa, Inchoativa usw. lassen sich z.B. aus einfachen Verben ableiten, wie auch Lakoff bemerkt - und etymologischen Zusammenhängen auch sozusagen äußerlich zeigen) zu berücksichtigen:

- Jedes neue Wort macht, da sein Anwendungsbereich gegenüber denen differiert, aus denen es zusammengesetzt ist (bzw. gegenüber dem, von dem es abgeleitet ist), eine je eigene Entwicklung durch. Daneben spielen sicher auch je unterschiedliche Häufigkeit des Gebrauchs, je eigene Metaphorik eines Wortes und zuletzt die Reflexion über den Wortgebrauch eine Rolle; sie alle lassen das neue Wort ganz individuelle Züge annehmen.
- Beim Stammwort unbeachtet gebliebene Bedeutungskomponenten können beim abgeleiteten Wort besonders hervortreten.
- Schließlich bewirken verkürzende Analogien und formelhaft festliegende Beziehungen zwischen Worten, daß diese sich gegenüber bedeutungsmäßig verwandten besondern (vgl den Hinweis auf das relative Recht der ordinary-language-Position o. S 199f).

Mit der Hypothese von zugrundeliegenden universalen Primitivprädikaten - dieser Anspruch ist fragwürdig genug, da bei den meisten der angeblichen Universalien die einzelsprachlichen Vorbilder, aus denen sie abstraktiv gewonnen sind, doch sehr deutlich hindurchschimmern - wäre nur auf einer Seite der Ableitung die mangelnde Geschlossenheit der Systematik beseitigt. Auf der Seite der natürlich-sprachlichen komplexen Prädikate, die aus den Primitivprädikaten zusammengesetzt sein sollen, bleibt jene Unschärfe bestehen. Hier bleibt als einziger Ausweg die abstraktive Synonymie.

So gibt Lakoff Ausnahmen seiner Analysen zu[1] und spricht von "im we-

1) Lakoff (2), S 95, im Fall der Analyse von "bringen" als Kausativ zu "kommen".

sentlichen" gleicher Bedeutung zweier Prädikate[1]. Dieses Zugeständnis muß wohl unvermeidlich sein, es stört nämlich die Eleganz der Formalisierung beträchtlich (Kontextbedingungen müssen formuliert werden, die die Analyse für bestimmte Fälle ungültig werden lassen; es muß aber auch angegeben werden, wie die Ausnahmen ihrerseits aus den Primitivprädikaten zu erklären sind). Nimmt man solche Ausnahmen ernst, ist der Hinweis mehr als eine negativ sich absichernde Floskel und werden auch die komplizierteren Bedeutungsbeziehungen in die Analyse einbezogen (die "natürliche Logik" sucht sich die einfachsten Fälle heraus), wird es zwingend, andere, nicht systematisierbare Elemente der Bedeutungskonstitution positiv zu würdigen.

Neben den systematischen Bedeutungszusammenhängen in einer Sprache wäre die je eigene Schwere der Einzelbedeutungen und ihre Entwicklung zu sehen. Der Systemaspekt, unter dem die "natürliche Logik" Sprache ausschließlich sieht, wäre so allerdings eingeschränkt.

Mechanismusvoraussetzung

Mit dem logischen Schematismus hat die generative Semantik schließlich die Voraussetzung gemeinsam, der Spracherzeugungsapparat dürfe nur während der Grundlagendiskussion verändert werden - diese besteht für die generative Semantik nicht in der Festsetzung, sondern in der erkennenden Formulierung von Regeln und Bedeutungsstrukturen. Von der "richtigen" - d.h., aufgrund der Regel der "signifikanten Generalisierung": Der einfachsten -[2] Beschreibung der Elemente einer Sprache wird erwartet, daß sie bei Eingabe entsprechender Stimuli (aus der Situation, dem Triebleben des Sprechers o.ä. stammend, in dieser Richtung ist die generative Semantik völlig unbestimmt) grundsätzlich alle möglichen Sätze einer Sprache

1) Lakoff (2), S 99
2) Vgl z.B. ebda, S 14f. Die Nähe zum Konventionalismus zeigt sich hier.

richtig generieren könne. Die ad-hoc-Analyse ist ein grundsätzlich inadäquates Mittel der Sprachuntersuchung[1].

> Bevor auf die weitreichenden sprachphilosophischen Implikationen dieser Mechanismus-Vorstellung der Sprache eingegangen wird, sei an einem Beispiel die Haltung erläutert, die alle relevanten Entscheidungen in die Definition der Elemente der Sprachtheorie verlegen will. Lakoff verwundert sich (er verwendet eine Anregung Ross' bei der Analyse indirekter Fragesätze): "Wenn man die Antwort nicht weiß, bekommt man Disjunktionen; weiß man die Antwort jedoch, erhält man Konjunktionen". (sc.: Als Beschreibungen des Gefragten)[2]. Lakoffs Beispielsätze: "I want to know who left, Sam or Irving"?
> aber nicht: "I want to know who left, Sam and Irving"?
> richtig aber: "I know who left, Sam and Irving".
> Dafür, so meint Lakoff, brauche man eine formal gültige Erklärung. – Nun ist das Phänomen leicht aus der Natur von Konjunktion und Disjunktion zu verstehen: Da die Wahrheit beider Glieder der Konjunktion festgelegt ist, ist eine Konjunktion als Bezugsbereich einer Frage unsinnig (Nur darum geht es im Doppelsatz; die beiden Sätze: "Ich weiß nicht, wer ging. Waren es Sam und Irving"? wären wieder sinnvoll). Als Bezugsbereich ausschließlich sinnvoll ist dagegen die ausschließende Disjunktion (entweder-oder; die logisch übliche Alternative, deren beide Komponenten richtig sein können, ist selbstverständlich hier unpassend. Lakoff erwähnt das gar nicht). Durch den Bezugsbereich (Sam, Irving) wird die Frage eingegrenzt – das ist als Präzisierung für den Adressaten der Frage sinnvoll – und verschärft. Daß sich das Ganze umdreht, wenn der Sprecher die Antwort schon weiß, scheint selbstverständlich: Eine (ausschließende) Disjunktion als Wissen zu bezeichnen, hat sicher etwas Merkwürdiges (ist allerdings nicht so widersprüchlich wie eine Konjunktion als ausschließlicher Bezugsbereich einer Frage). – Warum diese Beziehungen nun unbedingt formalisiert werden müssen, leuchtet mir nicht ein.

Wesentlich bedenklicher als solche Merkwürdigkeiten sind aber die Konsequenzen einer mechanistischen Auffassung der Sprache. Wenn vorm Beginn der Tätigkeit der Sprache ihre grammatischen Regeln schon festliegen, müssen auch die Typen von Stimuli, die ihr Regelsystem zur Tätigkeit anregen, als solche schon gegeben sein. Das Regelsystem muß aber gegenüber den Anregungen von außen "neutral" sein, d.h.: Es kann nur durch je als Möglichkeiten schon festgelegte Abläufe reagieren, nicht aber durch Einfluß von außen sich selbst ändern. Dann sind Sprachveränderung und

---

1) Vgl Lakoff (2), S 36
2) Ebda, S 34f Anm. 8

individueller Spracherwerb nicht mehr zu fassen: Beim kindlichen Spracherwerb wäre mindestens das Vorhandensein anfänglicher systematischer Fehler - die unbestreitbar sind - nicht zu erklären. - Nun leugnet wohl kein Anhänger der "natürlichen Logik" die Veränderung der Sprachen im individuellen Spracherwerb und in der Sprachgeschichte; wie diese Veränderung aber vor sich gehen soll und wie sie als Möglichkeit in der Sprache enthalten ist, kann sein Modell nicht erklären. Es bedarf also mindestens der Ergänzung. Ob, wenn erst einmal positiv beschrieben ist, wie Sprachveränderung vor sich geht, das nur auf identischer Reproduktion beruhende Bild der natürlichen Sprachen von den neu erkannten Zügen her zu revidieren ist, kann hier noch offen bleiben. Die Vermutung liegt nahe, daß gegenüber der Mechanismus - Vorstellung der alte Organismus-Gedanke der Romantik (Organismus als eine sich selbst steuernde und verändernde Ganzheit) wieder aufgenommen werden muß.

Zum einen wäre positiv die Produktivität des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit zu berücksichtigen. Das bleibt völlig außerhalb der Fragestellung Lakoffs. Sein Ansatz läßt z.B. unentschieden, ob die außersprachliche Wirklichkeit pragmatisch vorgeformt mit der Sprache in Berührung kommt oder ob der Prozeß ihrer Bestimmung nach den Zwecken, der Erkenntnisfähigkeit u.ä. des Menschen auch von der Sprache zu leisten ist.

Eine weitere produktive Spannung wäre die zwischen Sprache und Individuum[1], schließlich, damit verwandt, die zwischen meiner Sprache, Gruppensprache und Nationalsprache.

Lakoff sieht durchaus, daß es "Phänomene der natürlichen Sprache" gibt, die sich m.H. der intensionalen Logik und von Grammatikregeln nicht mehr ausdrücken lassen[2]. Es folgt aber aus dieser Erkenntnis nichts:

---

1) Hieraus entstehen die Probleme logisch-empiristischer Autoren von der Bestimmtheitsvoraussetzung her: Das wurde in den Bemerkungen zu den belief-Kontexten schon abgehandelt (aufgenommen Lakoff (2), S 103).

2) Lakoff (2), S 149

Die Intention der formalisierten Darstellung natürlicher Sprachen sei dadurch selbstverständlich nicht widerlegt. - Wie schon mehrfach betont, dürfte es auch kaum sinnvoll sein, die Möglichkeit der Formalisierung vollständig zu leugnen. Wenn aber die formalisierbaren Bedeutungsbeziehungen nur als Moment im Ganzen der Sprachverwendung erkannt würden, müßte, was sonst noch die Bedeutung der Sprache und ihren Gebrauch bestimmt, positiv gefaßt werden (wie ebenfalls schon mehrfach betont). Dann würde sich zeigen, daß ausschließlich auf die formalisierbaren Elemente der Semantik sich konzentrierende Ansätze die semantische Struktur der Sprache nur verzerrt wiedergeben: Nicht bloß wird das Moment des Logischen absolut gesetzt, es wird auch über mögliche Modifikationen dieses Moments durch andere Mechanismen nicht gesprochen. Solche Modifikationen gibt es aber häufig: Z.B. mag das Moment des ästhetischen Ausdrucks von der Bedeutung her passendere Wörter durch andere ersetzten, ein Sachverhalt kann durch paradoxe, logisch nicht stimmige Formulierungen besonders hervorgehoben werden usw.

Bevor in einem zweiten Teil der Arbeit versucht wird, anhand der sprachphilosophischen Arbeiten der "Göttinger Logik" diesen nicht formalisierbaren Teil der Sprache positiv zu fassen, erscheint es notwendig, wenigstens kurz auf Ansätze in der Nachfolge des späten Wittgenstein hinzuweisen (vgl etwa Austin und Searle, deutsch z.B. Heringer). Wird hier auch die Orientierung an der Beschreibung der natürlichen Sprachen, gegen die logische Konzeption einer Idealsprache, von den "Philosophischen Untersuchungen" übernommen, finden sich doch, über Wittgenstein hinausgehend, auch immer wieder Ansätze zur Systematisierung und Formalisierung. Das ist zu beurteilen mindestens als eine Unausgeglichenheit, wenn nicht sogar als der Versuch, die pragmatische Komponente der Sprache formalisiert darzustellen. Die Einwände gegen einen solchen Versuch entsprechen - mutatis mutandis - denen gegen die Transformationsgrammatik und die generative Semantik; d.h.: Es läßt sich auch hier zeigen, daß es unmöglich ist, das Funktionieren natürlicher Sprachen ausschließlich m.H. des logischen

Schematismus darzustellen (vgl Schematismus - und Abstraktionszwang, Bestimmtheitsvoraussetzung). Gerade wegen der sehr ähnlich laufenden Einwände wäre eine eingehendere Kritik aber zu unnötigen Wiederholungen gezwungen.

II DIE HERMENEUTISCH-DIALEKTISCHE SPRACHPHILOSOPHIE

Der Überblick über verschiedene Typen formallogischer Sprachphilosophie zeigte bei allen sehr ähnliche Mängel: Besonders deutlich wurden diese Mängel beim Vergleich der logischen Sprachmodelle mit dem Funktionieren natürlicher Sprachen. Im folgenden soll nun versucht werden, die eigene Rationalität der natürlichen Sprachen genauer zu erfassen (über die knappen Andeutungen in der Kritik an Quine und Carnap, Katz und Lakoff hinaus). Das kann mit einer Analyse der "Göttinger Logik" (so die Zusammenfassung Bollnows für die Philosophie Königs, Mischs und Lipps') unter dem Gesichtspunkt ihrer sprachphilosophischen bzw. bedeutungstheoretischen Leistung gut geschehen. (Warum gerade die "Göttinger Logik" für dieses Vorhaben ausgewählt wurde, ist im Vorwort dargelegt).

Ob die Sprachstruktur, die König, Lipps und Misch je verschieden beschreiben, auch tatsächlich in allem der heute gesprochenen Sprache entspricht, kann vorläufig dahingestellt bleiben (Näheres dazu bringt der dritte Teil). Eine wertende Gegenüberstellung von logischem und hermeneutisch-dialektischem Sprachmodell erscheint jedenfalls notwendig, nachdem beide entwickelt sind: Sicherlich ist, auch wenn das letztere der natürlichen Sprache weitgehend entspricht, diese nicht ohne weiteres letzter Maßstab der Sprachphilosophie. - Unabhängig von dieser wertenden Gegenüberstellung am Ende des dritten Teils werden vorher schon die Positionen Königs, Lipps' und Mischs von der formallogischen abgehoben, um jene in ihrer eigenen Struktur zu verdeutlichen.

Schließlich ist die Kennzeichnung des neuen Typus der Sprachphilosophie zu begründen: "Hermeneutisch" kann sie heißen, weil sie ihrem Anspruch nach das Funktionieren der natürlichen Sprachen aus ihnen selber verstehen will (weder König noch Lipps noch Misch wollen z.B. eine neue Terminologie i.e.S. begründen); "dialektisch" weist darauf hin, daß bei allen dreien das Denken Hegels - wenn auch u.U. vermittelt durch andere - wirksam ist.

1. Einige Bemerkungen zu Josef Königs "Sein und Denken" vom Gesichtspunkt der Bedeutungstheorie aus.

Josef Königs Bestimmung des Verhältnisses von Sein und Denken[1] könnte als Skizze eines ursprünglich sprachbezogenen Erkenntnismodells aufgefaßt werden. Es hat zweifellos dialektische Züge und könnte die Grundlage einer hermeneutisch-dialektischen Sprachphilosophie abgeben. - Ob König selbst wirklich eine allgemeine dialektische Theorie der Bedeutungsstruktur natürlicher Sprachen in kritischer Gegenüberstellung zur logischen entwickelt wollte, ist aber noch zu erörtern.

Sollte - wenn das möglich wäre - Königs Buch in einer allgemeinen Aussage zusammengefaßt werden, müßte die Intention der ursprünglichen Vermittlung zweier nur im nachhinein zu Scheidender, abstrakt gesagt von Sein und Denken, hervorgehoben werden. Gerade in dieser Intention liegt die Zugehörigkeit Königs zur hermeneutischen und dialektischen Sprachphilosophie.

An Königs konkret sprachlichem Aufweis dieser ursprünglichen Vermitteltheit zweier, an der Analyse des "Eindrucks-von"[2], soll zunächst diese hermeneutisch-dialektische Intention gezeigt werden. Dann wäre auf die Problematik des Königschen Entwurfs einzugehen.

1.1. Die königsche Analyse des "Eindrucks-von" als möglicher Ansatz dialektischer Sprachphilosophie

1.1.1. Gegenseitige Bestimmung von Subjekt und Prädikat

Die grundsätzliche Charakteristik dessen, was in Reden wie "Eindruck von Lebendigkeit", "Eindruck von Leere" (etwa angesichts eines Zimmers) erscheint, gibt die Überschrift des ersten Kapitels von Königs Buch: Es

---

1) Vgl König (2)

2) König (2), 1. Kapitel, S 4 - 80. Obwohl König jeweils vom natürlichen Sprachgebrauch ausgeht, wird es in der vorliegenden Darstellung im allgemeinen nur möglich sein, seine Schlußfolgerungen an Beispielen zu erläutern.

spricht "Über den 'bestimmten Eindruck', der äquivalent ist dem 'Eindruck von einem Bestimmten'": [1] Was damit gemeint ist, sagt König in vertrauteren Termini so: eine "identitätshafte Verknüpfung von Subjekt und es erschöpfendem Prädikat" [2]. Diese Verknüpfung kommt dadurch zustande, daß weder Subjekt noch Prädikat als abstrakte, vorgegebene Größen angesehen werden können, von denen ein bestimmtes Verhältnis ausgesagt würde (z.B.: das Enthaltensein des einen im andern), sondern daß sie beide einem Akt der Bestimmung erst entspringen. So sind sie beide ursprünglich qualifiziert, d.h.: Ursprünglich miteinander vermittelt. Damit ist dieser Erkenntnisakt vom Schema der Subsumption eines Seienden (Subjekt) unter eine Klasse (Prädikat) deutlich abgehoben [3]. Insofern, als nur in diesem Erkenntnisakt Subjekt und Prädikat als bestimmte Größen entspringen, könnte er - emphatisch - als der Erkenntnisakt betrachtet werden - während andere "Erkenntnis"akte diese gewordene Sonderung von Subjekt und Prädikat lediglich unverändert nachvollzögen.

Diese Sachlage wird für beide Konstituenten weiter entfaltet: Der Qualifikation des Prädikats durch das Subjekt entspricht, daß "das Wovon des fraglichen Eindrucks dem Eindruck in echter Weise einwohnt" [4]. Ein Beispiel mag an dieser Stelle das von König Gemeinte verdeutlichen: Während die Spur eines Hasen auf den Hasen "nur gleichsam" ("per denominationem extrinsecam") verweist, verweist der Eindruck von Lebendigkeit, den jemand oder etwas auf z.B. mich macht, "nicht nur gleichsam" auf die Lebendigkeit. Er ist gleichzeitig ein lebendiger Eindruck, d.h. an sich selbst durch Lebendigkeit qualifiziert.

Andererseits ist der Eindruck von Lebendigkeit "nichts als" eben dieser Eindruck: Er ist nicht als etwas irgendwie unabhängig von seiner Be-

---

1) Kursivdruck soll bei König die "logische Supposition" kennzeichnen (vgl Vorwort zur 1.Aufl.). Er wird (wieder) durch Anführungszeichen ersetzt. Hier ist er durch Unterstreichung verstärkt.
2) König (2), S 64.
3) Vgl hierzu ebda, S 65f: Ein solches Verständnis ist aufgrund der Unmittelbarkeit der Qualifizierung unmöglich.
4) König (2), §4, S 13 - 17

stimmung "von Lebendigkeit" Bestimmbares anzugeben, er ist wesentlich lebendiger Eindruck. Kurz läßt sich das so sagen: Das so-Wirkende (das, was den Eindruck-von erweckt, zum Verhältnis beider s. gleich u.) ist "nichts als das so-Wirkende"[1].

Hier wird schon deutlich, daß es für den Eindruck-von (bzw. das so-Wirken) wesentlich ist, aktuelles Geschehen zu sein: Im Augenblick des Eindrucks-von wird Erkenntnis vermittelt, geschieht die Bestimmung von Prädikat und Subjekt der Rede[2] über das Erkannte. So wird nur Vorausgesetztes ausgesprochen, wenn der Eindruck-von ausschließlich als aktueller bestimmt wird: "Das so-Wirkende des so-Wirkens... ist bestimmt nur als ein einen aktuellen ...Eindruck - von Hervorbringendes"[3]; "das so-Wirken" ist "nur als Erlebtes so - Wirken so-Wirken"[4].

1.1.2. Rückbezogenheit des Seins auf das Subjekt

Im Geschehen des so-Wirkens (des Eindrucks-von) sind Subjekt und Objekt miteinander ursprünglich vermittelt. Diesen für eine hermeneutisch-dialektische Erkenntnistheorie allgemein gültigen Satz kann man als erkenntnistheoretische - oder sogar, wenn man annimmt, daß Seiendes uns in bestimmtem Maß unaufhebbar nur durch die Eigenart der Erkenntnis vermittelt zugänglich ist: ontologische - Entsprechung der ursprünglichen Vermitteltheit von Subjekt und Prädikat in der Rede ansehen, wie sie eine hermeneutisch-dialektische Sprachphilosophie ansetzen würde.[5]

---

1) König (2), S 35, Hervorhebung durch König

2) Diese (sprachliche) Formulierung ist eine Vorwegnahme von bisher nicht Erläutertem, klärt aber die sogleich auftretende doppelte Verwendung des Terminus "Subjekt".

3) Ebda, S 35. Sperrung in Zitaten grundsätzlich durch König.

4) Ebda, S 40. Auf das Problem des "schlafenden Eindrucks" (ebda, S 26) wird bei der Kritik der Möglichkeit der Selbstaffektion noch einzugehen sein.

5) Wenn diese Entsprechung im einzelnen nachvollzogen werden sollte, müßte das Prädikat erkenntnistheoretisch eher dem Subjekt zugeordnet werden, das "Subjekt" des Urteils entspräche eher dem Objekt. Daraus ergibt sich eine gewisse terminologische Schwierigkeit.

Grundsätzlich gilt, daß die Vermittlung stiftende Einheit die des Geschehens des Eindrucks-von (des so-Wirkens) ist: "Die Einheit und Einheitlichkeit im Wie des Anmutens konturiert und gründet die Einheit des so-Anmutenden, die Einheit also des Seienden"[1]. Im Geschehen wird also die Einheit des aus dem Geschehen "Herausgesetzten" - Objekt und wohl auch Subjekt, dazu s.u. - gegründet. Im vorgelegten Zitat wird das für das Objekt gesagt[2].

Einerseits kann gesagt werden - damit wird die Behauptung der ursprünglichen Vermittlung weiter entfaltet - , das Objekt konstituiere sich erst durch das es prädizierende[3] Subjekt. So "wachsen" modifizierende Prädikate[4] "ihren Trägern allererst zu..., wenn der fühlende Mensch vor diese hintritt"[5].

> Königs Beispiel hierfür (ebda) soll kurz skizziert werden: Er bezieht sich auf ein Wort Stifters, "es liege ein Ausdruck von Tugend auf dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur". Dazu schreibt König: Es ist "offenbar nicht so, als habe diese Natur ein Antlitz und blicke uns zuweilen so oder so, z.B. feierlich oder friedlich oder tückisch, an. Vielmehr umgekehrt: Nur insofern und nur weil ein Ausdruck der fraglichen Art in ihr liegt, kann das, worin er liegt, ein Antlitz sein und heißen".

Später heißt es, daß "das Sein selber relativ ist auf das Subjekt"[6]. Damit ist ausdrücklich nicht gemeint, daß gewissermaßen nach-

---

1) König (2), S 63

2) Vgl hierzu ebda, S 157ff: es wird vom "herausgesetzten" bzw. "hinterhergesetzten" Subjekt der Rede gesprochen.

3) In dieser Formulierung liegt wieder eine Vorwegnahme der Sprachlichkeit der besprochenen Sachverhalte.

4) "Modifizierende" Prädikate drücken einen Eindruck-von sprachlich aus. Dagegen wird für die subsumierende (quantifizierende) Prädikation der Terminus "determinierende" Prädikate gebraucht.

5) Ebda, S 5

6) Ebda, S 33. - Auf das "Sein", das im so-Wirken sich meldet, vgl ebda, S 27f, ist noch einzugehen. Hier schon muß darauf hingewiesen werden, daß das Sein und das ihm entsprechende "Seiende" nicht mit dem "Anstoß" des Eindrucks-von (das in der Anschauung gegebene Objekt: vgl ebda, S 175 - 79) übereinstimmt. Als ursprünglich qualifiziertes ist es mit dem Subjekt ursprünglich vermittelt (s. dazu gleich u.).

träglich der feststehende Eindruck-von einem Seienden reflektierend als subjektiv beurteilt werden sollte - wie etwa, ihrer Erscheinung gegenüber durchaus nachträglich, über die Subjektivität der Sinneseindrücke gestritten werden kann -; sondern der "B e g r i f f dieser Rückbezogenheit" ist "aus der Sache heraus zu entwickeln"[1].

Entscheidend ist, daß Sein "unmittelbar oder a n i h m s e l b e r so-Sein, so-Wirken" ist: "Ein Wirken aber dieser Art läßt sich nicht denken, es sei denn, man setze auch das Subjekt o d e r n ä h e r den entsprechenden Eindruck von"[2]. Hier wird zunächst wieder auf den einheitstiftenden Akt des so-Wirkens verwiesen (so ist die Insistenz auf dem so- als unmittelbarer Qualifikation des Wirkens zu verstehen). Insofern das (prädizierende) so unmittelbar zum Akt gehört, ist auch das Subjekt in ihm ursprünglich gesetzt.

Hinzuweisen ist auf die "nähere" Bestimmung des "Subjekts": Es ist nicht der Träger des Aktes (ein Mensch), sondern der Eindruck-von, der also für die subjektive Seite des Aktes steht. Ihm steht insofern das so-Wirken (bzw das Sein) gegenüber.

1.1.3. Nicht ganz gleichartige Rückbezogenheit des Subjekts auf das Objekt

Über das Subjekt-Sein des Eindrucks-von gibt die "mittlere Eigentlichkeit", die ihm zugesprochen wird[3], nähere Auskunft: "er...ist in gewisser Weise in der Tat Subjekt des offenbarenden oder objektivierenden oder vergegenwärtigenden Tuns". Da in ihm aber eine doppelte Richtung auszumachen ist - die "Richtung auf mich zu" ("Ausgangspunkt jenseits meiner";"von mir unabhängig") und ineins damit eine "Bewegung... von ihm her auf das ansichtig Gemachte" zu[4] -, ist er nicht nur Subjekt in mittlerer Eigentlichkeit, sondern zugleich auch als Subjekt von etwas jenseits

1) König (2), S 33
2) ebda, S 33f
3) Ebda, S 20f. Zitat dort
4) Ebda, S 23 - 26

seiner geprägt. Insofern könnte man die Rückbezüglichkeit umdrehen: Es gilt ebenso die Rückbezogenheit des Subjekts auf das Objekt.

Ehe dieser Gedanke weiter entwickelt wird, ist auf zweierlei aufmerksam zu machen: Einmal sind weder Subjekt noch Objekt jeweils rein Subjekt bzw. Objekt, sondern jedes ist in sich mit seinem Gegenüber ursprünglich vermittelt: Der Eindruck-von hat in sich ursprünglich eine doppelte Wirkung, und das so-Wirken ist ursprünglich qualifiziert. Insofern jedes der beiden aber dennoch schwerpunktmäßig für eines der beiden Gegenüber steht, sind sie voneinander zu unterscheiden. Um diese Sachlage zu begreifen, ist es wohl erhellend und auch nicht unberechtigt, an Hegels Gegenüber von subjektivem Subjekt-Objekt und objektivem Subjekt-Objekt zu erinnern. Zum anderen ist schon jetzt festzuhalten, daß die Vermittlung mit der gewöhnlich "Objekt" genannten Außenwelt und dem gewöhnlich "Subjekt" genannten Eindrücke habenden Menschen in der Rekonstruktion des Eindrucks-von (des so-Wirkens) nach Königs Intention nicht geleistet werden kann[1]. Über die Frage dieser Vermittlung wird unten ausführlich gehandelt (s.u.1.3.2.2.).

Die Relativität des Eindrucks-von auf das so-Wirken ist nun gegenüber der umgekehrten nicht ganz gleichartig: Die Ungleichartigkeit zeigt sich v.a. in der Möglichkeit der Unterscheidung zwischen "geweckter" und "schlafender" Eindruck-von (Eindruck actu und Eindruck potentia)[2]. Der geweckte (aktuelle) Eindruck-von ist fraglos relativ auf das Wecken (das so-Wirken, dies gilt problemlos auch umgekehrt; ebenso ist das Wekken (das so-Wirken) relativ auf das Schlafen. Dagegen ist das Schlafen nicht ohne weiteres relativ auf das Wecken, sondern nur relativ auf die

---

1) Insofern scheint mir die oben zitierte Erwähnung des "fühlenden Menschen" zwar sachlich richtig, aber stark abkürzend zu sein. Daß diese Abkürzung gemacht wird, scheint mir auf einen gewissen Vorrang des Subjekts im Königschen Denken zurückzugehen, auf den noch einzugehen sein wird.

2) König (2), S 45 - 51. König versucht, die fraglichen Verhältnisse zu klären durch den Hinweis auf ein Analogon: Die Relation des Weckens auf den Schlaf.

Möglichkeit des Weckens. Bei Rückübertragung der Analogie würde das heissen: Der Eindruck potentia ist nur der Möglichkeit nach relativ auf das so-Wirken, er kann auch ohne es gedacht werden. Hier zeigt sich wieder, deutlicher, ein gewisser Vorrang des Subjekts - allerdings nicht unbedingt des menschlichen Subjekts - bei König: [1] Das Objekt kommt nur faktisch zum Eindruck potentia hinzu, während das Subjekt - eben der Eindruck - für ihn selbstverständlich denknotwendig ist.

König formuliert das auch folgendermaßen: Man weiß zwar um den Eindruck-von nur vom so-Wirken her, andererseits ist das so-Wirken aber unumkehrbar auf den Eindruck-von bezogen[2]. Die in bestimmter Hinsicht sekundäre Bedeutung unseres menschlichen Wissens um den Eindruck-von kann erst weiter unten entwickelt werden, hier schon ist aber deutlich, daß das geschilderte Verhältnis an das scholastische der via cognitionis, die umgekehrt zur via entis verläuft, erinnert. Der ontologische Vorrang der via entis ist dabei selbstverständlich, schon aus ihrem Begriff zu erheben.

Das Gesagte ist, um Mißverständnissen vorzubeugen, nach zwei Seiten nochmals zu verdeutlichen: Da der Eindruck-von Subjekt-Objekt ist, geht es nicht um einen Verzicht auf die Objektseite; außerdem sind Subjekt und Objekt hier nicht mit Menschen und Objektwelt zu identifizieren.

1.1.4. Die Sprachlichkeit des Eindrucks-von (des so-Wirkens)

Schließlich sei auf einen Zug verwiesen, der sich schon öfter gezeigt hat: Der Eindruck-von (das so-Wirken) ist uns nur als sprachlicher "Ausdruck" gegeben. Auf die hervorragende Rolle, die die Sprache in Königs Buch spielt, weist schon der Untertitel des Buches hin. Hier liegt auch die Relevanz seiner Untersuchungen für die vorliegende Arbeit. König ist sich wohl bewußt, wie eigenartig die Feststellung erscheinen muß, etwas sei nur als sprachlicher Ausdruck gegeben. Er stellt die Frage, ob das nicht heiße,

1) Auf diese Problematik ist - bei der Besprechung der Möglichkeit der Selbstaffektion - noch einzugehen (vgl u. 1.3.2.2.).
2) König (2), S 38 - 41

"Wortvergötzung (zu) treiben"[1]. In Abhebung von anderem Sprechen von gilt für das Sprechen von einem Eindruck: "nur deshalb, weil ich (z.B.) von Karl weiß, ist es möglich, von ihm zu sprechen; vom Eindruck-von hingegen wissen wir nur, weil und sofern wir von ihm sprechen"[2]. Das, wovon gesprochen wird, gab es im Fall des von Karl Sprechens vorher schon. Andererseits kann natürlich auch nicht gesagt werden, daß es das Wovon des Eindrucks - von genau in dem Sinn gäbe, wie es Karl gibt, nachdem ich vom Eindruck gesprochen habe.

Auf die eigenartige Verbindung von Eindruck und Ausdruck in der Sprache wird noch genauer einzugehen sein.

1.2. Ist es möglich, Königs Modell zu verallgemeinern?

1.2.1. Ansätze zur Verallgemeinerung bei König selbst

Obgleich die jetzt kurz dargestellten Verhältnisse von König an einem sehr speziellen (sprachlichen) Objekt entwickelt wurden, könnte man seine Charakterisierung des Eindrucks-von (des so-Wirkens) als Spezialfall einer allgemeinen hermeneutisch-dialektischen Philosophie von Erkenntnis und Sprache auffassen. Das Abheben auf den Akt der Erkenntnis, aus dem Subjekt und Objekt als "herausgestellte" allererst entspringen, die daraus ableitbaren Folgerungen - ursprüngliche Vermitteltheit von Subjekt und Objekt, keines kann getrennt vom anderen gedacht werden - und die Betonung der wesentlichen Sprachlichkeit der Erkenntnis treffen ohne Zweifel Grundzüge dieser Philosophie[3].

---

1) König (2), S 71
2) König (2), S 71 - 80, Zitat S 73
3) Auf einige Punkte, wo sich Königs Modell des Eindrucks-von mit einer allgemeinen Sprachphilosophie reiben müßte - v.a. das oben als "Vorrang des Subjekts" Angesprochene und das Problem der Vermittlung mit menschlichem Subjekt und "realer" Außenwelt -, wird noch einzugehen sein. Schließlich wird sich die Charakterisierung des Mediums, innerhalb dessen Erkenntnis sich vollzieht, als Sprache so ausschließlich nicht halten lassen. "Praxis" oder "Lebenswelt" (Husserl) wäre als konstitutives Moment der Erkenntnis - bzw. der Bedeutung - in Korrelation mit der Sprache anzusetzen.

Die (anfängliche) Konzentration Königs auf den Eindruck-von wäre dann als ausführliches Eingehen auf einen - besonders anschaulichen - Fall einer allgemeinen Struktur oder als Zurückgehen auf eine "Insel" ursprünglichen Sprachgebrauchs zu deuten, von dem her die Entwicklung heutiger Sprache zum fixierten Gegenüberstellen von Subjekt und Objekt in den Blick zu bekommen und u.U. zu kritisieren wäre.

1.2.1.1. Erster Ansatz zur Verallgemeinerung: "Erweiterung des Umfangs des Sein-Denkens"

König selbst scheint eine Verallgemeinerung seiner Studien am Eindruck-von (so-Wirken) nahezulegen. So wird eine "Erweiterung des Umfangs des Sein-Denkens"[1] vorgenommen. Es wird auf das Gefühl-als-ob, auf psychopathologische - im Drogenrausch - und auf religiöse Erfahrungen verwiesen. Diese Richtung der Erweiterung macht klar: Das Besondere dieser Erfahrungen bleibt gegenüber der alltäglichen, Subjekt und Objekt trennenden, "determinierenden" Erkenntnis - und Sprechweise erhalten. Über die Vermittelbarkeit beider wird nichts gesagt.

1.2.1.2. Zweiter Ansatz zur Verallgemeinerung: "Sein" und "Sein-Denken"

Wie ist aber die Einführung des "Seins", das im So-Wirken gegeben sei, das unmittelbar so-Wirken sei[2], zu beurteilen? Sicher wird der Bezugsbereich des Ausdrucks "so-Wirken" erweitert, wenn gesagt wird, daß "das Sein in seinem Grund und Wesen Wirken" ist und dabei auf den "Gebrauch des Wortes Wirklichkeit" verwiesen wird[3]. Daneben bringt "Sein" das objektive Moment, das im so-Wirken als objektivem Subjekt-Objekt dominiert, zum Ausdruck.

Der Erweiterung des so-Wirkens durch die Verbindung zu "Sein" entspricht die Erweiterung des Eindrucks-von durch die Ver bindung zu "Sein-Denken". Durch diesen Ausdruck wird aufgenommen, daß das Sein im Eindruck-von enthalten ist, und die deutende - subjektive-Natur des Eindrucks-

1) König (2), S 126-32. "Sein-Denken" ist eine weitere Entfaltung des Eindrucks-von.
2) König (2), S 27 - 31
3) Ebda, S 28

von – als subjektives Subjekt-Objekt – wird allgemein zum Ausdruck gebracht (Verwendung des Wortes "Denken").

Beim Sein (so-Wirken) ist das Moment des Gegebenseins im Erkenntnisvorgang differenziert (objektives Subjekt-Objekt): Die Tätigkeit des Gebens, das Sein bzw. das so-Wirken, und das Gegebene, das Seiende und das so-Wirkende, sind begrifflich gefaßt; die deutende, offenbarende Seite bleibt, dem Wesen des Ganzen als objektivem Subjekt-Objekt entsprechend, vorläufig sozusagen offen.

Die Seite des Sein-Denkens wird ebenso in sich differenziert: Es werden die Tätigkeit des Sein-Denkens und das Sein-Denkende (der "Gedanke ‹Sein›")[1] unterschieden, entsprechend bleibt, dem Wesen des Ganzen als subjektives Subjekt-Objekt entsprechend, die objektive Seite sozusagen offen, sie ist der Gegenstand bzw. Inhalt des Sein-Denkens, das Sein. Durchaus ist aber berücksichtigt, daß dieser Gegenstand (objektives) Subjekt-Objekt ist: Das Sein-Denken kann aufgrund dessen als "Denken des Denkens" bezeichnet werden[2]. Ebenso bleibt die wechselseitige Bezogenheit beider erhalten, da ja nur das begriffliche Auseinanderlegen wesentlich eines Aktes geleistet wird: "Wie das Sein nur als erlebtes Sein Sein ist, so ist, umgekehrt, Sein-Denken nur als durch das Sein erwirktes Denken Denken"[3].

1.2.2. Grenzen der Verallgemeinerungstendenzen im Denken Königs:
Analyse der logischen Umgebung von Sein, Sein-Denken und Sprache

Auch die schärfere Analyse der Vermittlung von Subjekt und Objekt löst die Frage nach der Möglichkeit der Verallgemeinerung der dialektischen Struktur des Eindrucks-von (des so-Wirkens) noch nicht. Zunächst ist festzuhalten, daß dem Sein wie dem Sein-Denken jeweils Grundverschie-

1) "Der 'Gedanke Sein 'ist das Sein-Denkende und nichts als dies" (ebda, S 106).
2) Ebda, S 134 – 38, vgl. S 134: "Sein-Denken ist in sich Denken dessen, was wir ursprünglich schon denken; es ist in sich Denken des Denkens". – Um Mißverständnisse zu vermeiden: die oben vorgenommene Systematisierung des dialektischen Zusammenhangs der Königschen Begriffe wird von ihm selbst nicht entwickelt. Sie läßt sich aber m.E. seinen Untersuchungen als Ergebnis oder als Grundlage zuschreiben.
3) König (2), S 111

denes, wenn auch vom Sprachgebrauch in die Nähe Gerücktes, gegenübersteht.

1.2.2.1. Sein und Vorhandensein

Dem Sein steht gegenüber das Vorhandensein[1]. Es ist dadurch charakterisiert, daß damit in einer Rede "das Beschaffensein eines...als e i n e s wesentlich v o r a u s g e s e z t e n Dinges" gegeben ist, wogegen das Sein nur bedingterweise, als ein Wie, nämlich als das Wie des jeweilig aktuellen so-Wirkens, gegeben ist. Das Vorhandene ist also vor der aktuellen Rede bereits als solches konstituiert, und dies ist die Voraussetzung dafür, daß auf es die Methode der Klassifizierung (als solcher vorausgesetzter Vorhandenseiender nach bestimmten Eigenschaften) anwendbar ist.

In Frage steht nun die Vermittelbarkeit von Sein und Vorhandensein miteinander. Die Aufmerksamkeit wäre zunächst auf eine von König dargestellte Vermittlungsinstanz (zwischen "intensiv verbalem so-Sein", das im so-Wirken erscheint, und dem "so-Sein als Beschaffensein"), das "modifizierende Beschaffensein", zu richten[2]. Von ihm, dessen Träger ein Vorhandenes ist, kann gesagt werden, es habe Teil am Sein. Es wird also von einem als solchen Vorausgesetzten ein modifizierendes Prädikat ausgesagt.

Bei Königs Analyse dieser Vermittlungsinstanz fällt nun etwas auf, das noch öfter zu beobachten sein wird: Der betreffende Sprachgebrauch wird genau untersucht, und ineins damit werden die logischen Verhältnisse zwischen den in Frage stehenden Ausdrücken entwickelt. So wird hier das wesentliche Vorausliegen des Wissens um das Sein als solches vor dem "Fahnden nach K r i t e r i e n für dieses modifizierende auch-so-beschaffen-Sein"[3] festgestellt. Umgekehrt gilt zwar auch, daß das so-Wirken in das so-seiend-Wirken (das Wirken des modifizierend so-Beschaffenseins) "wie

---

1) Einführung des Gegensatzes: König (2), S 27

2) Ebda, S 32 und 81 - 86. Beispiel Königs, um das "intensiv verbale so-Sein" vom "modifizierend so-Beschaffensein" zu unterscheiden: "So kann... 'das Vitalsein' bedeuten: 1. das so-Beschaffensein eines Vorhandenen, z.B. dieses Menschen; 2. die Vitalität selber und als solche als (? sic) das Wovon des Eindrucks-von Vitalität" (ebda, S 81).

3) Ebda, S 82

eingefügt oder eingehüllt ist", und daß dieses, "wesentlich vielleicht zum ersten Male", d e n Eindruck - von und die Idee dieses Wovon in uns geweckt hat"[1], zum Begreifen dieses Gegensatzes dürfte aber das Hinzuziehen des scholastischen von via cognitionis und via entis das Nötige sagen. Dementsprechend wird dann auch von der "Teilhabe des Vorhandenen am Sein" (nicht etwa umgekehrt) gesprochen.

Mit dieser Klärung der logischen Verhältnisse ist aber über die genetischen, ob etwa das Element des determinierenden Sprechens selbst auf ein ursprüngliches so-Wirken zurückgeführt werden könne, das aus angebbaren oder vermutbaren Gründen zum Vorhandensein geworden sein könnte, nichts gesagt. Vorhandensein und Sein stehen sich immer noch ursprünglich gegenüber.

Dieser Verzicht auf die Klärung der Genese des Verhältnisses wird grundsätzlich auch in der Bestimmung der Differenz "sekundäres Vorhandensein - ursprüngliches vorhanden-Wirken" eingehalten[2]: Es wird zwar ein vorhanden-Wirken beschrieben, das eine Spezies des so-Wirkens ist (es ist das Raum-Wirken, das in besonderer Weise als ein dieses-Wirken bestimmt ist), die Abgrenzung zum sekundären Vorhandensein geschieht aber wiederum nur durch den Hinweis auf die unterschiedliche logische Struktur beider: Zur " S p e z i e s " der Dinge, die vorhanden wirken, "gehört ausschließlich selbst räumlich Ausgedehntes". Zur " K l a s s e " des im Sinn der "Logistik Existierenden" (das wird als konsequente Weiterentwicklung daraus, daß es Subjekte determinierender Reden gibt, bestimmt) "kann jedes beliebige Aussagesubjekt stimmender Reden gezählt werden"[3]. Ebenso ist die "Versinnlichung" durch "'erfüllende Anschauung'" im Fall des sekundären Vorhandenseins etwas ganz anderes als die Versinnlichung von "Daheit oder Vorhandenheit" im anderen Fall.

Trotz dieser strikten Beschränkung auf die Darlegung logischer Ver-

---

1) König (2), S 83
2) Ebda, S 179ff
3) Ebda, S 180f. Die nähere Erklärung der Andersartigkeit der Versinnlichung ist hier unnötig.

hältnisse scheint König untergründig von der fundierenden Wirkung des vorhanden-Wirkens überzeugt zu sein: Diese Vermutung dürfte die schlüssigste Erklärung für die Charakterisierung des Vorhandenseins als "sekundär" gegenüber dem "ursprünglichen" vorhanden-Wirken sein. Deutlich ausgesprochen wird diese Überzeugung allerdings - absichtlich? - nicht[1].

1.2.2.2. Sein-Denken und Denken, das nicht das Sein enthält

Dem Sein-Denken steht gegenüber das "Denken, das nicht das Sein enthält" (oder das "bloße Gedanken-Denken")[2]. Das Gedanken-Denken wird als "etwas" - Denken bestimmt (z.B.: "Sein" - Denken): Ihm liegt "eine Rede des Typs 'x denkt B' notwendig zugrunde"[3]. Im Unterschied zum Sein-Denken kann vom bloßen Gedanken-Denken nicht gesagt werden, daß es "wesentlich W i r k u n g s e i n e r U r s a c h e , nämlich des Seins" ist[4]. Gedanken-Denken bewegt sich also im Raum des sprachlich bereits Konstituierten (Subjekte, Objekte, Prädikate), während im Akt des Sein-Denkens diese Konstitution von Subjekt und Objekt erst an seinem Ende steht.

Dem Verhältnis von Sein und Sein-Denken könnte allenfalls das von Tatsachen-Denken und Gedanken-Denken entsprechen[5]. Dies ist im Unterschied

1) Einzige Ausnahme bildet ein Passus König (2), S 15: "Die Raum- und Zeitbestimmungen sind, ursprünglich, modifizierende Prädikate. Sie sind allerdings dadurch ausgezeichnet, daß sie zufolge der Möglichkeit objektiver Messungen zu determinierenden Quantitätsprädikaten herabgedrückt - oder, wie mancher vorziehen mag: erhoben - werden können". Obwohl hier auch Königs Bewertung des Prozesses ausgedrückt ist, wird mit der Bemerkung das Verhältnis von determinierender und modifizierender Prädikation - oder das des Seinsund dessen, was im Sinn der "Logistik" existiert-, doch nicht grundsätzlich geklärt, sondern die Bemerkung schränkt sich durch den Hinweis auf "die Möglichkeit objektiver Messungen" auf die Schilderung eines Spezialfalles ein.

2) König (2), S 117: Gleichsetzung beider. Für die fragliche Sachlage: ebda, S 109 - 25.

3) Ebda, S 110

4) Ebda, S 111

5) Die Entsprechung stimmt nicht genau: Das Verhältnis von Tatsachen und Tatsachen-Denken, das wieder ein rein äußeres ist (dazu gleich u.), müßte außerdem berücksichtigt werden. Dann wäre es auch möglich, dem Gedanken-Denken eine in gewisser Hinsicht mittlere Position zwischen den (ungleichen) Paaren Sein/Sein-Denken und Tatsachen/Tatsachen-Denken zuzusprechen.

zu jenem aber ein rein äußerliches Verhältnis. König bestimmt es so: "Tatsachen-Denken ist immer auch Gedanken-Denken. Umgekehrt ist dieses nicht immer auch jenes..."[1]. Es könnte erhellend sein (von König nicht getan), das Verhältnis von Sinn und Bedeutung (Frege) zum Vergleich heranzuziehen: Für das Tatsachen-Denken ist der Bezug auf die Welt der Tatsachen (selbstverständlich) konstitutiv, andererseits ist es doch auf die Formen des Denkens angewiesen. Diese - der "Sinn" - sind auch bei Frege nicht Produkt einer Begegnung von Denken und Gegenstand, sondern der ganzen Menschheit - grundsätzlich unabhängig davon - eigen.

Zwar werden auch hier die logischen Verhältnisse genau auseinandergelegt, jetzt wird aber auch die genetische Ableitbarkeit des Gedanken-Denkens aus dem Sein-Denken angedeutet: "'Sein'-Denken ist...gleichsam der äußerste Zweig oder einfach d a s E n d e ...des Sein-Denkens"[2]. Der Erkenntnisakt, der in sich die Vermittlung von Sein und Denken enthält, wird hier erstmals so dargelegt, daß er ein Konstituiertes, nämlich einen Ausdruck (z.B. "Sein") als Resultat hat. Der Übergang des Aktes in die Fixierung läßt die Vermittlung zwischen Sein-Denken und Gedanken-Denken als Selbstunterschied des Sein-Denkens erscheinen[3].

Festzuhalten bleibt, daß die Vermittlung zwischen Gedanken-Denken und Tatsachen-Denken als genetische damit noch nicht geleistet ist. Dieses Verhältnis interessiert König an dieser Stelle offensichtlich nicht.

1.2.2.3. Sein, Sein-Denken und Sprache

Die Problemlage kompliziert sich noch, wenn Königs Aussagen über das Verhältnis von Sein-Denken und "Sein"-Denken zur Sprache hinzugezogen werden[4].

Die Analogie zwischen dem Verhältnis von Sein-Denken und Gedanken-Denken einerseits, Baum und äußerstem Zweig andererseits, wird neu ge-

1) König (2), S 112
2) Ebda, S 113
3) Ebda, S 114
4) In der Hauptsache König (2), S 193 - 204

faßt und dabei beträchtlich modifiziert: "Die modifizierende Rede ist gleichsam die Frucht, mit der das Sein-Denken schwanger geht; doch diese Frucht tritt nur ans Licht, wenn w i r dabei Geburtshilfe leisten"[1]. Die Verschiebung auf der einen Seite des Vergleichs (statt Gedanken-Denken jetzt modifizierende Rede) braucht hier (ebenso wie selbstverständlich die auf der Bildseite) nicht beachtet zu werden: Die in der modifizierenden Rede verwendeten Ausdrücke können, da sie sprachlich sind, in die Form des Gedanken-Denkens übertragen werden. - Entscheidend ist vielmehr, daß ein Bruch in der Vermittlung zwischen Sein (Sein-Denken) und seinem Ausdruck in der Rede angedeutet ist: Dieser Bruch sind wir (Menschen), und wir überwinden ihn zugleich.

Das Faktum des Bruches und das Wie seiner Überwindung tritt deutlicher heraus, wenn das Ausdrücken des Sein-Denkens als "metaphorischer Akt" gekennzeichnet wird[2], "die Selbstinterpretation (d.i.: der Ausdruck) im Sein-Denken wird wirklich", indem die in der determinierenden Rede "auftretenden Namen und die Verknüpfungen derselben d a s V o r b i l d u n d d e n V o r s t o f f a b "geben; " n a c h d e s s e n A n a l o g i e " geschieht also die Selbstinterpretation. König sagt wünschenswert deutlich, daß hier "das Denken, das nicht das Sein enthält, und...vor allem der dieses Denken tragenden und ermöglichenden determinierenden Rede notwendig eine Hilfsfunktion rücksichtlich des Sein-Denkens zufällt"[3].

Damit sind beide ursprünglich unabhängig voneinander. Eine Verallgemeinerung des Sein-Denkens zur Grundlage menschlicher Erkenntnis überhaupt ist deshalb ausgeschlossen, weil es zu seiner Aktualisierung in menschlicher Rede des Denkens, das nicht das Sein enthält, bedarf.

Königs Satz, das Sein-Denken sei " u r s p r ü n g l i c h u n d w e s e n t l i c h " "der e i n z i g m ö g l i c h e Zugang zum 'Sein'-Denken"[4], wird dann so zu verstehen sein: Damit sind modifizierende Reden

---

1) König (2), S 200
2) Ebda, S 202
3) Ebda
4) Ebda, S 113

(Eindruck-von Lebendigkeit usw.) gemeint, in denen, wie jetzt geklärt, determinierende Bestandteile zu einer neuen Konstellation vereinigt sind, die den Charakter modifizierender Rede hat. "Lebendigkeit" - Denken ist nur möglich aufgrund der einmal geschehenen Prägung des modifizierenden Ausdrucks[1]. - Daß "Gedanken-Denken ü b e r h a u p t ...das Spiegelbild des Sein-Denkens ist"[2], wird jetzt ebenfalls verständlich: Diese Spiegelung gilt nur, insofern der Mensch Sein-Denken metaphorisch überträgt in determinierende Rede und damit in Gedanken-Denken. Sie ist so logisch richtig und faktisch gültig, aber nicht aus dem Sein-Denken selbst logisch ableitbar.

Auch die Vermittlung zwischen Sein und Tatsachen aus der eigenen Logik des Seins heraus ist nicht gegeben. Der entscheidende Differenzpunkt dürfte sein, daß Tatsachen "n i c h t an ihnen selber... ein Ausgedrücktes und Ausdrückbares" sind[3]. In der von uns beigezogenen Hegelschen Terminologie: Sie haben die Vermittlung von Subjekt und Objekt nicht ursprünglich in sich, sind nicht ursprüngliches Subjekt-Objekt. Vielmehr sind sie "v o n u n s - von uns Menschen - zu etwas Ausdrück- b a r e m oder zu einer möglichen N o r m der Rede gemacht worden"[4]. Dies geschah durch die Erfindung der Sprache. König beschreibt die Sprache - übrigens wohl durchaus im Einklang mit der von ihm so genannten "Logistik" - als "Koordinatensysten": "die Tatsachen sind die Orte, die R e d e n (die determinierenden Logoi) die Bestimmungen der Orte"[5]. - Damit ist auch der

1) Für das Beispiel der Lebendigkeit scheint König dieser Prägungsakt noch faßbar: Die Analyse des modifizierenden Ausdrucks "lebendig" führt auf den etymologischen Zusammenhang mit "kleben" (vgl König (2), S 209 - 18).
2) Ebda, S 114
3) Ebda, S 196
4) Ebda
5) Ebda, S 197. Entsprechend wird behauptet, daß determinierende Eigenschaften einem Ding "r e i n auf dem Grunde seiner selbst zukommen" (ebda, S 4 m. Anm. 2). In einer Weise, wie sie z.B. von Carnap und Quine wieder aufgegeben wurde, wird hier die außersprachliche Realität zu Basis und Maßstab der - determinierenden-Sprache gemacht. - Vielleicht spricht König hier aber schon von den Dingen als ausdrückbaren. Dann wäre der Akt, in dem die Tatsachen zu etwas Ausdrückbarem gemacht werden, näher zu untersuchen.

vom Sein-Denken unabhängige Ort der Sprache als Bedingung des oben beschriebenen metaphorischen Aktes aufgezeigt.

Wahrgenommene Objekte der außersprachlichen Realität oder "Tatsachen" sind - der festgestellten Unabhängigkeit beider voneinander gemäß - für das Sein-Denken nicht wesentlich notwendig. König hält es für logisch möglich, bestimmte Formen des so-Wirkens als Selbstaffektion zu begreifen[1].

Die wesentliche Unabhängigkeit der Objekte erscheint auch darin, daß zwar jedes von ihnen - vorausgesetztes, nicht hinterhergesetztes - Subjekt einer modifizierenden Rede, also ihr "weckender Anstoß" sein kann, nicht aber jedes der möglichen Prädikate der Objekte auch so wirken kann. Die Beschränkung wird deutlich bei einer Aufzählung dessen, was zum "ursprünglich interpretierende(n) Sprachausdruck" gehört: "Ich, Welt, man, Wesen aller Dinge, Geheimnis, lebendig, erhaben, vergangen"[2].

Hier wäre nochmals auf die Unterscheidung von Eindruck potentia - Eindruck actu (schlafender - geweckter Eindruck) zu verweisen (vgl o. 4.1.3.): Der schlafende Eindruck setzt nicht den geweckten voraus, sondern nur seine Möglichkeit (umgekehrt setzt der aktuelle (geweckte) Eindruck nicht für die Möglichkeit des schlafenden voraus, sondern den schlafenden Eindruck selbst. Diesen Verhältnissen entspricht, daß "der von aussen kommende weckende Anstoß...a l s s o l c h e r w e s e n t l i c h b l o ß f a k t i s c h" ist[3]. Die Trennung zwischen Objekt (der außersprachlichen Realität) und Eindruck-von ist also grundsätzlich gegeben; dieses Objekt kann nicht in den logischen Entfaltungsprozeß des Sein-Denkens einbezogen werden.

Nach den Bemerkungen zur Selbstinterpretation des Sein-Denkens durch metaphorische Übertragung mit Hilfe der determinierenden Rede und dem Hinweis auf die Geburtshilfe, die die Menschen dabei leisten, ist schon klar, daß die Rolle des menschlichen Subjekts ebenfalls in gewisser

---

1) König (2), S 189 - 93
2) ebda, S 201
3) ebda, S 191, vgl auch f.

Weise sekundär angesetzt ist.

So kann gesagt werden: "Die modifizierende Rede ist die Rede d e s S e i n s und in Koinzidenz damit die des S e i n - D e n k e n s. I n s o f e r n ist sie n i c h t eine wesentlich menschliche Rede"[1]. Das Sein und das Sein-Denken sind vom menschlichen Subjekt selbstverständlich unabhängig, wenn die modifizierende Rede im Bezug auf sie "nicht eine wesentlich menschliche Rede" heißen kann. Um die Differenz Königs von einem idealistischen Ansatz in der augenblicklich versuchten Beschreibung seines Denkens nochmals herauszustellen, soll das Ergebnis kurz zusammengefaßt werden: Nicht sind Sein und Sein-Denken als mit dem Menschen ursprünglich - auch in ihrer Genese - verbundene Einheiten zu betrachten, die dieser differenzierte in sich selbst als "Subjekt" und die "Natur" (wenn dieser Ausdruck mangels weniger vorbelasteter anderer hier verwendet werden darf für die vom Menschen gedeutete außersprachliche Realität); sondern die Vermittlung zwischen dem Akt des Seins bzw. des Sein-Denkens einerseits, dem Menschen und der außersprachlichen Realität andererseits ist dem Akt nicht logisch notwendig ("nur faktisch"). Genauso äußerlich und in die Komponenten sauber wieder zu zerlegen ist die Vermittlung zwischen dem Menschen und der außersprachlichen Realität. Der Bruch zwischen Sein und Sein-Denken einerseits, Mensch und "Natur" andererseits kann auch durch die Beschreibung von Formen der Teilhabe (der menschlichen Rede am Sein bzw. Sein-Denken) nicht beseitigt werden[2].

1.2.2.4. Exkurs: Zwei "Sein und Denken" vergleichbare Ansätze Königs

In den Aufsätzen "Das spezifische Können der Philosophie als εὖ λέγειν"[3] und "die Natur der ästhetischen Wirkung"[4] werden von König ganz ähnliche sprachliche und logische Verhältnisse untersucht wie in "Sein und

---

1) König (2), S 199
2) Die oben (1.2.2.1.) erwähnte Vermittlungsinstanz des "modifizierenden Beschaffenseins" wäre dann genetisch auch als Zusammen zweier ursprünglich verschiedener Komponenten zu interpretieren.
3) Vgl. König (3)
4) Vgl König (1)

Denken". Zur Bestätigung der eben versuchten Analyse soll auf diese Aufsätze kurz eingegangen werden.

Da König auch hier von konkreten sprachlichen Phänomenen ausgeht und die ihnen immanente spezifische Logik entfaltet, schien es nicht sinnvoll, den jeweiligen Zusammenhang eines Aufsatzes aufzubrechen. Es wurde deshalb die Form eines geschlossenen Exkurses zur Analyse von "Sein und Denken" gewählt.

Das sprachliche Material, das König seinen Untersuchungen zugrunde legt und das diesen immer wieder in verblüffender Weise entspricht, kann hier nicht ausführlich mitreferiert werden. So scheinen Königs Untersuchungen sich manchmal ohne Begründung rein spekulativ zu entfalten, was für die Aufsätze selber so nicht zutrifft - auch wenn die Frage, ob manche Sprachgebräuche interpretatorisch nicht doch überbelastet sind, sicher nicht immer ganz zurückzustellen sein mag.

1.2.2.4.1. "Das spezifische Können der Philosophie als εὖ λέγειν"

Einige Merkmale der philosophischen Sprache erinnern an die modifizierenden Reden. So seien Sache und (sprachlicher) Ausdruck der Sache im Philosophieren unmittelbar verbunden. Einerseits bringe "der Ausdruck des Gedankens s e l b e r und u n m i t t e l b a r wieder ein sachliches Problem in Sicht", andererseits gehe der "gerade Blick auf die Sache" "nun teils zwar auf diese, teils aber und zugleich auf den Ausdruck oder auf den Logos der Sache"[1]. Über den Ausdruck also gelangt man zur Sache, und die Beschäftigung mit der Sache ist zugleich immer auch auf den Ausdruck verwiesen. Jene eigenartige Sprachlichkeit des Untersuchungsgegenstandes, wie sie bei der Analyse des Eindrucks-von (des so-Wirkens) auffiel, bestimmt also auch die Verhältnisse in der philosophischen Rede.

Zugleich ist damit die Subjekt-Objekt-Natur der philosophischen "Gegenstände" ausgesagt: "... Denn sie sind in sich sowohl Sachen als auch Gedanken; sie sind beides zugleich, und zwar ursprünglich"[2].

Die Subjekt-Objekt-Natur philosophischer Gegenstände wird in ihrer Be-

---

1) König (3), S 20, Sperrung d. König
2) Ebda, S 21

sonderheit vom Subjekt-Objekt - (König: "Gedanke" - "Sache") Gegensatz abgehoben, wie er in den Einzelwissenschaften - und es dürfte zwanglos zu folgern sein: auch in der natürlichen Sprache außerhalb der Wissenschaften - auftritt: "nur nämlich i m V e r g l e i c h mit Sachen und Gedanken in den Einzelwissenschaften erinnern die philosophischen Titel...zugleich sowohl an Sachen als auch an Gedanken"[1]. Das Besondere der "philosophischen Titel" (die Beispiele Königs - "Gott, die Welt, die Seele, das Leben, das Sein, das Werden, die Vernunft, das Bewußtsein, das Schicksal, das Glück, der Zufall, die Notwendigkeit, das Subjekt, das Objekt, die Natur , die Geschichte"[2] - erinnern öfter an die eben zitierten Beispiele "ursprünglich interpretierenden" Sprachausdrucks) wird durch das Bild der Vase mit Blumen, die beide im Spiegel zwar wiedergegeben werden, aber doch nur vergleichsweise, betont: "Der Unterschied von Gedanke und Sache, der in den Einzelwissenschaften reell ist, (ist) rücksichtlich der spezifisch philosophischen Titel nur ein in sie hineingespiegelter"[3].

Die Vermutung legt sich nahe, er sei in sie hineingespiegelt nur aufgrund der in der Philosophie verwendeten Sprache. Da nämlich der Unterschied zwischen determinierenden und modifizierenden Reden dem zwischen einzelwissenschaftlicher Sprache (hier lasse sich zwischen "Gedanke" und "Sache" genau unterscheiden; daß die "Sachen" der Einzelwissenschaften subjektiv vermittelt sein könnten, wird überhaupt nicht in Erwägung gezogen) und philosophischem εὖ λέγειν entspricht, könnte die Unterscheidung von "Gedanke" und "Sache" den "philosophischen Titeln" bei ihrem Ausdruck mit Hilfe der natürlichen Sprache allererst zugewachsen sein.

Wie in "Sein und Denken" werden aber genetische Erwägungen fast völlig vermieden; König beschränkt sich auch hier auf die logische Analyse des Verhältnisses von philosophischer und einzelwissenschaftlicher Rede.

1.2.2.4.2. "Die Natur der ästhetischen Wirkung"

Womöglich noch enger ist die Beziehung zwischen "Sein und Denken"

---

1) König (3), S 21
2) Ebda, S 20
3) Ebda, S 21

und dem späten Aufsatz "Die Natur der ästhetischen Wirkung".

Strenge Dialektik

Zunächst fällt die streng dialektische Struktur der ästhetischen Wirkung und ihrer Beschreibung auf, die an die des Eindrucks-von und des so-Wirkens erinnert: [1] Im Prozeß der ästhetischen Wirkung resultieren ihr Subjekt und ihr Objekt als Herausgesetzte.

> "Sie (sc: die ästhetische Wirkung") besteht, allgemein formuliert, nur darin, daß sie dem, der ihr unterliegt, die Rede von ihr als einer ästhetischen Wirkung sowie in eins damit die Rede von einem so oder so (z.B. erhaltend) Wirkenden ermöglicht und legitimiert"[2]. Subjekt- und Objektseite der Wirkung werden also erst in der Rede von ihr herausgestellt.

Die Beschreibung ist mit der Wirkung, die sie beschreibt, so eng vermittelt - wie genau, wird noch zu untersuchen sein -, daß auch sie denselben streng dialektischen Charakter hat:

> Der Beschreibende begegnet in der "ursprünglichen Beschreibung" "allererst sich selbst...als dem, der diejenige Wirkung erkennt, die er mit seinen Worten beschreibt"[3] - Sicherlich ist festzuhalten, daß also der Beschreibende Herausgesetzter ist nur als Beschreibender (menschliches Subjekt ist er selbstverständlich unabhängig von dieser Beschreibung). Das Problem der Übersetzung des rein dialektischen Seins bzw. Sein-Denkens ins menschliche Denken klingt hier an. aber auch umgekehrt: "Allererst in der Beschreibung des Beschriebenen" wird der Beschreibende "des Beschriebenen gleichsam ansichtig"[4]... Daß aber die menschliche Beschreibung in gewisser Weise nicht wesentlich zum Beschriebenen gehört - es wäre also nicht rein in dieser Beschreibung Herausgesetztes -, schränkt die Dialektik ähnlich wie in "Sein und Denken" spezifisch ein: "Das dichtende Beschreiben bringt nicht das Beschriebene hervor, wohl aber bringt es das Beschriebene hervor als mögliches Objekt oder als möglichen Gegenstand" [5]. Später wird, Gleiches bedeutend, davon gesprochen, das Be-

---

1) Der wörtliche Anklang ("Wirkung" an "so-Wirken") besteht vermutlich nicht ohne Überlegung. Ganz deutlich wird das, wenn "ästhetisch so-Wirken" und "einen Eindruck vermitteln von etwas" in Parallele gestellt werden (König (1), S 265f).

2) Ebda, S 264

3) König (1), S 266, Unterstreichung orig. kursiv (wie in allen folgenden Zitaten)

4) Ebda

5) Ebda, S 307

schreiben "bringe" das Beschriebene "zur Welt"[1] ("Welt" ist dabei das menschlich gedeutete und geprägte Seiende - das macht Königs Bezug auf Kants Unterscheidung von Ding an sich und Welt der Erscheinungen klar).

Auf die Analyse einiger Gegebenheiten im Umfeld der Beschreibung der ästhetischen Wirkung - dem zur Welt Bringen der Wirkung in der Beschreibung geht ein zur Welt bringen potentia beim Beschreibenden, sein Gestimmtsein, voraus[2]; ihm folgt als ein "immanent Hinzukommendes" das "ästhetische Empfinden"[3] - braucht hier nicht näher eingegangen zu werden.

Wie schon angedeutet wurde, sind spezifische Einschränkungen der Dialektik des Seins (des Sein-Denkens) ähnlich in der Beschreibung der ästhetischen Wirkung zu finden.

So ist das menschliche Subjekt für die Wirkung von Erhabenheit - so das Beispiel Königs - letztlich unwesentlich: "...ein erhabener Anblick ist ein erhabener oder er ist dies schlechthin;d.h. in der Rede von ihm als einem erhabenen ist für den oder die, die ihn erhaben finden, kein Platz"[4]. Die Verhältnisse dürften also, wird das eben Ausgeführte mit berücksichtigt, so liegen: Zwar begegnet sich der Beschreibende in der Beschreibung der Wirkung ursprünglich, diese Selbstbegegnung hat aber keine Rückwirkung auf die Fassung des Beschriebenen. Das subjektive Moment im Wirkenden der Wirkung ist dann aber nicht unbedingt menschlichen Ursprungs (Grundsätzlich wäre ja auch anderes denkbar; Es könnte als im Kunstwerk objektiviertes Menschliches oder als menschliche Projektion gedeutet werden). Dagegen scheint die Verbindung zur Objektseite hin - d.h. zum Kunstwerk - der ästhetischen Wirkung notwendig eigen zu sein[5]. Dies wäre eine Differenz zum Sein, wo König Selbstaffektion denkmöglich erschien. Auf diese Besonderheit wird noch zurückzukommen sein.

Sprachlichkeit

Neben der spezifischen Dialektik ist die herausragende Sprachlichkeit des Eindrucks-von (des so-Wirkens) auch bei der ästhetischen Wirkung gegeben.

---

1) König (1), S 309.
2) Vgl dazu ebda, S 313 ff.
3) Dazu ebda, S 329f.
4) Ebda, S 276
5) Vgl z.B. ebda, S 277f.

Allererst in ihrer Beschreibung wird die ästhetische Wirkung greifbar[1]. Sie ist nichts als das, was zu ihrer Beschreibung ermächtigt.[2] Umgekehrt ist die Wirkung in der Beschreibung so gegeben, daß man sagen kann, die Beschreibung der ästhetischen Wirkung sei diese Wirkung als Beschreibung[3].

Weil die ästhetische Wirkung uns nur in ihrer Beschreibung gegeben ist, wird es zu einem eigenen Problem, von ihrer Wahrheit zu sprechen: Wahrheit kann hier nicht als Vergleich eines Außersprachlichen mit einem Wort oder einem Satz konstruiert werden, sondern liegt nur in der Beschreibung selbst: Der Beschreibung einer ästhetischen Wirkung, in der diese "treffend" beschrieben ist (sodaß die Wirkung in ihr - lautlos - "resoniert"), kommt als solcher Wahrheit zu[4]; einfacher wird dasselbe vorher gesagt: Die Beschreibung einer ästhetischen Wirkung ist notwendig angemessen, sonst wäre sie gar keine Beschreibung einer ästhetischen Wirkung[5]. Entsprechendes wurde oben vom Eindruck von entwickelt.

König beschreibt das enge Verhältnis von Wirkung und Beschreibung mit aristotelischen Begriffen: Die Wirkung ist, da sie nichts ist als dazu ihrer Beschreibung Ermächtigende, ein δυνάμει ὄν, ein μὴ ὄν[6]. Später wird auch das Verhältnis von Ding an sich und Erscheinung bei Kant zum Vergleich herangezogen:[7] So könne man z.B. im Sinne Kants wohl sagen, "daß die Erscheinung das Ding an sich als Erscheinung ist"[8].

Geschichtslosigkeit

Erwägungen zur geschichtlichen Bestimmtheit der ästhetischen Wirkung fehlen bei König ganz (obwohl König vermutlich meinen würde, seine Darlegungen seien als Grundlegung einer Kunsttheorie geeignet). Vielmehr weist einiges darauf hin, daß die Wirkung allenfalls eine innere Geschicht-

---

1) König (1), S 278f
2) z.B. ebda, S 280 u.ö.
3) ebda, S 270, vgl auch ff, wo dieser Tatbestand von dem bei anderen Wirkungen und ihren Beschreibungen abgehoben wird.
4) Ebda, S 303f
5) Ebda, S 285f
6) Ebda, S 280 u.ö.
7) Ebda, S 288-93
8) Ebda, S 289

lichkeit in sich hat - die von Wirkung und Beschreibung -, nicht aber irgendwelchen Veränderungen ausgesetzt ist.

Die Reihe: ästhetische Wirkung - Erwachen bzw. Ertönen der Wirkung in der treffenden Beschreibung - ästhetische Wirkung wiederum dieser Beschreibung ist "in sich unendlich"[1]. Eines der ersten Beispiele, Rilkes Gedicht über einen "Archaischen Torso Apollos", veranschaulicht das. - Von einer Modifikation dieser Wirkungen im Prozeß der Wiedererweckung ist nicht die Rede, das vergleichsweise herangezogene Aristoteleswort, "daß der Mensch den Menschen und der Vogel den Vogel zeugt"[2], deutet sicher nicht in diese Richtung. So bleiben relativ wenige Wirkungen - z.B.: Erhaltend wirken angesichts der zerstörerischen Kraft des Ganzen[3], erhaben wirken -, deren Beschreiben "Dichten" in dem Sinn ist, daß alles Produzieren von Kunstwerken darunter befaßt ist. Eine entsprechende Geschichtslosigkeit des Seins (des Sein-Denkens) wird noch festzustellen sein.

Gegenüber zur formalen Logik

Ganz ähnlich wie in "Sein und Denken" wird immer wieder das ausnehmend Besondere des sprachlichen Bereichs betont, der Beschreibungen ästhetischer Wirkungen enthält. Verdeutlicht wird seine einzigartige Struktur immer wieder durch Vergleiche mit ganz anders zu analysierenden Fällen. Der Bereich der sozusagen gewöhnlichen Sprache läßt sich für König mit den Mitteln der formalen Logik zufriedenstellend und adäquat erfassen. Darauf deutet wenigstens das offensichtlich zustimmende Zitat von Russels Theorie der Beschreibung hin[4].

Erweiterung und Begründung der ästhetischen Wirkung

Im Schlußabschnitt des Aufsatzes wird über die "ursprüngliche Quelle des ästhetischen Wirkens" nachgedacht (Gäbe es sie nicht, wäre ein An-

---

1) König (1), S 306
2) Ebda
3) Ebda, S 262f; Hofmannsthal spreche "mit nur wenig anderen Worten" dasselbe aus: S 264
4) Vgl dazu König (1) Anm. 10; S 297 und Anm. 12, S 319 (die nichts beschreibenden Beschreibungen wie "Kentaur" und "Einhorn")

fang der Reihe der Kunstwerke in der Zeit nicht einmal denkbar)[1].

Als Quelle wird "das an und für sich Wahrnehmbare" (nach Aristoteles, τὰ καθ' αὑτὰ αἰσθητά , im Unterschied zu dem "mitfolgender Weise Wahrnehmbaren", τὰ κατὰ συμβεβηκὸς αἰσθητά) bestimmt. Das sind - so Beispiele Königs - die Farben als das "an und für sich Sichtbare" (nicht z.B. die Bäume oder andere gestalthafte Seiende, die man immer als farbige wahrnimmt, nie "an sich") und die Töne als das "an und für sich Hörbare". Mit Hilfe eines Goethe-Zitats wird gezeigt, daß die Farbe (und ähnlich wohl der Ton) "die Natur selber als Phänomen, als Erscheinung ist"[2].

So ist der Prozeß der ästhetischen Wirkung vorgebildet in der Weise, wie "der Mensch als das Wesen, das Wahrnehmung besitzt,... die Kraft der Natur, die Wirkungen derselben, zur Welt bringt"[3]. Das Verhältnis: Wirkung (der Natur) - Erscheinung der Natur als an und für sich Wahrnehmbares (Farbe, Ton) im Menschen entspricht also dem von ästhetischer Wirkung und ihrer ursprünglichen Beschreibung. "Dichten" ist deshalb "ein Nachahmen - nicht des Wahrgenommenen (hier setzt König sich vermutlich von der Ästhetik des 18. Jahrhunderts mit ihrem Theorem der Nachahmung der Natur ab), sondern des Wahrnehmens, nämlich jenes Wahrnehmens, welches das an und für sich Wahrnehmbare wahrnimmt"[4].

Die anderen Züge der ästhetischen Wirkung - so strenge Dialektik und ursprüngliche Sprachlichkeit - sind auf die Wirkung der Natur und ihre Fassung durch den Menschen sicherlich zu übertragen. - Dann ist aber die Nähe zum Eindruck-von (dem so-Wirken) in "Sein und Denken" ganz deutlich geworden: Dort gibt es einige Hinweise darauf, daß eine formale Naturerkenntnis vom Sein (bzw. Sein-Denken) zumindest auch umfaßt ist; so sind "die Raum- und Zeitbestimmungen..., ursprünglich, modifizierende Prädikate"[5]. Die formale Naturerkenntnis - wieder fällt die Nähe zu Kant auf,

---

1) König (1), S 332 - 37
2) Ebda, S 334
3) Ebda, S 335
4) Ebda, Hervorhebung d. König
5) König (2), S 15

da von der Natur "als Erscheinung" die Rede ist[1] - bleibt aber, wie der Bereich von Sein (Sein-Denken), unvermittelt gegenüber dem ganz anders strukturierten Bereich der sozusagen gewöhnlichen Sprache und ihrer Entsprechung, der materialen Naturerkenntnis.

Auf den Unterschied zwischen Wirken der Natur und ästhetischer Wirkung geht es wohl zurück, daß ein vorhandenes Seiendes - etwa ein Kunstwerk - notwendige Voraussetzung für den Prozeß der ästhetischen Wirkung ist. Die ästhetische Wirkung ist strenggenommen sekundär. Formal hat deshalb der Mensch und sein Werk an ihr einen anderen, größeren Anteil.

1.2.2.5. Zusammenfassung

Festzuhalten ist eine eigenartige Ambivalenz der Position Königs: Das Ergebnis der Untersuchung der logischen Verhältnisse zwischen Sein und Sein-Denken einerseits und Denken, das nicht das Sein enthält, andererseits ergab die grundlegende Position des Sein-Denkens. Das Sein-Denken kann als die "übergreifende Gattung, d.h. als Gattung seiner selbst und des Denkens, welches nicht das Sein enthält", beschrieben werden[2] (auf die nähere logische Bestimmung des sehr eigenartigen Gattung-Seins der Gattung Sein-Denken kann hier verzichtet werden. Der Hinweis, daß das Sein-Denken das Denken, das nicht das Sein enthält, als Selbstunterschied in sich hat, muß genügen).

Andererseits kann der Prozeß des Seins und des Sein-Denkens genetisch völlig unabhängig vom Menschen und von der außersprachlichen Realität angesetzt werden. Im Verlauf seiner Selbstinterpretation bedarf der Prozeß sogar der determinierenden Rede als konstituierter. Da diese "Sprache voraussetzt"[3] (und Sprache als Ausdrückbarmachen" der 'späteren' Tatsachen" durch den Menschen beschrieben wird[4], setzt der Prozeß der Selbstinterpretation Mensch und Objektwelt als konstituierte voraus.

Die wesentliche Unabhängigkeit und Gleichursprünglichkeit beider

---

1) König (1), S 334
2) König (2), S 118 - 25, Überschrift
3) Ebda, S 198f
4) Ebda, S 196f

"Artefakt"[1] wird allenfalls relativiert durch eine Bemerkung, die weitere Reflexion nicht ausschließt: "...daß die determinierenden Reden überhaupt geeignet sind, bei der Selbstinterpretation als Vorbild und Material zu fungieren, bleibt - auf jeden Fall in der gegenwärtigen Darstellung- nur Faktum"[2]. Da diese angedeutete Möglichkeit der Relativierung nicht untersucht wird - in den Aufsätzen fehlt sogar jede Andeutung in dieser Richtung-, kann sie für die Darstellung der Gedanken Königs nicht weiter berücksichtigt werden. - Sicher liegt hier grundsätzlich der Punkt, wo der Königsche Ansatz weiterzudenken ist: Die faktische Vermittlung von determinierenden Reden und Sein-Denken wäre auf die Bedingung ihrer Möglichkeit hin zu untersuchen. Dann wäre das Modell der Erkenntnis, das hinter Königs Beschreibung von Sein-Denken steht, doch gegen König auf menschliche Erkenntnis überhaupt zu erweitern, und die schroffe Gegenposition zum Idealismus (etwa Hegels oder Schlegels) wäre relativiert.

1.3. Versuch einer weiterführenden Kritik

Von dem Ziel her, Königs Ansatz einer dialektischen Erkenntnis - und Sprachphilosophie für diese fruchtbar zu machen, ist der oben angedeutete Weg zu gehen, die Selbstbegrenzung des Königschen Erkenntnismodells aufzuheben. So ist seine Erweiterung in grundsätzlich immanenter Kritik möglich.

Wie schon gesagt, bleibt Königs Bestimmung des Verhältnisses von Sprache und außersprachlicher Realität undialektisch: Auch auf die Bedingung der Möglichkeit dessen, daß die Sprache wie ein Koordinatensystem den Dingen unterlegt werden kann, wäre zu reflektieren. Es wäre zu klären, wieso die Tatsachen zu etwas Ausdrückbarem gemacht werden konnten. König bleibt hier vereinfachend im schon Konstituierten.

1.3.1. Die determinierenden Reden: Versuch des Nachweises modifizierenden Momente in ihnen

Eine genauere Analyse der determinierenden Reden kann zeigen, daß

---

1) Zur Problematik der Anwendung dieses Begriffs in diesem Fall: ebda, S. 124
2) Ebda, S 204

die Verhältnisse bei ihnen nicht so einfach sind, wie König sie darstellt.

1.3.1.1. Zwei abstrahierende Perspektiven zur Verdeutlichung

Besonders deutlich wird die Ungenauigkeit der Analyse Königs, wenn man das Verhältnis von Sprache und Welt je als Ganzer betrachtet.

Die Unhaltbarkeit von Königs Behauptung, daß im Bereich der determinierenden Reden "das Hauptgewicht auf der n e n n e n d e n oder b e z e i c h n e n d e n Funktion von Worten liegt[1]", leuchtet dann unmittelbar ein: Die besonders detaillierte sprachliche Strukturierung einzelner Gegenstandsbereiche, der Verzicht auf die "Benennung" anderer, die diesbezüglichen Unterschiede zwischen den Sprachen, die an der Entscheidungsinstanz der außersprachlichen Realität nicht zu klären sind, machen klar, daß das Hauptgewicht auf anderen Funktionen als der benennenden liegen muß.

> Hier hat die Position des logischen Konventionalismus ein relatives Recht (vgl dazu die Besprechung Hempels). Zur Zeit der Abfassung von "Sein und Denken" war diese Position König wohl nicht bekannt und auch noch nicht in dem Maß expliziert wie etwa bei Hempel.

Im Blick auf Sprache und Welt als Ganze entfällt ein entscheidendes Merkmal der determinierenden Rede: Ihre Subjekte (also die Tatsachen) sind nicht mehr vorausgesetzte, sondern hinterher (heraus-) gesetzte, da sie als Subjekte allererst durch die Sprache entstehen[2].

> Es sei nochmals auf Quines Beispiel des Flusses Kaystros verwiesen: Ob verschiedene "Fluß-Zustände" (zeitlich oder räumlich definiert) oder der ganze Fluß von der Quelle bis zur Mündung als Einheit zu betrachten sind, bleibt der Sprache überlassen. Eine solche Einheit entsteht gegenüber der grundsätzlich unendlichen Menge möglicher Zusammenfassungen der Realität erst in der Sprache.

Ein zweiter Blickwinkel läßt sich angeben, von dem aus der Unterschied zwischen determinierender und modifizierender Rede zum Verschwinden gebracht werden kann[3]. Abstrahierend von der Sprachgeschichte

---

1) König (2), S 197

2) Für den Eindruck-von (das so-Wirken) vgl o.1.1.2. und König (2), S. 157ff.

3) Dieses Verschwinden des Unterschiedes hat mit Königs "Zone des verschwundenen Unterschieds" (die notwendige Nivellierbarkeit der modifizierenden Prädikate, erstmals ebda, S3) nichts zu tun: Der hier angesprochene verschwundene Unterschied würde die determinierenden Prädikate ja auf die Ebene der modifizierenden "emporheben".

(auch der Geschichte des sie benutzenden Menschen) könnte der Augenblick der Sprachschöpfung betrachtet werden.

Auch hier gälte, daß das Subjekt der Rede herausgesetztes ist. Ein weiteres Merkmal modifizierender Reden, daß nämlich das herausgesetzte Subjekt wesentlich nur ein Prädikat hat, und daß es selbst "nichts als" das so Prädizierte ist[1], wird hier erfüllt: Für "Fluß" etwa ist zu zeigen, daß im Augenblick ihres Ausdrucks in der Sprache Erkenntnis gewonnen wurde: Es wird "das Fließende" erkannt und festgehalten[2]. Daß dieses "hinterhergesetzte" Subjekt notwendig sich verfestigt zu einem Objekt - oder einer Mehrzahl von Objekten -, dem eine Identität über die aktuelle Rede hinaus zukommt und das als sprachlich fixiertes dann weiter untersucht werden kann, ist selbstverständlich und wird gleich zu besprechen sein. - Für König steckt die Verfestigung nur deshalb schon im Akt der Sprachgebung als solchem, weil er den als Benennen (eines bereits Erkannten) versteht.

Die Charakterisierung des Eindrucks-von durch die Äquivalenz des bestimmten Eindrucks mit dem Eindruck von einem Bestimmten träfe auch auf das hypothetisch angesetzte erste Aussprechen der Worte zu: Es gibt noch keine Gegenstandsklassen, unter die ein Gegenstand zu subsumieren wäre; vielmehr wird die charakteristische Eigenschaft des Gegenstands im Augenblick der konkreten Erkenntnis selbst erkannt.

> An einem anderen Beispiel kann die Analyse noch etwas weiter geführt werden: In dem Augenblick, wo ein Stück Holz erstmals "Keil" genannt wurde[3], wurde nur dessen Funktion (etwas zu spalten, etwas am Abrutschen zu hindern) beachtet. Insofern ist es möglich zu sagen, der Keil sei in diesem Augenblick "nichts als" ein Spaltendes (Haltendes). Ebenso mag da auch die Möglichkeit der Tätigkeit selbst (etwas zu spalten, das sonst nicht gespalten werden kann) erkannt werden. Die Erkenntnis bezüglich der Möglichkeit des Holzes und der Möglichkeit des Spaltens mag durchaus im gleichen Augenblick - etwa im Spiel - klar heraustreten.

---

1) Vgl dazu bei König: Ebda, S 158; s. auch oben 1.1.1.

2) Vgl zum genaueren Nachweis das u.1.3.1.2. aus Gehlen Referierte.

3) Die Analyse wird von der Etymologie gedeckt: Es liegt die Kombination eines Suffixes, das auch in anderen Gerätenamen auftaucht, mit der Wurzel ki- (indogermanisch: "keimen", "aufbersten", germanisch: "spalten") vor. Ursprüngliche Bedeutung: "Gerät zum Spalten" (n. Kluge/Mitzka, S 362).

Übrigens erhellt aus dem Beispiel, daß die nennende Funktion nicht als die ausschließliche der Sprache angesetzt werden kann. Der Gesichtspunkt ihrer praktischen Verwendung ist offensichtlich wesentlich bestimmend. Daß man das Beispiel verallgemeinern kann, ließe sich in einer näheren Analyse lexikalischer Besonderheiten einzelner Sprachen deutlich machen; es kann aber auch auf entsprechende Ansätze in der Sprachphilosophie verwiesen werden[1].

Ohne Zweifel sind beide skizzierten Perspektiven abstrakt. Der faßbare Akt des Sprechens ist offenbar durch andere Größen bestimmt, die durch die vorgenommene Abstraktion nicht erfaßt werden. Diese Abstraktion kann aber doppelt nützlich sein: Einmal zeigt sie dialektische Momente im Prozeß der Erkenntnis und der Sprachwerdung, zum anderen lassen sich auf ihrer Folie andere Momente, die zu einer Verfestigung von Subjekt und Objekt in diesem Prozeß führen, vielleicht besser herausheben.

1.3.1.2. Verfestigende Momente im dialektischen Prozeß der Sprachentwicklung

Wenn als die Hauptfunktion der Sprache - vorläufig -[2] ihre praktische Verwendung angesetzt wird, ist ein Moment der Identität zu Königs Konstruktion des Eindrucks-von gewahrt: Die praktische Tätigkeit gibt den einheitlichen Hintergrund für Subjekt und Prädikat, ineins damit für die Sprachwerdung der praktischen Erkenntnis - den Mitteilungszweck - ab. Damit ist aber auch ein Moment der Differenz gegeben: Der praktische Wert der Sprache liegt gerade darin, daß sie (zeitlich oder räumlich) Entferntes verfügbar macht[3], insofern der Erkenntnis Dauer verleiht. Ihr

1) Z.B. auf L.Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen" (Begriff des Sprachspiels) und A.Gehlens anthropologische Begründung der Sprachtheorie (Gehlen, S 131-326), v.a. aber auch auf Lipps' Analyse der natürlichen Sprache (s. dazu unten).

2) Die Beschränkung der Sprache auf zwischenmenschliche Praxis und Mitteilung lehnt z.B. Benjamin - nicht ganz zu Unrecht - vehement ab (s. dazu unten).

3) König rührt an diesen Zusammenhang, wenn die Sprache als die Möglichkeit des Gedanken-Denkens bestimmt (aufgrund dessen, daß ihm keine Tatsache "vor Augen" zu stehen braucht): vgl König (2), S 198.

praktischer Nutzen kann weitgehend sogar so beschrieben werden, daß sie von den begrenzenden Anforderungen des Augenblicks "entlastet", die Welt als solche (darstellend) in den Blick treten läßt[1]. Im praktischen Grund der Sprache selbst liegt also die Ursache für eine Verfestigung der hinterhergesetzten Objekte und Prädikate; und das läßt die oben konstruierten Beispiele auch in so hohem Maß als hypothetisch erscheinen.

Nochmals wird deutlich, daß es inadäquat ist, sich die Sprachwerdung als Benennung einer schon erkannten Objektwelt vorzustellen: Durch die von der Bindung an den Augenblick distanzierende Sprache ist die Analyse eines fixierten Objekts allererst möglich (daß es dafür Vorstufen vor dem Spracherwerb gibt, hat Gehlen gezeigt: Das kann hier aber unberücksichtigt bleiben). Im Augenblick der Sprachschöpfung ist das ausgedrückte Objekt also (noch) "nichts als" das, was von ihm ausgesagt ist.

Wird so die grundlegende Bedeutung der praktischen Bedürfnisse mit dem sekundären Moment der Darstellung (des Nennens) in ein anthropologisch begründetes Verhältnis gebracht, erscheint der scharfe Gegensatz zwischen "innerweltliche (s) (m) Geschehen" und "Geschehen sozusagen zur Welt hin"[2] relativiert. König möchte in diesem Zusammenhang verändernde Praxis (das Bearbeiten eines Steins) und das Problem der "Veränderung des Seienden durch Beobachtung und Messung" als innerweltliches Geschehen konstruieren. Ein "Ding-vor-der-Veränderung-durch" sei hier "mindestens bestimmt gedanklich konstruierbar". Wie aber soll ein Ding "bestimmt gedanklich konstruierbar" sein, wenn es seine Konturen als solches erst durch den praktisch-sprachlichen Zugriff des Menschen gewinnt (wie es durch die abstrahierende Perspektive eben zu verdeutlichen versucht wurde)? - Eher ist die außersprachliche Realität zu beschreiben als das - grundsätzlich - unendlich Bestimmbare, das seine

---

1) Nach Gehlen, S 240ff. Sicher gibt es auch noch andere Zusammenhänge, in denen die Sprache eine Rolle spielt, z.B. - um an König anzuknüpfen - im ästhetischen Erlebnis; zu verweisen wäre auch auf die theologische Funktionsbestimmung der Sprache in Benjamins Sprachphilosophie (verdeutlichendes, sie entwickelndes Aussprechen der Welt). Das dürften jedoch der Sprache erst zugewachsene Möglichkeiten sein - mit dieser Feststellung sind sie gegenüber der genetisch älteren Funktion sicher nicht

2) König (2), S 54f. entwertet.

Bestimmung durch den Menschen erfährt (Die Amorphie der Realität soll damit natürlich nicht behauptet sein: Es geht um die Weiterbestimmung ihrer nur ansatzhaft bestimmten, noch offenen Strukturen). Ein erster Akt der Bestimmung (" Ein Geschehen sozusagen zur Welt hin"), von dessen Ergebnis her alle anderen als (letztlich tautologische) Bestimmungen eines Bestimmten erschienen, kann andererseits nicht von einem einzigen Sprechakt getragen sein: Wie Gehlen ausführt, ist Sprache in eine Fülle von sie vorstrukturierenden Weltbezügen eingebettet; außerdem ist die weitere gegenseitige Bestimmung der Sprechakte untereinander zu beachten (s. dazu gleich u.).

Daß das so ist, machte schon die Künstlichkeit der Beispiele eben deutlich. Allenfalls ließe eine ganze Sprache sich als ein solches zu ihrem Ausdruck kommen der Welt in einem Akt auffassen.

Einmal verfestigt der praktische Bezug auf die in sich strukturierbare Realität mit der ihm einwohnenden Wiederholung ähnlichen Tuns die ursprünglich dialektische Struktur (Entspringen von Objekt und Subjekt als Bestimmte aus einem Akt) von Erkenntnis und Sprache. Das Objekt wird zum "vorausgesetzten" (Gegenstand), das - in Verfolgung praktischer Ziele - genauer untersucht wird und so mehrere Prädikate erhält. Der Wiederholungszwang unterstützt die oben angesprochene distanzierende Funktion der Sprache.

Neben der gleichmachenden Wiederholung aus der Praxis hat die Sprache auch in sich selbst eine Tendenz zur Verfestigung: Die einmal gefundenen Lautzeichen werden mit wiederholt, sie bestimmen sich darüberhinaus untereinander und bilden ein festes Netz von Bedeutungsbeziehungen (die z. T. auf dem Lautkörper der Worte aufruhen). Einfachstes Beispiel sind etymologische Zusammenhänge (soweit sie noch spürbar sind). Gleiche Formen der Wortbildung führen zur Systematisierung von Bedeutungsbereichen (entsprechend der praktischen Systematik von Gegenstandsbereichen). Die Sprache kann aufgrund dieser Strukturierung gegenüber der Praxis partiell eigenständig werden, eine eigene Geschichte entwickeln.

> Hier erhebt sich die Frage nach der Möglichkeit der Differenzierung zwischen der Struktur der Sprache und der Struktur der praktischen Lebenswelt. Wenn der Sprache - wie geschehen - bei der Bestimmung

der Realität eine so hervorragende Stellung eingeräumt wird, müßten Sprache und Lebenswelt Entsprechungen sein, die sich nur im Zusammenhang miteinander verändern können. - Selbst wenn das als grundsätzlich richtig anzuerkennen ist, läßt sich doch auch das Faktum einer partiellen Verselbständigung der Sprache nicht übersehen.
Es gibt nämlich Phänomene der Verselbständigung von Sprachgebräuchen gegenüber dem Sprache-Welt-Zusammenhang, in dem sie ursprünglich ihren Sitz haben. In demselben Sprachgebrauch spiegeln sich dann verschiedene Bilder der Welt. Hierher wären Konservativismen wie "Gottseidank" zu stellen - das Wort wird meist lediglich als Ausdruck der Erleichterung, nicht des Dankes an Gott gebraucht-, auch Erscheinungen der Ideologie (Hier geht es um größere sprachliche Zusammenhänge, die ihre ursprüngliche lebensweltliche Entsprechung eingebüßt haben).
Könnte man solche Phänomene noch als Randerscheinungen abtun und an der Entsprechungsthese festhalten, so weisen andere Phänomene auf die grundsätzliche Bedeutung hin, die das Aufeinandertreffen verschiedener Welt-Bilder in der Sprache hat. So treten bei der Übersetzung - das ist im weitesten Sinn jede Interpretation eines Textes- zwei unterschiedliche Sprache-Welt-Entsprechungen miteinander in Verbindung. Die Differenz beider kann vom Übersetzer als Differenz zwischen seinem Weltverständnis und dem des übersetzten Textes beschrieben werden, sie kann aber auch dazu führen, daß der Übersetzer sein eigenes Weltverständnis in Frage stellt. - Diese Grundfigur der Hermeneutik ist nun sicher kein Randproblem mehr.
Auf ein weiteres Moment der Spannung macht die Sprachphilosophie Hans Lipps' aufmerksam (wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird): Es ist keineswegs so, daß die geistige Welt der Sprache dem Sprecher die außersprachliche Realität ein für allemal "deutet". Vielmehr findet die Begegnung sprachlicher Kosmos - (relativ) ungeordnete (da sicher schon vorgeordnete) Realität in jeder Begegnung eines einzelnen Sprechers mit der Realität statt. Die dem je konkreten Gebrauch vorausliegende regelhafte Vorstrukturiertheit menschlicher Sprach- und Handlungsmöglichkeiten ist also nicht - schlecht idealistisch-als völlig vergeistigt zu verstehen (Bei Wittgenstein und in seiner Nachfolge ist ein Mißverständnis der Sprache in dieser Richtung nicht immer ganz auszuschließen, näheres dazu: Vgl u. 2.2.3.3.2. - Auseinandersetzung Wittgenstein-Lipps). So bleibt die Spannung zwischen Sprache und Realität erhalten: es bleibt auch die Möglichkeit, daß die Realität nur unvollkommen oder widersprüchlich sprachlich bewältigt wird (von einem in sich widersprüchlichen sprachlichen "Weltbild" oder vom je einzelnen Sprecher).

1.3.1.3. Dialektik trotz Verfestigung

Werden nun ihre dialektischen Züge durch diese der Sprache immanente Verfestigung ganz aufgehoben? - Wenn man auch an der grundlegenden Funktion der Praxis für die Sprache festhält, so gilt doch, daß eine ver-

festigte Sprachform mit neuer Praxis konfrontiert werden kann und beide sich so gegenseitig bestimmen. Die Spannung zwischen Sprache und Praxis, ähnlich die zwischen Sprache und außersprachlicher Wirklichkeit - vgl dazu das eben Entwickelte - ist so Quelle einer neuen Dialektik. In der Sprache spiegelt sich diese Dialektik im allmählichen Wandel ihrer Bedeutungen. Ansätze zum Bedeutungswandel in der Sprache wären also als Anzeichen dialektischer Spannungen in ihr genauer zu untersuchen. Solche Ansätze wurden z.T. in der Kritik an Carnap und Quine schon entwickelt. Orte der vielfältigen Spannungen in der Sprache sind danach: Die Dialektik zwischen Sprache und außersprachlicher Wirklichkeit - mit den jetzt gewonnen Differenzierungen -, zwischen allgemeinen Bedeutungen und je einzelnen Bedeutungsverwendungen, zwischen den je unterschiedlichen Sprachhorizonten der einzelnen Sprecher, zwischen diesen und der allgemeinen Sprache und die Dialektik der einzelnen Bedeutungen untereinander.

Genauer wäre dabei die Struktur der Wortbedeutungen zu untersuchen. Wie wirken sich jene Spannungen in ihnen aus? Wichtig wäre hier z.B. die Frage nach "Bedeutungsuniversalien" (vgl z.B. Chomsky/Katz). Gibt es so etwas überhaupt? Und wenn ja: Reduzieren sie sich auf eine allen Menschen gemeinsame logische Form der Sprache - deren Umfang wäre dann erst noch genauer zu bestimmen - oder gibt es universale Bedeutungselemente (Katz, modifiziert Lakoff)? - Daß hier große Vorsicht geboten ist, habe ich in der Kritik an generativer Semantik und transformativer Grammatik zu zeigen versucht.

Positiv wird zum Verhältnis: allgemeine Sprache-Sprache des einzelnen, Sprache-außersprachliche Wirklichkeit, allgemeine Bedeutung - je einzelne Bedeutungsverwendung bei Lipps einiges zu entwickeln sein.

Die Struktur des Kosmos der Bedeutungen einer Sprache - ihr Verhältnis untereinander also - wird von Lipps aus und in der Kritik an ihm (Marcuse) in etwa zu klären sein. Dieses Strukturmoment könnte durchaus auch im Sinne der Statik der Sprache wirken (Das durch die anderen Wörter festgelegte Beziehungsfeld verhindert allzu raschen Bedeutungswandel eines Wortes). Andererseits müßte, setzt sich einmal ein Wandel durch, dieser Auswirkungen aufs ganze Umfeld einer Bedeutung haben.

Ein vorzüglicher Ort der Begegnung von Sprachbedeutungen (und Ansatzpunkt der Situations-, d.h. Sprache-Wirklichkeits-Dialektik) ist die Prädikation. Hier wäre zu fragen: Wird ein umfangsmäßig genau festgelegtes Prädikat von einem ebenso wohldefinierten Gegenstand tautologisch ausgesagt, oder bestimmen sich Prädikat und Subjekt im Moment der Prädikation weiter?

Insgesamt läßt sich für alle diese Dialektiken in der Sprache sagen: Niemals ist, wie König das für die Analyse des Eindrucks-von (des so-Wirkens) gelingt, von einer ursprünglichen Bestimmung zweier rein Bestimmbarer zu sprechen; vielmehr liegt durchgehend eine Dialektik der weiteren Bestimmung schon Bestimmter vor. In dieser Differenz spiegelt sich das Moment der Statik in den natürlichen Sprachen.

An zwei Beispielen soll schon an dieser Stelle die vielfältige Dialektik in natürlichen Sprachen gezeigt werden; das daraus andeutungsweise zu entnehmende Modell ist dann Lipps' in manchem anders denkender Sprachphilosophie gegenüberzustellen.

Dialektik in der Wortbedeutung-Wortgruppen

Die Struktur der Wortbedeutungen in sich und ihr Verhältnis zueinander kann an der jüngsten deutschen Sprachgeschichte erörtert werden. Der Nationalsozialismus hat auch in der Sprache seine Spuren hinterlassen[1]. So haben Worte und Wendungen eine neue, negative Bedeutungsnuance erhalten, die vorher "guten Gewissens" gebraucht werden konnten (z.B.: "Rasse", "Volkstum", zwei Beispiele Klemperers: "Held", "Sippe"[2]). Diese Bedeutungsveränderung, die zu einem sehr vorsichtigen Umgang mit solchen Wörtern führte (inwiefern man heute - berechtigt oder nicht - bei manchen wieder unbekümmerter wird, kann hier ununtersucht bleiben), betraf oft auch solche Kontexte eines Wortes, die des Nationalsozialismus unverdächtig waren: Häufiger Gebrauch eines Wortes - v.a. in wesentlichen, z.B.

---

1) Vgl dazu v.a. Klemperer.

2) Klemperer, S 8-15 bzw. 99 - "Die Krise des Helden" wird etwa auch von Reinhardt (vgl Reinhardt) zu einem sehr großen Teil auf die nationalsozialistische "Verwirrung aller Begriffe" zurückgeführt.

gefühlsmäßig beladenen Zusammenhängen - modifiziert also auch andere Kontexte, ändert tendenziell die ganze Wortbedeutung. Deutlich zeigt das der andere Wert, den das Vorkommen solcher Wörter in Texten gewinnt, die älter sind als der Nationalsozialsozialismus: Auch da sind die Wörter nicht mehr dieselben. Die Bedeutung eines Wortes wird also durch die Angabe einer Vielfalt von grundsätzlich voneinander isolierten Lesearten sicherlich nicht adäquat wiedergegeben.

So dürfte das Wort "Sippe" überhaupt ungebräuchlich geworden sein; auch von "Wortsippen", wo nationalsozialistisches Denken kaum als Hintergrund auszumachen ist, wird kaum noch gesprochen - und wenn, dann hat das einen anderen "Beigeschmack" als wohl noch vor 1933. Die Rückwirkung der Bedeutungsveränderung auf ältere Texte mögen drei Strophen eines Gedichts von J.M. Miller[1] illustrieren:

Abschied

.....

Ich hab ein gutes Herz, und kam
Und bot mich dir zum Bräutigam;
Du aber lachtest ungescheut
Der deutschen Offenherzigkeit;

Und wolltest, wie dir vor geschehen,
Mich tief im Staube schmeicheln sehn.
Ha! glaube, Mädchen: Schmeichelei
Ist deutschen Seelen Sklaverei!

Drum lebe wohl, und spotte nicht,
Wenn mir das Herz beim Scheiden bricht!
Du wärest deines Landes Zier,
Schlüg auch ein deutsches Herz in dir!

"Deutsche Offenherzigkeit", "deutsche Seele", "deutsches Herz", das dürfte schon 1774, als Miller dieses Gedicht schrieb, übertrieben, vielleicht auch ein wenig komisch gewirkt haben. Ein Geschmack des Peinlichen, des Unmöglichen ist daran erst nach 150 Jahren unverdrossener Deutschtümelei und deren Höhepunkt im Dritten Reich zu spüren.

Solche Modifikationen der "Klangfarbe" eines Wortes sind sicher etwas anderes als der Bedeutungswandel, wie er etwa zwischen den Entwicklungsstufen einer Sprache (so Mittelhochdeutsch-Neuhochdeutsch) vorliegt.

---

1) In : A. Kelletat (hrsg), Der Göttinger Hain, Stuttgart 1967, S 152.

Die Wortwahl aus dem Bereich der Sinneswahrnehmung macht die eigene Struktur solchen Bedeutungswandels klar: "Färbung", "Tönung" eines Wortes - solche Rede zeigt das Moment des Unveränderten an wie die Durchdringung des ganzen Bedeutungsbereichs (wenn man von einem Wort, nicht nur von einem konkreten Wortgebrauch, spricht). - Wenn so die eigene Strukturiertheit dieses Bedeutungswandels betont wird, darf andererseits doch auch sein Übergang in den zweiten Typus - von Sprachstufe zu Sprachstufe - nicht übersehen werden. Allein das Faktum der Sprachgeschichte zeigt, daß ein Übergang vorhanden sein muß.

Ein zweites wird am Beispiel der nationalsozialistischen Sprache deutlich: Wörter schließen sich, etwa durch den häufigen gemeinsamen Gebrauch in wiederkehrenden Situationen oder durch ihre innere Zusammengehörigkeit als Ausdruck eines Gedankenkomplexes, zusammen zu Gruppen (so "Führer", "Volksgemeinschaft" u.ä.), die den Bedeutungskosmos der Gesamtsprache in eigener Weise strukturieren (daß Verbindungsmomente aufgrund der Etymologie, gleicher Elemente der Wortbildung u.ä. hinzukommen können, wurde schon angedeutet).

Prädikation

Eine Möglichkeit, den Ursachen des Bedeutungswandels genauer auf die Spur zu kommen, liegt in der Analyse der Prädikation.

> Die Suche nach Ansätzen der Bedeutungsentwicklung in der Struktur der Sprache selbst leugnet natürlich nicht den auslösenden Faktor verändernder Praxis: Damit soll nur die Bedingung der Möglichkeit, verändernde Praxis auszudrücken, von der Seite der Sprache her beschrieben werden.

Wieder legt das Faktum des Bedeutungswandels nahe, anzunehmen, daß das ursprüngliche logische Modell - Subsumption von Individuen unter Gegenstandsklassen - keine adäquate Beschreibung des Vorgangs in der natürlichen Sprache liefert: Keiner von sogar unendlich vielen in sich tautologischen Subsumptionsakten dürfte die Bedeutung von Klasse oder Individuum tangieren. Vielmehr ist ein Moment von Metaphorik grundsätzlich für jeden Akt des Prädizierens anzusetzen: Ein Ding, das ich so oder so prädiziere , kann nicht als solches in den Bedeutungsregeln eines ihm ent-

sprechenden Prädikats enthalten sein, weil diese sonst einen fast unendlichen Umfang bekommen müßten. - Diesem Umstand trägt die Logik ja auch Rechnung (vgl die entsprechenden Kapitel zu Quine und Carnap): Nicht eine Klasse, sondern eine Eigenschaft wird als Grundlage eines Prädikats angesehen (gegenüber der außersprachlichen Realität ist eine Eigenschaft abstraktiv und projektiv). Da nun eben eine Eigenschaft nicht unmittelbar mit einer entsprechenden Klasse identisch ist, bedeutet die Entscheidung über die Verwendung eines Prädikats - und einer Bedeutung überhaupt - jeweils eine weitere Bestimmung der Prädikatsbedeutung - bzw. der Wortbedeutung überhaupt. Da kein Gegenstand völlig mit einem anderen identisch ist, wird die abstraktive Wortbedeutung je neu und anders konkretisiert, wenn sie in einer neuen Realität für einen anderen Gegenstand verwendet wird. - Verstärkt wird der Veränderungseffekt noch dadurch, daß qualitative (eigenschaftsbezogene) und quantitative (klassenbezogene) Momente die Wortbedeutung natürlicher Sprachen bestimmen dürften.

> Die Konzeption der grundsätzlichen Metaphorik in der Sprachverwendung ist ganz ähnlich wie hier auch von Gadamer entwickelt worden[1]. Sein Hinweis, die Allgemeinheit der Wortbedeutung sei nicht als Gattungsallgemeinheit (vgl das Schema von Induktion und Abstraktion) zu verstehen, sondern als durch die Situation je verschieden bestimmter Hinblick auf Ähnlichkeiten - "sei es solche der Sacherscheinung, sei es solche der Bedeutsamkeit für uns" - trifft sich mit früheren Bemerkungen.

All die bekannten Fälle ursprünglicher Metaphern, deren ältere Bedeutung in ihnen nicht oder kaum mehr erkennbar ist - so "Buchstabe" (ursprünglich: "Holzstäbchen"), "lesen" (ursprünglich "sammeln") usw. - sind also nicht periphere, etwas kuriose Erscheinungen der Sprachgeschichte, sondern nur ganz besonders deutliche Belege des Wirkens der "grundsätzlichen Metaphorik" des "sprachlichen Bewußtseins"[2].

---

1) Gadamer (3), S 405f (Verweis auf Löwith, samt dessen Verweis auf Klages). Hier auch das folgende Zitat.

2) Gadamer (3), S 405. - An anderer Stelle modifiziert Gadamer diese Konzeption: In der Auseinandersetzung mit Schleiermacher (Das Problem der Sprache in Schleiermachers Hermeneutik, in: Gadamer (1), S 129 - 40, bes. S 140) trennt er zwischen Originalität im individuellen Sprechakt (so bei einer "neuen Verbindung eines Prädikats mit einem Subjekt") und

Sicherlich ist gegenüber der "grundsätzlichen Metaphorik" auch ein Moment der Fixiertheit in der Bedeutung festzuhalten: Auf Momente der Fixierung der sprachimmanenten Dialektik wurde schon hingewiesen, der Kommunikationszweck - er ist und bleibt die grundlegende Funktion der Sprache, auf der allerdings andere, diese überschreitend, aufbauen - verbietet zu große und zu schnelle Abweichungen. Daß die Invarianz der Bedeutungen nur relativ sein kann, erhellt schon daraus, daß die Bedeutung gelernt ist, also aus einer Reihe von Akten konkreter Bestimmung abstrahierend gewonnen wurde. Das Faktum der individuellen wie der sprachgemeinschaftlichen Bedeutungsentwicklung spricht dagegen, dieser Modifikation der allgemeinen Bedeutung durch entsprechende Akte irgendwo (wo auch genau?) eine Grenze zu setzen.

Fortsetzung zu Punkt 2) auf Seite 261:

Veränderung der Regeln des Sprachgebrauchs. Mit Schleiermacher wäre dagegen an der grundsätzlichen Verbindung beider festzuhalten, ohne damit das Moment der relativen Fixiertheit der Sprache gegenüber dem sie benutzenden Individuum zu leugnen. Es müßte im einzelnen untersucht werden, welche zusätzlichen Faktoren zur Originalität individueller Sprechakte hinzukommen müssen, um einen allgemeinsprachlichen Bedeutungswandel zu veranlassen (sicher: Übereinstimmung der lebenspraktischen Situation des Sprechers im Augenblick der Äußerung mit einer größeren Gruppe von Zeitgenossen in bestimmter Hinsicht - geistiges Empfinden, ökonomische Situation, technische Ziele usw.). Wird auf die Verbindung ganz verzichtet, würde Sprache - der Ausdruck des Denkens - unerklärbar und ein Mysterium. Gadamer anerkennt diese Verbindung durchaus für das hermeneutische "Gespräch mit der Überlieferung, das die Geisteswissenschaften führen" (Gadamer (3), S 381). Grundsätzlich Ähnliches wäre zum Hauptanliegen Gadamers gegenüber Schleiermacher, daß Individualität nicht auf die Seele von Autor und Leser beschränkt werden dürfe, sondern in der Sprache (auch in der Schrift gewordenen) selbst ihren Ort habe, zu sagen: Sicher hat Gadamer recht, wenn er auf die Wirkungsgeschichte von Texten (deren Individualisierung in sich selbst) verweist. Die Betrachtung eines Textes als sich entwickelndes Individuum bleibt aber - selbstverständlich - aspekthaft, die Träger der Entwicklung sind die den Text verstehenden ("übersetzenden", i.s. Gadamers) Individuen. Gadamers Insistenz auf der "Sache", um die es jedem Gespräch - auch dem mit der Tradition - gehe, bleibt davon unberührt.

1.3.1.4. Ergebnis

Die Vermittlung zwischen Königs "modifizierender" und "determinierender" Rede scheint nach diesem groben Versuch einer Analyse der Struktur dessen, was König als determinierende Rede bezeichnet, leichter zu sein: Ihre grundsätzlich dialektische Struktur korrespondiert in einigen Punkten mit der der modifizierenden.

Was König ausdrücklich offengelassen hatte - die Bedingung der Möglichkeit dafür zu klären, daß die "späteren Tatsachen" an die determinierende Rede angepaßt werden können - ist jetzt von der Seite der determinierenden Rede her (dem der beiden, das reflektierendem Denken allein zugänglich ist) etwas geklärt: Die determinierenden Reden erweisen sich selbst als ein Subjekt-Objekt, keineswegs als nur vom Subjekt entwickelter Rahmen des Denkens. Darauf weist eine doppelte Dialektik hin: Einmal sind Sprechakte als Ergebnis einer Vermittlung von vorgegebener Sprachstruktur und lebenspraktischer Situation - dem konkreten Anlaß ihrer Äusserung - zu interpretieren, zum anderen sind diese lebenspraktischen Situationen in sich dialektisch strukturiert (in freier Übernahme des von Gehlen Entwickelten): Das eigene Interesse des sprechenden Subjekts fordert die "objektive" (vom eigenen Interesse freie) Erfassung der Umwelt. Hier ist also die Stelle, wo das die Sprache benutzende Subjekt das besprochene Objekt "wahrnimmt", nicht nur Interesse auf es projiziert (diese Doppelheit entspräche übrigens in etwa der Doppelheit von "wahrnehmen" und "offenbaren" im Eindruck-von). Die Subjekte der determinierenden Reden - erkenntnistheoretisch: die Objekte - wären dann, entsprechend, als Subjekt-Objekt anzusetzen. Dadurch wird jene Vermittlung möglich. - Erkenntnis und Sprache treffen wiederum nicht auf eine reine Objektivität, sondern auf eine durch die Wahrnehmung schon vorgeformte - vgl. z.B. die Ergebnisse der Gestaltpsychologie -; dazu kommt eine subjektive Auswahl aus dem Gesamt der Wirklichkeit, allein schon aufgrund der Begrenztheit dessen, was ein einzelnes Individuum wahrnehmen kann.

Das Faktum der Vermittlung ist durch solche Hinweise, die sie aus ihrem Vorhandensein sozusagen immanent erklären, grundsätzlich natür-

lich noch nicht erklärt. An dieser Stelle wäre es möglich, spekulativ auf einen letzten Grund der Einheit von Subjekt und Objekt – die Einheit der Materie, den absoluten Geist – zurückzugehen. Eine Entscheidung zwischen beiden Möglichkeiten, auch die Bestimmung des genauen Unterschieds zwischen ihnen, ist hier nicht möglich.

1.3.2. Die modifizierenden Reden: Sind sie wirklich etwas so "ausnehmend Besonderes"?

Es wäre jetzt umgekehrt nochmals die "ausnehmend besondere" Position, die König dem Eindruck-von zuschreibt, zu überprüfen. Womöglich lassen sich auch hier Anknüpfungspunkte zur Vermittlung mit der Erkenntnis in determinierender Rede gewinnen. Die Berechtigung der "ausnehmend besonderen" Position modifizierender Rede wäre dann in Frage zu stellen.

Versucht man sie abzuheben von der eben versuchten Analyse der determinierenden Reden, erscheint die Besonderheit des Eindrucks-von (des so-Wirkens) und entsprechend der modifizierenden Reden in drei Punkten: Die Entsprechung von Sprache und Praxis fällt für ihn aus. Der Eindruck-von vermittelt Erkenntnis. Damit man sie gewinnen kann, ist Distanz von der Verwicklung in die Lebenspraxis notwendig. Deutlich zeigt das Gemeinte etwa der Eindruck von Erhabenheit.

Der Eindruck-von (das so-Wirken) hat keinen Anteil an der innersprachlichen Geschichte. Was er zur Rede bringt, ist deshalb "hinterhergesetztes Subjekt", "n i c h t s a l s " das so-Seiende. Ein Moment der Ähnlichkeit zweier Eindrücke-von kann deshalb wesentlich nicht auf die (Bedeutungen in einen Zusammenhang bringende, verfestigende) Sprache zurückgehen. "Der modifizierende Logos hat, an ihm selber betrachtet und von Haus aus, k e i n V e r h ä l t n i s z u r S p r a c h e "[1]. (Auf die entsprechende Geschichtslosigkeit der ästhetischen Wirkung war schon hingewiesen worden).

Die Verbindung des Eindrucks-von (des so-Wirkens) zur uns umgebenden Welt ist "bloß faktisch"[2]. Daraus erhellt die logische Möglichkeit

---

1) König (2), S 199
2) Ebda, S 191

der Selbstaffektion des menschlichen Subjekts als Anlaß eines Eindrucks-von[1]. Entsprechend ist die modifizierende Rede, "insofern" sie "die Rede des Seins und in Koinzidenz damit des Sein-Denkens" ist, "nicht eine wesentlich menschliche Rede"[2].

In der oben entwickelten Modellskizze in sich dialektisch strukturierter determinierender Reden wären beide Aussagen, auch wenn die Vorsicht der Formulierungen Königs beachtet wird, unmöglich.

1.3.2.1. Kein Verhältnis des Eindrucks-von (des so-Wirkens) zur Sprache?

Vielleicht am einfachsten ist die eigenartige in-sich-Geschlossenheit des Eindrucks-von in der Beziehung zur Sprache aufzuklären.

Anders gewendet, könnte Königs Auffassung auch so formuliert werden, daß der entsprechende Ausdruck keine Geschichte hat. Er ist nichts als das, was er im Augenblick des Eindrucks-von ist: Dem entsprach die Äquivalenz des bestimmten Eindrucks (wesentlich dieses Eindrucks)[3] mit dem Eindruck von einem Bestimmten. Der Ausdruck von Tugend auf dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitz der Natur (z.B.) offenbart ursprünglich sowohl Tugend als auch dies Antlitz der Natur. Insofern als das Subjekt der Rede (das Antlitz der Natur) ein hinterhergesetztes ist, haben Gedanken über seine Bedeutungsprägung vor dem fraglichen Eindruck-von (etwa über das Verständnis der Natur im deutschen Idealismus und der Romantik) in Königs Analyse keinen Platz. Damit würde der modifizierende Ausdruck vermutlich zu determinierender Rede "herabgedrückt". Genauso kann mit der Bedeutungsbestimmung von "Tugend" über die Analyse des Eindrucks-von nicht hinausgegangen werden.

Königs Ausschluß der Begriffsgeschichte ist (wie alle von ihm entwickelten Züge des Eindrucks-von) aus der Analyse einiger modifizierender Reden gewonnen. Die innere Konsequenz seiner logischen Untersuchung wird so nicht angetastet, wenn die Beschreibung seines Ausgangsmaterials

---

1) König (2), S 189 - 93
2) Ebda, S 199
3) Auch im Modus der Zeit hat die Gegenwart gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft ja einen Vorrang (vgl ebda, S 181 - 89).

in Frage gestellt wird. Und hier scheint es mir wenigstens unbestreitbar, daß der Eindruck-von in sich geschichtlich geprägt ist. Das ist er nicht etwa nur durch die determinierende Rede, in die hinein er übertragen werden muß. Stifters Eindruck wäre, um dies deutliche Beispiel aufzugreifen, den Menschen einer früheren Kulturstufe (Jäger und Sammler oder Nomaden etwa) fremd: Für sie ist - soweit das heute aus Zeugnissen der Vorgeschichte und dem Vergleich mit ähnlichen, noch jetzt so lebenden Völkern zu erkennen ist - die Natur die Erscheinung einer unheimlichen "Macht", die sich für den Menschen gut oder böse auswirken kann und die deshalb magisch oder - eine spätere Phase der Entwicklung - durch Opfer und Gebet zu beeinflussen ist.

Damit ist das Moment des Neuen an Erkenntnis über Natur wie über Tugend, das in Stifters Wort steckt, keineswegs geleugnet. Es wird aber nicht so ausschließend angesetzt werden dürfen, wie König das tut. Vielmehr ist es als weitere Bestimmung bestimmter Bedeutungen zu fassen[1].

1.3.2.2. Die Bindung des Eindrucks-von (des so-Wirkens) an außersprachliche Realität und menschliches Subjekt: "Wesentlich bloß faktisch"?

Wie steht es nun mit der "wesentlich bloß faktischen" Verbindung des Eindrucks-von mit der außersprachlichen Realität und dem menschlichen Subjekt?

Ein Eindruck-von (z.B.) Güte läßt sich selbstverständlich nicht insgesamt aus einem oder mehreren Objekt(en) sinnlicher Anschauung gewinnen. Offensichtlich ist in ihn das Urteil des sprechenden Subjekts eingegangen. Die Rolle der sinnlichen Anschauung für die modifizierende Redeweise ist entsprechend höchstens als ein Anstoß zu denken[2]. Fraglich ist nur, ob

---

1) Daß das "Antlitz der Natur" nicht nur ein hinterhergesetztes Subjekt ist, sondern als sprachliche Prägung Möglichkeit des späten 18. und des 19.Jahrhunderts, muß nicht mit Königs Formulierung widerlegt sein, die Natur habe "offenbar nicht" " zunächst einmal ein Antlitz und blicke uns zuweilen so oder so, z.B. feierlich oder friedlich oder tückisch, an". (König (2), S 9, Anm. 1). Eine Vergegenständlichung nach Art etwa der physikalischen Gegenstände ist durchaus nicht bei allen vorausgesetzten Subjekten gegeben, zumal nicht bei metaphorischen Ausdrücken.

2) Ebda, S 145 - 49

dieser Anstoß denknotwendig für das Zustandekommen modifizierender Rede ist.

Für die Seite des menschlichen Subjekts verweist König auf das Sein-Denken, als dessen Rede die modifizierende Rede angesehen werden könne. Das Sein-Denken sei nicht notwendig menschliches Sein-Denken.

Die Basis dieser Annahme dürften Ausdrücke (von Eindrücken-von) in der Sprache sein: (z.B.) "Güte" ist selbstverständlich nicht auf die außersprachliche Realität reduzierbar, aber offensichtlich auch nicht auf das menschliche Subjekt, das diesen Eindruck von Güte aktuell hat[1]. Der "Wert"[2] "Güte" ist aus diesem Anlaß und den durch ihn hervorgerufenen Gedanken des betrachtenden Menschen allein nicht zu klären. Es scheint sich ein Drittes, keinem der beiden zugehörendes zu melden - eben das Sein, das immer ein so-Sein und ein so-Seiendes ist, also nur in solchen Augenblicken des Eindrucks-von zur Erscheinung kommt.

Gegen die Notwendigkeit eines auslösenden Moments seitens der aussersprachlichen Realität sprechen Fälle, in denen das Subjekt rein hinterhergesetztes Subjekt ist: Im Augenblick des vergangen- oder zukünftig-Wirkens muß kein außersprachliches Objekt angenommen werden. Hier ist logisch Selbstaffektion des Subjekts möglich. Die Setzung eines Dritten - es hätte stärker Objektcharakter, während im Fall der Güte das subjektive Moment, das des Urteils über ein Objektives, betont wurde - ist rein logisch nicht notwendig.

Daß König die fraglichen Sprachgebräuche so interpretiert (den einen auf ein Drittes jenseits von faktischem Subjekt und Objekt hin), dürfte mit seiner Vernachlässigung der Geschichte der Bedeutungen in der Sprache und mit seinem verkürzenden Sprachbild zusammenhängen. Die Sprache erfüllt nämlich die Eigenschaften des gesuchten Dritten, das König als Sein und Sein-Denken ansetzt: Sie ist Objekt (insofern sie dem Denken des einzelnen

1) Vgl Königs Beschreibung (König (2), S 87

2) Der Ausdruck wird gegen Königs Sprachgebrauch hier eingeführt. Er scheint mir auf einen notwendig zu bedenkenden (wenn auch von König nicht reflektierten) Hintergrund seiner Untersuchung zu verweisen.

gegenübersteht) und Subjekt (insofern sie aus den Leistungen vieler Subjekte entstanden ist) ineins. Die Erfahrungen, die sich in ihr konservieren, übersteigen selbstverständlich den Horizont des einzelnen. So ist die Sprache "objektiver Geist"[1].

Dem Ansatz der Möglichkeit der Selbstaffektion ist mit einem ähnlichen Gedankengang zu begegnen: Die außersprachliche Realität wird in der Sprache ebenso konserviert wie die Erfahrungen menschlicher Subjekte. Diese sprachlich und in der Erinnerung (die, in welcher Weise auch immer, sprachlich geprägt ist) aufbewahrten Objekte können nun "Anlaß" eines Eindrucks-von werden.

Damit wäre die Notwendigkeit der außersprachlichen Realität für den Eindruck-von klargestellt (wie vorher die des menschlichen Subjekts, die in ihrer Gesamtheit Träger der Sprache sind): Die durch Affektion seitens der Sprache bzw. der Erinnerung zustandegekommenen Eindrücke-von sind, aufgrund ihrer spezifischen Entstehung, als sekundär anzusetzen. Daß die Sprache als ganze ohne die außersprachliche Realität nicht gedacht werden kann, geht aus allem hervor, was bisher gesagt wurde, und scheint mir eines eigenen Nachweises nicht zu bedürfen[2].

---

1) Anklänge an die Terminologie Hegels - "objektiver Geist", "Subjekt-Objekt" u.ä. -, die schon früher in der Beschreibung der Königschen Sprachphilosophie auftraten (vgl. o. 1.1.3.), legen sich von der beschriebenen Sache her nahe. Mit diesen Ausdrücken wird nun nicht ihre Stellung im Hegelschen System übernommen; schon Dilthey etwa hat den Begriff des "objektiven Geistes" nur mit einer ähnlichen Einschränkung verwendet (er meint bei ihm Objektivationen des vielfältigen, auch irrationalen Lebens, nicht den bestimmt angebbaren Schritt auf dem Weg zum absoluten Geist: Vgl. Dilthey, (2), S 180 - 84).

2) Zur Argumentation in König (2), S 189 - 92 ist noch anzumerken: Ausser dem vergangen- und zukünftig-Wirken wird zum Nachweis nur die Analogie des Weckens auf den Schlaf herangezogen. Abgesehen davon, daß eine Analogie nur illustrieren, nichts beweisen kann, ist hier dieses Analogon gegenüber seinem gewöhnlichen Gebrauch in sich umstruktuiert: Die Außenwelt entsprach bisher dem Anstoß aus dem Schlaf, dem ein Eindruck potentia im Schlafenden korrelierte; dagegen entspricht sie jetzt dem Schlaf überhaupt, der nicht als notwendige Entsprechung zum Zustand des Wachseins zu denken sei.

Die "Vorrangstellung des Subjekts" bei König, die aus der logisch erschlossenen Unabhängigkeit des schlafenden Eindrucks (Eindruck potentia) gefolgert worden war (oben 1.1.3.), könnte jetzt wohl genauer als Auswirkung der Unabhängigkeit des Seins und des Sein-Denkens gedeutet werden. Auch es ist nach König grundsätzlich unabhängig vom "Anstoß" der außersprachlichen Realität.

Die gegenüber der These von der genetischen Unabhängigkeit versuchte Argumentation gälte auch hier: Eindrücke potentia wären als in der Sprache konservierte Reihe von Eindrücken actu zu verstehen.

1.3.2.3. Eindruck-von und Praxis: Forderung nach Differenzierung

In zwei wesentlichen Punkten konnte die prinzipielle (nicht nur graduelle) Abgrenzung des Sein-Denkens vom Denken, das nicht das Sein enthält (sprachlich: der modifizierenden von den determinierenden Reden), in Frage gestellt werden. Wie steht es nun mit der Entsprechung von Sprache und Praxis?

In dieser Frage wird unter Königs modifizierenden Reden differenziert werden müssen:[1] So dürfte die innige Verbindung der Rede z.B. von Gerechtigkeit mit dem gerechten Handeln keine Frage sein. Wie das Handeln durch das Angesprochenwerden als gerechtes diese Qualität grundsätzlich erst gewinnt, so ist umgekehrt der sprachliche Ausdruck an dieses Handeln gebunden und gewinnt seine Bedeutung voll nur im Gegenüber zu einer gemeinten Handlung. Noch weiter ginge die Formulierung, daß nur der, der die Gerechtigkeit tut, um sie auch weiß[2].

Auch der Eindruck-von Raum und Zeit dürfte ursprünglich nur als mit

---

1) Leider findet sich bei König über die Konturierung der modifizierenden gegenüber den determinierenden Reden hinaus keine innere Gliederung beider. Entsprechend muß das Gesagte unsystematisch bleiben und können nur Beispiele Königs voneinander abgehoben werden.

2) Für den engen Zusammenhang von eigener Tätigkeit und Erkenntnis in der Ethik wie in der Entscheidung, die dem Leben einen Sinn setzt, ebenso für den Zusammenhang der auftretenden Wörter, könnte etwa verwiesen werden auf die Theologie des Johannesevangeliums und des ersten Johannesbriefs: Hier kann gesprochen werden von "Die Wahrheit tun" (Joh. 3,21; vgl 1.Joh. 1,6).

der Tätigkeit des Menschen vermittelter zu gewinnen sein.

Einige der modifizierenden Reden Königs sind in der Tat durch die nahezu völlige Trennung von der Praxis ausgezeichnet: So Stifters Eindruck von Unschuld auf dem von Menschenhand unberührten Antlitz der Natur, Goethes sinnlich-sittliche Wirkung der Farben, das erhaben-Wirken. Sie alle gehören in den Bereich der Ästhetik. Für diese trifft die Königsche Beschreibung des Eindrucks-von ohne Zweifel genuin zu. Wie König im Aufsatz "Die Natur der ästhetischen Wirkung" ausführt (vgl dazu oben 1.2.4.2.), steht hier die formale Erkenntnis der Natur im Hintergrund. - Ob und, wenn ja, wie diese mit praxisvermittelter Erkenntnis in Verbindung zu bringen ist, kann hier dahingestellt bleiben.

1.3.3. Königs "platonische Dialektik"

Platonische Dialektik

Auch wenn betont wurde, daß die Kontinuität mit Königs Denken in der Weiterführung seines Ansatzes grundsätzlich nicht unterbrochen sei - vgl. v.a. den Hinweis auf Königs Selbstbeschränkung in "Sein und Denken" -, ist doch nicht zu leugnen, daß so eine durchaus eigene Denkfigur hinter seinen Untersuchungen preisgegeben ist. Davon ist wenigstens Rechenschaft zu geben.

Die Eigenart der königschen Dialektik zeigt sich v.a. im Ansatz eines "Dritten", das unabhängig ist von den menschlichen Sprechern und von der außersprachlichen Realität - das ist das Sein bzw. das Sein-Denken. Dieses Dritte ist auch der konkreten Geschichte der Welt enthoben; es hat entsprechend keinen Anteil an der Sprachgeschichte. Nur die Form der Geschichtlichkeit - vgl den Eindruck von etwas Vergangenem -, wie die der Räumlichkeit, ist im Sein (Sein-Denken) enthalten. - Das Verhältnis des Menschen und der außersprachlichen Realität zu diesem Dritten ist das einer nachträglichen Teilhabe dieser an jenem. Sie bekommen an ihm Anteil, insofern es durch sie ausdrückbar wird.

Eine gewisse Nähe zur Ideenlehre Platons zeigt sich hier : Zu vergleichen sind Platons Lehre vom $\chi\omega\rho\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$, der "Trennung" zwischen Ideen

und vorfindlicher realer Welt, von der μέθεξις, der "Teilhabe" der Dinge dieser realen Welt an den Ideen. So könnte der Typus dialektischen Denkens, wie er bei König deutlich ausgeprägt ist, "platonische Dialektik" genannt werden (In manchem vergleichbar ist die Sprachphilosophie des frühen Benjamin - bei ihm fehlt aber die Selbstbeschränkung des dialektischen Moments gegenüber der Sprache insgesamt - ; wesentlich anders denken Lipps und Misch - auch wenn einige "platonische" Elemente bei Lipps zu finden sein mögen-, auch Adorno und Marcuse). Daß Königs Platonismus nicht naiv eine Gegen-Welt zur vorhandenen aufweisen will - auch Platon selbst kann eine solche Naivität kaum unterstellt werden - ist aus der Umsicht seiner Formulierungen zu entnehmen (nur durch die "Übersetzung" in die menschliche Sprache wird z.B. die ästhetische Wirkung "mögliches Objekt" oder "möglicher Gegenstand"[1], sie selbst ist nur ein δυνάμει ὄν, der Möglichkeit nach Seiendes, nichts als das zu ihrer Beschreibung Ermächtigende[2]).

Interesse der vorliegenden Untersuchung

Nun geht es der vorliegenden Untersuchung darum, verschiedene Möglichkeiten der Sprachphilosophie darzustellen und gegeneinander abzuwägen. Insofern interessiert sie grundsätzlich nur ein Moment an Königs Werk: Das in der Sprache ausgedrückte Sein-Denken (Sein). Sicherlich wird auf Verhältnisse jenseits der Sprache, sofern sie für diese wesentlich sind, immer wieder einzugehen sein - sie sind aber nicht Ziel der Untersuchung. Daß Königs "Drittes" ins Subjekt-Objekt Sprache aufzuheben versucht wurde, mag so auch aus dem Interesse der Arbeit begründet sein.

Vorbehalte gegenüber Königs Platonismus

Außerdem scheinen mir doch auch sachliche Vorbehalte gegenüber Königs Platonismus sich nahezulegen. Am Versuch, König philosophiegeschichtlich einzuordnen - und, z.T., zu relativieren -, sollen diese Vorbehalte verdeutlicht werden.

König könnte zu verstehen sein als Fortsetzer idealistischer Gedanken (Hegel, auch z.B. Schlegel): Hier war ein Drittes als umfassener Ho-

1) König (1), S 307

2) Vgl z.B. ebda, S 281

rizont des Gegenübers von Subjekt und Objekt angesetzt worden; die einzelnen Subjekte und Objekte waren als Ausfaltungen dieses integrierenden Horizonts begriffen worden. Jeder einzelne Akt der Erkenntnis und der Sprache wiederholt diesen Akt der vermittelnden Schöpfung von Subjekt und Objekt und ist als einzelner erst in diesem Zusammenhang verständlich. Dieses Dritte wird als absolutes Sein oder Gott verstanden. Bei König erscheint die vermittelnde Funktion dieses Dritten (des "Seins", das unmittelbar auch "Sein-Denken" ist) eingeschränkt auf eben den - jetzt begrenzt verstandenen - Bereich des Seins (des Sein-Denkens); Menschen und außersprachliche Realität sind wesentlich unabhängig von diesem da[1].

Um die Differenz zum klassischen deutschen Idealismus zu erklären, kann es hilfreich sein zu betonen, daß nach König die Konstruktion der Vermittlung von Mensch und außersprachlicher Realität unabhängig vom Sein-Denken mit den Mitteln der Logik (bzw. deren Weiterentwicklung, der modernen "Logistik") zu leisten ist (es wurde die Unabhängigkeit determinierender von modifizierender Redeweise und ihre logische Struktur gezeigt).

König wäre dann als Rückzugsposition des Idealismus gegenüber der Logik zu kennzeichnen: Die dialektisch strukturierte Erkenntnis soll nur einen Teilbereich der Erkenntnis insgesamt ausmachen; angesichts der Erfolge des quantifizierend (messend) arbeitenden logischen Erkenntnismodells beschränkt sich Königs Dialektik auf Gebiete, die er vor ihm sicher glaubt: Ähnlich wie es für dieses versucht wird, glaubt er so, einen empirischen Nachweis für die Notwendigkeit und Praktikabilität seines Modells erbringen zu können: Das empirische Material, auf das sein Erkenntnismodell sich anwenden läßt, sind die in der Sprache - nivellierend gesprochen: -

---

1) Sicher ist bei einer solchen Explizierung der Denkfigur Königs die Vorsicht und Zurückhaltung Königs selbst immer wieder zu beachten. So wird die formale Naturerkenntnis in "Die Natur der ästhetischen Wirkung" - wenn man die Formulierung überträgt - zum Bereich des Ausdrucks des Sein-Denkens gerechnet, die Natur also insofern zum Sein (oder ist sie doch lediglich Anlaß der Erkenntnis des Seins?) Möglicherweise sind Königs Untersuchungen dann doch bruchlos mit den Ansätzen im deutschen Idealismus zu vermitteln. Die Entwicklung Königs ihm gegenüber bestünde dann darin, daß er die Vermittlung zur "gewöhnlichen" Sprache und zum "gewöhnt." Seienden soweit als möglich in den Hintergrund drängt. Auch darin spiegeln sich sicher äußere geschichtliche Veränderungen.

vorhandenen modifizierenden Reden. So glaubt er, der Auseinandersetzung mit dem logischen Erkenntnismodell grundsätzlich enthoben zu sein: Das relative Recht beider Modelle scheint aufgrund der unterschiedlichen Reden, die sie als Untersuchungsmaterial verwenden, von vorneherein klar, und durch den Verlauf von Königs Untersuchung wird ihr Nebeneinander zu einem bestimmten Unterschied.

Die Schwäche dieser Rückzugsposition wurde schon deutlich: Das von König herangezogene Sprachmaterial kann verschieden gedeutet werden. Noch entscheidender ist, daß eine Eigenschaft des logischen Modells der Sprachkonstruktion von König nicht berücksichtigt wird: Es betrachtet in der Umgangs- oder Wissenschaftssprache vorgegebene Reden keineswegs als nicht veränderbares Ausgangsmaterial, sondern hält ihre Veränderung oder sogar Aussonderung aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch durchaus für möglich (vgl etwa Carnaps "rationale Rekonstruktion" und ihre Wirkungen auf Hempel). Die Differenz von natürlichen Sprachen und logischen Sprachkonstruktionen wird bei König so übersehen bzw. verzerrt (der Gegensatz von determinierender und modifizierender Rede entspricht ihr nicht, da er wesentlich einer innerhalb der natürlichen Sprache ist).

Die Annahme eines Dritten jenseits von außersprachlicher Realität und menschlichen Subjekten scheint in Königs Form sowohl sachlich nicht unproblematisch als auch dem von König - bewußt oder unbewußt - berücksichtigten Standort in der Wissenschaftsgeschichte - in der Auseinandersetzung der Dialektik mit dem Modell der logischen Sprachkonstruktion - nicht völlig angemessen. Ein - mindestens partieller - Konflikt mit der Logik wird hier nicht zu umgehen sein. Es wäre dabei durchaus möglich, die Frage nach dem "Dritten" einzubringen: Das erscheint aber nur sinnvoll in einem neuen Durchdenken der idealistischen Ansätze, die ihm nicht eine Position grundsätzlich jenseits von außersprachlicher Realität und menschlichem Subjekt zuschreiben, sondern es als Horizont der Vermittelbarkeit und Entwicklungsfähigkeit beider ansetzen (vgl die Bemerkung am Ende von 1.3.1.4.). Die Differenz zwischen diesen beiden Größen und jenem Dritten wäre dann nicht nur als faktische zu konstatieren, sondern als Identität und Differenz

zu bestimmen.

> Königs Selbstbeschränkung in diesem Punkt könnte seinen Standpunkt vielleicht doch mit dem idealistischen in Berührung bringen: "daß die determinierenden Reden überhaupt geeignet sind, bei der Selbstinterpretation (sc. des Sein-Denkens) als Vorbild und Material zu fungieren, bleibt - auf jeden Fall in der gegenwärtigen Darstellung - ein bloßes Faktum"[1].

"Sprachphänomenologie" bei König

Daß König das genetische Verhältnis von determinierendem und modifizierendem Sprachgebrauch im bloß Faktischen lassen kann, während das logische Verhältnis genauestens analysiert wird, kann auch anders erklärt werden.

Die Methode Königs besteht im wesentlichen[2] in der Analyse gegebener Sprachgebräuche. Diese werden auf ihre logischen Implikationen hin untersucht. Ist so ein bestimmter Sachverhalt geklärt, wird er mit logischen Mitteln von ähnlichen Sprachgebräuchen abgegrenzt, die mit ihm logisch nichts zu tun haben. So ergänzen sich die ursprünglich Sprache wie eine empirische Basis verwendende Untersuchungsmethode und die logische Bestimmung der Sache selbst. Daß beides eng miteinander verbunden ist, setzt König, sichtbar schon durch den häufigen Austausch beider Vorgehensweisen, voraus. Auch die oft mehr als Anschaulichkeit und Illustration bedeutenden Vergleiche[3], die die logische Analyse des Verglichenen mindestens ergänzen, zeigen Königs Überzeugung, daß die der Sprache immanente Logik mit der des Untersuchenden zusammenfällt.

Diese Untersuchungsmethode - in Erinnerung an die Bedeutung Husserls zur Zeit des Erscheinens von "Sein und Denken" könnte man sie "Sprach-

---

1) König (2), S 204 (Unterstreichung v. mir)

2) Eine gewisse Bevorzugung vergangener Sprachgebräuche scheint damit etwas zu kontrastieren: So hat König eine Vorliebe für etymologische Klärungsversuche (König (2), S 209f.103f). Das Mißtrauen gegen künstliche Sprachgebräuche (etwa der "Logistik") und der Rückgang auf gewachsene steht aber mit dem Entwickelten nicht im Widerspruch. Höchstens wird dadurch Königs Methode noch etwas genauer charakterisiert.

3) So mit dem Spiegel (ebda, S 67-70 u.ö.), mit der Rückbezogenheit des Weckens auf den Schlaf (ebda, S 41 - 51).

phänomenologie" nennen - mag es mit sich gebracht haben, daß der Gegensatz determinierender und modifizierender Reden in seiner auch geschichtlich verfestigten Form aus der Gegenwartssprache fraglos übernommen und nicht auf eine verborgene genetische Verbindung hin befragt wurde.

2. Die "Hermeneutische Logik" von Hans Lipps

War an Josef Königs Beschreibung der modifizierenden Reden die Möglichkeit einer dialektischen Auffassung der Sprache und der Sprachbedeutung erstmals genauer dargestellt worden, soll nun der Versuch, seinen Ansatz in Weiterführung seines Denkens zu verallgemeinern, mit Hilfe der Sprachphilosophie Hans Lipps' gestützt werden.

2.1. Hermeneutische gegenüber formaler Logik

Anders als König konzentriert sich Lipps nicht auf die Analyse weniger Sprachgebräuche, in denen Sein und Sein-Denken in menschlicher Rede zum Ausdruck kommen sollen, sondern er versucht einen Neuansatz der Logik überhaupt als "Typik des λέγειν"[1]. Mit dieser programmatischen Bestimmung ist die Wiederaufnahme der griechischen Sprachphilosophie v. a. des Aristoteles angedeutet (das wird noch öfter festzustellen sein), vor allem aber die Rückbindung der Logik an die gesprochenen "natürlichen" Sprachen.

In dieser Rückbindung unterscheidet Lipps sich wesentlich von König: Es wird nicht ein "Typus" von Sprache (so könnten die "modifizierenden" Reden aufgefaßt werden) genau analysiert, sondern auf die zu allererst zu registrierende Vielfalt von Sprechweisen abgehoben. Was der Analyse des "Eindrucks von" unklar bleiben mußte, der Zusammenhang zwischen Sprache und Handlung, ist bei Lipps berücksichtigt: Das zeigt sich im Einbezug anthropologischer Kategorien wie der "Situation"[2], in der Interpretation des Aristoteles-Worts, jeder lógos sei semantikós (σημαντικὸς ....bedeutet: Jemandem etwas bezeichnen - in dem Sinn, daß es geradezu ein ihm-

1) Lipps (1), S 135, vgl 134: "Statt einer Morphologie des Urteils hat die Logik eine Typik der Rede zu entwickeln".
2) Dazu v.a. ebda, S 22 - 30

Befehlen meinen kann"[1]) und in vielen Einzeluntersuchungen. Sicher ist Sprache auf ihn nicht voreilig festzulegen (so dürften Anerkennung und Kritik des Pragmatismus zu verstehen sein[2]), wichtiger ist die genaue Analyse der Vielfalt ihrer tatsächlichen Verwendung[3].

Daß die natürliche Sprache der Untersuchungsgegenstand und für Lipps wohl auch die Norm der Sprachphilosophie ist, erhellt schon aus dem Beiwort "hermeneutisch" für seine "Logik" (Wie der Sinn der Logik als Typik des Mögein wird auch es eher beiläufig erst mitten im Buch geklärt): Das hermeneutische Finden von "Vorgriffen" wird abgehoben vom "analysierende(n) Herausstellen von Voraussetzungen". Während dieses nur einen Fehler aufzeigt, indem es unerkannt Gebliebenes neben vorher schon Geklärtes stellt, ist "Was...hermeneutisch gefunden wird, a n i h m s e l b e r in seiner Vorgängigkeit unbewußt ....Bei dem, was in dieser Weise unter der Hand leitend ist, kann man sich nur nachträglich betreffen"[4]. Hermeneutische Logik hat also nichts Konstruktives, sondern arbeitet etwas, was jeder schon "kann", in nachträglicher Bewußtmachung philosophischer "epochê" (der Terminus Husserls wird öfters verwendet[5]) heraus.

Von dieser Zielsetzung her ist die Einschätzung der "Schullogik" durch Lipps[6] zu verstehen. Gegenüber der ihr eigenen Tendenz, sich selbst absolut zu setzen, wird auf ihren praktischen Sinn, auf das "sachliche Ziel"

---

1) Lipps (1), S 7, vgl f

2) Lipps (2), S 208; außerdem der Aufsatz "Pragmatismus und Existenzphilosophie", in Lipps (3), S 38 - 54; vgl auch u. S 312,m. Anm. 5).

3) Hier ist eine Parallele zu Wittgenstein festzustellen. Vgl dazu auch u. 2.2.3.3.2.

4) Lipps (1), S 59f - Hervorhebung grundsätzlich durch Lipps (Ausnahmen werden als solche gekennzeichnet).

5) Vgl ebda, S 20f

6) Lipps hat meist Husserl und Philosophen in seiner Nähe - Pfänder - im Blick, aber auch Kant und den Neukantianismus, schließlich die mathematische Logik. In einigen ihrer - teils nicht explizierten - Voraussetzungen, um die es Lipps geht, sind diese Ansätze gleich. So läuft seine Kritik in Vielem parallel zu der an Quine und Carnap geübten.

(hier: des Kalküls)[1] hingewiesen. Es hebt sich heraus, wenn beide "Logiken" unterscheidend beschrieben werden.

Der "Schullogik" geht es, bringt man sie in diese Gegenüberstellung, um ein "operatives Schema", mit dem die Dinge "verrechenbar" gemacht werden können[2]. Die aus der menschlichen Rede in die formalisierte Sprache der Logik übernommenen Worte müssen ihrer charakteristischen Flüchtigkeit beraubt und verfestigt werden, damit sie jederzeit problemlos in dieses Schema eingesetzt werden können. An ihnen interessiert nur ihr "sachlicher Gehalt"[3]. Die Verhältnismäßigkeit ihrer Verwendung in Rede und Gespräch bleibt unberücksichtigt. Entsprechend interessiert an den Dingen nur das, was im Schema sich verfängt (ihr "Ausfall"). Das nachträglich gesetzte Entsprechungsverhältnis der so verstandenen Dinge und der "Begriffe" kann dann als "adaequatio rei ac intellectus" erscheinen[4]. Ist gegen das Ziel nichts einzuwenden, im Logikkalkül "Rüstzeuge der Ermittlung"[5] zu schaffen, muß doch zugleich festgehalten werden, daß man sich dadurch vom "natürlichen" Sprachgebrauch entfernt und ihm Gewalt antut. So ist das "Wort seinem Ursprung in der Rede des Menschen entrückt"[6]; ihr gegenüber wird es überbeansprucht (fixiert) und vereinseitigt (der Partnerbezug natürlicher Sprachen bleibt z.B. unberücksichtigt). Ihre Aktivität im Wunsch, die Dinge zu "setzen", drückt sich etwa darin aus, daß für die Logik "Aussage" und "Behauptung" dasselbe bedeuten: Behauptung meint ja in natürlicher Sprache einen je besonderen Standpunkt, der allererst gegen andere "sich behaupten" muß[7].

Mit dieser Gegenüberstellung von natürlicher Sprache und Logikkalkül ist die Frage, welchen von beiden Sprachformen die Grundlagenfunktion für die Kritik der Umgangssprache und für die Sprache der Wissenschaft zukommt, noch nicht entschieden. Auf diese Frage ist am Ende der Darstel-

---

1) Lipps (2), S 107
2) Lipps (1), S 19, vgl (2), S 108
3) Lipps (1), S 33 u.ö.; vgl S 73
4) Ebda, S 19
5) Ebda, S 39, Anm. 1
6) Ebda, S 19, vgl S 17f.
7) Lipps (1), S 36

lung der dialektischen Sprachphilosophie noch genauer einzugehen. Hier ist nur soviel zu sagen: Lipps hat als Anfang, "Prinzip" der Philosophie die ausdrückliche Aneignung dessen verstanden, was unausdrücklich schon das Selbstverständnis des Menschen ausmacht[1], nicht ein festes Wissen irgendwelcher Art. Logik als Untersuchung der Typik des Λέγειν erhält dann einen neuen Stellenwert: Sie ist nicht mehr als Fach abzustrecken, sondern es wird in ihr, wie in jedem anderen "Einsatzfeld" der Philosophie, "nach dem Menschen" gefragt[2].

Durch diese Festlegung der Aufgabe philosophischer Logik setzt Lipps sich deutlicher von der formalen Logik ab als König. War bei dem ein Unterschied zwischen determinierenden Reden und formaler Logik nicht gemacht (die Entsprechung beider wird vielmehr sehr deutlich), können, Lipps' Ansatz entsprechend, die Sprachen der formalen Logik bestimmt werden als Sekundärsprachen, deren Zweck in der grundlegenden natürlichen Sprache anzugeben sein muß.

2.2. Lipps' Typus dialektischer Sprachphilosophie: Herausstellen dialektischer Züge in den natürlichen Sprachen

Der Logikkalkül legt also die Vielfalt der natürlichen Sprache seinem Zweck entsprechend fest. Daß diese aber nicht bloß als in mehrer Hinsicht mangelhafte Vorstufe der formalisierten angesehen werden kann, sondern durchaus eigene Züge aufweist, soll jetzt mit Lipps nochmals gezeigt werden. Der Aufweis der Dialektik in den natürlichen Sprachen könnte als Anliegen der Lippsschen Sprachphilosophie bestimmt werden. Diese unterschiedliche Zielsetzung führt gegenüber König auch zu einem neuen Typus dialektischen Denkens.

2.2.1. Verschiedene Formen der Dialektik bei Lipps

Bei Lipps fällt zunächst die relative Vielfalt dialektischer Strukturen

1) Vgl Lipps (1), S 21 m. Anm.1. Die Formulierungen verraten deutlich den Anschluß an Heidegger.

2) Ebda, S 46.52. Scheiffele, S 8-14 betont v.a. diesen Aspekt - die "anthropologische Reduktion" der Logik. Auf die unterschiedliche Verfahrensweise beider Logiken geht er insgesamt weniger ein.

auf, die er in der Sprache zeigt. So werden in ihr Voraus - Setzungen als solche heraus - gestellt. Durch diese Figur ist zunächst und zumeist natürlich die Arbeit des Sprachphilosophen ausgezeichnet, wie Lipps sie versteht (Er betreibt ja eben deswegen eine "hermeneutische" Logik). Der Denkprozeß des Sprachphilosophen hat aber Vorbilder in den natürlichen Sprachen: Das wird sich zum einen in der Weise zeigen, wie Existenz ihrer selbst bewußt wird - als ein "sich betreffen bei" u.ä. -, zum anderen und v.a. in der "Apophansis", dem ent-deckend Offenlegen des Seienden oder der eigenen Wirklichkeit (vgl. 2.2.4.).

Neben Prozessen des Herausstellens von Voraussetzungen laufen in der Sprache Bestimmungsprozesse ab. Sie kennzeichnen für Lipps ihre Dialektik wesentlich. Am ehesten mit der Königschen Dialektik vergleichbar ist das Bestimmen des Unbestimmten, wie sie die Sprache insgesamt gegenüber ihrer Objektseite - der außersprachlichen Realität - wie gegenüber der Subjektseite vornimmt (vgl 2.2.2.). Auf Unausgewogenheiten in Lipps' Darstellung des Bestimmungsprozesses wird noch einzugehen sein.

Nicht diese Form sozusagen "reiner" Dialektik ist aber die prägende für die Untersuchungen Lipps', sondern Erscheinungen der Weiterbestimmung mittlerer Bestimmtheit. Dabei geht es meist um die gegenseitige Weiterbestimmung zweier Bestimmter. Ein solches gegenseitiges Bestimmen liegt vor im Verhältnis von Ganzem und Teilen und von Allgemeinem und Besonderem in der Sprache. Eine ähnliche Weise der Bestimmung könnte in der konkreten Verwendung allgemeiner Wortbedeutungen vorliegen, ebenso im Verhältnis der allgemeinen (National-) Sprache und der des einzelnen Sprechers. Streng dialektisch ist dieser Bestimmungsvorgang nur gedacht, wenn eine rückwirkende Bestimmung des vorgängig Allgemeinen durchs Konkrete angenommen wird. Es wird zu prüfen sein, ob Lipps jene Verhältnisse tatsächlich so auffaßt (in 2.2.3.).

Während bei König ein einheitlicher Typus "reiner" Dialektik genau beschrieben wird, dessen Vorkommen sich auf wenige ganz bestimmte Redeweisen beschränkt, - zwei Größen entspringen als solche allererst einem Prozeß-, spiegelt sich in Lipps' Vielfalt viel stärker, was in natürlichen Sprachen durchgängig geschieht (Insofern ist Lipps mit Mischs Le-

bensphilosophischem Ansatz zusammenzustellen). V.a. die Bestimmung mittlerer Bestimmtheiten ist für ihre Dialektik kennzeichnend. Vernachlässigt man diese, kann es leichter geschehen, daß determinierende Reden und formalisierte Sprachen zusammengestellt werden.

Aber auch bei Lipps gibt es eine Grenze für den Ansatz der konkret-historischen Bestimmungsdialektik in der Sprache. War es für König gar nicht möglich, Sprachgeschichte zu berücksichtigen bei der Beschreibung der Artikulation des Eindrucks-von, so wird von Lipps mit der Sprachgeschichte zwar selbstverständlich gerechnet, manchmal aber erscheint sie eigenartig nebensächlich. Einzelnes scheint sogar der Bestimmungsdialektik enthoben zu sein: So die Existenz des je einzelnen Menschen, aber auch der Bedeutungskosmos einer Hochsprache und die einzelnen Bedeutungen gegenüber ihrer je konkreten Verwendung. Das Ausmaß dieser Einschränkungen und die Frage, woher sie rühren, wird noch zu untersuchen sein.

2.2.2. Sprache als Bestimmungsprozeß (Bestimmung des Unbestimmten): Bestimmung der Subjekt- und der Objektseite der Erkenntnis

Daß der Aspekt der Sprache als Bestimmungsprozeß bei Lipps dominiert, war schon gesagt worden. Mehrfach "bestimmt" die Sprache: Sprache insgesamt ist "Weltansicht" (der Terminus Humboldts wird bewußt übernommen)[1] und gibt der unbestimmten, fließenden Welt erst eine verfestigende Prägung; andererseits bestimmt sich das Sprache benutzende Subjekt in ihrem Gebrauch; schließlich geschieht in jedem Sprechen Bestimmung relativ offener Grundbedeutungen.

Durch die Veränderung der am Sprechprozeß beteiligten Größen wird der Identitätsgrundsatz, auf dem die Möglichkeit der Formalisierung in den logischen Sprachen wesentlich beruht, verletzt. Schon im Ansatz steht Lipps hier also quer zum Denken der von ihm so genannten "Schullogik".

Während nun der Aspekt der Weiterbestimmung der sprachlichen Bedeutung im Gebrauch gesondert abzuhandeln ist, sind die beiden anderen Bestimmungsvorgänge nicht leicht voneinander zu trennen: Auch für König war

1) Lipps (1), S 81

ja das Ineinander des Bestimmungsprozesses von Subjekt- und Objektseite unaufhebbar.

So soll im folgenden zunächst an einem Beispiel gezeigt werden, wie Lipps diesen doppelten Bestimmungsvorgang sieht. Dann ist Problematisches an dieser Sicht zu kritisieren.

2.2.2.1. Der Schluß als "Prinzip der Erkenntnis" - Bezug zur Situation

Im Schluß als dem "Prinzip der Erkenntnis" [1] zeigt sich der doppelte Bestimmungsvorgang besonders deutlich. Als sprachliches Phänomen ist der Schluß auf die anthropologische Gegebenheit der "Situation" bezogen: "In Situationen stehend schließt man"[2]. Schon damit hebt Lipps sich vom rein innersprachlichen Ansatz des Schlusses in der formalen Logik ab: Für sie soll sich ja der Kontakt von Sprache und Welt ausschließlich in der Festlegung der Begriffe vollziehen. In der Situation bedeutet der Schluß eine "Entscheidung": "Schlüsse verändern und klären die Situation"[3]. Auch wenn davon gesprochen wird, daß "im Schluß sich eine Lage zuspitzt"[4], wird dieser Prozeß der Bestimmung deutlich.

Dem sprachlichen Bestimmungsprozeß des Schlusses entspricht die Struktur der Situation selbst[5]. Sie ist nichts Außersprachliches; das zeigt sich schon daran, daß über sie im Paragraphen "Die Transzendenz der Rede" gehandelt wird. Als Einsatzfeld des "Schlusses" steht Situation aber eher für die Objektseite des Bestimmungsprozesses. Sie ist allerdings auch nicht einfach der nur quantitativ bestimmte Ausschnitt der außersprachlichen Realität, dem das Subjekt sich gegenüber findet: "Situation ist immer: je eines Situation. Situation ist keine sachliche Konstellation;...". Situationen sind bezogen auf "Lebensverhältnisse"[6].

---

1) Lipps (1), S 38 - 48
2) Ebda, S 39
3) Lipps (1), S 39. Vgl noch: "Schlüsse sind bündig, sofern darin die Situation raffend aufgenommen, zügig verknotet wird".
4) "Lage" wird, als sachlicher, weniger auf Klärung der Existenz bezogen, von der Situation abgegrenzt, hat mit ihr aber, wie daraus schon zu erkennen ist, den Handlungsbezug gemeinsam (vgl ebda, S 24).
5) Vgl dazu v.a.: ebda, S 23 - 28, aber auch S 128.130f. (dazu s.u.).
6) Ebda, S 23

Wie umgekehrt der Schluß, eben durch die Vermittlung mit der Situation, nicht in rein subjektiver Spontaneität geschieht, ist die Situation nicht reines Objekt, nur zu Formendes. Wirklichkeits- und Subjektbezug können so nicht eingeschränkt werden auf eine bestimmte Ebene des Sprache-Handlungsfeldes oder gar auf einzelne sprachliche Größen (wie Wortarten), sondern beide kommen in je anderer Vermittlung auf jeder Ebene neu ins Spiel.

Die Situation bekommt durch die Aktivität dessen, der in ihr steht, ihre spezifische Prägung: Sie wird von ihm aufgenommen. Gegenüber ihrem "zunächst Ungehobene(n)" liegt darin schon eine Bestimmung. So "geschieht" die Aufnahme "als Sicht"[1]. Auch die Ausdrücke, mit denen das Verhalten des Subjekts in "je seiner" Situation beschrieben wird, weisen auf diesen Aspekt der Bestimmung hin: "wagender Zugriff", sie bekommt "Gesicht und Spitze ihrer Bedeutung"; man "gestaltet sie"; "Raffung und Gliederung"[2]. Der "Gegenstand...wird ...ja doch allererst hierin (sc in der "Bestimmung") fixiert"3). So weitgehend wird also die "Ordnung" der Wirklichkeit in der Situation angesetzt, daß diese Wirklichkeit vor ihr ganz unstrukturiert erscheint.

Von der Objektseite her wäre es also, folgt man den Lippsschen Formulierungen, fast möglich, von einer echten Bestimmung des Unbestimmten zu sprechen. Es ist aber zu bedenken, daß das, was man in einer Situation vorfindet, bereits lebenspraktisch durch mich selbst oder andere erfaßt und geformt ist. Insofern ist die Bestimmung der Situation doch als Weiterbestimmung eines mittleren Bestimmten zu fassen. Bestimmung eines unbestimmten Objekts findet allenfalls unter dem Aspekt von Sprache und außersprachlicher Realität je als ganzer statt (dazu weiter unten). Lediglich um der sachlichen Einheit willen - Bestimmung der Objektseite - werden "Schluß" und "Situation" hier schon abgehandelt. - Für die Subjektseite gelten grundsätzlich ähnliche Erwägungen, dazu aber unten.

Mit dem Bestimmungsvorgang in der Situation werden, neben dem Schluß, auch andere von der "Schullogik" einseitig interpretierte Sprach-

---

1) Lipps (1), S 25, vgl S 24
2) Ebda, S 25f.
3) Ebda, S 26

formen in Verbindung gebracht: Kants Urteilsformen des hypothetischen, des disjunktiven und des kategorischen Urteils werden auf die entsprechenden allgemeinsprachlichen Reden zurückbezogen. Fürs hypothetische Urteil wird so z.B. auf die Wenn-Dann-Rede verwiesen, mit deren Hilfe "der andere vor etwas als möglichen Fall gestellt" wird. "Und die 'Folge' ist die Auseinandersetzung, Entwicklung dieses Falles"[1]. Davon ist abzugrenzen, was "bedingt" ist - gegenüber dem, was "unbedingt" kommt: Mit diesem "wenn" wird "vorsorglich etwas in Betracht gezogen"[2]. Ein weiteres: "Wenn" kann "eine vorsichtige Einschränkung, einen Vorbehalt" bedeuten[3]. Wird so einerseits die Vielfalt entwickelt, die von der "Schullogik" vereinseitigend zusammengezogen wurde, ist doch andererseits allen diesen Fällen gemeinsam der Bezug auf den Handlungs- (und so "Situations"-) Kontext und dessen "Klärung". Von der entweder-oder-Rede, auf die das disjunktive Urteil zurückbezogen wird, heißt es:"... hier wird die S i t u a t i o n z u g e s p i t z t auf bestimmte Möglichkeiten"[4].

2.2.2.2. Rückbezug aufs Subjekt: "Existenz"

Waren Schluß und andere "Relationen der Erkenntnis" bisher v.a. unter dem Aspekt der Bestimmung der Wirklichkeit gesehen worden, - Situation (und "Lage") standen dabei mehr für die Objektseite des Bestimmungsprozesses -, ist nun zu fragen, wie in Lipps' Untersuchung der Rückbezug dieser Größen aufs Subjekt erscheint.

Für die Situation gilt, daß sie "immer: je meine" ist. Noch mehr: "Ich erschließe sie mir, sofern ich auf mich selbst dabei zukomme"[5].

---

1) Lipps (1), S 48 - 52, Zitat S. 49
2) Ebda, S 49
3) Ebda, S 50
4) Ebda, S 51
5) Lipps (1), S 25. Hier wie überall verwendet Lipps, um das Subjekt der Rede und des Handelns zu bezeichnen, den Ausdruck "Existenz", wohl im Anschluß an Heideggers "Sein und Zeit". Der Ausdruck erscheint dabei fast schon wie ein Terminus. Man kann deshalb fragen, ob die so konsequente Übernahme des Heideggerschen Ausdrucks noch mit dem Konzept der "hermeneutischen" Logik in Einklang steht.

Die Doppelheit der dialektischen Bewegung nach außen und ineins damit zurücknach innen ist darin enthalten.

Ähnlich wie für die Situation wird die Dialektik für den Schluß entwikkelt: Einerseits schließt man, "wenn die Dinge nicht deutlich für sich schon sprechen können" - man expliziert und ordnet also Wirklichkeit -, andererseits wird es dann "nötig, s i c h neu zu begründen"[1]. Die Doppelheit des Bezugs wird jetzt so ausgesprochen: "Existenz faßt dabei (sc: beim besorgend Erledigen von Situationen durch Schlüsse) Fuß in der Wirklichkeit, gewinnt Boden darin. Und jede Bestimmung bedeutet einen Schritt ihrer selbst"[2].

Der deskriptive Anspruch, der im Entwurf einer Logik als "Typik des λόγος" steckt, erklärt, weshalb diese "rein" dialektisch strukturierten Formen der Rede und des Handelns von anderen abgehoben werden, in denen das Ich des Sprechers als fixierte Größe im Hintergrund bleibt, nicht eigens in Frage steht: So wird von der Situation die "Lage" abgehoben[3], vom Schluß der "Beweis"[4]. - Problematischer als diese phänomenologische Weite ist die Frage danach, wie Existenz in Situationsklärung und Schluß ins Spiel kommt. Bedeutet jeder Akt der Bestimmung "einen Schritt ihrer selbst", oder komme ich darin auf mich selbst zu als auf einen Grund, der nicht zu hintergehen ist, auf den ich immer bezogen bleibe?[5]. Diese

---

1) Lipps, (1), S 38, Hervorhebung von mir
2) Ebda, S 40, vgl auch S. 42
3) Ebda, S 24
4) Ebda, S 46ff. Es ist die Form der alltäglichen Rede, nicht der mathematische Beweis gemeint. Von ihm wird sie S 47 Anm. 1 ausdrücklich abgehoben.
5) Der "Schritt, in dem Existenz geschieht", wird an anderer Stelle ausgelegt als ihr "Zukommen auf sich in ihrem Sein" (ebda, S 69f). - Zu dieser Frage ausführlich: Bollnow (1). Er versucht, die "Hermeneutische Logik" insgesamt aus einem existenzphilosophischen Ansatz zu verstehen. Es gelingt ihm, einige wesentliche Begriffe in den Zusammenhang dieses Ansatzes einzustellen (so "sich betreffen bei").Vgl außerdem Scheiffele, S 98 - 125. Ich glaube mit Scheiffele, daß man den existenzphilosophischen Ansatz nur als einen Schwerpunkt der Lippsschen Arbeit ansehen kann, der sie an manchen Stellen prägt, oft aber auch zurücktritt - gegenüber der beschreibenden Absicht, wie in der vorliegenden Arbeit betont wird, oder gegenüber einer anderen Prägung, etwa durch Humboldt. (Fortsetz. n. Seite)

Frage, ob der Begriff der Existenz von Lipps "offen" oder "geschlossen" angesetzt ist, kann hier nicht ausführlich behandelt werden (vgl aber noch u. 2.2.2.5.). Wenn die Untersuchung Scheiffeles Recht hat und im Existenzbegriff die Geschlossenheit überwiegt, wäre die Gleichmäßigkeit des Bestimmungsvorgangs verletzt, wie sie Königs Beschreibung der modifizierenden Reden betont - Subjekt und Objekt als Herausgesetzte. Bei Lipps'Beschreibung stünde der "Fassung" und "Klärung" der Situation ein bloßer Rückbezug auf ein identisch sich durchhaltendes Subjekt gegenüber. Aus dem jedenfalls festzuhaltenden Ineinander der beiden Momente ergibt sich der Subjekt - Objekt - Charakter des Schlusses, der wohl gerade wegen der - mindestens für die Objektseite - produktiven Verbindung in ihm "Prinzip der Erkenntnis" heißen kann. Negativ wird das von Lipps so abgegrenzt: Die "Bündigkeit des Schlusses...ist keine sachliche Notwendigkeit" (wegen seines Bezugs auf jemandes Situation)[1]; also ist der Schluß ohne sein Subjekt nicht zu denken; andererseits ist der Schluß auch keine "Behauptungsweise" (wie Pfänder ihn im Anschluß an Kant entwickelt)[2], also auch nicht quasi neutral gegenüber der Wirklichkeit, auf die hin geschlossen wird. "'Sicher' (sc.: als den Schluß anzeigendes Wort) bedeutet keine gleichgültige, an sich bestehende sachliche Notwendigkeit". Aber auch: "Es ergibt sich

---

Zu 5) Fortsetz. S. 284:
Wenn Bollnow formuliert, daß sich bei Lipps "in der Beschreibung dieser Zusammenhänge (gemeint ist das Konzeptionen sich bewußtmachende Innehalten der "epoché") Begriffe einschleichen, die nicht in der konkreten Analyse erwachsen sind, sondern aus einem bestimmten Ansatz her übertragen sind" (Bollnow (1), S 40), gibt er die beschreibende Intention, die Lipps auch hat, zu.

1) Lipps (1), S 39. - Ganz sicher ist der Begriff der "Sache" in seinem Bezug zu "Ding" und "Wirklichkeit" bei Lipps nicht zu klären. Aus seinem Sprachgebrauch - vgl etwa : ebda, S 8, 33, 73, 89, 93 - ergibt sich ziemlich deutlich soviel: Bei "Sache" ist das Gegenüber zu Sprache, Wort o.ä. betont. Existenzbezug ist ausgeschlossen (vgl dazu das Zitat oben und Bollnow (1), S 29). Gemeint dürfte also eine irgendwie in sich schon zusammenhängende Wirklichkeit sein ("Sache" ist kein einzelnes "Ding" und kein "Gegenstand"). Da der lebenspraktische Bezug immer mitgegeben ist, dürfte das Einheitsprinzip der Sache mindestens teilweise in dem Blickwinkel stecken, unter dem die Wirklichkeit sprachlich erfaßt wird.

2) Lipps (1), S 38.

aus der Sachlage (sc.: was "sicher" bedeutet)"[1].

2.2.2.3. Bestimmung der Subjektseite: von den παθήματα ψυχῆς zu den "Gedanken"

Daß in der Sprache die Subjektseite nicht nur heraustritt, sondern auch sich bestimmt (und bestimmt wird), hat Lipps durchaus gesehen. Um das zu zeigen, muß nur der Bereich des Schlusses und der Situation - zumindestens vorübergehend - verlassen werden. Denn daß subjektive Impulse geformt werden, wenn sie sich sprachlich ausdrücken, ist schlechterdings nicht zu bestreiten. Entsprechendes gilt für die Wörter selbst: Sicher sind sie Ausdruck subjektiver Impulse, aber der Ausdruck ist nur ein Moment ihres Gehalts, ist also nicht unverändert in ihnen geblieben.

Den Weg vom subjektiven Empfinden zum sprachlichen Ausdruck beschreibt Lipps als Bestimmungsvorgang in der Sprache, bzw. korrekt zur Sprache hin[2]. Die "Vermutung" wird so dargestellt: "Es ist eine Weise des Zumuteseins, was hier stimmungsmäßig über mich kommt, dem ich mich als Eindruck, den ich von etwas habe, nicht entziehen kann"[3]. Daß er gewissermaßen von außerhalb ins reflektierende Bewußtsein kommt, zeigt das Ungegliederte des Eindrucks, der dann auch "a u f g e n o m m e n (wird) in rechenschaftgebender Verdeutlichung"[4]. Die Herkunft aus dem Vorbewußten erklärt auch das Moment subjektiver Willkür, das in solchen Anmutungen steckt. Haben sie sprachlichen Ausdruck gewonnen, sind sie "ins Freie gekommen", haben "Objektivität"[5]. Ohne auf die genaue Bedeutung von "Objektivität" gegenüber "Wahrheit" und "Richtigkeit"

---

1) Lipps (1), vgl auch S 38. Die Anführungszeichen entsprechen originalem Kursivdruck. Vgl. auch S. 44.

2) So Lipps (1), S 8f.42f.110. 112. - Zur "Artikulation des Eindrucks" vgl Scheiffele, v.a. S. 60 - 63. - Daß Lipps hier ein anderes Phänomen beschreibt als König mit dem "Eindruck-von", braucht nicht eigens betont zu werden.

3) Lipps (1), S 42

4) Ebda, S 43 (Hervorhebung durch Lipps). Vgl noch: "Die παθήματα ψυχῆς werden im Wort nicht einfach bezeichnet und werden überhaupt Gedanken allererst dadurch, daß sie Diktion erfahren".

5) Ebda.

einzugehen[1], ist doch klar, daß sie im durch diese Begriffe angezeigten Bedeutungsbereich liegen muß. Und das heißt: Eine Beziehung zur außersprachlichen Realität ist, wie sehr auch vermittelt durch praktische Hinsichten und Verfestigungen, in ihr gegenüber der Subjektivität enthalten. Auf die Frage nach der Herkunft dieser "Objektivität" im sprachlichen Ausdruck findet sich die Antwort leicht: Es ist eben der Gehalt der Sprache an (pragmatisch verfestigter, geformter, auch vereinseitigter) Wirklichkeit, der darin zum Vorschein kommt. Da umgekehrt das subjektive Moment in der Sprache von Lipps zweifellos gesehen wird (vgl oben zum Schluß, auch unten zur Bedeutung), hat die Sprache für ihn als Subjekt-Objekt die Mittelposition zwischen den subjektiven Anmutungen und der außersprachlichen Realität.

Werden von Lipps hier "Vermutung" (auf gleicher Stufe mit ihr: "Eindruck") und "Gedanke"(in dem jene "Diktion erfahren") einander gegenübergestellt[2], wird an anderer Stelle statt der zweigliedrigen eine dreifache Vermittlung angesetzt: "Eindruck" - "Gedanke" - "Wort"[3]. Zweifellos steht diese dreigliedrige mit der zweigliedrigen Kette in einem gewissen Widerspruch (v.a. der Ausdruck "Gedanke" wird verschieden ver-

1) Vgl. dazu etwa Lipps (1), S 13 - 20. - Der Versuch einer exakten Abgrenzung würde Lipps' Sprachauffassung wohl auch kaum entsprechen. Er behält den umgangssprachlichen Situationsbezug der Wörter auch in der "Hermeneutischen Logik" bei, der es ja um eine Klärung der natürlichen Sprache aus sich selbst heraus geht. Ebda, S 34, wird die Beschreibung (einer) Bedeutung von "Objektivität" versucht: "Objektivität im Sinne einer Richtigkeit, die ihr Maß in einer Auslegung der Wirklichkeit als einer mit anderen geteilten Welt findet". Das hier Gesagte stimmt überein mit der Beschreibung Scheiffeles (er greift auf Lipps' anthropologische Schriften zurück), Scheiffele S. 102. An ande-

2) rer Stelle (Lipps (1), S 110), wird eine Vermittlung zwischen Eindruck und Wort angesetzt: "...so vereindeutigt sich...der Eindruck durch die Artikulation und wird dadurch zu sich selbst entbunden, daß er zu Worte kommt".

3) Vgl Lipps (1), S 8f: "Der Eindruck, den man von etwas hat, kann sich zu einem Gedanken verdichten". Und vorher: "Das Wort ist Fassung und Aus-Zeichnung eines Gedankens...Das, wovon man als von einem Gedanken bewegt wird, spitzt sich zu z.B in einer Bemerkung..."

wendet)[1]. Dieser Widerspruch spiegelt aber nur das Verfahren der Sprache selbst: Einem Eindruck kann man so lange nachhängen, bis er sich zu einer Vermutung verdichtet, die dann durch Äußerung Bestimmung erfährt, zunächst gegenüber sich selbst als Gedanke, dann Artikulation im Gespräch mit anderen. Hier wäre sogar eine viergliedrige Kette konstruiert. Eine Regung kann aber auch "unmittelbar" sprachlich ausgedrückt werden, dann u.U. "voreilig". Die Zahl der Bestimmungsvorgänge im Prozeß zur Sprache kann also wechseln. Entsprechend tritt das subjektive Moment verschieden deutlich heraus je nach dem Grad, bis zu dem ein "Gedanke", "Eindruck" usw. geformt ist: Expressive Interjektionen, Seufzer u.ä. unterscheiden sich nur noch wenig vom Schrei, auch wenn sie "auf dem Weg zur Sprache" sind[2]. Umgekehrt erscheint auch die Objektseite mehr oder weniger vermittelt in der Sprache: In den onomatopoetisch gebildeten Worten dringt sie weit in die Sprachstruktur ein. - Auf den Unterschied zwischen den Sprach- (bzw. Handlungs-) ebenen "Schluß" und "Situation" war schon hingewiesen worden. Schon die Wortwahl betont bei "Situation" stärker die Vorgängigkeit eines Äußeren, auf das zu reagieren ist, bei "Schluß" die Aktivität des Schließenden.

Wird hier die Prägung der subjektiven Komponente von Lipps richtig beschrieben, vermißt man allenfalls die Frage danach, ob die παθήματα ψυχῆς unbeeinflußt bleiben vom faktischen Gebrauch der Sprache, der dann nur neben ihnen her liefe, oder ob, wahrscheinlicher, sie in Wechselwirkung stehen mit der Sprache. Dann wären sie schon im Augenblick ihrer Entstehung sprachlich bestimmt. Man muß wohl annehmen, daß diese Frage der beschreibenden Intention der "Hermeneutischen Logik" als "Typik des λόγος" fern lag.

2.2.2.4. Die Fassung der "Wirklichkeit" und des Eindrucks im Wort

Was die Sprache in Schlüssen aus Situationen heraus leistet, wiederholt sich in der kleineren Einheit des Wortes (Die innersprachliche, mitt-

1) Vgl Mit dem Zitat Lipps (1), S 8, S 43: "Die παθήματα ψυχῆς werden... überhaupt Gedanken allererst dadurch, daß sie Diktion erfahren".
2) Vgl ebda, S 110f zu "Seufzer", "Schallgebärde".

lere gegenseitige Weiterbestimmung von Wort und Satz wird noch zu besprechen sein).

Allgemein gilt: "Sprachwörter (sc.: im Gegensatz zu "solchen, die der Sprache entglitten sind") haben aber Prägnanz"[1]. Die "Prägnanz" hat wieder einen doppelten Sinn: Sie ist "sprachliche Fassung" einmal der "Welt" im Wort (so bilden "still, hart, lau" sie ab und fassen sie, indem sie einem bestimmten Aspekt an ihr hervorheben)[2]; als "zuspitzende Fassung von etwas" ist sie aber auch Fassung "dessen, was man im Sinn hat"[3]. Der Prozeß der Fassung vollzieht sich in der Sprache also an ihrem Subjekt wie an ihrem Objekt, die Doppelheit der Dialektik entspricht grundsätzlich der bei König.

Anders als bei König kann jetzt ein weiterer Aspekt unterschieden werden: Bestimmung geschieht sowohl im Augenblick der Sprachverwendung (der "Eindruck", das, "was man im Sinn hat", wird gefaßt wie entsprechend die Situation) als auch durch die Wörter einer Sprache als solche gegenüber der außersprachlichen Realität (vgl Lipps' Beispiele: "still", "hart", "lau")[4]. daß auch hier Subjekt- und Objektseite "gefaßt" werden, dürfte ohne weiteres einsichtig sein, wenn man an die verschiedenen, auf Wirklichkeit bzw. Handlungsziele bezogenen Komponenten der Wortbedeutung denkt. - In den bekannten Termini de Saussures könnte man sagen: In "langue" wie in "pa-

1) Lipps (1), S 104

2) Ebda, S 109, vgl Lipps (2), S 85. - An beiden Stellen, wo, wie öfter, die Fassung der älteren Aufsätze nur wenig verändert in die "Hermeneutische Logik" übernommen wurde, steht nicht dieser Gesichtspunkt im Vordergrund. Vielmehr wird betont: Sprachliche Fassung mache gerade aus, daß nicht lautliche Wiedergabe angestrebt sei (wie im deshalb gerügten "Kuckuck"), sondern Wiederholung auf der Ebene der Sprache selbst, mit ihren eigenen, lautlichen, Mitteln. - So berechtigt der Hinweis darauf ist, was Benjamin als die "unsinnliche Ähnlichkeit" in der Sprache beschreibt (s. dazu III, 2.2.3. "Recht des mimetischen Moments in der Sprache") - Lipps verweist auf A.W. Schlegels Wort von der Sprache als "umbildender Darstellung" -, so erscheint die normative Wendung gegen eigentlich lautmalerische Worte doch merkwürdig und unangemessen.

3) Lipps (1), S 105, vgl Lipps (2), S 120: Das "Ausgedrückte" wird im Ausdruck "berufend gefaßt".

4) Lipps (1), S 109.

role" findet ein doppelter Bestimmungsprozeß statt. Daß bei Lipps diese bekannte Unterscheidung implizit zu finden ist, weist nochmals hin auf die Sonderstellung der Königschen Beschreibung des "Eindrucks-von" (vgl. zusammenfassend oben II, 1.3.2.): Er hat kein Verhältnis zur Sprache und ihrer Geschichte, die hier besprochene Differenz kann dann nicht auftreten, da einer ihrer Teile - die allgemeine Sprache - für König ausfällt. Wieder zeigt sich, daß Lipps' Beschreibung viel näher an der natürlichen Sprache bleibt.

Die Prägnanz der Sprachwörter beruht ihrerseits auf dem artikulierten Laut[1]. Dessen Beschreibung - im Anschluß an Humboldt, von dem auch der Ausdruck übernommen wurde - hebt v.a. ab auf den eigenen geistigen Schöpfungsprozeß in der Sprache, der von der materiellen Unterlage unabhängig sich vollziehe. Ein Moment der Verdeutlichung, der "Fassung" gegenüber Resten des "unartikulierten" Lautes beim Menschen (so dem Schrei) tritt aber auch hier heraus.

2.2.2.5. Widerspruch zwischen eher geschlossenem Existenzbegriff und offener Sprachstruktur?

Nach der Darstellung des doppelten Bestimmungsprozesses, der in der Sprache stattfindet - Lipps' Beschreibung wurde unter diesem Gesichtspunkt expliziert -, sollen einige problematische Punkte dieser Beschreibung nochmals durchgegangen werden.

Da ist zunächst Lipps' Konzept der Existenz: Verträgt sich ein"geschlossener" Existenzbegriff mit den von Lipps selbst beschriebenen Sprachstrukturen, die auf eine "Bestimmung" der Subjektseite durch die Sprache hinauslaufen?

Wenn der Ausdruck des Ich nur durch Vermittlung der Sprache geschieht (vgl Artikulation des Eindrucks u.ä.), kann auch "Existenz" nur Produkt aus subjektiven Trieben, Neigungen usw. und dem vorgegebenen Subjekt-Objekt Sprache sein. Für ein Produkt, ein Gewordenes, muß auch ein Entstehungsprozeß angegeben werden können. Wie sollte für "Existenz" aber ein Ende dieses Prozesses plausibel zu machen sein? Sicher legt sich,

1) Lipps (1), S 112f.

was ein Mensch "ist", mehr und mehr fest - aber gerade das Graduelle der Festlegung schließt eine absolute Grenze aus.[1]

Wenn man diese - auch - sprachliche Konstitution dessen, was der Mensch ist, ernst nimmt, sind zwar noch Formulierungen möglich wie z.B., daß man auf "Existenz" als das je Vorfindliche trifft, da der Prozeß ihrer Formung der bewußten Tätigkeit des Menschen sicher weitgehend entzogen ist - hier werden Voraussetzungen reflektierend erkannt, die verschiedenen Formen sprachlicher Dialektik spielen ineinander - ; falsch ist aber, es von der jeweiligen Eigenart der "Existenz" abhängig zu machen, ob ihr durch Erfahrungen überhaupt Änderungen möglich sind oder nicht. "Existenz" ist dann nicht mehr als Produkt des Sprachprozesses, sondern als seinem Geschehen entzogene, unveränderbare Grundlage angesetzt. Ein solcher Ansatz erscheint kaum möglich, denn nichts am geistigen Sein des Menschen kann von der prägenden Macht der Sprache völlig unberührt sein.

> Genau diesen Ansatz enthält aber die Formulierung Lipps': "Denn daß...die Erfahrungen, die einer macht, den Menschen verändern können, hat seinen Grund im Charakter, im unveräußerlichen Selbst des Betreffenden"[2]. Wäre sein "Charakter" anders, könnten ihn Erfahrungen gar nicht verändern. Es kann hier aber nur um Graduelles gehen: Sicher wird jeder mit einem "Geschick", das ihn trifft, anders fertig - einer mag wachsen durch die Aufgaben, denen er sich gegenübergestellt sieht, ein anderer mag sich vor ihnen auf vertraute Verhaltensweisen zurückziehen -, aber ganz unverändert geht auch keiner daraus hervor - sei es auch nur, daß er durch Ansprüche einer Wirklichkeit, die ihn überfordern, in eine Rückzugsposition der starren Unveränderlichkeit erst gedrängt wird. Und: kann man ein "unveräußerliches Selbst" außerhalb der sprachlich vermittelten Erfahrungen, das also nicht in ihnen geworden sein kann, ansetzen? Ein solcher Begriff, der etwa dem einer präexistenten Seele entspräche, widerspricht gerade der Sprachauffassung, wie sie m.E. von Lipps noch zu entwickeln sein wird.

Es wäre der Ansicht von der prägenden Kraft der Sprache gemäßer,

---

1) Von daher könnte man unterscheiden zwischen dem Akt der Bestimmung, den das Spracherlernen für den Menschen insgesamt bedeutet, und je einzelnen Weiterbestimmungen dessen, was der Mensch ist, in konkreten sprachlich vermittelten Begegnungen mit anderen Menschen, Traditionen und Sachen.

2) Lipps (1), S 27.

gegenüber dem geschlossenen Existenzbegriff die Ich-Du-Beziehung zu betonen: Im Gespräch vollzieht sich, bewußt oder unbewußt, die Prägung dessen, was allein sinnvoll "Existenz" heißen kann. Sicher sind außersprachliche Faktoren - Triebe und Neigungen, Ereignisse aller Art - nicht zu vernachlässigen, aber ihre Verarbeitung und bis zu einem hohen Grad auch ihre Wahrnehmung geschieht doch in den Denk- und Handlungsformen, die von der Sprache, in der ein Mensch aufgewachsen ist, vorgegeben sind.

Lipps hat "das Besondere der bin- und bist-Sätze" durchaus gesehen[1]. Neben dem Gespräch, das als dialegestai die eigene Voreingenommenheit in der Beurteilung einer Sache aufhebt und richtigstellt[2]; beschreibt Lipps auch ein solches, in dem "menschliche Existenz.... sich von sich aus... erschließt oder verschließt"[3]. Unübersehbar ist aber auch die Beschränktheit dieser Beschreibung vom vorgefaßten Existenzbegriff her: "Erschliessen" bedeutet ja nur, dem anderen etwas deutlich zu machen. Genauso gilt für die Ich-Du-Rede: "Denn als von dem, als den i c h m i c h f i n d e, sage ich hier von mir etwas"[4]. Veränderung, Werden der Existenz im Gespräch ist nicht berücksichtigt. Es wird also lediglich der Typus des Voraussetzungen Aufdeckens, nicht der der Weiterbestimmung zugegeben. Da Lipps andererseits durchaus gesehen hat, daß aus dem Gespräch ein Neues entstehen kann[5], übernimmt er von A.v. Villars die bildliche Rede vom "Zwischenmenschen"[6]. Dieser bilde sich in jeder intensiveren Gesprächsbeziehung. Sicher ist das ein zutreffendes Bild für die besonderen Einstellungen und Beziehungen, die zwischen zwei Menschen entstehen können

---

1) Lipps (1), S 29f.
2) Ebda, S 34ff.
3) Ebda, S 32, vgl. f.
4) Ebda, S 29.
5) Scheiffele, S 112f, weist darauf hin, daß Lipps im "Gespräch" die mögliche Korrektur meines Vorverständnisses der Situation durch den anderen gesehen habe. Insofern in der Situation immer auch ich selbst betroffen bin (sie ist "immer: je eines Situation"), könnte es dabei also indirekt auch um die Entwicklung meiner selbst gehen. Daß aber "der Mensch selber" sich "wandelt" in der Erweiterung seines "Horizonts", kann Scheiffele nur mit einem Zitat aus "Die menschliche Natur" (nach der "Hermeneutischen Logik", 1941, erschienen), belegen.
6) Lipps (1), S 33

und in jedem neuen Gespräch "präsent" sind, Lipps verwendet dieses Bild aber hauptsächlich, um die Veränderung für die beteiligten "Existenzen" selbst ausschließen zu können[1].

Die Frage nach Offenheit oder Geschlossenheit der "Existenz" kann spezifischer sprachtheoretisch gestellt werden als die nach der Rückwirkung des Sprachgebrauchs auf das sprechende Subjekt. In dieser Form wird die Frage noch einmal aufzugreifen sein. Sie ist dann verknüpft mit der nach der Rückwirkung des Sprachgebrauchs auf die Sprache selbst.

2.2.2.6. Verhältnis von Sprache und Welt : πέρας - ἄπειρον ?

Für die Objektseite im Erkenntnisprozeß stellt Lipps, anders als für die Subjektseite, den Bestimmungsvorgang mit wünschenswerter Deutlichkeit heraus. Das macht ein Rückblick auf die Beschreibung der "Situation" und des "Schlusses" klar: Immer wird dort Wirklichkeit "gefaßt", in ihrer Ambivalenz eindeutig festgelegt usw.

Was für den einzelnen Sprachprozeß gilt, wird auch von der Sprache insgesamt gesagt: "Das πέρας der Sprache liegt darin, daß sie eine Entscheidung bedeutet, in deren Gefolge die Wirklichkeit erschlossen wird"[2]. Der Gegensatz von πέρας und ἄπειρον wird genauso für die Leistung der "Diktion" (als "Artikulierung" der "Ausständigkeit der Situation") gebraucht[3], also für den je konkreten sprachlichen Akt.

Die positive Leistung der Sprache, daß sie einen "Horizont" setzt, wird ausdrücklich hervorgehoben; das Mißverständnis, sie beleuchte lediglich eine von verschiedenen "Seiten" der Realität (und schalte dadurch andere aus) wird abgewehrt. Ganz deutlich wird diese Absicht durch den Bezug auf Humboldts Wort von der "Weltansicht", die in jeder Sprache liege[4].

---

1) Scheiffele, S 123ff, weist auf die Entwicklung und Korrektur der Erkenntnis im Umgang mit dem anderen hin. Er belegt das aus der "Hermeneutischen Logik" und v.a. aus dem Aufsatz "Pragmatismus und Existenzphilosophie". Das ist sicher richtig; neu gewonnene pragmatische Erkenntnis bedeutet aber für Lipps nicht unbedingt Veränderung der "Existenz" (vgl etwa die Bemerkungen zur "Lage", an der der Mensch nicht innerlich beteiligt ist, die ihm aber doch klar gemacht werden kann (Lipps (1), S 24).

2) Ebda, S 81

3) Ebda, S 132

4) Lipps (1), S 81

Ist Sprache so als Bestimmung des Unbestimmten verstanden, ist die Quinesche Resignation gegenüber der von jeder Sprache vorgegebenen "Ontologie" positiv aufgehoben: Für Quine ist ja Sprache nur als Abbild der außersprachlichen Realität sinnvoll zu denken. Zwar wird von ihm das Mehr, das sie gegenüber einer bloßen Abbildung enthält, als nicht zu hintergehen anerkannt, es soll für die Konstitution der Welt selbst aber keine Bedeutung haben. Wenn in dieser Weise eine sprachunabhängig bestimmte "Welt" angenommen wird, können die Naturwissenschaften das Sprachproblem mehr oder weniger vernachlässigen (-sicher ein Interesse im Hintergrund von Quines Konzeption).

Lipps' Ansatz macht dagegen klar, daß Eindeutigkeit und Bestimmtheit der "Welt" das Werk der Sprache sind. Gegenüber der sprachlichen Fassung ist die "Wirklichkeit...nichts Fertiges", ihr kommt eine "prinzipielle Vorläufigkeit" zu[1]. Lipps hat den Gegensatz dieser Auffassung zu der der "Schullogik" betont: Ihr müsse es darauf ankommen, "einen Begriff des [illegible] als des zunächst und -wie man meint - fraglos Gegebenen durch Kompletierung wenigstens der Idee nach als möglich anzusetzen"[2]. Diese Charakterisierung paßt genau so auch auf Quine.

So richtig und wichtig es ist, die Bestimmung der außersprachlichen Realität durch die Sprache zu betonen - es bleibt zu fragen, ob dabei die Bestimmung eines völlig Unbestimmten oder die Weiterbestimmung eines Bestimmten geschieht. Schon der Gegensatz von ἄπειρος und ἔμπειρον läßt vermuten, daß Lipps vom ersten ausgeht. Von einer Strukturiertheit der Realität selbst ist in der Tat nirgends die Rede; ihr eigener Gehalt verschwindet gegenüber der fassenden Gewalt der Sprache. Von dieser Vorentscheidung her ist wohl die normative Ablehnung rein deskriptiver Elemente der Sprache zu verstehen, die bei der beschreibenden Absicht Lipps' problematisch erscheinen muß (vgl das eben schon zitierte "Kuckuck")[3].

Nun ist eine solche Auffassung der Objektseite als völlig unbestimmt jedenfalls unhaltbar für den konkreten Akt, in dem eine Situation bestimmt

---

1) Lipps (1), S 132
2) Ebda
3) Ebda, S 109

wird. Darauf wurde schon hingewiesen. - Für die Perspektive der Sprache als ganzer erscheint es zunächst plausibel, die außersprachliche Realität als völlig Unbestimmtes anzusehen. Damit steht Lipps in einer gewissen Parallele zur konventionalistischen Wendung der Logik im Wiener Kreis (z.B. Neurath, auch Carnap). Für die Konventionalisten entscheiden allein pragmatische Motive der größtmöglichen Ökonomie über Auswahl und Abgrenzung von Begriffen, auch von Gegenständen. Von dieser unterscheidet Lipps' Position, allerdings grundlegend, nur, die Flüchtigkeit, die der sprachlichen Bestimmung für ihn eigen ist: Sie geschieht je verschieden, es muß nicht etwas "als Gegenstand herausgestellt", es kann auch "nur eben...aufgenommen" werden[1]. Auch was als Gegenstand gefaßt wird, wechselt. Gegenüberdem logischen Konventionalismus wie gegenüber Lipps sind nun einige Vorbehalte nötig. Selbstverständlich ist die außersprachliche Realität nichts völlig Amorphes, und von Lipps aus wäre dies wohl auch - unter Verweis auf seine Schwerpunktsetzung im Akt ihrer Formung durch Sprache und Handlung - zuzugeben. Gerade seine Schwerpunktsetzung ist aber in dieser Form einseitig: Die Sprache erscheint so als Vergewaltigung der Wirklichkeit aus pragmatischen Gründen. Ohne den grundlegenden pragmatischen Bezug aufzugeben, wäre aber, gerade aus ihm heraus, ins Verhältnis von Sprache und Realität mehr Dialektik zu bringen: Im Anschluß an Gehlen wurde schon entwickelt (oben II, 1.3.1.2.) wie, gerade um mit der Wirklichkeit umgehen zu können, ein Interesse besteht, diese in ihrem "An sich" zu erfassen. Die pragmatistische Position bleibt in dieser Wendung erhalten: Ein außersprachliches "an sich" der Realität wird nicht als mögliches Ziel der Erkenntnis angesetzt; die pragmatische Ordnung der Realität durch die Sprache bleibt grundsätzlich anerkannt, der in ihr angelegte Versuch, eigene Vor-Urteile aufzuheben, ist nicht vollständig zu verwirklichen (Das zeigen übrigens auch die neueren Ergebnisse der Physik: Z.B. kann die Substruktur von Atomen nurmehr m.H. von Denkmodellen erfaßt werden). So ist auch eine sprachphilosophisch-anthropologische

---

1) Lipps (1), S 131, vgl. 132f u.ö.

Grundlegung der Naturwissenschaften möglich[1]. - Humboldts These, daß jede Sprache eine "Weltansicht" enthalte, bleibt ebenfalls hiervon unberührt. Ist schon die grundsätzlich pragmatische Orientierung der Sprache beizubehalten, so ist die Leistung der Sprache andererseits verkürzt pragmatistisch - durch eine Beschränkung auf "Praxis" als alltägliches Tun oder das, was die Naturwissenschaften von der "Welt" wiedergeben können - auch nicht zu fassen.

Gegenüber Lipps wie Gehlen bleibt die Frage, ob so ein Erkenntnisinteresse, nämlich ein technisches, auf Herrschaft über Natur ausgehendes, unbemerkt von der Sprachphilosophie als der Sprache wesentlich ausgegeben und damit überbewertet wird (ähnlich wie es, bewußter, im logischen Konventionalismus aufgenommen ist). Man mag darin eine Schwäche der beschreibenden Intention Lipps' sehen: Anders als in der Beschreibung von "Gespräch" und "Rede" hat sich in der von "Situation", "Schluß" usw. ein solches Interesse durchgesetzt. Darauf wird im dritten Teil der Arbeit nochmals einzugehen sein.

2.2.3. Sprache als Bestimmungsprozeß (mittlerer Bestimmtheit): Weiterbestimmung (v.a.) innerhalb der Sprache

War schon in der Bestimmung der Subjekt- und Objektseite von Erkenntnis bzw. Sprache die Weiterbestimmung mittlerer Bestimmtheit letztlich die Regelform gegenüber der Bestimmung des Unbestimmten, so wird diese Form der Dialektik die ausschließliche bei Prozessen in der Sprache selbst. In diesen Prozessen wird zunächst ein Mittleres zwischen Subjekt- und Objektseite, nämlich ein eigentlich Sprachliches wie Wort - und Satzbedeutungen, aber auch noch die Subjekt- und Objektseite selbst weiterbestimmt.

Ein Ansatzpunkt möglicher Kritik an Lipps bleibt auch jetzt erhalten: Es ist die Frage, ob die am Bestimmungsprozeß beteiligten Größen letztlich offen oder geschlossen angesetzt werden.

---

1) Grundsätzlich in diese Richtung zielt die Anthropologie Kamlahs, vgl. Kamlah (1), 1.II. §1, 2.II. §1 u.6.

2.2.3.1. Die Dialektik von Ganzem und Teil

Für die formale Logik sind größere Sinneinheiten der Sprache konstituiert aus voneinander unabhängigen kleineren Sinneinheiten, deren Bedeutung durch ihre Kombination nicht modifiziert wird. Sicher ist diese Kombination nicht als bloße Addition gleichartiger Komponenten zu verstehen: Die Einheit des Satzes z.B. macht ja gerade aus, daß er als Erfüllung einer Funktion betrachtet werden kann. Dialektische - bzw.: "hermeneutische" - Logik sieht dagegen das Verhältnis von Wort und Satz (wobei das Verhältnis des Satzes zum weiteren Kontext ähnlich neu zu bestimmen wäre) als gegenseitige Bestimmung: Der genaue Sinn des Wortes ist nur seinem Kontext zu entnehmen, und der allgemein vorverstandene Sinn des Satzes bestimmt sich in der Konkretion des Wortes. Das Verstehen des Ganzen ist also vorgängig; und es modifiziert sich in der genauen Aufnahme des einzelnen.

Bei Lipps wird diese Dialektik aus der genauen Beschreibung der natürlichen Sprache entwickelt. Ein Sinnganzes in der Sprache ist für ihn nicht das Wort, auch nicht der Satz[1]. Einen "Sinn" hat dagegen die "Rede"[2] (bzw.: das "Gespräch")[3]. Die Wahl der Ausdrücke "Rede" und "Gespräch" zeigt die "hermeneutische" Bemühung um die Sprache: Es werden nicht Termini neu geschaffen, um auf einer metasprachlichen Ebene die natürliche wie eine Objektsprache analysieren zu können, und erst recht wird diesen metasprachlichen Termini keine größere "Universalität" und kein anderer begrifflicher Status zugemessen als den Wörtern der natürlichen. Vielmehr wird, in der natürlichen Sprache bleibend, deren Struktur expliziert.

"Rede" ist nun gegenüber dem Satz dadurch ausgezeichnet, daß in ihr "eigentliche Sprache", der "Ausdruck" des Sprechenden (wie er in Stimme und Ton erkennbar ist), die "Situation", in der gesprochen wird, und weitere Umstände (z.B.: Gesten) zusammen erst ihren "Sinn" verstehen lassen[4].

---

1) Lipps (1), S 116
2) Lipps (1), S 121, vgl S 72
3) Zur Unterscheidung beider - hier ist sie unwesentlich - vgl. ebda, S 30
4) Ebda, S 72, mit Beispielen

Dialektisch wie diese Lokalisierung des Sinnganzen in der größeren Einheit der "Rede" ist die Beschreibung des Verhältnisses von Wort und Rede. Am Anfang des § 12 "Das gesprochene Wort" werden zwei Züge dieses Verhältnisses hervorgehoben:[1]

Einerseits ist "der tragende Grund für das Verständnis des Wortes ...in dem vorverstandenen Sinn der Rede bezeichnet", und Worte "treten nicht als Träger einer a u t o n o m e n Bedeutung auf"[2]. Gesprochene Worte haben so eine Leichtigkeit, "Flüchtigkeit", die das "Wörtlichnehmen" des Gesagten als ein "Überschärfen" erscheinen läßt. Die "Perspektive des geschriebenen Satzes" verführt dazu, die Bezogenheit des Wortes aufs Sinnganze der Rede zu übersehen: Es bekommt unter ihr eine "unverhältnismässige Bedeutung".

Es wird nämlich "auf sich gestellt und insofern aus der Sprachwirklichkeit genommen". Diese Perspektive sei für die Untersuchung der Wortbedeutung bei Duns Scotus, Mill und Husserl leitend. Daraus entspringe die Überinterpretation der Bedeutung bei ihnen.

Doppelt wird also der Teil (das Wort) aufs Ganze (die Rede) bezogen: Als "eigentliche sprachliches" Ereignis auf die anderen "Mittel, etwas zu sagen oder auszudrücken", und als sprachlicher Teil aufs eigentlich sprachliche Ganze, den Satz. Die Vorgängigkeit des Sinns des Ganzen ist dabei hermeneutisch gedacht als "Vorverständnis" (vgl.: "vorverstandener Sinn der Rede").

Andererseits sind Worte "die festen Verknotungen der Rede". Sie geben ihr Halt. Das gesprochene Wort ist immer umgeben von dem, was noch nicht, und dem, was nicht mehr eigentliche Sprache ist"[3]. Gegenüber dem, auf das hin bezogen das Wort erst seinen Sinn hat, erscheint es gleichzeitig

---

1) Lipps (1), S 71f

2) Die Betonung des Satzganzen für die Erschließung der Wortbedeutung zeigt sich am Vergleich mit den "synkategorematischen" Ausdrücken (Verhältniswörter u.ä.), denen auch von der formalen Logik nur eine unselbständige Bedeutung zugemessen wird: Für Lipps wären alle Wortbedeutungen in gewisser Weise synkategorematisch.

3) Lipps (1), S 72. Sicherlich spielt hier auch eine Rolle, was als Artikulation des Eindrucks u.ä. beschrieben wurde (vgl. 2.2.2.3.).

als verdichtende Hervorhebung. Die Dialektik der Beziehung wird an anderer Stelle von Lipps selbst herausgestellt: Er spricht von der "Spannung" in der Diktion des Satzes", "als einerseits in den Worten als wie in Knoten der Sinn der Rede eine Schürzung erfahren hat, andererseits aber die Meinung der Wörter nur aus dem Sinnganzen bestimmt werden kann"[1]. Die nicht eigentlich sprachlichen Mittel des Ausdrucks, des Hinweises usw. konvergieren im Wort (Ton und Geste konvergieren so etwa in "Vielen Dank!"), und es strahlt wieder aus auf jene, erhellt sie aus der "Richtung", die es der Rede gibt. Gerade weil sich Rede im Wort "verdichtet", wird ihre und die Flüchtigkeit des Wortes deutlich, "sofern in dem schwebenden Verhältnis des Gesprächs alles nur eben angeschlagen...wird"[2].

Die Analogie zum Zirkel des hermeneutischen Verstehens ist auffällig: Das allgemeine Vorverständnis der Rede konkretisiert sich in dem Knoten, der das Wort ist, und von ihm wird der Verstehensprozeß wiederum angestoßen. Festzuhalten ist aber auch die Differenz zwischen dem hermeneutischen Verstehen eines Textes und dem(alltags)sprachlichen Verstehen von "Rede" (Lipps will ja gerade nicht die natürliche Sprache auf ein vorgegebenes Modell bringen, und sei es das der Hermeneutik, sondern sie aus sich explizieren): Für die "Rede" ist charakteristisch, daß genaues Verstehen nicht angestrebt ist. Der Zirkel zwischen Ganzem und Teil wird in ihr nicht unbedingt vollkommen geschlossen - der Sinn der Rede kann sich im Sprechen verschieben -, und mehrmaliges Durchlaufen zur gegenseitigen Erhellung und Vertiefung ist hier gerade ausgeschlossen.

Auch die "eigentlich sprachliche" Einheit, der Satz, ist dialektisch strukturiert:[3] "Bedeutungsganzes" ist er durch seine "Diktion", die die Richtung des Satzes und die Wortauswahl bestimmt. Andererseits gilt auch hier, daß "in den Worten als wie in Knoten der Sinn der Rede eine Schürzung" erfährt. Wohl im Anschluß an Humboldt wird entwickelt, daß in den indogermanischen Sprachen das Prinzip der Einheit stärker berücksichtigt ist als z.B. im Chinesischen, und zwar aufgrund der Leistung des Verbums als Zentrum des Satzes: Es richtet die Bedeutungen der anderen Wörter auf

1) Lipps (1), S 116
2) Ebda, S 72f
3) Ebda, S 115-20

sich aus und macht sie eindeutig[1]. Seinerseits ist der Satz keine abschliessende Einheit: Am Ende der "Spanne", die er ausmacht, wird zwar "gleichsam Fuß gefaßt", aber "um neu anzusetzen". Und: "Satz ist etwas nicht daraufhin, daß es gesetzt Bestand bekommt"[2]. Auch Sätze haben also etwas Flüchtiges, insofern sie auf anderes, auf das Sinnganze der Rede bezogen sind und auf die größeren, mehrere Sätze umfassenden Einheiten wie Bemerkung, Frage, Befehl u.ä. (Auch hier wäre natürlich wieder "eigentlich Sprachliches" von Gestik, Ton usw. zu trennen).

Die dialektische Bewegung des Ausgangs vom Ganzen und der Erfüllung und Konkretisierung seines Vorverständnisses im Aufnehmen der Teile, die jetzt herausgehoben wurde, könnte auch als Bestimmung des relativ unbestimmten Vorverständnisses gefaßt werden. Der Prozeßcharakter der Rede und des Satzes - der eben nicht "Gesetztes" heißt - [3] wird dann eigens betont. Eine gewisse Nähe zu dem in 2.2.2.3. und 2.2.2.4. Entwikkelten erklärt sich daraus.

2.2.3.2. Die Dialektik von Allgemeinem und Besonderem

Auch das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem entwickelt Lipps dialektisch, nicht logisch.

So untersucht er kritisch die Subsumption von "Fällen" unter "Begriffe"[4]. Er geht hier zwar auch von den "Begriffe(n) der Schullogik" aus[5], hat aber sehr bald deren praktische Anwendung (in Medizin und Rechtswissenschaft) vor Augen. Im Unterschied zur reinen Logik sind hier die "Fälle"

1) Vgl Lipps (1), S 118ff. Humboldt stellt die ideale Verbindung von Satzeinheit und Herausstellen des einzelnen Wortes in den indogermanischen Sprachen fest und hebt sie ab von der "einverleibenden" Methode des "Mexikanischen" (Überbetonung des Einheitsprinzips) und der nebeneinanderstellenden des Chinesischen (Humboldt, S 528-44, 551ff, = VII, S 143-56, 162ff). Bei Lipps wird nur der Vorrang der indogermanischen Sprachen noch etwas mehr zurückgenommen. Ein Bezug auf Humboldt findet sich bei Lipps vielfach über die direkten Zitate hinaus. So entwickelt auch Humboldt sehr deutlich den Vorrang des Ganzen vorm Teil: "In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor" (ebda, S 448 = VII, S 72). Die Wortbildung ("ein wesentliches Bedürfnis des Sprechens", ebda, S 449= VII, S 73) ist notwendige Ausdifferenzierung dieses Ganzen.

2) Lipps (1), S 115

3) Ebda, S 112

4) Ebda, S 53-55; Lipps (2), S 39-54

5) Lipps (1), S 53

nicht ihrerseits schon bestimmt (sodaß die Zuordnung von Begriff und Einzelfall als tautologischer Vorgang erschiene), sondern es wird eine ungeordnete Wirklichkeit mit einem Schema in Verbindung gebracht, dessen Fruchtbarkeit sich immer wieder daran beweist, daß damit etwas "getroffen" wird. Die "Tragfähigkeit" des Begriffs steht immer wieder in Frage[1].

Wird so - für Lipps typisch - die praktische Anwendung der Logik in den Vordergrund gestellt, ist dagegen für mathematische Logiker wie Carnap und Quine das Verhältnis der außersprachlichen Realität und des sie erfassenden Begriffsschemas Zentrum des Interesses. Für sie bleibt ausserdem vorausgesetzt, daß zwischen Begriff und Anwendungsfall ein genaues Entsprechungsverhältnis herrscht: Die Anwendung des Begriffes darf seine Bedeutung nicht verändern, in ihr darf also nichts ausgedrückt sein, was nicht schon in jenem enthalten war. Dies problemlose Entsprechungsverhältnis beruht darauf, daß der Erkenntnisvorgang, die Berührung von aussersprachlicher Realität und Begriffssystem, grundsätzlich auf die Phase der Formulierung des Begriffssystems beschränkt werden soll. Das Verhältnis von Einzelnem und Allgemeinem ist so vorherbestimmt (daß das diesem Verhältnis ideal entsprechende Definitionsmodell, das der rekursiven Definition, schon früh aufgegeben werden mußte, zeigt nur die Undurchführbarkeit einer völlig konsequenten logischen Sprachtheorie); nur metasprachlich kann dieses Verhältnis überhaupt thematisiert werden.

Die "Beispiele" der formalen Logik sind als solche Anwendungsfälle allgemeiner Begriffe zu betrachten. Als "nachträgliche(r) Ausfüllung konstruierter Schemata" können sie nicht mehr enthalten als die Schemata selbst[2]. Beispiele in der hermeneutischen Logik haben dagegen einen anderen Sinn: Die "Deutlichkeit" des Beispiels zielt nicht auf seinen Gehalt und auch nicht direkt auf den Begriff, den es klären soll.

> "...das Beispiel zeigt, was diese Konzeption überhaupt 'soll'. Durch die Konkretion des Beispiels...wird man in die Bewegtheit der Betrachtung versetzt, unter deren Direktive der Begriff gebildet wurde"[3].

---

1) Lipps (1), S 54
2) Ebda, S 20
3) Lipps (2), S 40ff, Zitat S 41

Die Genesis des Begriffs wird also im Beispiel nachvollzogen. Das fixe Verhältnis beider ist aufgebrochen: Es ist nicht mehr entscheidend, das Beispiel unter den Begriff subsumieren zu können, sondern, den Begriff durch es besser zu verstehen.

Außerdem wird die Vielfalt des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem betont. Ein Aufsatz grenzt so vom "Beispiel" den "Fall" und das "Exempel" ("besonderer Fall einer problematischen Regel") ab[1].

Während logische Allaussagen grundsätzlich unbegrenzt gelten - ist etwa eine Klasse durch das Prädikat F bestimmt und soll das Prädikat G für alle x gelten, für die F gilt, so ist diese Aussage falsch, wenn es irgendein x in der Welt der Gegenstände bzw. Sachverhalte gibt, von dem nicht beide Prädikate zugleich gelten -, werden dagegen die umgangssprachlichen Allaussagen durch die "Situation", in die hinein sie gesprochen sind, begrenzt. Auch das Maß der Exaktheit, mit dem die Aussagen gemacht werden, kann wechseln.

> Lipps' Beispiel: "Alle waren enttäuscht' kennzeichnet z.B. das Ausmaß einer Enttäuschung. Es steht hier nicht zur Entscheidung, ob alle, oder ob nicht einer..."[2] Nach logischem Maßstab ist der Satz doppelt ungenau: Der Kreis derer, die "enttäuscht" gewesen sein sollen, bleibt unbestimmt, und das "alle" beansprucht gerade nicht, "wörtlich" genommen zu werden. Seine Leistung liegt an ganz anderer Stelle, als sie vom Alloperator erwartet wird.

2.2.3.3. Bestimmung der Bedeutung im Gebrauch: Die "sprachliche Bedeutung" bei Lipps

Auch ein Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem ist das zwischen der - "irgendwie" allgemein im sprachlichen Vermögen eines Sprechers gegebenen - Bedeutung eines Wortes und seinem aktuellen Gebrauch im Akt des Sprechens.

Wie funktioniert nun die Bedeutungsverwendung, die Besonderung des Allgemeinen also, nach Lipps? Daß seine Konzeption mit dem logischen Subsumierbarkeitsideal nicht übereinstimmt, ist zu erwarten; Lipps' Auffassung unterscheidet sich aber auch von der These der "grundsätzlichen Metaphorik" in der Sprache, wie sie im Anschluß an König entwickelt wurde.

---

1) Lipps (1), S 39-47, Zitat S 39

2) Ebda, S 130, Unterstreichung original kursiv.

Was Lipps-vorläufig-als "sprachliche Bedeutung" bezeichnet, steht zunächst im Gegensatz zu "sachlicher Bedeutung"[1]. Sachliche Bedeutung haben nur eigentliche "Namen" (wie "Franz", u.U. auch, so Lipps' Beispiel, "Tulpe"), insofern ihre Funktion darin besteht, auf einen "Träger" (eine "Sache") zu verweisen. Der "sprachlichen Bedeutung" ist dagegen der Bezug auf eine Sache nicht wesentlich.

> Eines von Lipps' Beispielen: "Der 'Markt' liegt nicht weit von hier; der 'Markt' beginnt aber auch früh um 8. 'Zu Markte gehen' sagt man aber auch von Meinungen, die man herumträgt. 'Markt' bedeutet hier überall dasselbe: Es ist ein bestimmtes Treiben, das man im Blick hat"[2]

Die "offene Indifferenz"[3] der Bedeutung ermöglichtes, Verschiedenstes unter sie zu fassen. Als "offene Indifferenz" ist die "sprachliche Bedeutung" aber nur negativ bestimmt. Positiv erscheint sie als "Griff", "sichtende Konzeption"[4]. So ist sie etwas Geistiges, in der Sprache Objekt gewordenes Subjektives[5]. Der subjektiv - objektive Gehalt der Sprache wird vom einzelnen nachvollzogen, wenn er sich die Dinge auseinandersetzt: "Nur sofern man s i c h mit den Dingen auseinandersetzt, entsteht so etwas wie ihre Bedeutung"[6]. Wie als Leistung des Wortes schon herausgestellt wurde, ist die "sprachliche Bedeutung" Fassung, Ordnung der Wirklichkeit. Diese Fassung geschieht vorzüglich in der verbalen Grundbedeutung.

Gegenüber der "sprachlichen Bedeutung" ist "Konzeption" ein eher erkenntnistheoretischer Begriff.[7] Züge, die als Kennzeichen der Lippschen Sprachauffassung schon herausgestellt wurden, kehren in der Beschreibung der "Konzeptionen" wieder. Entsprechend der Subjekt-Objekt-Natur der Sprache bestimmen sie einerseits die Dinge - "sie (sc.: die Dinge) w e r d e n.. das, was sie sind" -, und werde andererseits ich im von ihnen vermittelten

---

1) Lipps (1), S 90
2) Ebda, S 90f.
3) Lipps (1), S 92
4) Ebda,
5) Ebda, S 91, Anm. 1 wird dazu ein entscheidendes Humboldtzitat gegeben.
6) Lipps (2), S 27.
7) Lipps (1), §8 (S 55-60), vgl Scheiffele, S 51-85. - Eine scharfe Trennung von Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie ist von Lipps sicher nicht beabsichtigt. Dafür sind Denken und Sprache für ihn - aufgrund der gemeinsamen menschlichen Basis - zu eng aneinander gebunden.

Umgang mit den Dingen "auf mich selbst zurückgebracht"[1]. Als "Vorblick", "Vorgriff" fassen sie die ungeordnete Wirklichkeit[2]. Sie sind hineingestellt in die Situation und ihre Erledigung. Die Konzeptionen fassen verschieden scharf: Es gibt z.B. solche, die etwas erledigend beiseitestellen ("Das Läßlich-Flüchtige dieser Konzeptionen gilt es zu bemerken"[3]).

Auch wenn gesagt wird, daß es "diese Konzeptionen...nur im Vollzug als Griff" gebe[4], liegt eine Entsprechung zur "sprachlichen Bedeutung" vor: Die konkrete Verwendung der "sprachlichen Bedeutung" wird nämlich als "Erfüllung", "Vollzug" gesehen[5]. Worte erscheinen so "wie Wegweiser"[6]. Die aristotelische Bestimmung des λόγος als σημαντικός kann jetzt weiterinterpretiert werden: "Das Wort [ist] σημαντικός, sofern es den Vollzug dessen 'erweckt', was es i n s o f e r n 'bedeutet"[7]. Der Vollzug der Bedeutung ist ein doppelter: Er ist von beiden Partnern eines Gesprächs zu leisten[8]. Was geschieht aber in diesem "Vollzug" der Bedeutung? Die Antwort wiederholt, was über Prägung, Artikulation der Wirklichkeit durch die Sprache schon gesagt wurde: "Deutend wird hier Verschiedenstes in den Kreis d(ies)es Wortes gezwungen"[9]. Die angesprochene Sache wird "von einer neuen spezifisch geistigen Auslegung gestreift"[10]. Gerade daß ein Wort für sachlich Verschiedenstes verwendet werden kann, beinhaltet seine Leistung: "Die Sprache stiftet Bezüge"[11]

Gegenüber dem Verweis der Namen auf eine Sache ist die "sprachliche Bedeutung" die eigentliche Leistung der Sprache. Konnte die Hypothese, die Wörter bezeichneten Sachen, überhaupt nur an den "Onomata" gebildet werden, so zeigen "Redewörter" wie "denn" und "obgleich" an ihrer Klärungsfunktion in einer "Redesituation", worin die Bedeutung der Wörter

---

1) Lipps(1), S 56
2) Ebda, S 58f
3) Ebda, S 58
4) Ebda, S 56
5) Ebda, S 93
6) Ebda.
7) Lipps (2) S 109
8) Vgl z.B. Lipps (1), S 89
9) Ebda, S 92
10) Ebda, S 91
11) Deutlich ist wieder der Bezug auf Humboldt; er wird von Lipps auch bemerkt. Vgl. z.B. Humboldt, S 480 (= VII, S 101): Der "Wortvorrath einer Sprache" ist "ein fortgehendes Erzeugniss des wortbildenden Vermögens...".

besteht: Daß der in ihnen steckende Hinweis vom Gesprächspartner vollzogen werden muß[1]. Auch Namen wie "Tulpe" werden nur manchmal als solche gebraucht (wenn nämlich eine Pflanze "auf ihre Art hin genommen" werden soll): "man...läßt...verschiedenes 'Tulpen' sein, nicht nur die Pflanzen selber, sondern auch die geschnittenen Blumen aus dem Garten, nachgemachte Blüten usw."[2] Es zeigt sich eine "Konzeption" hinter dem Wort, kein bloßer sachlicher Verweis. Sicherlich sieht Lipps, und das ist kennzeichnend für die Genauigkeit seiner an der natürlichen Sprache orientierten Untersuchung, daß es verschiedene Weisen der Bedeutung gibt: Die verbale Grundbedeutung ist von der von hinweisenden Wörtern und von der Bedeutung der Onomata zu trennen, die als Namen verwendet werden können, ganz zu schweigen von den "Bedeutungsmodalitäten"[3]. So wird festgestellt, daß "die Wörter a l s W ö r t e r je eine spezifische Bedeutung haben"[4]. Ebenso sicher stellen aber "Griffe", die in Konzeptionen angelegt sind, die entscheidende - schlechthin "sprachliche" - Weise des Funktionierens von Bedeutung dar[5].

Die an Humboldt orientierte Bedeutungstheorie Lipps' sei nun kurz mit anderen Ansätzen konfrontiert. Dadurch kann auch sie selbst verdeutlicht werden.

2.2.3.3.1. Abgrenzung von logisch-empiristischen und logisch-konventionalistischen Bedeutungstheorien

Was Lipps von der Bedeutungstheorie der formalen Logik trennt, war mit dem Hinweis auf die "Flüchtigkeit" der Bedeutungen schon angedeutet worden; als positive Kennzeichnung genügt das aber noch nicht. Lipps unterscheidet die "offene Indifferenz" der Bedeutung von der "Allgemeinheit" des Begriffs; und "die Weite bezüglich dessen, was mittelst d(ies)es Wortes artikuliert werden kann", sei "kein Begriffsumfang"[6].

"Begriff" wird von Lipps meist nur bei der Abgrenzung zur forma-

---

1) Lipps (1), S 88f.
2) Ebda, S 90
3) Ebda, S 82 - 88
4) Lipps (2), S 10 m.Anm. 2
5) Vgl. neben entsprechenden Stellen aus der "Hermeneutischen Logik" die Einleitung des Aufsatzes "Metaphern", Lipps (2), S 66ff.
6) Lipps (1), S 92f.

len Logik gebraucht, selten auf seine allgemeinsprachliche Bedeutung zurückgeführt[1]. In der hermeneutischen Logik wird stattdessen von "Konzeptionen" gesprochen. Die hier interessierende entscheidende Differenz dürfte im Prozeßcharakter der Konzeptionen liegen, darin, daß sie nur "im Vollzug" sind: Das Verhältnis von Begriff und Begriffenem erscheint bei ihnen nicht mehr als Herausheben eines Merkmals am "Gegenstand" gegenüber anderen, für diesen Begriff gleichgültigen (so mag Sprache allenfalls auch verfahren[2]), sondern als "Erfüllung" von etwas, das allgemein gar nicht zu formulieren ist[3]. Die Konzeption ist so als möglicher Vollzug; jede Verwendung konkretisiert sie, erfüllt sie mit sachlichem Gehalt.

> Zum Beleg dafür, daß solche "Konzeptionen" - Entsprechungen "sprachlicher Bedeutungen" - keine von Hermeneutikern oder Dialektikern erfundenen Phantome sind, noch ein Beispiel Lipps': "Das sachlich Verschiedenste 'ist' ja doch 'sprengen': Man 'sprengt' den Rasen, aber auch Brücken mit Dynamit; Reiter 'sprengen' über die Straße usw. Nur von der Sprache aus zeigt sich hier etwas, was als dasselbe sich durchsetzt trotz der bis ins Äußerste gesteigerten Verschiedenheit der Fälle"[4].

Eine gewisse Annäherung an Lipps scheint in der Entwicklung der neueren amerikanischen Semantik vorzuliegen: Das additive, Wortbedeutungen als Agglomorationen von Bedeutungselementen auffassende Modell Fodor/Katz' wird durch den Ansatz der Bedeutungen als "phrase-structures" in der generativen Semantik so verändert, daß auch hier eine Struktur der "Erfüllung" (allerdings: eines Satzschemas) vorliegt[5]. - Dabei ist aber zu bedenken: Lakoffs Untersuchung liegt auf einer völlig anderen Ebene als die Lipps'. Er berücksichtigt nicht einmal die pragmatische Dimension der Sprache; noch viel weniger interessiert ihn ihre anthropologische Bedeutung und der Zusammenhang von Sprache und Erkenntnis. Sei-

---

1) So etwa Lipps (2), S 35ff.
2) Vgl. die Ausführungen zur "Abstraktion", Lipps (1), S 64f.
3) "Der Bedeutungsgehalt solcher Wörter kann nicht erläutert, sondern nur durch Beispiele erweckt werden". Ebda, S 93f. - Ähnliches war ja zum Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem in der Sprache insgesamt schon gesagt worden.
4) Lipps (1), S 93
5) Vgl. dazu oben I, 4.3.

ne Arbeit ist deshalb linguistisch und nicht sprachphilosophisch. Festzuhalten sind nur ihre implizierten sprachphilosophischen Voraussetzungen: Der Funktionsablauf der Sprache ist unabhängig von der Konfrontation mit der Wirklichkeit (es bleibt so auch unklar, ob diese pragmatisch vorgeformt oder naiv realistisch angesetzt ist). Sprachveränderung braucht deshalb in der Sprachstruktur nicht berücksichtigt zu werden. So bleibt eine formallogische Fassung des Funktionierens natürlicher Sprachen möglich.

2.2.3.3.2. Abgrenzung von der Bedeutungstheorie der "Philosophischen Untersuchungen" Wittgensteins

Die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein hat bekanntlich eine selbstkritische Frontstellung gegenüber der logischen Semantik. Aber auch vom späten Wittgenstein (und damit weithin auch von der "ordinary language philosophy", die ja zum großen Teil von Philosophen in der Nachfolge Wittgensteins vertreten wird) weicht Lipps' Fassung der Bedeutung wesentlich ab. Da im gegenwärtigen Zusammenhang nur der engere Aspekt der "sprachlichen Bedeutung" interessiert[1], bleibt eine Gemeinsamkeit beider Ansätze - die aus der genauen Analyse des in den natürlichen Sprachen gegebenen erwachsene Betonung der Verschiedenartigkeit und Vielfalt sprachlicher Erscheinungen - hier unbeachtet.

Eine grundlegende Einsicht Wittgensteins ist die in die Entsprechung von Sprachspiel und Lebensform[2]. Diese Einsicht wird konsequent verallgemeinert. So sei es bedeutungslos, von einem "Sinn" der Worte zu sprechen, wenn man damit nicht ihre Verwendung meint. Wittgenstein erklärt das am Beispiel einer vereinfachten Sprache von Bauleuten, die nur wenige Worte, etwa "Platte", kennen. Etwas, was das Wort "meint" über das hinaus, was dem Gesprächs- bzw. Handlungspartner dadurch bedeutet wird, gibt es nicht. Entsprechend definiert Wittgenstein "Bedeutung": "Die

---

1) Zum Verhältnis Wittgenstein-Lipps vgl. noch: III.1.5.3. und III.1.6., außerdem S. Anm. (nur zur Philosophie der gewöhnlichen Sprache). - Sonst: Bräuer (der auch den frühen Wittgenstein des "Tractatus" berücksichtigt) und Scheiffele, S. 176 - 78 .

2) Vgl. z.B. Wittgenstein (2), § 23.

Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache"[1].

Die Entsprechung von Sprache und Lebensform ist zwar auch bei Lipps gesehen (vgl den Bezug von "Konzeptionen" und "sprachlicher Bedeutung" auf "Situationen"), darüberhinaus aber spielt, wie gezeigt wurde, ein grundsätzlich doppelter Bestimmungsprozeß der Objektseite eine beherrschende Rolle: Fassung der außersprachlichen Realität durch menschliche Praxis und Sprache insgesamt und der praktisch-sprachlich vor-gefaßten Wirklichkeit durch die je konkrete praktisch-sprachliche Handlung des Einzelnen. Eben deswegen müssen sich der sprechende Mensch und seine Sprache in jeder Situation neu durchsetzen und bewähren. Dieser Aspekt fehlt bei Wittgenstein ganz; das zweite Moment des Bestimmungsprozesses – Bestimmung der Wirklichkeit im je konkreten praktisch-sprachlichen Handeln – steht in direktem Widerspruch zum Konzept seiner regelhaft, je identisch ablaufenden Sprachspiele.

Bedeutungsverwendung ist für Wittgenstein also Wiederholung einer im Vorhinein gegebenen Entsprechung von Sprache und Praxis. Sie nähert sich damit in ihrer Struktur dem logischen Schema. Es tritt lediglich an die Stelle der außersprachlichen Realität die lebensweltliche Praxis. Der Unterschied zur formalen Logik liegt v.a. in der sehr großen Differenzierung unter den Bedeutungsverwendungen desselben Wortes, die mit dem logischen Generalisierbarkeitsinteresse sicher kaum zu vereinbaren ist. An die Stelle des genau definierten Begriffs als Entsprechung jedes Wortes (das Zeichen für ihn ist) tritt bei Wittgenstein die "Familienähnlichkeit" unter den Verwendungen eines Wortes: Es gibt Züge, die sich durch eine Reihe von Verwendungen durchhalten, jeder Zug trifft auf eine Menge von Verwendungsvarianten zu, keiner auf alle[2].

Von Lipps wird aber Bedeutungsverwendung, wie beschrieben, nochmals anders gefaßt. Jedes Wort hat für ihn ein geistiges Zentrum, das als "Griff" sich nur modifiziert je nach der Situation, in der es verwendet

---

1) Vgl Wittgenst.(2),§ 43. Die Einschränkung, dies gelte nicht für alle Fälle der Benutzung von "Bedeutung", ist wohl für Fälle gedacht, wo "Bedeutung" ähnlich gebraucht wird wie "Wichtigkeit".

2) Ebda (2), §§ 66 – 71, bes. 67.

wird; lediglich die gegriffenen Sachen wechseln. Die einheitliche "Konzeption", die ja hinter dem Wort steht, ordnet Wirklichkeit. Nur aufgrund dieser Struktur kann die Verwendung der Bedeutung als Prozeß ihrer Erfüllung beschrieben werden. - Ein solches ordnendes Zentrum der Bedeutung wird von Wittgenstein gerade abgelehnt.

> Der Unterschied läßt sich recht gut daran zeigen, wie beide die Verwendungen von "Spiel" beschreiben[1]: Wittgenstein und Lipps betonen zunächst die Vielfalt und Variationsbreite der Verwendungen eines Wortes. Während Wittgenstein mit der Hervorhebung der mangelnden Gemeinsamkeit für den ganzen Verwendungsbereich des Wortes endet, schließt Lipps: "Verschiedenstes bekommt das G e s i c h t des 'Spiels'". Diese Betonung der Ordnungsarbeit der Sprache wird mit dem δ'ργανον - Gedanken Humboldts verbunden. Was ursprünglich keine "sachliche" Gemeinsamkeit hatte, bekommt sie durch die Sprache. Und wirklich läßt sich in der Freiheit gegenüber einem Zwang, in der Zwecklosigkeit des Spiels eine solche verordnende Mitte wenigstens andeutend sehen.

Vom Gedanken der Erfüllung der Bedeutung her kann Lipps die Zeichentheorie der Sprache in Frage stellen (Die Bedeutung des Zeichens wäre "ex definitione sachlich zu entfalten")[2]. Wittgenstein dagegen vermutet hinter der Auffassung der Sprache als Zeichen allenfalls mentalistische Theorien, die seiner Beschränkung der Bedeutung auf den Gebrauch widersprechen[3].

Auch Wittgensteins sehr enge Bindung der Bedeutung an ihre lebenspraktische Verwendung - wertend könnte man formulieren: Ihre Reduktion auf diese - wird von Lipps so nicht vollzogen. Wie sich schon zeigte, ist

---

1) Lipps (1), S 92 (Hervorhebung durch Lipps) gegenüber Wittgenstein (2), § 66. - Scheiffele hat diese entscheidende Differenz übersehen (vgl. seine Parallelisierung der Beschreibungen von "Spiel", S 174f). Er erfaßt überhaupt in der Beschreibung der "Konzeptionen" ihre geistige Einheit nur ungenügend (ebda, S 74-85, nur einmal wird sie angedeutet als ihre "Richtung": S 77, vgl auch die Übernahme eines Lipps-Zitats, S 136, von der "Mitte", aus der das Wort gesprochen wird). Es wird vielmehr, ausgehend vom einseitigen Verständnis des Lippsschen Vergleichs vom "Familiengesicht" (Lipps (1), S 104: Hier betont Lipps gerade die einheitstiftende Funktion der Sprache gegenüber der Wirklichkeit!) die Verschiedenheit der Bedeutungsverwendungen betont.

2) Lipps (2), S 108

3) Vgl. Wittgenstein (2), §§ 10.13.

der "Griff" ein Geistiges, in dem sich auch emotionale Haltungen, Wertschätzungen u.ä. ausdrücken können. Diese Komponente ist durch die Analyse der Lebenspraxis allein nicht zu fassen, entscheidend ist, wie diese Praxis selbst verstanden wird.

> Um Wittgensteins Auffassung genauer abheben zu können, sei ein Beispiel Lipps' zitiert: "Was als 'Tisch' erkannt und praktisch verstanden, nämlich demgemäß behandelt und benutzt wird, wird, wenn es in dem Wort 'Tisch' angesprochen ist, hierbei von einer neuen spezifisch geistigen Auslegung gestreift". Deswegen ist "das, worauf hin etwas 'Tisch' ist, nicht einfach als praktischer Zweck anzugeben". Die "geistige Auslegung", die die Bedeutung von "Tisch" leistet, wird von Lipps so umschrieben: "'Tisch'" ist "die Mitte häuslicher Ordnung und Gemeinschaft"[1].

Ein eigenes Gewicht der Sprache tritt hier doch sehr deutlich heraus. Wenn man die von Lipps beigezogenen Sprachgebräuche zu seinem Beispiel "Tisch" berücksichtigt (etwa: "zu Tische gehen", "nach Tisch"), muß man zugeben, daß diese Position nicht einfach als idealistische Verkennung abzutun ist.

Bevor demgegenüber etwas zu Wittgenstein gesagt wird, ist festzustellen, daß er nicht die extremste denkbare Gegenposition zu einem solchen Ansatz vertritt. Diese dürfte ein auf den Behaviorismus sich stützender Pragmatismus darstellen, wie ihn etwa Quine in seiner späteren Entwicklung aufgegriffen hat. Die menschliche Lebenspraxis wäre danach ohne Rückgriff auf eine konkrete Sprache zu beschreiben; das Problem der nationalen Beschränkung einer solchen Beschreibung entfiele. Und über diese auch ohne sie beschreibbare Praxis hinaus enthielte Sprache nichts: Sie wäre von der Sprachtheorie von vorneherein auf eine künstliche Verkehrssprache reduziert, wie sie Humboldt als negative Abgrenzung im Sinn hatte ("lingua

---

1) Alle Zitate Lipps (1), S 91. - In der bei Lipps anschließenden Anmerkung wird Humboldt zitiert (Der Gehalt des Zitats sind der Subjekt-Objekt-Charakter der Sprache und ihre synthetische Kraft). Auch die Betonung der Geistigkeit der Sprache dürfte von Humboldt angeregt sein. Humboldt versteht Worte nicht nur "als Repräsentanten der auszudrükkenden Entschlusses oder Begehrens", sondern er hält die Möglichkeit "einer inneren...Auffassung" ihres Gehalts bei allen natürlichen Sprachen fest. Ausnahmen wären nur ganz auf praktische Bedürfnisse beschränkte Mischsprachen wie zu seiner Zeit die lingua franca (Humboldt, S 56f = VII 175).

franca").

Der späte Wittgenstein ist nun sicher alles andere als ein Anhänger des Behaviorismus. Er will vielmehr Sprache und Lebenspraxis von innen heraus, "verstehend", beschreiben[1]. Aber auch wenn man davon absieht, daß manche Stellen die Nähe zu einer Position verraten, die eine gemeinsame menschliche Lebenspraxis gegenüber den Verschiedenheiten der Sprachen als Basis des Verstehens ansetzt[2], ist die Verknüpfung von Sprache und (pointiert: alltäglicher) Lebenspraxis doch so eng, daß für eine selbständige "geistige" Bedeutung der Sprache kein Raum mehr gelassen wird.

> Einige bekannte Zitate aus den "Philosophischen Untersuchungen" mögen das verdeutlichen: Die Bedeutung ist kein "Dunstkreis, den das Wort mitbringt und in jederlei Verwendung hinübernimmt[3]."

---

1) Über die Entsprechung Wittgensteins zur Hermeneutik und ihre Grenzen vgl. K.O.Apel, Wittgenstein und das Problem des hermeneutischen Verstehens, jetzt in: Apel (1), Bd. 1, S 335-77. - Sicher sieht Wittgenstein in seiner Reduktion der Bedeutung auf den Gebrauch nahezu ausschließlich den sozialen Charakter der Sprache und übersieht das Moment des individuellen Ausdrucks. Deshalb ist seine Sprachphilosophie aber noch lange nicht behavioristisch (gegen Scheiffele, S 176-78, mit Bezug auf Schulz, S 59.63). Daß Wittgensteins Begriff der "Regel" mit dem "hermeneutischen Zirkel"nicht zu vereinbaren ist, wird von Schulz und Scheiffele sicher richtig gesehen (s. dazu auch u.II,4.7.). - In diesen Zusammenhang gehört v.a. die Art, wie die Regel die Allgemeinheit sprachlicher Bedeutungen in sich verändert. Tugendhat, S 8, beschreibt die Allgemeinheit der Regeln in der Sprache als Anweisung zur Identifikation eines Gegenstandes sicher einseitig gegenstandsbezogen, durch die Auseinandersetzung mit Husserl bestimmt. An dieser Beschreibung tritt aber das Unproduktive, das die Sprache nach Meinung der Sprachanalyse gegenüber dem Seienden hat, deutlich heraus. - Mit Lipps müßte dagegen, wie beschrieben, die Bedeutungsverwendung als "Erfüllung" der Bedeutung und als "Bestimmung" des Gegenstandes gesehen werden.

2) Vgl. Wittgenstein (2), § 206: "Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels welches wir uns eine fremde Sprache deuten". Sicher ist ein solcher Satz nicht behavioristisch zu deuten - der Schritt, einen Beobachter außerhalb dieser "gemeinsamen menschlichen Handlungsweise" anzusetzen, der etwa nur den Gesetzen der Logik verpflichtet wäre, wäre einer über Wittgenstein hinaus -, aber die Selbständigkeit der Sprache gegenüber dem Handeln ist damit ausgeschlossen.

3) Ebda, § 117.

(Dies nochmals auch gegen die Auffassung Lipps' vom "Griff" in jedem Wort). In der Polemik gegen den philosophischen Gebrauch mancher Wörter wird die Lebenspraxis, an die die Wörter gebunden sind, sehr eng aufgefaßt: "Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück"[1]. Und: "Die Worte 'Sprache', 'Erfahrung', 'Welt', wenn sie eine Verwendung haben,...müssen...eine so niedrige haben..., wie die Worte 'Tisch', 'Lampe', 'Tür'[2].

Wird so auf der Alltagssprache als dem einzig möglichen Medium auch philosophischer Rede bestanden[3], verfällt Lipps' Sprachkonzept dem Vorwurf, es vertrete eine "Sprache, die feiert"[4]. Eine so eingeschränkte Lebenspraxis läßt sich zufriedenstellend mit einer künstlichen Verkehrssprache bewältigen. - Auch andere weniger direkte Verknüpfungen von Sprache und Praxis - die grundsätzliche Verbindung beider ist selbstverständlich nicht in Frage zu stellen -, wie sie in der Sprache der Dichtung oder der Wissenschaft vorliegen, sind in Wittgensteins Konzept nicht sinnvoll unterzubringen.

- In manchem ist die hier versuchte Kritik an Wittgenstein vorgezeichnet in Lipps' Bemerkungen zum Pragmatismus[5]. Bei allem, was dem Pragmatismus an richtigem Impuls gegenüber einer abstrakten Erkenntnistheorie zugestanden wird, wird ihm doch vorgehalten, daß sich sein Interesse auf zwischenmenschliche Pragmata, die "Sachen", einseitig konzentriere. Hier dürfte eine Analogie zur Kritik an Wittgenstein vorliegen, weniger im Verweis Lipps' auf die Existenzphilosophie und ihr Anliegen der Erhellung des menschlichen Selbstverständnisses.

2.2.3.3.3. Lipps' Theorie der Bedeutung und die These von der "grundsätzlichen Metaphorik"

Schließlich ist das Verhältnis des Lippsschen Ansatzes zur Konzeption der "grundsätzlichen Metaphorik" in der Sprachverwendung zu unter-

---

1) Wittgenstein (2), § 116, Unterstreichung original kursiv
2) Ebda, § 97
3) Ebda, § 120
4) Ebda, § 38 (Unterstreichung original kursiv). Kritik an Wittgensteins Versuch, die Philosophie aufzulösen durch die Beschränkung auf die Alltagssprache, findet sich z.B. auch bei Bräuer, S 139 u. bei Marcuse.
5) Lipps (2), S 208; v.a.: der Aufsatz "Pragmatismus und Existenzphilosophie", in Lipps (3), S 38 - 54.

suchen.

Daß beides nicht zusammenstimmen kann, macht schon Lipps' abweichende Beurteilung von Fällen deutlich, die wohl relativ allgemein als Metaphern (bzw. "Metonymie") angesehen werden[1]. Natürlich gibt auch Lipps das Faktum des Bedeutungswandels grundsätzlich zu[2], seine Analysen zielen aber immer darauf hin, einen sich durchhaltenden geistigen Kern der Wortbedeutung nachzuweisen, wie verschieden das Verhältnis von "ursprünglicher" und "übertragener" Bedeutung auch sein mag. (Der Aufsatz "Metaphern" untersucht: Die verbale Grundbedeutung, die Artikulation des Eindrucks -von Trockenheit, Hölzernheit eines Menschen-, die sich durchhaltende sachliche Hinsicht eines Begriffs in verschiedenen Anwendungsbereichen -z.B. "Fuß" bei Lampe, Berg, usw. -, den Tiervergleich, das Schimpfwort). Dieser Kern der Bedeutung soll gegenüber seinen Verwendungssituationen unveränderlich sein.

Die Unveränderlichkeit der geistigen Gestalt der Bedeutungen gegenüber ihrer Verwendung hat zu tun mit Lipps' Auffassung der Sprache als ganzer: In Anlehnung an Humboldt wird sie als sinnerfülltes Gefüge der unbegrenzt aufeinander beziehbaren geistigen Bedeutungen verstanden. In einem solchen System von Sinnbezügen verstärken sich die Einheiten je gegenseitig. Von der körperlichen, lautlichen Seite werde dieses Gefüge gestützt durch etymologische Zusammenhänge. Geht man in der Sprachgeschichte nur weit genug zurück, läßt sich auch weit Entferntes so miteinander verbinden. Am etymologischen Zusammenhang von Wörtern wie "Mond, Minne, meinen, Mann, Mensch" versucht Lipps z.B. zu zeigen, "wie die Sprache nichts einzeln läßt".[3]

---

1) Lipps (1), S 91f; vgl den Aufsatz "Metaphern", in Lipps (2), S.66-79.
2) Lipps (2), S 66.
3) Lipps (1), S 106, Bezug auf Jolles, vgl. auch ebda, S 78-82. - Humboldt entwickelt - z.B. S 481f- VII, S 103 - als Ideal einer von aller äußeren Störung freien Sprache"...eine wahrhaft ursprüngliche und von aller fremden Einmischung rein geschiedene (sc.: Sprache) müßte wirklich einen...thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren". Diese Vorstellung fand Humboldt bei den indischen Grammatikern. Im Anschluß hieran wird die "mechanische oder technische" "Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst"ent-

(Fortsetzung nächste Seite)

Ob es für die Begrenzung der Dialektik im Prozeß der Sprache - vgl. dagegen z.B. das allerdings besondere, nicht allgemeinsprachliche Verhältnis von Eindruck-von und so-Wirken bei König: Beide sind herausgesetzte Subjekte der Rede - eher emotionale, Lipps unbewußte Motive gibt, soll hier noch ununtersucht bleiben. Es lassen sich in seiner Position selbst sachliche Schwierigkeiten entwickeln.

Der Bedeutungswandel hat in Lipps' Konzept keinen Platz. So wird er (m.W. nur einmal, vgl. die Anmerkung o.) in einer beiläufigen Bemerkung lediglich zugegeben, bleibt aber gegenüber den im Aufsatz folgenden Untersuchungen ein isoliertes Phänomen. Wie soll aber - um Lipps' eigenes Beispiel aufzunehmen - erklärt werden, daß die verschiedenen "Griffe" von lat. "fundo" und dt. "gießen"[1] auf die gemeinsame indogermanische Wurzel *ghud - zurückgehen, die überdies mit *gheu-, *ghu- (davon griech. χέω, dem wieder ein eigener "Griff" zugesprochen wird) im Zusammenhang steht?)[2].

Ein ausführlicher Nachweis der Tatsache, daß es Bedeutungswandel gibt, ist hier aber unnötig (zumal Lipps das grundsätzlich ja zugibt). Vielmehr ist zu untersuchen, ob Lipps' Darstellung des Funktionierens der Bedeutungen es sich - ohne Gefahr für die eigene Bündigkeit - überhaupt leisten kann, auf die Erklärung jenes Phänomens zu verzichten. Wenn nicht, dann wären Ansätze zur Erklärung des Bedeutungswandels in Lipps' Sprachbeschreibung zu suchen - oder neu zu entwickeln.

Eine radikale Trennung der Aspekte des Funktionierens und des Wandels - und nur unter dieser Voraussetzung ist Beschränkung auf einen Aspekt möglich - muß den Bedeutungswandel zum Außergewöhnlichen machen, da der Zwang zu einem gewissen Grad von Konstanz in der Sprache

---

Zu 3) S. 313: wickelt; ähnlich stellt Lipps Bedeutungsbezüge und etymologische in ihrer Wirkung zusammen. Später (S 560, = VII, S 170) zeigt Humboldt den Zusammenhang der einzelnen Begriffe mit der ganzen Sprache. Dazu vgl. noch: S 679 = VII, S 278, S 549 = VII, S 161, S 417 = VII, S 46 ("organisches Ganzes"); S 423 = VII, S 51 ("geistige Einheit").

1) Vgl Lipps (1), S 95, Bezug auf J.Stenzel, Philosophie der Sprache, 1934, S 86.

2) Vgl zum etymologischen Nachweis: Kluge/Mitzka, S 25f.

selbstverständlich nicht völlig zu leugnen ist.

In an der formalen Logik orientierten Sprachtheorien wird oft so verfahren, daß die Festlegung der Bedeutungen und ihre Veränderung als Sache ausdrücklicher Konvention der Sprecher aufgefaßt wird. Für die natürliche Sprachen beschreibende Sprachphilosophie Lipps' ist dieser Ausweg selbstverständlich unmöglich. Könnte man aber annehmen, daß eine neue Sprache in einem relativ kurzen Zeitraum der Sprachverwirrung aus den Trümmern einer oder mehrerer alter entsteht? Es finden sich bei Humboldt einige Hinweise, daß er die Sprachentwicklung in zwei Phasen ablaufen sieht: einer ersten, schöpferischen, und einer zweiten, in der der geschaffene Stoff der freien Tätigkeit des Geistes als Hemmnis sich in den Weg stellt[1]. Auch ein solcher Ausweg verbietet sich für jeden, der an den natürlichen Sprachen und ihrer Geschichte sich orientiert. Die Entwicklung von Technik und Kultur, die Begegnung mit fremden Kulturen beeinflussen eine Sprache. Und das von Lipps zugegebene Beispiel - die Bedeutung von "Feder" als Vogelfeder, Schreibfeder ist von "Feder" als Uhrfeder als einer neuen Bedeutung zu trennen - kann nicht ausschließlich auf solche einmaligen Einflüsse von außerhalb der Sprache zurückgeführt werden, denen gegenüber Humboldts organisch aus sich gewachsene Sprache wenigstens als Denkmodell noch bestehen könnte: Die Sprache hat immer auch die Möglichkeit, neue Wörter zu schaffen oder auf Fremdwörter zurückzugreifen. Die Verwandlung der Bedeutung von "(Vogel)Feder" zu "(Uhr)Feder" muß also in ihren eigenen Möglichkeiten angelegt sein, sie ist ihr nicht quasi aufgezwungen.

So bleibt nichts als festzustellen, daß Lipps einseitig am ersten Aspekt, der synchronischen Sprachbetrachtung, interessiert ist, die diachronische aber völlig vernachlässigt (zu seiner Zeit immerhin erstaunlich in Deutschland). Sein Konzept ist nach der Seite der Bedeutungsveränderung hin nicht genügend durchdacht, so kommt es zu Einschätzungen, die in einer ausgeglicheneren Sprachphilosophie kaum möglich wären, etwa bezüg-

1) Humboldt, S 555 (= VII, S 165f), 644 (= VII, 245).

lich der aufs Äußerste reduzierten Metapher[1].

Die Einseitigkeit Lipps' scheint bei Humboldt, dem seine Analyse ja immer wieder sich verpflichtet zeigte, eine Entsprechung zu haben.

Auch er insistiert auf der "Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache"[2]. Diese Einheit kann für ihn am besten gefaßt werden von dem Gesichtspunkt aus, daß Sprache "ein fortgehendes Erzeugnis und Wiedererzeugnis des wortbildenden Vermögens [ist], zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens und endlich im täglichen Gebrauche der Rede". Auch die Erlernung der Sprache ist "immer nur Wiedererzeugung"[3]. Ganz wie bei Lipps hängen also geistige Einheit der Sprache und konkretisierender Erfüllungsprozeß bei der Anwendung der Bedeutung eng zusammen.

Bei Humboldt wird allerdings der Akzent deutlich anders gesetzt als bei Lipps. Den zitierten Sätzen ging nämlich eine andere Überlegung voraus:

> "Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschließlich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken,.. ein fortgehendes Erzeugniss..(jetzt schließt das Zitierte an)[4].

In der Auffassung der Sprache als Prozeß ist bei Humboldt also zugleich ihre Einheit und ihre Fortentwicklung gedacht. Genau diese Doppelheit fehlt aber bei Lipps.

Humboldt gibt sogar Punkte an, wo die Veränderung der Sprachbedeutung

---

1) Gleiche Beurteilung Lipps' bei Scheiffele; S 138f: Seiner Sprachbetrachtung "fehlt die genetische und historische Sicht" und Bollnow (Bollnow (1), S 40, gegen Lipps): "Der Wortschatz der Sprache..ist in beständigem Wachstum".

2) Humboldt, S 481 (=VII, S 103).- Daß Humboldt von "Wortvorrath" und entsprechend später von "Wortbildung", nicht von "Bedeutung" und "Erfüllung der Bedeutung" (o.ä.) spricht, dürfte damit zusammenhängen, daß er das Verhältnis von "Begriff" und "Laut" eigens bedenkt. Daß überhaupt unterschieden und eine grundsätzlich unüberwindbare Trennung zwischen beiden behauptet wird, könnte auf den Einfluß Kants zurückgehen.

3) Ebda, S 480 f (=VII, S 102f).

4) Ebda, S 480 (= VII, S 102), Hervorhebung von mir.

genau einsetzt: Einmal hat im Augenblick der Sprachverwendung eine Dialektik statt zwischen allgemeiner Wortbedeutung und "innerem...Empfinden" der Seele, das das Wort als "Schranke" erlebt:

> "Was sie (sc.: die Seele) aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben...eine immer größere Verfeinerung der Sprache...hervor"[1].

Auch sonst wird auf das Phänomen der "Vertiefung" und "Verfeinerung" der Bedeutung hingewiesen. Es wird immer als eine Möglichkeit der Sprache gesehen, neben der andere, so Erstarren der Bedeutung und sich Abnutzen von Metaphern, stehen[2]. - Die völlige Einheit der Bedeutungen einer Sprache wird aber nicht nur durch die Dialektik von allgemeiner Bedeutung und konkreter Verwendung (bzw., auch, verwendendem Subjekt) partiell aufgehoben und fortentwickelt: Bei der Besprechung einer idealen Einheit der Sprache (vgl. o. S. 313 An.3) weist Humboldt auf die Übernahme von Fremdwörtern hin, die jene Einheit in den vorfindlichen natürlichen Sprachen stören. Sicher wird die Sprache auch solche Fremdkörper zu integrieren versuchen[3], der Integrationsprozeß ist aber dialektisch als Fortentwicklung beider zu sehen.

Kann Lipps sich auf Humboldt für seinen einseitigen Akzent auf der Konstanz der Bedeutungen also nicht berufen, so läßt sich außerdem zeigen, daß in seiner eigenen Analyse das Moment des Bedeutungswandels zurückgedrängt und verzerrt enthalten ist. Der "Griff", als den er die verbale Grundbedeutung und, ähnlich, die Bedeutung der "Onomata" faßt, ist nichts so Festes, wie es seine Analyse zunächst erscheinen läßt. In den Verwendungen eines Wortes werden je andere Seiten "hervorgekehrt"[4], eine Bedeutung kann "abgeblaßt" wiederkehren[5]. Wenn sich bestimmte "Hervorkehrungen" und "Abblassungen" eines Griffs häufig wiederholen, wird auch dieser selbst verändert: Die Endlichkeit des menschlichen Ge-

---

1) Humboldt, S 478 u.f. (= VII, S 101)
2) Ebda, S 472f (= VII, S 94f), S 555 (= VII, S 166)
3) Vgl Lipps' Untersuchung der "Bedeutungsmodalitäten", Lipps (1), § 14, S 82 - 88.
4) Ebda, S 92
5) Ebda, S 94

dächtnisses verhindert, daß allzu umwegige Verbindungen noch nachvollzogen werden. So sind die Entstehung von Homonymen (vgl das anerkannte Beispiel "Feder": zwei verschiedene Bedeutungen können nur entstehen, wenn ihre Verbindung nicht in jedem Gebrauch nachvollzogen wurde) und weitläufige etymologische Beziehungen zu beurteilen, die dem Sprechenden nicht mehr bewußt sind.

> So ist der erwähnte Zusammenhang von "Mond", "Minne", "meinem" und "Mann" nur von Sprachwissenschaftlern nachzuvollziehen. Allenfalls "Mann" und "Mensch" mögen noch als zusammengehörig gefühlt werden. Die Tendenz, die Lipps seinen sonst sehr scharfen Blick für die Verhältnisse in natürlichen Sprachen manchmal verstellt, sei an einem seiner Beispiele nochmals gezeigt:[1] Gegen Nyrop will Lipps die Bedeutungseinheit von "Glas" (als "Stoff" - "das aus diesem Stoff Gezeugte" - "Inhalt des Glases") festhalten. Sicher ist seinem Versuch, eine umfassende Bedeutung anzugeben, ("ein irgendwozu gestaltetes Material"), zuzustimmen, diese Einheit der Bedeutung hat aber unscharfe Ränder: Adjektive wie "gläsern" und "glasig" beziehen sich auf die Qualität des Stoffes, nicht auf seine Formung (unbeschadet dessen, daß "'ein Stück Glas'... von vorneherein als Bruch oder Scherben" verstanden wird).

Offensichtlich hat sich das geistige Zentrum der Bedeutung hier für einige Fälle abgeleiteter Wörter verändert - und zwar im Blick auf die "Sachen" und ihre Qualitäten, die durch das Wort bezeichnet werden. Damit wäre schon ein in der Sprachstruktur liegendes Moment genannt, das für die Bedeutungsveränderung verantwortlich ist: Das Verhältnis der Wortbedeutung als "Griff"[2] und der "Sache", auf die das Wort bezogen wird, ist doch nicht so einfach, wie es von Lipps gedacht ist. Als pointierte Absetzung von allen Zeichentheorien ist sein Ausschluß der "Sachen" von der Konstitution der Bedeutung sicher verständlich. Es muß aber auch hier mit einer Dialektik im Verhältnis von "Sache" und "Griff" gerechnet werden. Davon wird die relativ größere Wichtigkeit der Komponente des "Griffs"

---

1) Lipps (1), S 91f.

2) Die Vielfalt der Weisen, wie Bedeutung für Lipps sich vollzieht, wird selbstverständlich nicht geleugnet, wenn hier nur der bei ihm dominierende und für seinen Ansatz typische "Griff" besprochen wird.

nicht berührt: Von einem pragmatischen Ansatz aus, der sich von allen in Richtung des Physikalismus gehenden Vorurteilen freihalten will, muß das zugegeben werden. Der Ansatz der Dialektik in diesem Verhältnis bräuchte zwischen "sachlicher" (Namens-) und "sprachlicher" Bedeutung auch keinen absoluten Bruch mehr anzunehmen. Der "Name" erschiene dann als ein Extrem aus einer Reihe von Möglichkeiten, dessen Gegenüber etwa die verbale Grundbedeutung wäre. Die unterschiedliche Wichtigkeit und Häufigkeit beider Weisen von Bedeutung beleuchtet nochmals das oben festgehaltene Ungleichgewicht im Verhältnis von "Sache" und "Griff".

Schon von Humboldt waren noch zwei weitere Ursachen des Bedeutungswandels gesehen worden: Einerseits die Dialektik des sprechenden Subjekts mit seinen Gefühlsregungen und des Subjekt-Objekts Sprache, andererseits die Berührung zweier Sprachen in der Aufnahme von Fremdwörtern. Nimmt man die drei Ursachen zusammen - zu vergleichen ist das gegenüber der Logik entwickelte Modell der Ansätze von Dialektik in der Sprache, vgl. z.B. o. I, 2.2.3.2. -, erhält die Sprachverwendung - grundsätzlich - die Dialektik wieder, die ihr im Anschluß an die Besprechung Königs zugesprochen worden war. Weder Subjekt noch Objekt bleiben vom Sprachprozeß unberührt (dem ersten gegenüber ist Lipps' Position nicht ganz eindeutig zu fixieren - vgl das Problem des Existenzbezugs -, dem zweiten würde er zustimmen - vgl die "geistige Auslegung", die die Dinge durch die Sprache erfahren), aber auch die Bedeutungen selbst verändern sich. Beständige gegenseitige Modifikation aller drei Faktoren, von Subjekt, Objekt und Sprachbedeutung - und der Sprachbedeutungen untereinander - ist also gegen Lipps festzuhalten.

2.2.3.4. Das Verhältnis von Sprache und "meiner" Sprache

Das Verhältnis von individueller und Nationalsprache wird als Bestimmungsprozeß verstanden. Lipps zitiert hier Humboldt:

> "Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort". Lipps zitiert gleich anschließend auch Humboldts bekannte Folgerung: "Alles Verstehen

ist daher zugleich ein Nichtverstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen"[1].

Ein schon Bestimmtes wird hier weiter bestimmt. Lipps betont ja, daß Sprache ein Μέρος ist.

Zwei Punkte scheinen an Lipps' Fassung dieses Bestimmungsvorgangs problematisch. Zunächst fällt auf, daß mögliche Zwischeninstanzen zwischen National- und Individualsprache weitgehend abgewertet sind.

2.2.3.4.1. Abwertung von Zwischeninstanzen (Dialekt, Umgangssprache)

Dem Dialekt soll gegenüber der Sprache der Existenzbezug fehlen[2].

> "Das 'mein' in 'mein Dialekt' z.B. hat nicht die Bedeutungsschwere von 'meiner' Sprache. Denn der Dialekt gehört zu einem nur in dem Sinn, daß er einem naturhaft anhängt..."

Ebenso wie ich mich in ihm nicht ausdrücken können soll, könne er umgekehrt die Dinge nicht aufschließen, denn ihm fehle der "Geist" der Sprache: "Denn im Dialekt werden die Dinge nicht aufschließend artikuliert"[3]. So wird dem "'Geist' einer Sprache", der "inneren Form einer Sprache", "das 'Kolorit' einer Mundart" gegenübergestellt[4]. Daß dem Dialekt die "innere Form" mangele, ist ein dritter eigener Punkt der Kritik: Hier geht es darum, daß Sprache ein System artikulierter Laute ist, während der Dialekt nur unwesentliche äußerlich bleibende Änderungen an den geformten Lauten der Sprache vornehme. Mit dem in der Sprachwissenschaft gebräuchlichen Unterschied von Phonem und Phonen, der Lipps noch nicht bekannt gewesen sein dürfte[5], läßt sich seine Meinung so ausdrücken: Das Lautsystem eines Dialekts bestehe aus denselben Phonemen wie das der

---

1) Lipps (1), S 80 (= Humboldt, S 439 = VII, S 64f), vgl. auch Lipps (2), S 82f.
2) Lipps (1), S 80, Anm. 2, vgl. S 113, Anm. 2
3) Lipps (2), S 92f
4) Ebda, S 84
5) V. Essen, S 234 - 40, entwickelt den Begriff im Anschluß an Trubetzkoj, der zur Zeit der Veröffentlichung der "Hermeneutischen Logik" in Deutschland sicher unbekannt war (auch rein zeitlich liegen seine Veröffentlichungen z.T. später). Für den englischsprachigen Raum vgl. F. Winckel, Acoustical foundations of phonetics, in: Malmberg, S. 17 - 44.

Hochsprache, die Phoneme seien nur durch je regelhaft verschiedene Phone repräsentiert. Es wird allerdings von der üblichen Linguistik das, was für Lipps, im Anschluß an Humboldt, die "innere Form" des Lautes bedeutet, ungenügend erfaßt: Die Phoneme sind "die kleinsten phonologischen Einheiten, die nicht mehr durch Wortvergleichung in noch kleinere Einheiten aufzulösen sind"[1]. Für Humboldt ist der Laut dagegen nicht als etwas materiell Vorfindliches zu beschreiben, sondern nur als artikulierte Hervorbringung.

An diesem letzten Punkt läßt sich Lipps am offensichtlichsten kritisieren: Dialekte kennen durchaus "systematische" Unterscheidungen der Laute, die in der Hochsprache nicht vorhanden sind. Bekanntes Beispiel ist das schwäbische ei/oi (beides hochdeutsch ei). Hier hat sich die mittelhochdeutsche Unterscheidung von i - ei bewahrt, die in der Hochsprache durch die frühneuhochdeutsche Diphthongierung und den lautlichen Zusammenfall beider ei-Laute verlorengegangen ist. Daß ein Dialekt solche Unterscheidungen beibehalten kann, zeigt, daß in ihm ein von der Hochsprache grundsätzlich unabhängiges Lautsystem "lebt".

Daß im Dialekt "die Dinge nicht aufschließend artikuliert" werden, nimmt Lipps teilweise selbst zurück: "In den Wendungen und Redensarten eines Dialektes...zeigt sich je eine bestimmtes Grundverhältnis zu den Dingen"[2]. Auch die Erscheinung der "sprachlichen Bedeutung" ist im Dialekt zu finden. Um beim Schwäbischen zu bleiben: "glatt" ist für es die Straße usw., aber auch eine Bemerkung, ein Mensch[3].

Im Beispiel Lipps' dafür, daß "mundartliche Ausdruck...auf objektivierende Prägung und Fassung - verzichtet", "Dings da", das wie "Köter" "gebärden - aber nicht bedeutungsmäßig zu verstehen" sei[4], ist offenbar die von Lipps selbst getroffene Unterscheidung von Umgangssprache und Dialekt übersehen. "Dingsda" "bedeutet" außerdem auch etwas: Ein Ding wird abfällig bewertet oder als unwesentlich bzw. selbst-

1) V. Essen, S 234
2) Lipps (2), S 86
3) Hier dürfte die "Artikulation eines Eindrucks" vorliegen (vgl. Lipps (1), § 17).
4) Lipps (2), S 87

verständlich damit gekennzeichnet. Sicher ist der Situationsbezug hier noch entscheidender für die Bedeutung als bei hochsprachlichen Wörtern.

Wenn sie differenzierter formuliert wird, behält Lipps' Behauptung aber recht: Sicherlich ist im Dialekt oft eine Verengung des Blickwinkels, unter dem die Welt gefaßt wird, festzustellen, auch eine Typisierung dessen, als was das Individuum sich ausdrücken kann. Hier wäre aber nach dem Warum zu fragen. Bei Lipps geschieht das nicht; er verfährt, wie es schon öfter festgestellt wurde: Es wird das Vorfindliche genau beobachtet und beschrieben (z.B. wird die größere Eigenständigkeit des Bayrischen und Schwäbischen gegenüber dem Sächsischen richtig gesehen)[1], aber nicht nach sprachunabhängigen Gründen dafür, insbesondere nicht nach historischen, gefragt. Vielmehr wird zurückgegriffen auf den Subjektbezug der Sprache (genaugenommen im Widerspruch zur Abwertung des Dialekts als nur "naturhaft anhängend"); das Ergebnis sind merkwürdige oder komische Behauptungen über die "Artung" eines "Stammes" (den Sachsen wird z.B. attestiert: "dieses haltungslose, unehrfürchtige Sichgehenlassen"[2]; "das seiner Unterwertigkeit Bewußte im vorfühlend fragenden Tonfall... ebenso auch das abstandlose, vermittelnde Sicheinmischenwollen"[3]). Über den Status des Vorurteils könnten solche Bemerkungen nur erhoben werden durch den Einbezug außersprachlicher geschichtlicher Wirklichkeit.

Mit der rein beschreibenden Methode und ihrem Ergebnis der Abwertung der Dialekte erhält die Hochsprache eine eigenartig isolierte Position: Sie wird beschrieben als die an Normen gebundene Schriftsprache, die sie heute ist"[4]. "Verlangen nach Sprachrichtigkeit" ist aber eine Forderung im Deutschen (z.B.) erst seit dem Barock und seinen Sprachgesellschaften. Damit es, und die ihm zugrundeliegende "Verbindlichkeit der Sprache", dennoch abgehoben werden kann von der Verbindlichkeit eines Dialekts, wird eine hypothetische Vorstufe zur "Schriftsprache", eine "ur-

1) Lipps (2), S 81f. 2) Ebda, S 82
3) Ebda, S 86
4) Vgl. ebda, S 81: "In dem Verlangen nach Sprachrichtigkeit betont sich die Verbindlichkeit, die zur Sprache gehört".

sprüngliche Gemeinsprache", behauptet[1].

Eine solche "ursprüngliche Gemeinsprache" ist aber eine nicht zu haltende Hypothese. Die Sprachwissenschaft stellt heute den Werdegang z. B. des Deutschen als allmähliches Entstehen und Zusammenwachsen hochsprachlicher Formen aus den Dialekten dar[2]. Die Dialekte der althochdeutschen Zeit wären dann eher als eigenständige Sprachen anzusehen.

Daß das Verhältnis von Sprache und Dialekten historisch zu relativieren ist, macht es notwendig, über die innersprachliche Beschreibung hinauszugehen: Jene Relativierung ist nur dann zu erklären, wenn man eine Entsprechung von Sprachform und "Verkehrsgemeinschaft" ansetzt[3]. Dieser Aspekt geht mit dem von Humboldt wie Lipps stärker betonten des Ausdrucks selbstverständlich zusammen: Eine Entwicklung und Differenzierung der lebensgemeinschaftlichen Handlungsmöglichkeiten entspricht einer Steigerung der Ausdrucksmöglichkeiten. So hängt z.B. der erste Höhepunkt sprachlicher Formung des Deutschen sicher mit der höfischen Kultur des Mittelalters zusammen. Da aber der Zusammenhang der Momente des individuellen Ausdrucks und der verkehrsgemeinschaftlichen Prägung der Sprache auf jeder Kulturstufe gilt (Humboldt: Eine Sprache, in der "die

---

1) Lipps (2), S. 81

2) Vgl. Eggers (1), I, S 29 (mit Verweis auf H. Moser)

3) Eggers (1), I, S 12 - 16, und allgemein in der Sprachwissenschaft. Lipps anerkennt für Dialekte wie das Platt, "daß sich darin eine Stammeszugehörigkeit bzw. Dorfgemeinschaft abgrenzt" (- (2), S 82 -); sie drükken die "Einheit" eines begrenzten Lebenszusammenstandes" aus (ebda, S 88), wie auch reine Verkehrssprachen (Lipps' Beispiel: Das Papiamento auf Curaçao) auf die "Gemeinschaft derer, die sich in dieser Sprache treffen" verweisen (ebda, S 90). Auch wenn der Terminus "Lebensgemeinschaft" der umfassendere und so grundsätzlich passender ist, erscheint Lipps dieser Sprachbereich eingeschränkt, ungenügend gegenüber den Ausdrucksmöglichkeiten der Hochsprache. Er erinnert damit an die Beobachtungen Humboldts zu "Sprachmischungen" wie der "lingua franca an den Küsten des Mittelmeers" (s.o.). Auch wenn der Unterschied zu den Ausdrucksmöglichkeiten der Hochsprache nicht geleugnet werden kann, ist festzuhalten, daß er grundsätzlich nur graduell ist. Humboldts Formulierungen lassen eine solche Deutung ja auch durchaus zu (s. auch gleich unten).

materielle Sache oder Handlung in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiederndem sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes" träte, "kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben"[1]), läßt sich keinem Dialekt, und auch keiner Verkehrssprache, die Qualität der Sprache (im emphatischen Sinne Lipps' und Humboldts) grundsätzlich absprechen.

In reinen Verkehrssprachen ist das Moment der subjektiven Fassung der Wirklichkeit bzw. des subjektiven Ausdrucks gegenüber der Entsprechung zu Praxiszusammenhängen nur aufs äußerste zurückgedrängt. Das läßt sich wohl nur durch das Nebeneinander verschiedener Sprachen und der Verkehrssprache erklären: Ihre Verwendung ist auf bestimmte Lagen und deren genau begrenzte Zwecke eingeschränkt. Ähnlich kann die Verarmung der Dialekte historisch erklärt werden: Sie haben die Entwicklung der Hochsprache zur Schriftsprache nicht mitgemacht, sie werden nicht in allen Lagen und nicht von allen Menschen gleichmäßig verwendet[2]. Aus der Konkurrenz zur Hochsprache bestimmt sich das Maß dessen, was in ihnen zum Ausdruck kommen kann.

So könnte versucht werden, den Unterschied zwischen Sächsisch einerseits und "Mundarten" wie Schwäbisch und Bayrisch andererseits zu erklären: Sächsisch steht einmal (als mitteldeutscher Dialekt) der Sprache recht nahe, aus der das Hochdeutsche entwickelt wurde; dann wurde die Sozialstruktur Sachsens durch die industrielle Revolution stärker verändert (größere Verstädterung), ineins damit sicher der sächsiche Dialekt. Schließlich wären die jüngsten Veränderungen zu berücksichtigen: Das "gehobene Sächsisch repräsentiert bis zu einem gewissen...Grad innerhalb der DDR die Hochsprache"[3].

Wie die Dialekte steht die Umgangssprache in der Konkurrenz zur

---

1) Humboldt, S 565 (= VII, S 175). Der besprochene Unterschied zum Ansatz Wittgensteins tritt hier sehr deutlich heraus.

2) Vgl. Bausingers Hinweis: Bausinger, S 11ff mit den Literaturhinweisen, S 152f (v.a. Ammon). - Sicher muß hier von Dialekt zu Dialekt genau unterschieden werden.

3) Bausinger, S 20-28 (Relativierung des Stammesbegriffs), Zitat S 20.

Hochsprache. Dies dürfte (u.a.) ihre spezifische Weise der Bedeutungsverwendung erklären. Ähnliches gilt wieder für die Gruppensprache, die Lipps als Jargon, Geheimsprachen usw. berührt.

Werden Lipps' Unterscheidungen so historisch und von den Bezügen der Sprachformen zu bestimmten Gesellschaftsformen her überprüft, sind sie als Beobachtungen gar nicht unbedingt falsch. Verkehrt an ihnen ist die kurzschlüssige Beziehung auf einen Stammescharakter der Benutzer.

Eine Zusammenfassung könnte jetzt so versucht werden: Zwar ist festzuhalten, daß grundsätzlich jede Sprachform durch ihren Benutzer bestimmt wird und dieser umgekehrt sich bestimmt findet - durch die Nationalsprache und Zwischeninstanzen der Bestimmung wie Dialekt, Gruppensprachen usw. (Auf deren gegenseitige Bestimmung wird hier, der Einfachheit halber, nicht eingegangen). Lipps ist darin zuzustimmen, daß die Art der Bestimmung durch die Sprache und die Möglichkeiten der individuellen Weiterbestimmung verschieden sind, je nachdem, ob die Sprache dem einzelnen einen Horizont eröffnet, die Welt aufschließt und eigene Schwerpunkte ermöglicht, oder ob die Welt durch die Sprache in einer Verstehensrichtung festgelegt wird, ob die Sprache durch ihre Struktur für den Ausdruck individueller Gedanken und Gefühle besonders geeignet ist oder nicht.

Ein Wechsel des Akzents bleibt bei Lipps gegenüber Humboldt zu bemerken: Während dieser davon ausging, daß das sprechende Subjekt sich in jeder Sprachform mit seinen Gedanken und Empfindungen auszudrücken vermag, dieser Ausdruck allenfalls in extremen Einzelfällen äußerst gering ist, erscheint bei Lipps die geformte, in ihrer Anwendung zu geistiger Aktivität herausfordernde Sprache nurmehr als unvergleichbarer Idealfall. Lipps' Position könnte dabei durchaus, ihm selbst unbewußt, einen historischen Vorgang spiegeln, nämlich den Verfall der Dialekte und die wachsende Un-geistigkeit der Umgangssprache. Hieraus ließe sich erklären, was als eigenartig isolierte Position der Hochsprache bezeichnet wurde - wenn auch Lipps' unhistorische Beschreibungstechnik zu kritisieren bleibt. Die Folgen, die der Riß zwischen Hoch- und Alltagssprache für Sprache und Sprecher hat, werden,wohl auch wegen der mangelnden Er-

kenntnis der Entwicklung, nicht untersucht.

> In, ähnlich wie bei König, phänomenologischem Vorgehen wird lediglich das Vorfindliche beschrieben. Der Mangel an sprachlicher Fassung, der so der Umgangssprache angekreidet wird, hafte auch den "Bedeutungsmodalitäten" an[1]. Den "Termini...fehlt.. die existentielle Sicht eigentlicher Wörter"; sie stehen für "Sachen". Die Abkürzungswörter "DKW, AEG, HAPAG sind keine s p r a c h l i c h e n Wörter. Die Verarmung des Lebensraumes drückt sich darin aus. Es ist eine horizontlose, ausschnitthafte Welt, in der vordringlich wird, wie alles normiert und typisiert worden ist"[2]. Schlagwörter schließlich sind nur ein Appell an den anderen, sie entdecken aber keine Wirklichkeit[3].

Eine notwendige Folge daraus, daß alle Sprachformen wie Hoch- und Schriftsprache, verschiedene Dialektformen usw. historisch und sozial festgemacht werden können und müssen, ist die grundsätzliche Vergänglichkeit jeder Sprachform. Zwar weiß das auch Lipps[4], nur ist bei seiner Beschreibung sowohl der Abschattungen von "Sprache, Mundart und Jargon"[5], aber auch und vor allem bei der Beschreibung der "Sprache" in der "Hermeneutischen Logik" davon wenig oder nichts zu spüren. - Vgl. dazu noch die Fortführung der Kritik u. III, 1.6.

2.2.3.4.2. Keine Rückbezogenheit der Dialektik Sprache-Sprecher?

Eine zweite Tendenz Lipps' macht eine genauere Überprüfung nötig: Sicherlich wird die Bestimmung des einzelnen Menschen durch die Sprache deutlich gezeigt (Problematisch ist dabei nur, ob der sprachlich bestimmte einzelne als "offen" für Weiterentwicklung oder als "geschlossen", je nur sich wiederfindend, anzusetzen ist). Es fragt sich aber, welche Bedeutung der rückbezüglichen Bestimmung, der Sprache durch den sprechenden Menschen, beigemessen wird.

Lipps scheint das auszuschließen (oder zumindest aufs äußerste zu beschränken):

---

1) Lipps (1), S 82-88 2) Alle Zitate: ebda, S 83
3) Ebda, S 86ff.
4) "Das Umschränkte ihres Gebrauchs kann eine Sprache - wie das Irische z.B. - geradezu zum Dialekt zurücksinken lassen". (lipps (2), S 89).
5) Ebda, S 80 - 96.

So wird erklärt[1], "Sprache ist Erbe als ein Gut, über das ich ebenso verfüge wie es meine Kräfte entbindet". "Denn ich kann mich überhaupt nicht lösen von meiner Sprache und meinem Volk... In der Angestammtheit meiner Sprache ist die schicksalhafte Gemeinschaft indiziert, in der ich durch meine mir überkommene Sprache stehe".

Betont wird hier wie anderswo nur meine Bindung an meine Sprache und mein Volk. Sicher "entbindet" sie "meine Kräfte". Aber was bedeutet das? Doch nur, daß ich von einem als verbindlich übernommenen aus denke und handle. So heißt es konsequent: "Meine Sprache ist verbindliche Basis meiner Auseinandersetzung der Dinge"[2]. Daß diese Basis, eben durch meine Auseinandersetzung der Dinge, sich selbst verändern könnte, ist nicht bedacht (schon die Wortwahl - "verbindliche Basis"- schließt das aus)[3].

Sicher ist nun zuzugestehen, daß die Sprache gegenüber der Verwendung durch ihre Benutzer eine relative Konstanz haben muß: Das ist Voraussetzung für ihre Kommunikationsfunktion, die die erste Sprachfunktion ja bleibt (Das wird durch Humboldts Feststellung, daß aus jeder Kommunikation Verstehen und Mißverstehen resultieren, nur ergänzt). Daß diese Konstanz nur eine relative sein kann, zeigt dagegen schon das Faktum der Bedeutungsveränderung. Hier wie anderswo sind seine Wurzeln in der Sprachstruktur von Lipps' synchronisch beschreibender Sprachbetrachtung übersehen worden.

Bei Humboldt ist dagegen die Rückwirkung der sprechenden Menschen auf die gemeinsame Sprache erkannt: Zwar räumt auch er ein, mit Rücksicht auf die jahrhundertelange Tradition der Sprache und das Nebeneinanderleben von jungen mit älteren, in alte Formen eingeübten Sprechern, "wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache

---

1) Lipps (1), S 80 2) Ebda

3) Die einseitige Bestimmtheit der Sprache des Einzelnen durch die Nationalsprache entspricht der der Einzelexistenz durchs Volk: "In der angestammten Art ist Existenz der Horizont gezogen, innerhalb dessen sie sich hält." (Ebda, S 79). - Ausdrücke wie "angestammte Art" deuten einen auch sonst bisweilen spürbaren, etwas peinlichen Zeitbezug der "Hermeneutischen Logik" (erschienen 1938) an.

ist"; er hält aber fest: "Es bringt...jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht (das heißt doch wohl: Nicht Worte und Formen werden "oft" geändert, sondern ihre Bedeutung). Und: "Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man...bedenkt, dass die Individualität einer Sprache...auch nur vergleichsweise eine solche ist, daß aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt"[1].

An diese Bemerkung schließt sich der von Lipps zitierte Abschnitt über Verstehen und Mißverstehen aufgrund der Individualität jedes Sprechers an. Lipps hat das Vorhergehende offenbar bewußt nicht übernommen. Wieder ist so eine Distanzierung von Humboldt zu beobachten, und wieder geht sie in Richtung auf eine unveränderliche, von historischen Vor- und Verfallsformen abgetrennte emphatische Sprachform[2].

---

1) Alle Zitate Humboldt, S 438f (=VII, S 65).

2) An dieser Stelle erhebt sich ein grundsätzlicher Einwand gegen die Arbeit Scheiffeles: Eines ihrer Ergebnisse ist die These: "Lipps' Untersuchungen zur Sprache und Logik sind wegen ihrer phänomenologischen Sachbezogenheit von ihrem existenzphilosophischen Ansatz lösbar und vom Ansatz einer 'philosophischen Logik' her zu verstehen..." (Scheiffele, S 170). Diese These, die als eines der wesentlichen Ergebnisse der Arbeit wiederholt wird (Lipps beschreibe "Formen der Logik und der Umgangssprache...mit phänomenologischer Sachbezogenheit", lege "sie also nicht von vorneherein auf die existenzphilosophische Interpretation" fest - ebda, S 188, Hervorhebung durch Scheiffele), steht einmal im Widerspruch zur Absicht Scheiffeles selbst, die Sprachphilosophie Lipps' aus seiner "anthropologischen Reduktion" begreiflich zu machen. Logik und Sprachformen seien aus diesem anthropologischen Unterbau zu erklären. Wird nun aber - wie bei Lipps überwiegend - Anthropologie zu Existenzphilosophie enthistorisiert, kann das auf die Beschreibung der Sprache nicht ohne Einfluß bleiben. Scheiffele selbst hebt hervor: "Aus diesem Ansatz (sc.: Rückführung auf den je einzelnen konkreten Menschen) ergeben sich notwendig die weiteren Unterschiede (sc.: zwischen Lipps und dem "offenen" Ansatz Mischs, ebda S 168, Hervorhebung durch Scheiffele). Dazu gehört: Lipps "kennt...keine Genese der sprachlichen Formen im Verlauf der Menschheitsgeschichte" (ebda). Er verzichtet auch auf "etymologische Klärung der Bedeutungen"; mit einem Zitat aus Bollnow (2), S 118, wird beschrieben, wie "...die in der Sprache gegebenen Wortbedeutungen...in der gleichen Weise 'vollzogen'..." werden (Scheiffele, S 169, diese Einheit der Bedeutung bei Lipps wird von Scheiffele sonst kaum erkannt, vgl. die An-

(Fortsetzung nächste Seite)

2.2.4. Heraus-Stellen von Voraus-Setzungen: der apophantische Logos

In der Beschreibung der Prädikation als ἀπόφανσις ist Lipps zunächst an Aristoteles - den er von der Fehlinterpretation auf formale Logik hin schon in der lateinischen Übersetzung seiner zentralen Termini befreien will - orientiert, dann aber auch an der Heideggerschen Variante des phänomenologischen Programms, wie sie in "Sein und Zeit" entwickelt wird.

Der Bezug auf beide scheint die Darstellung der §§ 21 und 22 der "Hermeneutischen Logik" in einen gewissen Widerspruch zu der Sprachphilosophie zu bringen, die sonst in ihr vertreten wird.

Die kritische Absetzung von der Logik, die die Darstellung beherrscht, geschieht zunächst in gewohnter Weise. Die logische Operation wird als Einordnen eines grundsätzlich Unbekannten in ein vorentworfenes System möglicher Prädikate charakterisiert.

Gegenüber dem schematischen Vorgehen der Logik wird an der Apophansis ihr Prozeßcharakter und das Eingestelltsein des ὑποκείμενον als des "Zugrundeliegenden" in diesen Prozeß betont. Das κατηγορούμενον wird nämlich bestimmt als "das,...worin das ὑποκείμενον an den Tag gebracht wird"[1]. Wenn das Hypokeimenon an den Tag gebracht wird, wird es dabei entfaltet[2]. Entfaltung eines Gegebenen im und durch das Wort[3] bedeutet sicherlich etwas anderes als seine Festlegung bzw. Subsumption m.H. eines Begriffsschemas.

Zwei Bestimmungen der Apophansis sind aber nicht so von vorneherein klar. Einmal ist danach zu fragen, was denn das Hypokeimenon genau ist. Die Interpretation des Satzes "Für Aristoteles ist das Seiende et-

---

Fortsetzung zu 1) S. 328: merkung oben). - Ist der Zusammenhang zwischen Geschlossenheit des Existenzbegriffs und Unveränderbarkeit der Sprachformen im Widerspruch zu seinem Ergebnis so bei Scheiffele selbst nicht gesehen, wird diese Tendenz der Lippsschen Sprachbeschreibung aus der hier versuchten Kritik an Lipps vollends deutlich.

1) Lipps (1), S 122, vgl. S. 123 und 8. Unterstreichung original kursiv.

2) Ebda, S 121: " heißt: Etwas entfaltend an den Tag bringen".

3) Ebda, S 123: "Das geschieht aber im logos".

was, was als ὑποκείμενον λογικῶς in seinem Sein bestimmt wird"[1] scheint zwanglos dahin zu gehen, daß "das Seiende" " λογικῶς " das Hypokeimenon ist[2]. Was immer λογικῶς genau heißt – damit ist eine Entsprechung behauptet, die höchst problematisch klingt. Beschränkt sich die Tätigkeit der Sprache auf die Bestimmung des Seienden in seinem Sein? Wenn man dazunimmt, daß der formalen Logik gerade in diesem Kapitel der Vorwurf des "Verrechnens" der Dinge gemacht wird – die Sachen selbst fallen aus der Operation heraus, das "Subjekt" (subjectum "das Zugrundegelegte" für ὑποκείμενον "das Zugrundeliegende"[3] ist "nur der Ort, aber nicht der Träger 'seiner' wechselnden Prädikate"[4], so erscheint die Annahme berechtigt, das Seiende werde in der Apophansis gegenüber subjektiven Verzerrungen heraus- und wiederhergestellt[5]. Das liefe aber z.B. der produktiven Humboldtschen Sicht der Sprache entgegen: Das Subjekt erschiene, ähnlich wie bei Quine, nur als verzerrender, störender Faktor. Neben Aristoteles könnte Heideggers von Lipps übernommene Definition von ἀποφαίνεσθαι – "etwas von ihm selbst her ent-deckend sehen lassen"[6] für eine solche Fehlentwicklung leitend gewesen sein.

Diese Interpretation läßt sich aber leicht widerlegen: Daß das Hypokeimenon verborgen ist "gerade in seinem Vorverstandensein", soll nur sagen, daß in der Prädikation das Hypokeimenon an den Tag gebracht wird, und zwar gerade in seinem Vorverstandensein. Es geht im Kategorein also nur darum, das Vorverständnis ausdrücklich zu machen, nicht um seine Veränderung oder gar Aufhebung. Lipps selbst sagt das so: "Es geschieht darin (sc. im κατηγορεῖν) eine ausdrückliche Aneignung des ὑποκείμενον in seinem Vorverstandensein"[7]. Insofern ist die Apophansis

1) Lipps (1), S 124
2) Bezöge sich das Adverb λογικῶς auf die griechische Entsprechung von "bestimmt" – mit Hilfe, nach Art des Wortes bestimmt –, gälte die Gleichsetzung ebenso.
3) Lipps (1), S 121f. 4) Ebda, S 122
5) Ebda, S 123: Das Hypokeimenon ist verborgen "gerade in seinem Vorverstandensein".
6) Lipps, ebda, Bezug auf Heidegger, S 154.
7) Lipps (1), S 124

charakteristisch für den ersten Typus sprachlicher Dialektik bei Lipps.

Der von Aristoteles übernommene Satz, der das Seiende "ὑποκείμενον λογικῶς" sein ließ, könnte dann entweder so verstanden werden, daß "Seiendes" bereits Konstituiertes, mit dem Subjekt schon vermitteltes Objekt meint - in erkenntnistheoretischer Entsprechung zum Hypokeimenon in der (hermeneutischen) Logik-, oder daß logikos, mit "der Rede gemäß" o.ä. übersetzt, doch eine Veränderung des Seienden bei seiner Übertragung in die Rede anzeigt. Lipps glaubt jedenfalls, man könne Aristoteles keine erkenntnistheoretisch naive Parallelisierung von Seiendem und Wort unterstellen. Er sehe durchaus die Rolle des Logos bei der Bestimmung der Ousia (diese "steht als erstes ὑποκείμενον in Frage"[1]). Eben deshalb gelte:

> "Die οὐσία bestimmen bedeutet Aristoteles nicht: kritisch sie finden wollen, sondern lediglich dies: an den Tag bringen, was man οὐσία s e i n l ä ß t "[2].

Lipps' Aristotelesinterpretation braucht hier nicht hinterfragt zu werden. Jedenfalls geht aus dem Zitat hervor, daß Lipps selbst jene erkenntnistheoretische Naivität-und nach dem deutschen Idealismus wäre eine solche Gleichsetzung von Wort und Seiendem sicherlich so zu beurteilen - nicht zu unterstellen ist.[3]

---

1) Lipps (1), S 124 2) Ebda

3) Auch Scheiffele (Scheiffele, S 125 - 28) legt den Hauptakzent auf den Prozeß des Ent-deckens, der Auslegung. - Übrigens kann auch Heidegger nicht vorgeworfen werden, er habe die Differenz zwischen dem Seienden und seiner Fassung im Wort übersehen. Schon sein Beispiel ("Der Hammer ist zu schwer") und dessen Interpretation ("das für die Sicht Entdeckte (ist)...ein Seiendes in seiner Zuhandenheit"- beides Heidegger, S 154 - zeigt die ursprüngliche Verknüpfung von Seiendem und menschlicher "Sicht", menschlichen Interessen. Apophansis als "Seiendes von ihm selbst her sehen lassen" wird vielmehr wohl gegen Husserl entwickelt (vgl die Absetzung von Termini wie "Sinn"). Allerdings dürften Lipps und Heidegger die Verborgenheit des Seienden in seinem Vorverstandensein je verschieden sehen. Geht es bei Lipps nur um die (hermeneutische) Klärung dieses Vorverständnisses, war Heidegger um mehr zu tun, nämlich um die Ent-bergung des Seins des Seienden(vgl. Heidegger, S 35). Man könnte bei Lipps von einer hermeneutischen Reduktion des ontologischen Vorhabens der Phänomenologie Heideggers sprechen. Lipps denkt hier wohl ähnlich wie Misch in seiner Auseinandersetzung mit Heidegger.

Das Zitat enthält auch einen Ansatz zur Klärung des Verhältnisses von semantischem und apophantischem Logos.

Für den apophantischen Logos ist, wie gezeigt wurde, konstitutiv, daß in ihm etwas "von sich aus sich zeigt"[1]. Das gilt nicht nur für das "Seiende" als die Dinge und "Sachen", sondern auch für mich selbst und meine Gefühle, sofern etwa ein "mich bewegendes Verlangen ent-deckend sehen gelassen wird"[2]. Eben wegen des durch ihn hergestellten Bezugs aufs Seiende ist nur der apophantische Logos wahr oder falsch[3].

Λογος σημαντικος bei Aristoteles meine dagegen, bei entsprechender Übersetzung von σημαίνειν mit "jemandem etwas bezeichnen", den Partnerbezug der Sprache, daß sie immer "Weisung"[4] an einen (oder mehrere) andere ist. Während der apophantische Logos wahr - oder falsch - ist, kann der semantische von sich aus nur "richtig" sein.

> Zum Beleg eine Äußerung zu "wahren" und "richtigen" Gedanken: "Ein 'richtiger' Gedanke ist ein solcher, der einen Weg eröffnet, in dessen Verfolg man weiterkommt...'Wahr' nennen wir aber einen Gedanken, wenn im Verfolg seiner Aneignung und Aufnahme in der Rückstrahlung dieses Gedankens, in seinem Widerschein, sich etwas ent-deckt"[5].

Schon bei Aristoteles heißt es: "Εστι δε λόγος πᾶς μὲν σημαντικός[6] Also: Jeder Logos ist semantisch. Auch die Fortsetzung wird von Lipps übernommen: ἀποφαντικὸς δ' οὐ πᾶς, ἀλλ' ἐν ᾧ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει (Apophantisch aber ist nicht jeder, sondern (nur) der, in dem es um Wahrheit oder Lüge geht). Das Verhältnis von apophantischem und semantischem Logos ist also kein Gegensatz, vielmehr bezeichnet das Semantische, Hinweisende am Logos den "Horizont", in den von Aristoteles der Logos...gerückt wird"[7].

Eben weil das so ist, sind verschiedene Formen der Vermittlung zwischen beiden Aspekten der menschlichen Rede denkbar. Die Apophansis

---

1) Lipps (1), S 8, vgl die Charakteristik des Apophainesthai als "etwas von ihm selbst her ent-deckend sehen lassen". Außerdem: Lipps (2), S 21
2) Lipps (1), S 128
3) Ebda, S 8, vgl S 124
4) Ebda, S 7
5) Ebda, § 2, S 13-20 Zit. S 16
6) Aristoteles 17a 1, Lipps (1), S 7
7) Lipps (1), S 8

ist dabei ein besonderer Fall. Von ihr kann gesagt werden, daß "die Reden des alltäglichen Lebens...hierzu im Gegensatz zu stehen...scheinen"[1] (wegen deren Flüchtigkeit, der nicht ausdrücklichen Hinsicht auf die Dinge); andererseits gibt es den Logos, der "lediglich φωνή ist"[2]. Zwischen diesem und der Apophansis stehen gerade die "Reden des alltäglichen Lebens"[3].

Ausdrücklich wird auf den Bezug zum Gesprächspartner in der Apophansis hingewiesen: Das apophainestai "ist von vorneherein ein entdeckend auch die anderen sehen lassen"[4]. Der von der Sprache beigestellte "Sinnhorizont", innerhalb dessen sich das ent-deckend sehen Lassen vollzieht[5], zeigt den tieferen Grund dafür an, warum die Apophansis von vorneherein auf den anderen bezogen ist.

2.3. Die Sistierung der konkret-historischen Sprachdialektik und ihre möglichen Ursachen

An drei Stellen war eine Tendenz der "Hermeneutischen Logik" zu unhistorischer Statik aufgefallen und von den jeweils in Frage stehenden Sachen her kritisiert worden: Einmal schien das Überwiegen der Momente von Geschlossenheit und Sprachentzogenheit in Lipps' Begriff der Existenz so nicht vertretbar (es wurde auf die übereinstimmende Kritik von Bollnow und Scheiffele verwiesen); dann wurde gegen das Konzept der Bedeutungsverwendung bei Lipps – je unterschiedliches sich-Erfüllen eines als solchen sich durchhaltenden "Griffs" – auf die konstitutive Rolle des Bedeutungswandels in der Sprachverwendung hingewiesen; schließlich war die Rückwirkung des Sprachgebrauchs der einzelnen Sprecher auf die Sprache festzuhalten (mit ausführlichem Verweis auf Humboldt als auf seinen auch von Lipps anerkannten wichtigsten Vorgänger in der Sprachphilosophie).

---

1) Lipps (1), S 126
2) Ebda, S 128. Beispiele sind Befehle wie "Antreten!", Fragen wie "Wieviel ist 357 x 7?".
3) Vgl dazu Lipps (1), § 22, S 125–30 "Apophansis in erweiterter Bedeutung"
4) Ebda, S 123. Auch das wird schon von Heidegger gesehen: Aussage ist als "Mitteilung (original:kursiv), Heraussage" "Mitsehenlassen des in der Weise des Bestimmens Aufgezeigten" (Heidegger, S 155).
5) Lipps (2), S 27

Wie ist diese Tendenz Lipps' nun zu erklären? Liegt etwa eine Entsprechung zu König vor - der Eindruck-von (das so-Wirken) war ja auch als zeitlos, ohne Entsprechung zur Sprachgeschichte, gedacht? - Bei König war die Sonderstellung des Eindrucks-von (des so-Wirkens) auf einen platonistischen Zug seines Denkens zurückgeführt worden, der sich darin zeige. Lipps' zeitenthobener Existenzbegriff, ebenso wie die zeitlosen Bedeutungen und ihr Kosmos, könnten als Analogien zum Kosmos der Ideen und zur präexistenten Einzelseele aufgefaßt werden.

Dieser Vergleich bleibt aber doch eher äußerlich: War Königs Analyse der Trennung und Vermittlung von Sein (Sein-Denken) und Sprache den platonischen Überlegungen zu Chorismos und Methexis zwischen Ideen und realer Welt wirklich vergleichbar, so würde dem Lippsschen Denken hier eher ein anderes untergeschoben; zwischen beiden Denkfiguren können zwar Übereinstimmungen festgestellt werden, der weite Bereich des nicht Übereinstimmenden - Lipps' sprachphänomenologische Untersuchung der natürlichen Reden - müßte aber übersehen werden. Anders ist das bei König: Sein (Sein-Denken) ist in der Tat zentrales Erkenntnisziel seines Buches, und um es erkennen zu können, muß der Weg von seinen Erscheinungen in der Sprache zu ihm selbst zurückgelegt werden.

Nicht nur zeitlich näher als Platon liegt ein anderes mögliches Vorbild Lipps': Heideggers "Sein und Zeit". Nicht nur in der Darstellung der aristotelischen Apophansis ist sein Einfluß ganz deutlich zu spüren (zweimal wird er zitiert bzw. auf ihn verwiesen, z.B. in der Interpretation von a-lêtheia; vgl. auch die Analyse o.2.2.4.); auch z.B. die Wahl des Terminus "Existenz" dürfte auf "Sein u.Zeit" zurückzuführen sein. Es dürfte kaum eine Untertreibung sein, wenn man Heidegger, Humboldt und Aristoteles als die einzigen Philosophen bezeichnet, die die "Hermeneutische Logik" durchgehend geprägt haben.

Nun wird "Sein und Zeit" von der an Dilthey orientierten Lebensphilosophie (Misch) der Vorwurf gemacht, es berücksichtige zu wenig die konkrete Geschichte des Menschen und reduziere sie auf eine abstrakte Geschichtlichkeit. Gleichzeitig damit werde der Welt-Kontakt des Menschen

zu etwas Sekundärem gemacht. Von daher erscheint der Ansatz einer "geschlossenen" Existenz überhaupt erst denkmöglich (vgl. dazu ausführlicher gleich unten 3.3.1.2.). Nicht nur der Existenzbegriff Lipps', auch seine Theorie der Bedeutungsverwendung entspricht genau dem von Misch Kritisierten: Lipps' Bedeutungen sind in sich geschlossene geistige Wesenheiten, als Konstituierte vor dem Kontakt mit der außersprachlichen Realität angesetzt, deshalb zwar in sich - geschlossen - geschichtlich - als dynamische Griffe -, aber allem Kontakt mit der Sprachgeschichte enthoben.

Die sicher plausible Zurückführung auf Heidegger - in der Gegenüberstellung der Lebensphilosophie Mischs zur "Hermeneutischen Logik" wird das noch deutlicher werden - schließt philosophiegeschichtliche Erwägungen, vergleichbar denen im Anschluß an König, nicht aus. Auch diese werden erst später (III, 1.6.) genauer anzustellen sein. Einiges ist aber, gerade im Vergleich mit König, jetzt schon klar: Lipps' Position könnte gedeutet werden als Rückzug auf die tradierte, dialektisch strukturierte Hochsprache. Diese ist durch die faktische Sprachentwicklung bedroht. Die Bedrohung spiegelt sich in der isolierten Stellung der Hochsprache (vgl die, von Lipps aus, realistische Abwertung von Formen der modernen Alltagssprache), aber auch in der gegen den drohenden Verfall aufgebotenen (Wunsch-)Vorstellung von ihrer Zeitlosigkeit.

3. Die "Logik des Lebens" (Misch) - ein sachlicher Fortschritt gegenüber der "Hermeneutischen Logik"?

3.1. Vorbemerkung: Das Vorhaben, das historische Verhältnis zu Lipps

Wenn im folgenden mit Lipps' Konzeption Mischs "Lebensphilosophie und Phänomenologie" verglichen wird, sind zwei Vorbemerkungen angebracht:

Einmal nimmt sich Mischs Werk anderes vor, als eine Sprachphilosophie zu entwickeln (Das könnte man der "Hermeneutischen Logik" da-

gegen wohl unterstellen). Misch will vielmehr die Konvergenz zweier philosophischer Strömungen zeigen, die ihm im Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts die zentralen zu sein scheinen. Soviel sagt ja schon der Titel des Buchs. In seiner Auseinandersetzung mit der für ihn jüngsten, heute als entscheidend zu wertenden Wandlung der Phänomenologie in Heideggers "Sein und Zeit" nimmt er, indem er jene Konvergenz herausarbeitet, doch deutlich den lebensphilosophischen Standpunkt Diltheys ein und entwickelt ihn aus sich heraus weiter. Von daher, und in der Aufnahme des deutschen Idealismus (v.a. Fichtes), wird der Primat der Logik gegenüber der Ontologie vertreten. - Was sein Buch so bietet, ist eine aus der vergleichenden Kritik entwickelte Theorie des Wissens - so universal wird "Logik", in Übereinstimmung mit den Vorgängern, verstanden - und seines Ursprungs im Leben.

Damit haben seine Untersuchungen zunächst erkenntnistheoretische Relevanz. Speziell geht es dann noch um eine i.e.S. "Wissenschaftstheorie" für die Geisteswissenschaften (sofern sie Lebens "wissen" reflektieren). Der Zusammenhang von Sprache und Erkenntnis wird dagegen kaum eigens bedacht. Er ist vielmehr implizit vorausgesetzt, und nur deshalb haben einige Kapitel eine deutlich sprachphilosophische Prägung.

Dementsprechend kann es hier natürlich nicht um die systematische Darstellung einer nicht entwickelten Sprachphilosophie gehen. Vielmehr ist der Schwerpunkt der Untersuchung auf die Sachbereiche zu legen, wo Lipps kritisiert wurde. Es wird zu fragen sein, ob man hier von Misch her anders urteilen kann und weshalb das so ist. - Eine solche Korrektur bzw. Ergänzung Lipps' ist mit Hilfe des vorliegenden Buches gut möglich. Auf die erhaltene Mitschrift einer Vorlesung "Logik und Einleitung ist die Theorie des Wissens, 2. Teil", die Misch im Wintersemester 1927/28 in Göttingen gehalten hat, wird deshalb nicht eigens eingegangen. Auch sie dürfte überdies nicht explizit sprachphilosophisch sein[1].

Wenn zum anderen ein "sachlicher Fortschritt" zwischen beiden

---

1) Vgl. den Hinweis Scheiffeles, S 158f. Soweit sinnvoll, kann auf sein Referat zurückgegriffen werden.

Büchern diskutiert werden soll, ist nach dem philosophiegeschichtlichen (Abhängigkeits-)Verhältnis zu fragen.

Mischs Werk wurde zuerst als eine Folge von Aufsätzen im "Philosophischen Anzeiger" 1929/30 veröffentlicht; also recht bald nach "Sein und Zeit" (1927)[1]. Lipps' Buch ist dagegen erst 1938 erschienen. Bei Lipps ist nirgends direkter Einfluß Diltheys oder seiner Schule zu spüren. Allenfalls ließe sich sagen, daß seine immer weitergehende Abwendung von Husserl von einem entsprechenden Einfluß mitverursacht sein könnte. Vermutungen in dieser Richtung bleiben hypothetisch, weil jener Einfluß nicht genügend greifbar ist, um ihn von dem Heideggers - soweit hier nicht eine Parallelentwicklung vorliegt -[2] und anderer - z.B. Humboldts - zu scheiden[3].

3.2. Konstituiertheit des Wissens und der Wissenschaft im Leben.

Die Bedeutung der Sprache.

Zunächst ist der Ort der Sprache im lebensphilosophischen Ansatz Mischs aufzuzeigen. Sie hängt für ihn eng zusammen mit dem Ursprung des Wissens (das sich zur Wissenschaft aufstufen kann). Aus dieser Ortsbestimmung der Sprache im Leben ergeben sich dann spezifische Züge ihrer Dialektik, die dem Konzept Lipps' gegenübergestellt werden können.

Der Ort der Sprache ist also bei Misch, von Interesse seiner Arbeit her, im Ursprung des Wissens aus dem Leben angesetzt. Nicht ohne weiteres zu klären ist dabei, ob Misch der Ansicht ist, die Sprache so grundsätzlich hinreichend fassen zu können, oder ob er diesen Aspekt der Sprache für nur einen unter mehreren möglichen ansieht. Sachlich wird sich zu dieser Frage, die ja für den sprachphilosophischen Wert seiner Arbeit nicht unerheblich ist, vielleicht etwas sagen lassen, wenn klarer ge-

---

1) Vgl. das Vorwort Mischs, Misch, S IIIf.

2) So Scheiffele, S 141

3) Scheiffele, S 159, weist auf die Bekanntschaft Mischs und Lipps' "während ihrer Göttinger Lehrtätigkeit" hin. Von einem Einfluß Mischs bzw. Diltheys auf Lipps spricht auch er nicht: Dazu sind die Anhaltspunkte im Werk Lipps' eben zu gering.

worden ist, was "Wissen" für Misch bedeutet.

Für den lebensphilosophischen Ansatz ist entscheidend, daß das "Quellen des Wissens...im Lebensuntergrund fixiert" werden kann[1]. Es ist dazu zu zeigen, wie das Wissen aus elementaren Formen (im "'natürlichen' menschlichen Verhalten")[2] zu höheren kontinuierlich sich entwickelt.

Neben der Kontinuität kommt es auf die Immanenz des reflexiven Innehaltens - so könnte vorläufig das Wissen an seinem Ursprung benannt werden - im Tun an: Dadurch gerade wäre der Ort des Wissens im Lebensstrom gezeigt. Beide Momente lassen sich nun am "Erlebnisausdruck" nachweisen. Er kann als Mittelposition zwischen ständig fließendem Lebensstrom und ganz über diesem stehendem Wissen beschrieben werden.

> Misch zitiert Dilthey: Dilthey bestimme den "Erlebnisausdruck" dadurch, daß "eine besondere Beziehung besteht zwischen ihm, dem Leben, aus dem er hervorgeht, und dem Verstehen, das er bewirkt... Er hebt es aus Tiefen, die das Bewußtsein nicht erhellt"[3].

Als "Ausdruck" ist er sowohl Fortsetzung eines Erlebnisses (oder Reaktion auf ein solches) als auch, in der Objektivation, dessen erste beginnende Ordnung. Als fortgesetzte Aktion oder Reaktion ist der "Erlebnisausdruck" Tat, als objektivierende Ordnung beginnendes Innehalten. Misch zitiert dazu Diltheys Wort von den "Konfinien zwischen Wissen und Tat"[4].

Wie die weiteren Stufen der Reflexion konstruiert werden, interessiert im einzelnen hier nicht und wird von Misch auch nicht systematisch entwickelt. Für ihn ist vielmehr entscheidend, daß, vom geforderten und grundsätzlich gezeigten Zusammenhang von Leben und Wissen her, Philosophie und (Geistes)Wissenschaften nur als "immanente Lebensinterpretation" (Dilthey-Zitat Mischs: "Das Leben aus ihm selber verstehen"[5], zu betreiben sind. Eine Wissenschaft, die diesen Lebensursprung verleugnen wollte, verlöre, vollzöge sie ihre Selbstreflexion mit genügender In-

---

1) Misch, S 72
2) Ebda, S 73
3) Zitiert nach Misch, S 72
4) Ebda
5) Beides ebda, S 74

tensität, ihren Grund.

Diese Aufstufung zur Wissenschaft wird aber erst später genauer zu berücksichtigen sein. Für die Frage nach der Bedeutung der Sprache im ursprünglichen Reflexionsprozeß des Lebens ist noch ein Unterschied des Dilthey-Mischschen Ansatzes gegenüber dem eigentlichen "Urheber der ganzen gegenwärtigen Richtung der Lebensphilosophie von Kant her"[1], Fichte, und gegenüber Heidegger festzuhalten.

> "Bei Heidegger ist das Zu-sich-selber-kommen ein in die innerliche Jenseitigkeit der Person führender Akt der einsamen, das Dasein absolut vereinzelnden Entscheidung zum 'eigentlichen' Selbst;..." Dagegen: "Nach Dilthey ist das Sichfinden an das Sichwiederfinden in einer 'Atmosphäre von Gemeinsamkeit' gebunden;..."[2]

Diese Korrektur öffnet einerseits die abstrakte "Geschichtlichkeit" des Daseins bei Heidegger zur konkreten Geschichte, in der Individualität als etwas Gewordenes erscheint (darauf und auf den schon angedeuteten Zusammenhang mit Lipps' "Existenz" - Verständnis ist noch zurückzukommen); andererseits wird dadurch die Sprache zentral für jeden Akt des reflektierenden sich-Wissens: Sie ist der Ort, wo Selbst- und Weltverständnis in der vor-individuellen Phase gegenständlich werden können.

Die Struktur der Sprache in sich entspricht ihrem Ort im Ursprung des Wissens: Wie der Erlebnisausdruck ist sie durch das Ineinander der Momente von Tun und Erkenntnis gekennzeichnet. Der logos ist "im 'b e s o n n e n e n Feuer' zu suchen"[3]. Die "menschliche Rede" ist "geschichtlich - schöpferische(n) Vereinigung von Ausdrucksbewegung und Tat"[4].

Das Moment des Innehaltens in der Sprache kann bis zur Distanzierung von sich selbst gehen (die "Möglichkeit der freien Ferne, wie sie Dilthey in der Kunst aufzeigt": sie ist "ein gesamtmenschlicher Zug"[5]).

---

1) Misch, S 82 2) Ebda, S 82 bzw. f.
3) Misch, S 76, Hervorhebung grundsätzlich durch Misch
4) Ebda, S 77
5) Ebda, S 76

Wie Misch bemerkt, ist diese Möglichkeit in der Sprache ursprünglicher gegeben als in der Kunst. Die Sprache hat das Vermögen des "in-die-Ferne-Rückens, über dem Leben Schwebenkönnens"[1]. In dieser Formulierung deutet sich an, daß es um eine Distanzierung nicht nur von sich selbst, sondern auch von der Welt geht.

Das sich-Entwickeln aus der Lebensimmanenz versucht Misch ebenso für die Sprache nachzuweisen wie das Moment des Innehaltens. Zwischenstufen auf dem Weg zur Verselbständigung der Sprache gegenüber Ich und Welt können etwa sein: Der unmittelbare Gefühlsausdruck im Ausruf wird "gefaßt" in beschreibender Rede; die unmittelbare Identifikation von Wort und Ding wird zugunsten der freieren Verfügbarkeit des Wortes durchschaut; eine solche Entwicklung der Sprache aus einfacheren Vorstufen hat Misch in der Göttinger Vorlesung auch versucht (Gebärde als Ausdruck - situationsbezogene Sprache, die noch nicht zwischen Verb und Objekt unterscheidet, wohl aber zwischen Selbstbewußtsein und Dingbewußtsein, in den Sprachwurzeln noch faßbar - diskursive Sprache[2]. Die Aufstufung ist mit der immer in Situationen und mit praktischen Intentionen gebrauchten natürlichen Sprache noch nicht an ihr Ende gekommen: Letzte Stufe dieser Verselbständigung wäre der "rein theoretische" philosophische Begriff. Die Kontinuitätsforderung gilt hier aber auch umgekehrt: Der Begriff verstünde sich falsch, meinte er, er könnte seine Herkunft aus der Lebensimmanenz abschütteln.

Von der herausgestellten Strukturanalogie her erscheint es folgerichtig, wenn "Erlebnisausdruck" und "Sprache" von Misch - nebenbei - identifiziert werden[3].

Werden die Strukturmomente des ursprünglichen Lebenswissens und der Sprache in ihrer Bedeutung voll erfaßt, wird klar, daß Mischs Ansatz der Sprache sehr umfassend verstanden werden kann.

> Der "Erlebnisausdruck", der ja ursprünglich sprachlich ist, bezeichnet "Quellen des Wissens", und zwar "des Sichwissens in-eins mit dem Wissen von der Bedeutung des Daseins"[4]

---

1) Misch, S 77
2) Vgl das Referat bei Scheiffele, S 158-64
3) Misch, S 77
4) Misch, S 72

"Sichwissen": in der Möglichkeit der Distanzierung von sich und der "Welt" ist ein anthropologisches Grunddatum herausgestellt (vgl etwa Pleßners Rede von der "Exzentrizität" des Menschen), das, in anderer Akzentuierung, von Gehlen als Leistung der Sprache beschrieben wird (vgl die mehrfachen Hinweise, z.B. oben 1.3.1.2.). Da Distanzierung von der "Welt" (in Gehlens biologischer Beschreibung: Freiheit vom unmittelbaren Triebdruck) die Verfügbarkeit dieser Welt bedeutet, ist an das reflexive Moment der Sprache grundsätzlich ihre Bedeutung für die praktische Gestaltung des Lebens in der Welt (ein Schwerpunkt der Untersuchung Lipps', Zentrum der Sprachphilosophie des späten Wittgenstein) anzuschließen. "Wissen von der Bedeutung des Daseins": Hier ist der Anschluß von Humboldts (von Lipps übernommenem) Gedanken, daß Sprache Ausdruck einer "Weltansicht" sei, problemlos gegeben. - Wenn "Wissen" in dieser Weise umfassend verstanden wird, erscheint es auch nicht mehr so unmöglich, den Ursprung der Sprache ausschließlich an diesem Ursprung des Wissens anzusetzen. - Das gilt unbeschadet dessen, daß anthropologische Überlegungen zum Thema "Sprachwurzeln" (Gehlen[1]) noch andere biologische Gegebenheiten und Fähigkeiten des Menschen in einer solchen umfassend beschriebenen Funktion der Sprache zusammenlaufen lassen.

3.3. Der lebensphilosophische Typus der Sprachdialektik

Einige - unsystematische - Hinweise Mischs lassen eine eigene Auffassung der sprachimmanenten Dialektik bei ihm erkennen. Deren charakteristische Züge sollen jetzt besprochen werden.

3.3.1. Kontinuität in der Aufstufung

Worum es bei der Forderung nach Kontinuität geht und die Art, wie sie in der Entwicklung vom Lebensausdruck grundsätzlich bis zum Wissen in den Wissenschaften realisiert werden kann, ist ansatzweise schon deutlich geworden. Diese Kontinuität hat für die höheren Stufen der Entwicklung auch inhaltliche Konsequenzen: Sie sind rückgebunden an ihren

---

1) Vgl. Gehlen, S 193 - 283

Ursprung und in sich noch von ihm geprägt. Insofern sie selbstverständlich auch Neues gegenüber dem Vorhergehenden enthalten, entsteht eine spezifische Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität.

Leibgebundenheit der Erkenntnis vs. reine Intentionalität

Denkansätze und Sprechweisen, die sich völlig unabhängig von ihrem letzten Ursprung im Lebensausdruck konstituiert glauben und alle fremden Elemente aus sich ausschließen, verfallen so der Kritik. Heidegger wird etwa nachgewiesen, daß er die rein theoretische Richtung der Husserlschen Intentionalität ("Lebensverhalten ist von Grund aus als ein intentionales 'Bewußtsein von' Gegenständen bestimmt"[1]) letztlich nicht aufgibt. (Auf solches Festhalten Husserlscher Motive bei Heidegger wird öfter aufmerksam gemacht). Von diesem Konzept der Intentionalität aus sei es ihm z. B. kein Problem, "die Verbindung von Verstehen und Redenkönnen als eine ursprüngliche" anzusetzen[2]. Dagegen weist Misch auf das "elementare leibgebundene Verstehen" hin, das noch vor der Sprache liege. Seine Argumentation ist zu verstehen vom Grundsatz der Lebensimmanenz aus, wie er eben entwickelt wurde. Bezeichnend dafür ist der Begriff des "Lebensverhaltens", für das natürlich gilt, daß es "umfassender ist als Intentionalität"[3].

> Daß Gefühl und Erkenntnis zusammenhängen, enthält auch ein von Misch übernommenes Dilthey-Wort: "...wie Dilthey in der 'Einleitung in die Geisteswissenschaften' die Aufgabe formulierte: "den ganzen Menschen...auch der Erklärung der Erkenntnis und ihrer Begriffe zugrunde zu legen"[4].

Auch in der Sprache ist der Zusammenhang zwischen leibgebundenen Vorformen des Verstehens und diesem selbst bewahrt. Darauf verweisen schon die bekannten, von Misch zitierten Beispiele, die sprachlich gebundene, "höhere" Formen des Verstehens durch etymologischen Zusammenhang verbinden mit "elementaren": Der Zusammenhang von deutsch "minnen" und "meinen" zeigt, daß beides einmal als zusammengehörig empfunden worden sein muß; und hebr. jada^{c} "erkennen" (auch für die ge-

1) Misch, S 261, vgl. ff.
2) Ebda, S 262
3) Ebda
4) Ebda, S 312

schlechtliche Vereinigung von Mann und Frau gebraucht) hat diese Doppelheit noch in sich; schließlich wäre an "Wissen" selbst zu erinnern (Zusammenhang mit lat. vidi: "Ich habe gesehen").

Auch auf höheren Stufen der Sprachentwicklung ist das leibgebundene Element im Verstehen noch feststellbar.

> So zitiert Scheiffele aus der Vorlesung Mischs: "Selbst in der diskursiven Rede ist der vorprädikative 'Untergrund des Lebens' erhalten: "Ich weiß in irgendeinem Sinne, was ich sagen will, ehe ich weiß, welche Worte ich gebrauchen will"[1].

Wissenschaftssprache: Kontinuität und Aufstufung

Auch die Wissenschaftssprache setzt letztlich nur die Aktivität des Lebens fort: Die Kategorien der Lebensphilosophie sind "aus dem Leben selbst gewonnen"[2]. Eben dieser Anschluß ans Leben selbst wird hervorgehoben, wenn der "interpretierende(n) Charakter", das "Hindeuten", "der hermeneutische Charakter" der lebensphilosophischen Kategorien betont wird[3].

Das Votum fürs "Verbleiben in der Sphäre der Worte"[4] muß zu einer Distanzierung von der "Logik" führen. Eine solche Distanzierung findet sich schon bei Dilthey[5]. Misch, auf dem Hintergrund seines Alternativkonzepts der "Logik des Lebens", konkretisiert das Abgelehnte zu "apophantischer Logik". Nach Lipps' Darlegungen zur Apophansis ist aber auch dieser Ausdruck nicht mehr eindeutig. Daß jedenfalls die formale Logik gemeint ist, ist aus der inhaltlichen Kennzeichnung bei Misch zweifellos. Von der Denkstruktur der formalen Logik hebt sich Dilthey ab: Seine "Konzeption der Dynamik des Lebens...gibt...der logischen Sphäre den Charakter einer Hervorbringung, des Explizierens und Schaffens"[6].

Überdeutlich ist aus der Charakteristik der hermeneutisch-dialektischen Sprache ihre Herkunft aus der natürlichen. Eine Entsprechung

---

1) Scheiffele, S 163
2) Misch, S 112.
3) Misch, S 94f.
4) ebda, S 96. Vgl. S 99: "Die Beweglichkeit der sprachlichen Späre" sei bei Dilthey gewahrt, bei Heidegger aber einer "festen Terminologie" gewichen.
5) Misch, S 99, vgl. S 104f
6) Ebda, S 104.

zwischen "Lebensausdruck" und "philosophische(m) Begriff"[1] muß ja, dem hermeneutischen Selbstverständnis entsprechend, vorliegen. Z.B. schliessen die zentralen Begriffe der Lebensphilosophie "Bedeutung" und "Bewußtsein" an den Erlebnisausdruck an: Die Doppelheit von Aktivität und Innehalten in ihm ist auch für sie charakteristisch[2].

Die Betonung der Kontinuität schließt aber nicht aus, daß die wissenschaftliche Reflexion auch zu einem Neuen gelangt (Eben das macht die Dialektik der Entwicklung aus): Es wird, gerade als Fortführung der Aktivität des Lebens selbst, die eigene Aktivität der Wissenschaft anzuerkennen sein. Inhaltlich werden etwa in der Philosophie "Sichwissen" und "Wissen um die Bedeutung des Daseins" (im Erlebnisausdruck)[3] aufgenommen in ihrem Aufklärungszug und in ihrem metaphysischen Zug; in der Sprachform werden die Begriffe kritisch gesichtet, die in der relativen Ungeklärtheit des Verhältnisses ihrer Verwendungen zueinander so auch nicht unbedingt bleiben können.

> Entsprechend sind "Bindung an die Sprache" und "Erhebung zu kritischer Erkenntnis" Kennzeichen des Tuns eines "hermeneutischen Logikers". Eben deshalb auch stellt sich für ihn das Problem des "getreuen Ausdrucks".[4]

---

1) Misch, S 310f. 2) Vgl dazu ebda, S 309ff.

3) Ebda, S 72, vgl. auch oben.

4) Ebda, S 310, vgl. S 259. - An der erstzitierten Stelle geht Misch über Dilthey hinaus: "Aber diese hermeneutische Aktion (sc.: Nachvollzug des Begriffs "Bewußtsein") gelangt nun nicht dazu, sich selber logisch zu verstehen. Jene verschiedenen Bedeutungsverwendungen werden, wie sie in der lebendigen Rede ineinander spielen, auch in diesem Wechselspiel belassen; so bleibt ihr Verhältnis zueinander ungeklärt..." Die Kritik konzentriert sich also darauf, daß die dialektische Struktur des Begriffs als solche nicht nachvollzogen wurde. Das mag mit Diltheys Verkennung der Sprache als Zeichensystem zusammenhängen (s. dazu u.). Wichtiger wäre an der Kritik Mischs die Frage, ob nicht mit der Betonung der Aktivität auch des Wissenschaftlers gegenüber seinem "Stoff" der Historismus grundsätzlich verlassen ist. Wird die philologische und historische Arbeit als produktive gefaßt, läßt sich das Ideal des Gleichzeitigwerdens mit dem Gegenstand nicht mehr halten - vielmehr nähert man sich dem Konzept der "Wirkungsgeschichte" Gadamers. Allerdings spricht Misch an dieser Stelle nur von der Entwicklung der Begriffsform u. v.a. ihrer reflexiven Fassung, nicht von Inhaltlichem, und die Vor-

(Fortsetzung nächste Seite)

Eine gewisse Parallele zur Betonung der Rückgebundenheit auch der wissenschaftlichen Erkenntnis und Sprache an die Leiblichkeit des Menschen stellt K.O.Apels Hinweis auf das "Leibapriori der Erkenntnis" dar[1]. Ihm erscheint es einmal in der Gebundenheit der Erkenntnis des Naturwissenschaftlers an einen "instrumentellen Eingriff in die Natur", zum anderen in der Gebundenheit jeder Erkenntnis an die Zeichen der Sprache. Deutlich zu spüren ist aber das konstruktive Element bei Apel, der in wesentlich immanenter Kritik das "Bewußtseinsapriori"- Kants - um eben das "Leibapriori" ergänzt: Beide sind nicht ursprünglich vermittelt, sondern "'Erkenntnis durch Reflexion' und 'Erkenntnis durch Engagement' treten polar auseinander"[2]. Einen ganz anderen Aspekt betont - sicher ebenso berechtigt - die Insistenz auf der Vermitteltheit von Aktivität und Innehalten bei Misch im Anschluß an die Analyse des Erlebnisausdrucks. Dieser spezifischen Dialektik wird jetzt genauer nachzugehen sein.

3.3.2. Rückwendige Produktivität

Die schon zweimal herangezogene Struktur des Erlebnisausdrucks ist in sich dialektisch, wie schon deutlich wurde: Innehalten und Aktivität sind in ihm als Einheit verbunden.

Sprachlich spiegelt sich der Zug der rückwendigen Produktivität in den "evozierenden" Reden (sie werden den "rein diskursiven" Aussagen gegenübergestellt):

"...innerhalb der allgemeinen - zum 'satz'mäßigen sprachlichen Ausdruck überhaupt gehörenden - diskursiven Form" lassen sich "die zwei polar entgegengesetzten Möglichkeiten" unterscheiden: "die 'evozierende' Aussage für hermeneutische Gestaltungen gegenüber der 'rein diskursiven' Feststellung von theoretischen Gegenständlichkeiten"[3].

Die lebensimmanente Objektivationsbewegung wird in der evozie-

---

Zu 4) Fortsetz. von S. 344: gängigkeit verschiedener Momente der Wirkungsgeschichte vor dem Bewußtsein des Historikers, das für Gadamer seine Produktivität wesentlich ausmacht, steht gar nicht im Blick. Die offen dialektische Sprachstruktur, die Misch beschreibt, würde aber sicher den ersten Einwand aufheben. - Das Problem kann hier nicht weiterverfolgt werden, da es vom semantischen Interesse der Arbeit doch zu weit abführt.

1) Apel (2), S 96-99 (ursprünglich in: Hermeneutik u. Ideologiekritik, S. 8 - 11),

2) Ebda, S 99

3) Ebda, S 91, im Anschluß an H. Jacob. Vgl. S 232.256.

renden Rede so gefaßt, daß die Begriffe Ergebnis einer klärenden Untersuchung sind, nicht im vorhinein festgelegte Werkzeuge, die nur erfassen können, was in sie hineingelegt wurde. Neben dem Aufweis der Genesis der Begriffe enthält die Rede von der evozierenden Aussage das Wissen um ihren notwendigen Nachvollzug beim Gebrauch und beim Verstehen.

> In der "diskursiven Feststellung" wäre "das Gemeinte in der Aussage voll aufgehoben und rein aus ihr zu entnehmen", während eine "'evozierende' Formulierung auf die Sache...zurückweist"[1].

Anders als bei Lipps und Humboldt geht es also nicht (nur) um einen verstehenden Voll-zug des Begriffs, sondern ineins damit wird der Hörer bzw. Leser in die Auseinandersetzung mit der Sache gebracht. Die Rückwendigkeit erscheint in der evozierenden Rede also umgekehrt: Reflexives, sprachlich vermitteltes Verstehen führt aus sich heraus zur Sache, zur aktiven Auseinandersetzung mit ihr zurück. - Evozierende Rede führt auf die Sache zu und in sie hinein, sodaß man wiederum von ihr her denken kann[2]. Diese neue Rückwendigkeit des zu- hin und von-her zeigt auch die verbale Grundbedeutung, die also "evozierend" wäre[3]. - Die hier als Rücksendigkeit gefaßte Dialektik von Begriff und Sache erfährt Unterstützung durch die Dialektik von Ganzem und Teilen im Satz[4]: Das Entsprungensein der Vermittlung von Subjekt und Objekt wird darin nachvollzogen.

So ist die Sprachstruktur, dem logischen Interesse Mischs gemäß, in Analogie zur Struktur des Lebens selbst gesehen - unter Umkehren der Momente von Rezeptivität und Aktivität. Nur so dürfte es zu erklären sein, daß Sprache als "Selbstauslegung" des Lebens - sei es in den einzelnen Worten, "in denen bereits die Auslegung der Welt einsetzt", sei es in "Aussagen, in denen ein Einzelner, eine Gemeinschaft, eine Lebensform ihr Wissen von sich selbst aussprechen", also in "Aussprüche[n], Sprich wörter[n]"[5] - von den "rein diskursiven Aussagen" zu unterscheiden ist. Der

---

1) Misch, S 45
2) Ähnlich auf die Bewegung zur Sache hin und von ihr her zielt auch die Bemerkung ebda, S 256, wo "evozierend" mit "hindeutend" übertragen wird.
3) Ebda, S 87, s. auch unten
4) Ebda, S 112
5) Ebda, S 48 (Der erste Halbsatz ist ein Dilthey-Zitat).

lebensphilosophische Gehalt - produktiver Ausdruck eines Innehaltens - entscheidet also über die sprachliche Form; beide sind eng miteinander verknüpft.

Wieder geht die Aufstufung - kontinuierlich und diskontinuierlich- weiter bis zur Lebensphilosophie selbst.

> So wird vom lebensphilosophischen Wissen (schon von Dilthey) "gesagt, daß es 'vollzogen' werden müsse und in seinem Vollzug zugleich 'praktisch', für das Leben verbindlich und in es eingreifend sei"[1].

Der "Ausgang vom Leben" wird, als hermeneutisch-verstehender, vom "Analysieren" abgehoben[2]. Was mit "Analysieren" hier gemeint ist, dürfte problemlos klar sein: Es ist die methodische Untersuchung, die von einem fest definierten Ausgangspunkt mit ebenso fixierten Begriffen analog zu den Naturwissenschaften arbeitet. - Die lebensphilosophische "Methode" hat unmittelbar Auswirkungen auf die philosophische Sprache: Ihre Begriffe sind eben nicht fertig, keine "termini"[3]. Sie müssen sich vielmehr im ständigen Kontakt mit ihrem Gegenstand immer wieder neu bestimmen. So wird gesagt, die "Begriffsprägung" müsse "etwas Läßliches" behalten, sonst büße sie ihre "Ausdruckskraft" ein[4]. Die Begriffe sind offen durch die mehrfache Dialektik in der Anwendung: zwischen Begriff und Gegenstand und, worauf das Wort "Ausdruckskraft" hinweist, zwischen Begriff und subjektiven Denkimpulsen.

Wie die "diskursive" gegenüber der "evozierenden" Rede, so dient hier das "Analysieren" als negative Folie zur Darstellung des "Ausgangs vom Leben" in der Lebensphilosophie. Der Bezug dürfte allerdings nicht einer der reinen Negation - wie etwa gegenüber der "reinen Intentionalität" Husserls - sein: Vielmehr wären "apophantische" (Misch) Logik und "diskursive Rede" als äußerste, vereinseitigende Möglichkeiten, realisiert zu bestimmt angebbaren Zwecken, darzustellen, und zwar Möglichkeiten der dialektischen Struktur selbst.

---

1) Misch, S 233
2) Ebda, S 64
3) Ebda, S 96, vgl. S 309
4) Ebda, S 99

3.3.3. Konsequente Dialektik von Subjekt und Objekt: "Eindruck" primär

Der Ausgang vom Leben ermöglicht eine konsequente Dialektik von Subjekt und Objekt, etwa im Sinn von Königs "Eindruck-von ("so-Wirken").

> So fordert Dilthey nach Misch "das Ausgehen vom Verhalten, vom Lebensbezug...Durch diese Begriffe wird gerade die 'Annahme ausgeschaltet', daß der 'Bezug bloßen Auffassens' und entsprechend das bildhaft Gegenständliche - z.B. auch, wenn ich in eine Landschaft blicke - das Primäre sei". Misch zitiert Dilthey: "Daher darf man das so vorhandene Erlebnis des Momentes in Bezug auf die Landschaft nicht Bild nennen. Ich wähle den Ausdruck 'Impression'. Im Grunde sind mir nur solche Impressionen gegeben. Kein von ihnen getrenntes Selbst und auch nicht etwas, von dem es Impression wäre. Dies Letztere konstruiere ich nur hinzu"[1].

Misch schlägt für den "Terminus" "Impression", der auch noch wesentlich anders verstanden wird als bei Hume, der ihn in die philosophische Fachsprache eingeführt hat, das Wort "Eindruck" vor. Damit wird die sachliche Nähe zu König offenkundig. Beidemale wird ein ursprüngliches Subjekt-Objekt angesetzt, demgegenüber Subjekt und Objekt durch die reflektierende Arbeit nachträglich "Herausgesetzte" sind. - Ist das klar festgehalten, kann man mit Misch versuchen, auch den Ausdruck "Bild" umzuinterpretieren, indem die Anschauung eines gegebenen Gegenständlichen, wie sie im griechischen Verständnis des "Urbildes", aber auch in Husserls Verständnis der Bedeutung vorliegt, relativiert wird mit dem Hinweis auf den etymologischen Zusammenhang des Wortes mit "bilden". Das Moment der Tätigkeit "hinter" dem fest Gewordenen würde so betont.

Die Neuinterpretation von "Bild" weist den Weg, wie das Entwickelte für die Sprachphilosophie fruchtbar zu machen ist: Die einseitige - theoretisch-abbildliche - Auffassung der Wortbedeutung - etwa bei Husserl, aber auch im logischen Empirismus - läßt sich korrigieren mit dem Hinweis auf den Erkenntnisprozeß, der am Anfang jedes "bedeutenden" "Bildes" von der Welt und so auch aller die Welt "abbildenden" Wörter steht (für andere Wörter ist die Gefahr des subjektfrei - theoretischen Mißverständnisses ohnehin weniger groß). Eine solche Darstellung des Ursprungs der Wortbedeutung, wie sie Diltheys und Mischs Überlegungen nahelegen, widerspricht

---

1) Misch, S 121f.

aber auch der einseitigen Fassung des Prozesses der Bedeutung durch Lipps: Nur der Gegenstand ist ja für ihn "herausgestellt" bzw. weiter bestimmt, der Herausstellende soll ja dem Bestimmungsprozeß gegenüber unverändert bleiben.

Sprachliche Bedeutung ist in ihrer Struktur sicher nicht ohne weiteres mit der des Eindrucks zu identifizieren. Das war schon bei der Besprechung der Ausnahmestellung des Königschen "Eindrucks-von" klarzustellen. Die Bedeutungen der Sprachen stehen untereinander in einem wenigstens in Ansätzen geordneten Zusammenhang (Humboldt/Lipps) - wenn hier sicherlich auch Einschränkungen zu machen sind -; und in der Bedeutungsverwendung entspringen nicht "Ich" und "Welt" ursprünglich, beide werden, in der Aufnahme einer in der Sprache vorweg geleisteten Bestimmung, voll-zogen und weiterbestimmt. Nur für das Ganze der Bedeutungen einer Sprache kann das Entspringen von "Ich" und "Welt" ausgesagt werden. Aus der Perspektive dieses Ganzen gilt die Analogie von "Eindruck" und Bedeutung ohne weiteres.

Auch vom Aspekt des einzelnen Sprechers her ist der Bestimmungsprozeß zu differenzieren: Die ursprüngliche Bestimmung von "Ich" und "Welt" im Prozeß des Spracherwerbs ist zu trennen von der Weiterbestimmung beider in der Verwendung der gelernten Sprache. Diltheys Beschreibung bezieht sich eher auf die ursprüngliche Bestimmung: "Selbst" und Gegenstände werden bei der Weiterbestimmung sehr wohl, nämlich von der gelernten Sprache, bereitgestellt (Daß vorsprachliche Momente auch auf der Stufe des gekonnten Sprechens noch wirksam sind - vgl "Kontinuität in der Aufstufung" - beeinträchtigt diese Feststellung nicht).

3.3.4. Gleichrangigkeit und Offenheit der am Lebens- und Sprachprozeß beteiligten Größen

Die konsequente Dialektik in der Entwicklung der Bedeutung hat Folgen für die an ihr beteiligten Größen: Ein dem Prozeß grundsätzlich Entzogenes kann es nicht geben. Lipps' geschlossener Existenzbegriff wäre von daher kritisch zu befragen; er entspricht ja auch genau der nicht-symme-

trischen Dialektik ("Fassung" nur der Welt).

3.3.4.1. Gleichberechtigung der Objektseite

Zugleich mit der Öffnung des geschlossenen Existenzbegriffs - darauf ist gleich zurückzukommen - ist auch die Objektseite neu zu fassen: Sie ist nicht mehr nur unbegrenzt Bestimmbares, sondern bringt eigene Züge in den Bestimmungsprozeß ein.

So kritisiert Misch an Heideggers Begriff der "Welt", daß sie "wesenhaft daseinsbezogen" sei. "Teleologisch" werde das mit dem Argument begründet: "die Welt ist das, worumwillen Dasein existiert"[1]. Gegenüber dieser einseitigen Betonung des Subjekts bei der Konstitution von "Welt" - Heidegger wird darin in Parallele zu Fichte und zur indischen Philosophie gestellt - hält Misch fest: Es ist "unerläßlich, auch dem Seienden, inmitten dessen sich das Dasein befindet, seinen Anteil an der Weltbildung zu geben"[2]. Bei Heidegger erscheine dagegen ein solches Moment nur negativ, als Begrenzung des Daseins in seiner "Geworfenheit".

Die Berechtigung dieser Kritik, die übrigens auf Ansätze in ihrem Sinn bei Heidegger selbst verweisen könne (so Misch), dürfte ohne weiteres einsichtig sein. - Diese Kritik entspricht recht genau dem, was oben zu Lipps gesagt wurde. Daß sie an Heidegger geübt wird, bestätigt noch einmal, wie groß dessen Einfluß auf die "Hermeneutische Logik" war..

3.3.4.2. Öffnung der Subjektseite

Wird der Bestimmungsprozeß in der Erkenntnis als gegenseitige Bestimmung zweier gleichrangiger Größen verstanden, können diese - als herausgesetzte - in diesem Prozeß nicht sich selbst gleichgeblieben sein: Vielmehr ist die Objektseite als- als solches entsprungenes - objektives Subjekt-Objekt zu fassen, die Subjektseite entsprechend als subjektives Subjekt-Objekt.

Daß eine solche streng dialektische Bestimmungsstruktur im Prozeß der Selbst- und Welterfassung des Lebens angesetzt ist, müßte demnach

1) Misch, S 272, vgl ff. Zitat aus: Heidegger, Vom Wesen des Grundes, S 26
2) Misch, S 273

zu erschließen sein, wenn das konstituierte (bestimmte) Subjekt nicht als rein geistiges beschrieben wird, sondern Momente in sich hat, die nicht auf es selbst ganz zurückzuführen sind. Die Kritik Mischs an Heidegger entspricht nun genau dieser Bedingung.

Kritik an Heidegger: reine Logizität, abstrakte Geschichtlichkeit des "Daseins"

An Heidegger werden zwei Momente kritisiert: Einmal die zeitlose Abstraktheit der Form der Geschichtlichkeit des Daseins, dann deren innere schattenlose Logizität (das Seiende ist an der Konstitution der "Welt" nicht beteiligt - vgl. o. -, das Dasein ist in seiner Form durchs Seiende nicht bestimmt).

> Bei der "Geschichtlichkeit" handele es sich "um eine für das menschliche Dasein als solches konstitutive Bewegtheit,...also um die innere, bis auf den Grund durchsichtige Form, in der die ewige Geschichte des Menschen, des Adam, gleichsam in sich selbst bewegt, sich vollzieht"[1].

Demgegenüber betont das "historische Bewußtsein" den Wert der konkret - inhaltlichen Geschichte, die als die ursprüngliche Lebensäußerung erscheint, während "das für den Phänomenologen direkt Faßbare, das neutrale 'Sein des Menschen', für es gerade das N a c h t r ä g l i c h e, ein Ergebnis isolierender Formbetrachtung..." ist.

Die Beziehung der "inneren Logizität" des Daseins auf unser Problem ist unmittelbar klar: Offensichtlich fehlen in Heideggers Konzept solche Momente des Daseins, die nicht aus seiner Geistigkeit ableitbar wären. Auch die postulierte Öffnung zur konkret-inhaltlichen Geschichte liegt auf der Linie der strengen Dialektik: Nur in dieser offenen, nicht verfügbaren Geschichte ist die Berücksichtigung subjektfremder Momente bei der Konstitution des Daseins zu denken.

Subjekt als Bestimmt - Unbestimmtes. Neuer Zug der lebensphilosophischen Dialektik

Die Lebensphilosophie trägt der Subjekt-Objekt-Natur des Daseins

---

1) Misch, S 43-48, Zitat S 43.

eigens Rechnung. Sicherlich faßt auch Misch die Arbeit des Subjekts als Bestimmung; der Gegensatz von Bestimmtem und Unbestimmtem wird von ihm aber ins Subjekt selbst gelegt. Misch zitiert Dilthey:

> "aber in der Tiefe der Seele selbst liegt eine Beziehung zwischen dem Irrationalen in ihr, ihren Sehnsüchten, der Grenzenlosigkeit derselben,...und der bildenden Gewalt in ihr, die Zweckzusammenhänge setzt und sich in ihnen auslebt"[1].

Aufgrund dieser Doppelheit im Leben selbst können auch Ausdruck und Verstehen als "Bestimmt - Unbestimmtes" charakterisiert werden[2], für die der Bestimmungsvorgang gefaßt wird als verfestigendes Innehalten im unendlichen Lebensstrom.

So ist für das Leben wie für das Verstehen ein weiterer Zug spezifischer Dialektik herausgehoben: Der Gegensatz von Verstandesmäßigkeit und Unergründlichkeit, von "Grenzenlosigkeit" und "bildender Gewalt" liegt der Struktur des "Bestimmt-Unbestimmten" zugrunde.

Die Differenz zu Heidegger, die darin liegt, erscheint auch terminologisch: "Leben" betont die Kontinuität zwischen menschlichem und ihm fremden "Dasein", auch die Vielfalt und Unergründlichkeit des "Bestimmt-Unbestimmten" wird daran deutlich.

Gesellschaftlichkeit

Ein Drittes hebt der Terminus "Leben" heraus: Die ursprüngliche Gemeinschaftlichkeit des Menschen. Die Gesellschaftlichkeit läuft mit den anderen Zügen zusammen, die den geschlossenen Existenzbegriff öffnen: V.a. wird die abstrakte "innere Geschichtlichkeit" einemAnsatz des gemeinschaftlich-Seins des Menschen als konstitutiv nicht gerecht.

Scheiffele betont einen entsprechenden Unterschied zwischen Misch und Lipps: Lipps gehe vom Einzelmenschen aus, Misch dagegen von der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt. Symptomatisch sei das fast völlige Fehlen geistesgeschichtlicher Betrachtungsweise bei Lipps, wie auch der Begriff "Leben" nur einmal in der "Hermeneutischen Logik" auftauche[3].

---

1) Misch, S 50
2) Ebda, S 49f, vgl S 86f; sogar für die Einheit von Metaphysik, Religion und Dichtung: ebda, S 233.
3) Scheiffele, S 165 - 68

3.3.4.3. Konsequenzen für die Sprache

Bei Misch sind - wie bei einer Auseinandersetzung mit "Sein und Zeit" auch kaum anders zu erwarten - die sprachlichen Konsequenzen seiner Kritik nicht immer deutlich herausgearbeitet.

Wenn im folgenden viel mit eigenen Folgerungen und weniger mit Belegen aus Mischs Buch gearbeitet wird, läßt sich das nicht nur als Weiterdenken Mischscher Ansätze rechtfertigen: Aufgrund des Kontinuitätszugs in den Stufen der Entwicklung des Lebens kann die Lebensäußerung Sprache nicht völlig anders strukturiert sein als andere.

> Es gibt allerdings einen Hinweis darauf, daß Dilthey noch in einer vereinfachenden Zeichentheorie der Sprache befangen blieb: Die 'Möglichkeit des Nacherzeugens, Nacherlebens...ist die allgemeine Methode, sobald das Verstehen die Sphäre von Worten und den Sinn derselben verläßt und nicht einen Sinn von Zeichen sucht, sondern den viel tieferen Sinn von Lebensäußerung". Misch schiebt vor den letzten Konditionalsatz ein - und deutet so eine Distanzierung von Diltheys Meinung an -, daß dieser "uns noch Bedenken machen wird"[1].

Das Verstehen des Lebens aber, das doch immerhin auf den Vorleistungen der Sprache aufruht, ist nach Misch durch inhaltliche Geschichtlichkeit, die Konfrontation mit der Unergründlichkeit des Lebens u.ä. ausgezeichnet (das enthielt ja auch, nur eben inkonsequent, das Dilthey-Zitat eben):

> "Die Dynamik des Lebens schließt die gedankliche Überschaubarkeit des immanenten Gefüges aus, von dem her die mannigfaltigen Gestaltungen des Lebens verstanden werden sollen"[2].

Damit ist zunächst das Vollständigkeits- und Abschließbarkeitsstreben der Systemphilosophien angesprochen (Misch nennt Kant, die altindischen Logiker und "Husserl in seinem Leibnizschen Ideal einer mathesis generalis"[3]); hier bietet sich aber die Übertragung auf die Sprachphilosophie an: So läßt sich etwa der von Lipps konstruierte Bedeutungskosmos mit einem solchen Verstehensbegriff wohl kaum vereinbaren.

---

1) Misch, S 101, Bezug auf Dilthey, Werke VII, S 235
2) Misch, S 100
3) Misch, S 100

Die Struktur der Bedeutungen in sich

Aber auch für die Struktur der Bedeutungen in sich haben die spezifischen Züge der lebensphilosophischen Dialektik Auswirkungen. Auch die Sprache und ihre Bedeutungen können nicht rein subjektiv - geistig ableitbar sein. Der "Sachbezug", der bei Lipps für das Funktionieren der Bedeutung weitestgehend zurückgedrängt wurde, ist in sein Recht wieder eingesetzt (bei Misch wäre dazu zu vergleichen die Struktur der "evozierenden" Reden, vgl. o. 3.3.2.); dazu dürften die Bedeutungen in sich nicht mehr ausschließlich als geistige "Griffe" zu fassen sein, sondern das Moment des Unergründlichen, Irrationalen in ihnen wäre zu berücksichtigen. Schließlich wären die Bedeutungen konkret - geschichtlich zu verstehen: Der Bedeutungswandel müßte konstitutiv berücksichtigt werden.

> Misch selbst fordert so für die Begriffsbildung, daß in ihr "das Lebensband in der Verbindung von Gedankenmäßigkeit und Unergründlichkeit zum Vorschein" kommen müsse[1].

Daß die Struktur des Bestimmt-Unbestimmten für Misch so in der Sprache wiederkehrt, - neben der ersten läßt sich also auch die zweite der drei Forderungen eben mit Ansätzen Mischs selbst belegen -, könnte noch mit dem Argument bestritten werden, Misch rede hier von der Begriffsbildung in der Lebensphilosophie, nicht von der natürlichen Sprache. Dagegen könnte - wie oben - auf den Kontinuitätsgrundsatz hingewiesen werden; ausserdem haben wir aber auch eine kurze Beschreibung des Funktionierens der "verbalen Grundbedeutung" bei Misch, die ebenfalls die Struktur des Bestimmt-Unbestimmten erkennen läßt[2].

> Auch sie läßt sich "nur fixieren und nicht bestimmen". Sie "ist... gleichsam das Organisationszentrum der mannigfaltigen und geschichtlich wandelbaren Bedeutungswendungen eines Wortes"[3].

So sehr die Übereinstimmung mit Lipps hier ins Auge fällt - ein Moment der Statik wird auch von Misch gesehen -, ist der Unterschied im Hintergrund doch zu beachten: Bei Lipps besteht, eben weil das Moment des Unbestimmten nur aus der "weltlichen" Komponente der Situation usw. ab-

---

1) Misch, S 323
2) Ebda, S 87
3) Ebda

geleitet wird - unbestimmte Gefühlsregungen bedürfen als vor-individuelle auch sprachlicher Fassung, in der ihr Unbestimmtes verschwindet -, immer die Gefahr, daß die dialektische Bestimmungsstruktur des Geistigen nicht aus ihm selbst als notwendig erscheint, es vielmehr ein völlig Durchsichtiges und Beständiges wäre[1], wenn es nicht dem ungeordneten Seienden gegenüber immer wieder anders sich durchsetzen müßte.

Schließlich finden sich bei Misch noch einige Bemerkungen zur Sprachphilosophie bei der Erörterung des "erkenntnistheoretischen Grundbegriffs" "Bewußtsein"[2]. Zunächst wird da der Begriff bestimmt als "geschichtliches Produkt", der als solches "einen mannigfaltigen Bedeutungsgehalt birgt". Dem "Lebensausdruck", der dem Begriff zugrundeliegt - hier wird also auf die Ebene der natürlichen Sprache zurückgegriffen - wird Ähnliches attestiert: Er ist "vieldeutig", "je nach den Bezügen wandelbar"[3].

Außer der Struktur des Bestimmt-Unbestimmten tritt auch die Geschichtlichkeit der Bedeutungen deutlich heraus ("geschichtliches Produkt" - wenn auch explizit nur vom philosophischen Begriff gesagt).

---

1) Von dieser Gefahr ist auch Lipps' Vorbild Humboldt nicht ganz frei. So wird aus der allen Menschen gemeinsamen Natur des Denkens auf "allgemeine Gesetze" der Sprache geschlossen; "Prinzip der Verschiedenheit der Sprachen" sei "die Lautform" (Humboldt, S 425 = VII, S 52, vgl S 459 = VII, S 82). Auch "allgemeine Beziehungen", die "größtenteils der Form des Denkens selbst" angehören, gibt es in ihr (Ebda, S 454 = VII, S 78). Vermutlich zeigt sich hier wieder ein Einfluß Kants. - Die Gleichstellung von Subjekt und Objekt bei Dilthey und Misch könnte, statt auf Fichte oder auf Kant, auf die Erkenntnis - und Sprachphilosophie der Romantik (Novalis und Schlegel, vermittelt durch Schleiermacher) zurückgehen.

2) Misch, S 309ff

3) Alles ebda, S 310 - Fraglich ist an den Bemerkungen zum Begriff des Bewußtseins allenfalls, daß ein solcher offenbar grundsätzlich problemlos "in seinen ursprünglichen Zusammenhang zurückgenommen werden" können soll (ebda). Hier wird das Gewicht der Geschichte wohl doch zu gering eingeschätzt. Der Hintergrund dürfte der historistische Optimismus bezüglich der Fähigkeit sein, gleichzeitig zu werden mit einer untersuchten Lebensäußerung. Wissenstheoretisch ist dieser Optimismus bekanntlich durch Gadamers "Wahrheit und Methode" relativiert worden.

Die Beziehungen der Bedeutungen untereinander

Daß Lipps' Konzeption des rein geistigen Kosmos der Bedeutungen einer Sprache mit seiner Abwertung der Objektseite zusammenhängt und mit ihr korrigiert werden muß, war schon angedeutet worden. Konkrete Geschichte der Bedeutungen - verursacht durch Berührung mit je anderen Sachen, mit je anderen Sprechern - muß die reine Beziehbarkeit der Bedeutungen untereinander tangieren. In sich strukturierte Sachbereiche und Gruppierungen von Sprechern bewirken das Entstehen von Bedeutungszusammenhängen innerhalb des Kosmos der Gesamtsprache, die ihr eigenes Leben entfalten. Der Grad der Beziehbarkeit innerhalb dieses Kosmos wechselt also. - Entsprechend der Natur der einzelnen Bedeutungen muß auch ihre Gesamtheit durch Geistigkeit und Unergründlichkeit geprägt sein.

> Der Zusammenhang der Begriffe untereinander ist für Misch durch "Festigkeit und Offenheit zugleich" gekennzeichnet. Er stellt dies "der reinen Methode der Beziehungen der Begriffe entgegen"[1].

Schließlich wäre die - wenn auch ungleichartig - wechselseitige Prägung von allgemeiner Bedeutung und "meiner" Sprache zu betonen (gegen Lipps' Insistenz auf der Unveränderlichkeit der Bedeutungen der Hochsprache).

3.4. "Bedeutung" als Kategorie der Wissenstheorie Mischs

Die "offene" Dialektik der Sprachtheorie Mischs ist in ihrer spezifischen lebensphilosophischen Form und in ihren Ursachen jetzt wenigstens ansatzweise verdeutlicht. Wie interpretiert Misch aber den Zentralbegriff der Semantik, "Bedeutung"?

Der Begriff hat in seiner lebensphilosophischen Theorie des Wissens eine zentrale Stellung. Als "Lebenskategorie"[2] wird Bedeutung aber durch-

---

1) Misch, S 104, vgl ff. Eben deshalb ist, wie schon besprochen, das Verlangen nach "Vollständigkeit" der Kategorien zur Erfassung des Lebens oder wenigstens nach "gedanklicher Überschaubarkeit" (altindische Logiker und Aristoteles bis Kant und Husserl) für Mischs hermeneutischen Ansatz abzulehnen.

2) Misch, S 135, vgl. S 141

aus unabhängig von der Sprache beschrieben. Sie hat ihren Ort in der Beantwortung der Frage nach der Einheit im Lebensverlauf, die von der Lebensphilosophie nicht idealistisch (etwa als Entelechie: der Sinn des Lebens bzw. einzelner seiner Teile ist im vorhinein festgelegt)[1] beantwortet wird; ihr genügt allerdings auch die empiristische Antwort (Hobbes: motus perpetuus) nicht.

Die kleinste Sinneinheit im Lebensverlauf ist für Dilthey bekanntlich das "Erlebnis". Diese Sinneinheit ist sowohl aktiv erwirkt als auch in der Rückwendung besinnend erkannt. Die Kategorie der Bedeutung soll nun genau diese gewordene Einheit fassen. "Bedeutung" liegt deshalb vor bewußten Zielsetzungen wie etwa im Zweck. Die nachträglich gewirkte "ideale Einheit von Lebensteilen" ist so wesentliche "Strukturform des Lebens"[2].

Neben dem Zusammen von aktivem Erwirken und Rückwendung sind wesentliche Momente dieser "Strukturform des Lebens": Das Verhältnis von Ganzem und Teil ist, eben aufgrund des Hinzutretens der Bedeutung, nur dialektisch zu fassen. Dieses Verhältnis, in dem das Ganze mehr ist als die Summe der Teile, jedes Teil andererseits durch sein Verhältnis zum Ganzen seine "Bedeutung" erhält, die es allein nicht hätte, gilt auch für größere Bedeutungseinheiten als das Erlebnis: So ist das ganze Leben eines Menschen gewordene Bedeutungseinheit, die auf die Teile zurückstrahlt. - Außerdem wird die "Beziehung von Ausdruck und Bedeutung", im Unterschied etwa zur "anfänglichen ungegliederten leibgebundenen Einheit von Ausdruck und Ausgedrücktem (wie bei Gebärde und Schrecken) zu der strukturellen, in gewissen Grenzen frei beweglichen Beziehung"[3].

Die Freiheit, die der Mensch gegenüber seinen Emotionen gewinnt, indem er sie sich selbst gegenüberstellen kann, wird ja ähnlich von der Anthropologie - meist erst später - betont.

Die (sicher begrenzte Freiheit gegenüber sich selbst - und gegenüber der unmittelbaren Umgebung, da auch Entferntes verfügbar wird -

1) Misch, S 179
2) Ebda, S 133ff, vgl S 141 (hier das Zitat). 3) Ebda, S 113

ist auch Auszeichnung der Sprache. Das war schon angesprochen worden[1], ebenso wie die Dialektik im sprachlichen Verhältnis von Ganzem und Teilen (z.B. Satz-Wörter)[2]. Es besteht allgemein eine Analogie zwischen der Struktur der Lebenslogik und der der Sprache: "Überhaupt" wird die "Begriffsform..., um die es in der Lebenslogik geht, am einfachsten in der Sprache faßlich"[3].

Diese Analogie wird auch konkret für die Kategorie der Bedeutung ausgeführt; - und durch diese Analogie wird die eingangs festgestellte Unabhängigkeit der Kategorie "Bedeutung" von der Sprache doch auch wieder aufgehoben:

> Der "Zusammenhang zwischen der 'Bedeutung' in dem rein l o g i s c h e n S i n n des Wortes... und der Bedeutung als einer 'a u s d e m L e b e n s e l b s t g e w o n n e n e n' Kategorie" wird nicht geleugnet. "Eine Kluft klafft zwischen beiden erst, wenn das Wort, der lebendigen seelisch-leiblichen Einheit zum Trotz, als bloßes 'Zeichen', das der 'Träger' der Bedeutung sei, hingestellt wird, und wenn des weiteren mit Husserl die Bedeutungen selber als ideale, in sich feststehende Einheiten genommen werden..."[4].

Die Analogie zwischen "logischer" Bedeutung und Bedeutung als "aus dem Leben selbst gewonnener" Kategorie ist also letztlich im Lebensursprung des "Logos", der Sprache also und aller ihrer Aufstufungen zur Wissenschaft, begründet. Erst wenn diese Aufstufungen sich absolut setzen und sich als unabhängig vom Lebensursprung verstehen, kann eine "Kluft" zwischen beiden Kategorien entstehen.

An der zitierten Stelle wird auch angedeutet, was durch die Analogie an der Wortbedeutung hervorgehoben wird: daß sie nicht feststeht, sondern grundsätzlich schwankt - aufgrund der Emotionalität der Sprecher und aufgrund des dialektischen Verhältnisses des Ganzen und der Teile.

---

1) Vgl. oben 3.2., außerdem etwa Gehlen, S 46 - 51 u.ö. Bei Gehlen liegt der Schwerpunkt auf der Freiheit gegenüber der Welt.
2) Vgl. Misch, S 112: "Im zwei- oder mehrgliedrigen Aussagesatz".
3) Ebda, S 86f
4) Ebda, S 112.

III. Negativ-dialektische Sprachphilosophie: Adorno, Marcuse, Benjamin

1. "Kritische Theorie" der Sprache: Kritik der "eindimensionalen Sprache" (Adorno, Marcuse)

Der letzte Teil der Arbeit soll sich mit der Differenzierung und der weiteren Reflexion des dialektischen Sprachmodells beschäftigen. Es wird hier darum gehen, die historische Dimension der dialektischen Bedeutungsstruktur, die bei König und Lipps vernachlässigt ist und die Misch wenigstens grundsätzlich aufgeschlossen hat, weiter zu verfolgen.

Es geht dabei weniger um eine genauere Analyse der Momente, die Bedeutungsveränderung bewirken (dazu wurde in der Kritik an Lipps schon einiges gesagt), als vielmehr um die Frage nach der Historizität der dialektischen Bedeutungsstruktur selbst. Diese Frage wird auch bei Misch nicht gestellt, wohl wegen der engen Bindung der Bedeutung an das "Leben", das als Geschichte ermöglichende Grundstruktur selbst der Geschichte entzogen ist.

Wenn dazu die sprachphilosophischen Ansätze Adornos, Benjamins und Marcuses untersucht werden, ist ein Nebeninteresse wirksam: Die Konfrontation von Vertretern der "positiven" und der "negativen" dialektischen Tradition könnte für beide sich nützlich auswirken. Die Positionen Lipps' und Königs sähen sich nochmals der Frage nach dem Ideologischen in ihnen gegenüber; und umgekehrt könnte die Semantik, die marxistisch zu sein beansprucht, daran erinnert werden, daß sie dialektisch zu denken hätte (das gilt nicht für die hier behandelten Autoren, sondern für die bekannteren Arbeiten zur Semantik, etwa die von G.Klaus, aber auch für A. Schaff)[1].

---

1) Vgl G.Klaus und A. Schaff. - Schaff referiert und diskutiert z.B. ausführlich Husserl und angelsächsische an der Logik orientierte Autoren, so Carnap, Morris, Russell, dagegen kaum Humboldt und die an ihn anschließende Tradition (dazu findet sich nahezu nur Kritik an der "idealistischen" Position solcher Autoren - wohl von der unseligen Leninschen Abbildtheorie der Erkenntnis her).

In keiner Veröffentlichung Adornos oder Marcuses ist die Sprachphilosophie Hauptthema. Das wird einmal die Darstellung der vorliegenden Arbeit prägen (zusammenfassende Beschreibung von gelegentlich Geäußertem ist, zumal bei Adorno, unumgänglich), das bewirkt aber auch einen Unterschied in der Intensität der Durchformung der Gedanken. Auch hier werden Ergänzungen bereitzustellen sein.

Hauptunterschied der beiden dialektischen Ansätze ist, neben der Form der Veröffentlichungen, das Moment von Kritik, auf dem bei Adorno und Marcuse der Hauptakzent liegt. Ging es Lipps (auch König) um die Herausarbeitung des geistigen Gehalts "sprachlicher" Bedeutungen, wird von der "kritischen Theorie" - Marcuse darf wohl, allein der Übersichtlichkeit halber, hierzu gestellt werden - gerade die Un-geistigkeit der Sprache verklagt. Dieser Gegensatz ist nicht so paradox, wie es zunächst scheint: Von beiden Seiten wird je eine völlig verschiedene Sprachform beschrieben. Lipps ist an der Sprachform etwa der klassisch deutschen Literatur, aber auch der überlieferten gehobenen Umgangssprache, orientiert. Adorno und Marcuse versuchen neuere und neueste Entwicklungen -v.a. in der Reklame - (der politischen wie der kommerziellen) und der Zeitungssprache zu analysieren, weil sie diese Bereiche und Entwicklungen für entscheidend in der Gesamtsprache halten.

Um die Darstellung dieser Tendenzen und ihrer Hintergründe wird es im folgenden zunächst gehen. Ist geklärt, was unter "eindimensionaler Sprache" zu verstehen ist, kann sie mit der von Lipps (Misch und König) beschriebenen Sprachform verglichen werden.

1.1. Charakteristika der "eindimensionalen Sprache"

Daß die Sprache der Reklame inhaltlich Positives überbetont ("Ihre Sprache zeugt von Identifikation und Vereinigung, von systematischer Förderung positiven Denkens und Handelns, von dem planmäßigen Angriff auf transzendente, kritische Begriffe"[1]), dürfte von ihrer Überredungsabsicht her klar sein. Wohl auch einsichtig ist die Übertragbarkeit dieser

1) Marcuse, S 104

Aussage auf die Sprache der Politik und der Zeitungen (in den westlichen Demokratien gilt das sicher zunächst nur für die Regierungen und den ihnen freundlich gesonnenen Journalismus; Adorno wie Marcuse würden aber zweifellos auf den unhinterfragten, oft nicht explizierten Konsensus der"staatstragenden Parteien" hinweisen und auf fragwürdige Elemente darin).

Statt einen Horizont der Weltansicht, der eigenen freien Tätigkeit zu eröffnen - Aufgabe der Sprache nach Humboldt/Lipps - erzielt ein einseitig nur bejahendes Vokabular zur Autoritätshörigkeit. - Wesentlicher Grund jener Horizont-eröffnenden Potenz der Sprache waren für Humboldt und Lipps aber weniger gehaltliche Eigenarten der Bedeutungen als vielmehr die Art ihrer Verwendung: Je neue "Erfüllung " der Bedeutung im Kontext, Nachvollzug des Bedeuteten durch den Gesprächspartner ermöglichen Sinnverstehen. Ist auch die Struktur der Bedeutungsverwendung in der "eindimensionalen Sprache" eine andere?

Es macht das Interesse gerade an Adorno und Marcuse aus, daß sie solche strukturellen Wandlungen der Bedeutungsverwendung erkannt haben. Sie zeigen sich in Reduktion auf einfachere Formen und Tendenz zu dauernder identischer Wiederholung in Grammatik und Begrifflichkeit. Dadurch wird selbständiger Voll-zug der Bedeutung überflüssig und ihre Modifikation durch den Kontext ausgeschlossen. Widersprüchliches ist in einer solchen Sprachform kaum mehr auszumachen. Karl Korn hat in seiner Untersuchung "Sprache in der verwalteten Welt" vergleichbare Wandlungen im Sprachgebrauch festgestellt[1]. Auch er interessiert sich für die geschichts- und sozialphilosophische Interpretation solcher Phänomene. Anders als Adorno und Marcuse geht er aber von einzelnen sprachlichen Erscheinungen aus und fügt an ihre Darstellung jeweils einige Überlegun-

---

1) Auf ähnliche Erscheinungen weisen auch sprachwissenschaftliche Untersuchungen zur neueren deutschen Sprache hin. Repräsentativ für sie sei hier auf Eggers (2) verwiesen. Seine - auf breiter statistischer Basis aufbauende - Untersuchung bestätigt im wesentlichen die hier kritisierten Tendenzen der Sprachentwicklung. Im Gegensatz zu Adorno, Marcuse und Korn hält er sich in der sozialphilosophischen Interpretation und Kritik eher zurück (vgl aber u. S Anm.)

gen zu semantischen Konsequenzen wie zu geschichtlichen und sozialen Parallelerscheinungen. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit ist Korns Buch deshalb v.a. als Belegsammlung von Interesse, die zeigt, daß die von Adorno und Marcuse aufgewiesenen Tendenzen nicht so irreal sind, wie man zunächst vielleicht meinen könnte. Aber auch in den sprachphilosophischen Folgerungen wird öfters Übereinstimmung festzustellen sein.

Abgedichtete syntaktische Formeln

Marcuse weist für die Syntax hin auf abgedichtete Satz- (und einfachere) Formen: Sie lassen eine Begründung nicht mehr zu. Formelhafte Wiederholung schafft hier als stimmig vorausgesetzte, nicht mehr zu hinterfragende Bedeutungszusammenhänge. Beispiele aus der politischen Sprache wären: "Freie Marktwirtschaft" u.ä. im Westbereich, "Arbeiter- und Bauernstaat" für DDR usw. im Osten[1]. Die Verbindung von Hochwertworten wie "Freiheit", "Gleichheit" und "Demokratie" mit im Osten und im Westen je verschiedenen anderen Ausdrücken ist so eng, daß entsprechende Sätze "analytisch sind und gleich magisch-rituellen Formen funktionieren"[2]. Durch "Zusammendrängen und Verkürzen der Syntax"[3] - hier erscheint das Reduktionsmoment neben dem Wiederholungsmoment - wird das synthetische Urteil, das hinter jenen Verbindungen stand und das im Nachvollzug zu kritisieren wäre, aus dem Bewußtsein gedrängt.

Starre, konkrete Bilder

Der Ausfall der rational nachvollziehbaren Verbindung wird ersetzt durch Neueinführung "starre[r] Bilder, die sich mit überwältigender und versteinerter Konkretheit aufdrängen"[4]. In der politischen wie in der Reklamesprache wird der Verkauf von Personen oder Produkten betrieben durch Aufbau eines "image". Es ist einerseits bildhaft-konkret, andererseits begründet es den Zusammenhang seiner Elemente nicht. "Dieses 'image' kann 'Freiheit' oder 'Frieden' sein, der 'nette Kerl' oder 'der Kommunist' oder 'Miss Rheingold'"[5]. Die "Sprache, die dem Men-

1) Marcuse, S 107, 104, 106
2) Ebda, S 107
3) Ebda, S 110
4) Ebda
5) Ebda

schen unausgesetzt Bilder aufnötigt, widersetzt sich der Entwicklung und dem Ausdruck von Begriffen"[1].

Adorno weist nur in gelegentlichen Bemerkungen auf die Reduktion der sprachlichen Formen hin (Syntax und Interpunktion würden einfacher, das Semikolon sterbe aus)[2]. Die neue Sprache bestehe nur aus der ständigen Wiederholung eingeübter "montierte[r] Phrasen der Alltagssprache"[3].

Der Zwang zur identischen Wiederholung greift auch die Form von Frage und Antwort an und macht sie zum Schein[4]. Durch die Frage wird die Antwort vorweggenommen, und dadurch wird der Gehalt des Gesprochenen im Vorhinein ungefragt unterschoben.

Cliché, Verlust des transitiven Sinns

Dieser Sprachform entspricht auf der Ebene der Wörter selbst das Cliché[5]. Mit ihm wird der "transitive Sinn" in der Sprache beseitigt[6]: Das Moment der Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Bedeutungen in der "zweidimensionalen" Sprachform ermöglichte es, Bedeutungen in einer neuen Situation "übertragen" zu verwenden. Die Vagheit der Bedeutung hat so, wie an Lipps schon geschildert, einen spezifischen Sinn. Mit der genauen Festlegung der Bedeutung wird dagegen das bestehende Sprache-Handlungsuniversum absolutgesetzt, eine neue Situation kann als solche nur sehr schwer erkannt werden. - Die Beseitigung des transitiven Sinns hat eine Entsprechung in der Wissenschaftssprache: die Exaktheitsforderung etwa der deskriptiven Sozialwissenschaft. Die Allgemeinheit des Begriffs ist zugunsten einer Konkretisierung, die nur noch deskriptiv und immanent, nicht aber transzendierend und kritisch sein kann, geopfert[7].

---

1) Marcuse, S 114 Unterstr.: Original kursiv
2) Adorno (8), I, S 170.
3) Ebda, II, S. 218. S 217 - 22 wird die Sprache von Becketts "Endspiel" als durch Übertreibung wirkende Anklage gegen die moderne Sprache interpretiert.
4) Adorno, S 220
5) Marcuse, S 106.
6) Ebda, S 132.
7) Marcuse, S 124, Beispiel S. 128f.

Spannungsloses Nebeneinander von Bedeutung und Syntax

Spricht Marcuse vom Verlust des "transitiven Sinns" der Bedeutungen, versucht Adorno, dasselbe Problem nicht von der Bedeutungsstruktur, sondern von der syntaktischen her zu fassen. Er spricht von "Leerformen, einer Grammatik, die aller Beziehungen auf den Inhalt und damit ihrer synthetischen Funktion sich begeben hat"[1]. Syntaktische Form und Bedeutung kommen nicht mehr in produktive Berührung, sondern laufen, sich je identisch reproduzierend, nebeneinander her. - Auch damit ist, stärker noch als bei Marcuse, ein Angriff auf die logische Sprachtheorie verbunden: Hier wird nicht nur die Auffassung vom Wesen des Begriffs berührt, sondern ausdrücklich der Identitätsgrundsatz für die syntaktische Form angegriffen. Adornos Formulierung geht zwar nur gegen Husserl - das Urteil werde seiner synthetischen Kraft, seines "Spannungscharakters" beraubt; die schematisch angewandte Form werde einem ihr im Vorhinein angeglichenen Inhalt nochmals verbunden[2] - die Übertragung auf den logischen Empirismus ist aber problemlos möglich: Korn weist auf Phänomene hin, die Adornos These bestätigen. Es gibt spezifische syntaktische Figuren, so die "streckende Umschreibung" (Nominalisierung des bedeutungstragenden Verbs, Einfügung eines bedeutungsarmen Hilfsverbs o.ä.: "zur Ausführung bringen" usw.[3]) und den "seriellen Satz" (Substantivstil wie in der "streckenden Umschreibung", dazu Aufgabe der Verbklammer um den Satz, die durch Reihen von Genitiven bzw. präpositionalen Verbindungen ersetzt wird, und von Nebensatzeinschüben, Beispiel: "Es besteht die wirtschaftliche Notwendigkeit der vorrangigen Entwicklung der Energieerzeugung gegenüber den anderen Zweigen der Industrie" statt - verbal -: "Es ist wirtschaftlich notwendig, unter den Industriezweigen, die entwickelt werden müssen, der Energiewirtschaft den Vorrang zu geben"[4]). Für Korn sind solche syntaktischen Figuren Leerformeln, die mit

---

1) Adorno, II, S 221
2) Adorno (5), S 81f
3) Korn, S 22-26
4) Korn, S 126-35, zitiert hier Georg Möller, Deutsch von heute, VEB Verlag Enzyklopädie, Leipzig 1961, S 67ff, der diese Erscheinung schon vor ihm entdeckt habe. Auch Eggers weist auf verwandte Erscheinungen hin

(Forts. n. Seite)

beliebigem Inhalt zu füllen sind; die Tendenz zur Uniformität und zum Schematismus der verwalteten Welt zeige sich darin. Ist so die Kritik der Adornos zweifellos ähnlich, wird doch auch deutlich, was an Detailarbeit geleistet werden muß, um die Schlüsse Adornos von Beobachtungen am sprachlichen Material her abzusichern. Auch der doch eher thesenhafte Charakter der Schlußfolgerung Adornos (Analogie zur Logik) wird deutlich. - Mit einer solchen Einschränkung soll nun andererseits nicht gesagt sein, daß diese Schlußfolgerung ungültig sei: Wenn man wiederum bei Korns Ergebnissen genauer zusieht, wird die Analogie des Nominalstils mit der darin vorausgesetzten schematischen Satzform - einschließlich bedeutungsleerem Prädikat - zur logischen Satzform deutlich.

Für deren Funktionieren ist es letztlich unerheblich, ob der Inhalt des Satzes aufs Verb oder aufs Subjekt des Satzes verlagert wird; entscheidend ist der Schematismus, der die Auflösung des dialektischen Bestimmungsverhältnisses von Subjekt und Prädikat bedingt.

Tendenzen zum Schematismus finden sich auch auf Ebenen unterhalb der Satzform; Korn weist auf Erscheinungen hin, die Marcuses abgedichteten syntaktischen Formeln entsprechen. Hierher gehören im Deutschen etwa alle Ableitungen auf "-mäßig", die aus nahezu beliebigen Grundwörtern gebildet werden können (Beispiel: "Sinkiang wird verkehrsmäßig erschlossen", aber auch: "leistungsmäßig", "planmäßig", "arbeitsmäßig" usw.[1]).

Identifikation von Name und Funktion

Dem Abdichten gegenüber der Begründung wie der Abwehr möglicher Widersprüche dient die Identifikation des Namens mit der Funktion der Dinge (von der Wissenschaftstheorie übernommen in der Methode des Operationalismus). Außerdem zeigt sich hier "technologisches Denken": die Intention der Herrschaft über Natur reduziert diese auf ihre mögliche Ver-

---

Zu 4) Fortsetzung von S. 364: ..(so auf den modernen Nominalstil: Eggers (2), S 45-59; auf die "semantische Reduzierung der Verben": ebda, S 60-74, bes. S 60-66). Er versucht, dem Wandel auch positive Aspekte abzugewinnen (Im Nominalstil sei eine differenziertere Angabe des Zeitaspekts möglich u.ä.). 1) Korn, S 15f u. S 64-67.

wertbarkeit[1].

Auch vor der menschlichen Person macht die Reduktion nicht Halt: Sie schrumpft ebenso auf ihre Funktion, also auf ihre Verwertbarkeit. Marcuses Beispiel ist der Sprachgebrauch des Nachrichtenmagazins "Time": "Sein Gebrauch des flektierten Genitivs läßt Individuen als bloße Anhängsel oder Eigenschaften ihres Ortes, ihrer Tätigkeit, ihres Arbeitgebers oder Unternehmens erscheinen"[2].

Vereinigung von Widersprüchen ermöglicht die neue Gewohnheit, inhaltlich auseinanderstrebende Begriffe syntaktisch aneinander zu binden ("die saubere Bombe", "der harmlose atomare Niederschlag" usw)[3]. Das entspricht der besprochenen Tendenz zur Verwendung konkreter, starrer Bilder. - Enger wird die formale Bindung noch durch die Verwendung von Bindestrichen.

Eine spezifische Funktion haben in diesem Zusammenhang Abkürzungs-Kunstwörter: Sie können ähnlich zum Verwischen eigentlich merkwürdiger Bezüge dienen (Beispiel: "DDR")[4].

Auch Adorno sieht diese Reduktion der grammatischen Formen wie des Begriffsinventars. Er weist auf das "basic english" - zu vergleichen wären ähnliche Erscheinungen in anderen Sprachen - hin[5]. In diesen Zusammenhang - Vereinfachung des Begriffsinventars - gehört auch der schwindende Gebrauch der Fremdwörter. Auf Adornos Interpretation dieses

---

1) Marcuse, S 105f. 2) Ebda, S 111

3) Ebda, S 106 - 09, Zitat S. 108

4) Marcuse, S 113. Die Abkürzungswörter untersucht Korn detailliert unter dem Titel "Die Namen der Anonymität" (Korn, S 79-92). Er kommt, wie das auch nicht anders zu erwarten ist, zu differenzierteren Ergebnissen, die aber der Vermutung Marcuses nicht widersprechen. Sein Ergebnis ist im wesentlichen: Die Abkürzungswörter aus der Bequemlichkeit allein zu erklären, genügt nicht. Neben der Tendenz zur Verschleierung und Abstraktion, (v.a. im politischen Bereich, etwa unter der NS-Diktatur), die weitgehend Marcuses Interpretation entspricht, sieht Korn ein Element der Faszination, auch des sich Abschließens gesellschaftlicher Machtkomplexe nach außen (Insofern funktionieren die Abkürzungen wie Geheimzeichen). Außerdem könne das Betonen von fachmännischem Wissen eine Rolle spielen.

5) Adorno (8), II, S 118f. 121

Phänomens wird noch einzugehen sein. - Die Entwicklung in den grammatischen Formen wie im Vokabular läuft also auf die Verwendung von identisch zu wiederholenden Phrasen zu.

1.2. Die Folge für die Relationen Sprache - sprechendes Subjekt - besprochene Wirklichkeit

Entwickelt sich die Bedeutungsverwendung auf streng identische Wiederholung relativ weniger fester Bedeutungsverbindungen zu, werden davon auch die dialektischen Beziehungen zu Sprachsubjekt und -objekt tangiert.

Subjektseite

Fürs Subjekt bedeutet die Veränderung, daß vorgegebene Phrasen den Ausdruck von individuellen Gefühlsregungen und Bedürfnissen nicht zulassen. Vielmehr werden diese von den Phrasen vorgeformt und lassen die Subjekte nurmehr als Typen sprachlich agieren.

Die von der Konsumwerbung etwa angebotenen Phrasen sind sicher erstarrter Ausdruck von Wünschen und Sehnsüchten, der nur mit den aktuellen Regungen der Einzelnen nie ganz übereinstimmt. Kompliziert wird der Sachverhalt noch dadurch, daß der Gehalt dieser Wünsche im Widerspruch steht - oder wenigstens stehen kann - zu Wunschbildern aus anderen Handlungs- und Lebensbereichen. So wäre das Bild des durch die Prärie reitenden Cowboys, wie es in der Zigarettenreklame z.B. auftaucht, sicherlich nicht mit anderen Handlungsanforderungen an den potentiellen Käuferkreis oder sogar auch anderen Wünschen dieser Menschen vereinbar. - Brüche im Gesamtzusammenhang der Bedeutungen einer Sprache sind deshalb unvermeidlich: Rudimentär gewordener individueller Ausdruck kann durchbrechen, es können aber auch verschiedene Wertkomplexe in einer konkreten Situation miteinander in Widerspruch geraten.

Marcuse hat dieses Problem berücksichtigt in der Unterscheidung verschiedener "Bedeutungsdimensionen"[1]. In einer gründlichen semantischen Analyse könnte man zeigen, wie individuelle "Entwürfe" mit von Grup-

1) Marcuse, S 210 - 12

pen bzw. der Gesamtgesellschaft auferlegten Verhaltensmustern und Werten unausgeglichen nebeneinanderstehen. Widersprüchliche Momente in einer Bedeutung weisen auf Widersprüche zwischen Individuum und Gruppe bzw. Gesamtgesellschaft hin.

So ist jede Äußerung:

- "individueller Entwurf" zu einer besonderen Gelegenheit zu einem besonderen Zweck"[1] (Damit wäre zu vergleichen etwa Lipps' Situation/Rede mit allen ihren Ausfächerungen)
- "vorgegebene(n)[s] überindividuelle(n)[s] System von Ideen, Werten und Zielsetzungen"[2] (Der Einzelne spricht als Glied einer Gruppe)
- Sprache-Handlungsuniversum einer Gesellschaft, "die selber verschiedene und einander sogar widerstreitende individuelle und überindividuelle Entwürfe in sich vereinigt"[3] (Hierher gehört etwa der verdeckte Zwang, durch Massenmedien, Werbung und Politik geprägte Ausdrücke zu verwenden).

Sicher ist zu berücksichtigen, daß die Vermittlung dieser Dimensionen untereinander je verschieden ist. So setzt sich etwa das durch die Gesamtgesellschaft bestimmte Bedeutungssystem in der politischen Rede "mit höchster Starrheit" durch, im alltäglichen Sprachgebrauch dagegen nur "in einer verdeckten, unbewußten, emotionellen Weise"[4].

Bei Adorno wird das Auseinanderfallen individueller Regungen und sprachlich vorgegebener Ausdrucksmöglichkeiten stärker betont. Während die allgemeinsprachliche Bedeutung als rational zumindest erscheint, wird der individuelle Ausdruck ins Irrationale abgedrängt: Nur selten hat er die Kraft, sich durchzusetzen; und wenn das gelingt, ist rationale Fassung des psychischen Impulses wegen mangelnder Ausdrucksmöglichkeiten nicht zu leisten. In der modernen Dramatik sieht Adorno den Konflikt zwischen der "rationalen Fassade" der Sprache - der logischen Form, die in sich den Anspruch auf logische Gültigkeit enthält - und ihrem "unabdingbar Irrationalen" - den Handlungsimpulsen aus "dem prälogischen Unbewußten" der

---

1) Marcuse, S 211
2) Ebda.
3) Ebda
4) Ebda

Individuen und den "Zwecke[n] ihrer bloßen Selbsterhaltung" - übertreibend verdeutlicht[1]. Dieser Konflikt werde in Becketts "Endspiel" und in der Dramatik Ionescos "auskomponiert".

Alle diese Entwicklungen laufen auf ein Anwachsen der Widersprüche in der Sprache hinaus. Daß sie sie verkraften kann, dürfte mit den besprochenen Abdichtungsmechanismen (Bildhaftigkeit, Reduktion der Syntax) zusammenhängen.

Objektseite

Führen so die von der Phraseologie abgeschnittenen Bedürfnisse der Subjekte zum Anwachsen der Widersprüche im Ganzen der Sprache, vermag das Objekt seiner Zurichtung einen vergleichbaren Widerstand nicht entgegenzusetzen. Es verschwindet hinter dem Bild der Wirklichkeit, das die Sprache vermittelt. Der Schein des Verhältnisses bruchloser Entsprechung zwischen Sprache und Wirklichkeit ist für die Sprachbenutzer andererseits immer schwerer zu durchschauen. Sprachformen, die die Bearbeitung der außersprachlichen Realität - durch welche subjektive Kraft auch immer - deutlich werden lassen, durch die das Seiende als Konstituiertes, nicht Naturwüchsiges, erscheinen könnte, verschwinden oder werden umfunktioniert.

Für Marcuse sind hierzu v.a. die Schlußfolgerungen aus der Beschreibung der bekannten Phänomene - Reduktion, Wiederholung des Identischen, Bildhaftigkeit - zu nennen. Die kritische Frage nach Genesis und Geltung des faktisch Vorhandenen wird unterdrückt. Eben das macht die Sprache, wie das entsprechende Denken, "eindimensional": nurmehr die Dimension des Faktischen kann gesehen werden, die "Spannung zwischen Erscheinung und Wirklichkeit, Faktum und Faktor, Substanz und Attribut"[2] verschwindet.

Daß die Spannung zwischen Wirklichkeit und Begriff sich auflöst zugunsten einer präformierten Entsprechung beider, wird von Adorno hervorgehoben. Einerseits werde dadurch die Wirklichkeit ihres eigenen Rechts

---

1) Adorno (8), II, S 219f

2) Marcuse, S 104

beraubt, andererseits werde der Begriff verurteilt zur ohnmächtigen Wiederholung des im voraus festgelegten "Seienden". So kann Adorno umgekehrt formulieren, daß "...bereits die Sprache sich anschickt, vor dem bloß Seienden zu kapitulieren"[1].

Die Gewalt, die von der Sprache und ihrer Form dem Nichtidentischen (sei's Subjekt oder Objekt) angetan wird, ist schon der logischen Sprachform nachzuweisen, nicht erst der "eindimensionalen". - Wieder sieht Adorno in der modernen Kunst den Ort, wo die Sprache der ihr immanenten Gewalt überführt wird. In den Dramen Becketts und Ionescos nämlich werde die Figur des "Absurden" entwickelt:

> "Die logische Figur des Absurden, die den kontradiktorischen Gegensatz des Stringenten als stringent vorträgt, verneint jeglichen Sinnzusammenhang, wie ihn die Logik zu gewähren scheint, um diese der eigenen Absurdität zu überführen: Daß sie mit Subjekt, Prädikat und Kopula das Nichtidentische so zurichtet, als ob es identisch wäre, in den Formen aufginge. Nicht als Weltanschauung löst das Absurde die rationale ab; jene kommt in diesem zu sich selbst"[2].

Eine Tendenz der neuesten Sprache sei das Vermeiden von Fremdwörtern, das sie gegenüber der vorgeblichen Identität von Realität und Begriff mißtrauisch machen könnten: Sie tragen deutlich das Mal des vom Subjekt erst Konstituierten. Wenn ausdrücklich gegen Fremdwörter polemisiert werde, liege meist das Anliegen einer "Sprachontologie" zugrunde: Aus ihm heraus würden "Neologismen" geschaffen, äußerlich Wörter der deutschen Sprache, de facto aber künstliche Termini.

> Gegenüber den Fremdwörtern nehmen diese Neologismen "etwas Verlogenes an, einen Anspruch der Identität von Rede und Gegenstand, der doch durch das allgemeinbegriffliche Wesen jeglicher Rede widerlegt wird. An den Fremdwörtern erweist sich die Unmöglichkeit von Sprachontologie: noch den Begriffen, die sich geben, als wären sie der Ursprung selber, halten sie ihr Vermitteltsein vor, das Moment des subjektiv Gemachten, der Willkür"[3].

Der Vorwurf der "Sprachontologie" gilt der "restaurativen ontologischen Philosophie" (d.i.: Heideggers "Fundamentalontologie")[4].

---

1) Adorno (8), I, S 170 2) Ebda II, S 222
3) Adorno (8), II, S 116, vgl S 110-30 (Aufsatz "Wörter aus der Fremde")
4) Zur Kritik an Heidegger grundsätzlich: Adorno (4)

So gut die Beobachtung Adornos in die Skizze der Tendenzen "ein-
sionaler Sprache" paßt, heute - bei ständig steigender Zahl frem-
prachbrocken in der Umgangssprache - muß sie revidiert werden.
o hat einen anderen Typus des Fremdworts als den heute gebrauch-
r Augen: So läßt sich zeigen, daß die aufklärende Funktion der Fremd-
r, von der Adorno ausgeht, bei den meisten neueren nicht vorhanden
ie sind stärker als die im Sprachgefühl noch tiefer verwurzelten ei-
rachlichen Wörter dazu geeignet, mit der Mode häufig wechselnde,
smäßige Gehalte wiederzugeben[1] (Anders die von Adorno gemein-
Die weisen auf bestimmte Sachverhalte hin und werden in der Wissen-
ssprache verwendet). Da die moderne Massenkultur wesentlich in-
ional ist, gelangen sie sehr leicht zu unproblematischer Gültigkeit.
ge Verwurzelung der Fremdwörter im Sprachgefühl und "außengelei-
ersönlichkeit" (Riesman) dürften einander entsprechen. - Auch im
einungsbild der Sprache sind die beiden Typen des Fremdworts leicht
ander zu trennen.

Korn kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie Marcuse und Adorno.
urichtung der Wirklichkeit durch die Sprache entspreche einer gleich-
en Zurichtung von Sprache und Realität durch den Schematismus der
alteten Welt".

> So wird im Anschluß an das schon zitierte Beispiel "Sinkiang wird verkehrsmäßig erschlossen" entwickelt: "...der einzelne Vorgang erscheint durch die aktenhafte Ausdrucksweise 'verkehrsmäßig' als Sonderfall eines allgemeinen, in der Verwaltung der Welt längst registrierten Vorgangs. Kurios ist dabei, daß in der Tat 'verkehrsmäßige Erschließung' überall in der Welt ungefähr gleich aussieht und verläuft"[2]. Von diesem Beispiel läßt sich recht

---

ist z.B. die Kennzeichnung von Personen, Handlungen, Gegenständen
er Sachverhalten als "super" - in der Sprache der Jugendlichen - ge-
ltlich äußerst grob, nur eine unbestimmt-positive Gefühlseinstellung
rd damit, quasi unartikuliert, ausgedrückt. Von "Erfüllung" im Sinn
r Neuakzentuierung des Gegenstandes oder der Bedeutung selbst ist
cht zu sprechen. Lediglich weist sich der Sprechende durch den Ge-
auch des Wortes aus als "up to date" und einer bestimmten Gruppe
w. Subkultur zugehörig. Aber auch hier ist die Spannung zwischen
llgemeinem und Einzelfall verschwunden. Sachlich aufschlußreicher
nd dagegen Wörter der Hochsprache wie "ausgezeichnet," "wertvoll"
rn, S 16f.

(Forts. nä. Seite)

gut weiterdenken: Standardisierung von Sprachformen entspricht immer wieder, nicht nur im Straßenverkehr, normierten Geschehens- und Handlungsabläufen.

Gleichzeitig richten sich die Menschen nach dem, was ihnen als Verhaltensmaßstab vorgegeben ist, kritiklos und fast schon unbewußt. An Schlüsselwörtern wie "spuren" (von jemand gesagt, der auf einem neuen Posten sich erfolgreich angepaßt hat) und "richtig liegen" werden solche Verhaltensweisen sprachlich greifbar (das passivische und das Glücks- bzw. Zufallsmoment in "richtig liegen"zeigendas Gemeinte besonders gut)[1].

Änderungen in der inneren Struktur der Sprache

Schließlich hat die Wandlung der inneren Struktur der Bedeutungen Auswirkungen auf die Beziehungen der Bedeutungen untereinander: Es gibt kein Universum der gegenseitigen Beziehbarkeit mehr (Humboldt/Lipps), weil jede einzelne Bedeutung nicht mehr zu hinterfragen ist. Ihr Zusammenkommen mit anderen kann dann auch kein reflektiertes sein. So werden nur noch gelernte Bedeutungszusammenhänge automatisch wiederholt.

Widersprüche zwischen Bedeutungen erscheinen jetzt anders: Es gibt zwischen zwei Bedeutungen keine fruchtbare Spannung mehr (Infragestellen der beiden je für sich durch den Widerspruch, Auflösung des Widerspruchs erst durch die je konkrete Situation), sondern Widersprüche werden fraglos nebeneinander gestellt (Vgl. dazu Marcuses Analyse der "Bedeutungsdimensionen").

1.3. Komplementarität von "eindimensionaler Sprache" und "Jargon der Eigentlichkeit"

Die aufgewiesenen Züge der "eindimensionalen Sprache" charakterisieren, was heute gesprochen und geschrieben wird, sicher nicht durchgängig. Schon Marcuse stellte, wie bemerkt, eine Differenzierung fest:

Zu 1) Fortsetzung von S. 371: .."vorbildlich": Das Geschätzte wird je in einer anderen Richtung akzentuiert. Das gilt, obgleich der Gehalt gerade dieser Wörter durch ideologischen Mißbrauch sicher nicht unversehrt geblieben ist.

1) Korn, S. 59-63; vgl. Zum Ganzen das Kapitel "Die Sprache der Domestikation" (S. 56-70)

Zwischen politischer Rede, wo sich ein Bedeutungssystem "mit höchster Starrheit" durchsetze, und alltäglichem Sprachgebrauch. Darüberhinaus dürfte gelten, daß durch diese Sprachform nur Tendenzen in der gesprochenen Sprache beschrieben sind, die (noch) nicht als durchgehende Charakteristika der modernen Sprachen schlechthin bezeichnet werden können.

Adorno scheint ein Verhältnis der Komplementarität anzusetzen zwischen der hier "eindimensional" genannten Sprache der Werbung bzw. der politischen Propaganda einerseits und einem höheren Kultursphären vorbehaltenen, von Adorno so genannten "Jargon der Eigentlichkeit" andererseits. Der "Jargon" ist verstanden als abstrakte Negation der "eindimensionalen" Alltagssprache, die deren wesentliche Strukturmerkmale unbewußt dennoch reproduziert.

Gehaltlich wird das etwa an der Erhebung übers Massenhafte der modernen Kommunikation gezeigt: Sprachliche Floskeln, es sei der "ganze Mensch" angesprochen, und zwar in "echten" oder"gültigen" "Aussagen", läßt leicht sich nachweisen, sie machten das Besondere, der Masse Enthobene wiederum zur Ware - eben durch solche standardisierten Floskeln[1].

Auch die Sprachform versuche offenkundige Mängel der modernen zu überspielen: Sie spüre das Abstrakte an ihr und wolle ihm durch eine neue Konkretheit ausweichen; da diese Konkretheit sich aber auf die Entfernung vom gängigen Vokabular und auf die Verwendung irgendwie sinnlich anschaulicher Worte beschränke - hierher gehören auch Heideggers Neologismen, die an die Stelle der als solchen allzu geläufigen philosophischen Termini treten -, sei keineswegs irgendeine Nähe zur Sache gewonnen. Vielmehr entstehe eine starre (Pseudo-)-Konkretheit, wie sie von der eindimensionalen Sprache her bekannt ist[2].

Wie Bedeutungen verwendet werden, entspreche vollends dem Me-

---

1) Adorno (4), S 15f. - Zu vergleichen ist Korns Analyse der Sprache des Kulturbetriebs: "Der Geist im Bauchladen", Korn, S 70 - 79.

2) Ebda, S 79

chanismus in der "eindimensionalen" Sprache.

> Eine zusammenfassende Charakteristik findet sich ganz zu Anfang von Adornos Abrechnung mit dem "Jargon": "Während er überfließt von der Prätention tiefen menschlichen Angerührtseins, ist er unterdessen so standardisiert wie die Welt, die er offiziell verneint; teils infolge seines Massenerfolgs, teils auch weil er seine Botschaft durch seine pure Beschaffenheit automatisch setzt und sie dadurch absperrt von der Erfahrung, die ihn beseelen soll. Er verfügt über eine bescheidene Anzahl signalhaft einschnappender Wörter"[1]. Während der Anfang des Zitats entwickelt, was zum Entsprechungsverhältnis beider Sprachformen schon gesagt wurde, betont der Rest ihre strukturelle Identität: Abgetrenntsein von konkreter Erfahrung, automatische Wiederholung identischer Bedeutungen, Indifferenz der Bedeutungen gegenüber ihrem Zusammenhang, bildhaftes o.ä. Herausstreichen der einzelnen Wörter, Formalismus[2].

Einzuschränken ist die These von der Komplementarität des "Jargons" und der "eindimensionalen" Sprache insofern, als Adorno mit dem "Jargon" eine Erscheinung in der Bundesrepublik Deutschland nach dem 2. Weltkrieg beschreiben will (seinen Beginn setzt er in die zwanziger Jahre). Die "eindimensionale" Sprachform ist aber zeitlich und v.a. räumlich viel ausgedehnter (Adorno versteht darunter Tendenzen der Sprache aller westlichen Industrieländer, die autoritäre Verwaltungssprache der östlichen ist nicht so bewußt einbezogen wie bei Marcuse).

1.4. Interpretationsversuche

Für die Tendenzen der "eindimensionalen" Sprachform (wie für den Jargon) ist die Frage nach dem Ursprung dringend. Immerhin stehen sie der dialektischen Struktur der Umgangssprache, wie sie bisher herausgearbeitet wurde, diametral entgegen.

1.4.1. Adorno: Vorrang des Allgemeinen; gesamtgesellschaftliches Subjekt

Adorno hat den Gegensatz gespürt: Bei der Beschreibung dieser Tendenzen spricht er von "Sprachzerfall"[3]. Dennoch gelingt es ihm, die

---

1) Adorno (1), S 9
2) Zu diesen Stichworten noch ebda, S 11, 40, 79.
3) Adorno (8), I, S. 168, vgl. II, S 8.218.

moderne Sprachform als Zerrbild der dialektischen zu fassen. Die Verzerrung wird zurückgeführt auf einen Vorrang des Allgemeinen vorm Besonderen, sei's am Subjekt oder am Objekt[1]. So läßt sich in der Tat beschreiben, daß starre Phrasen jede Regung eines Sprechers schematisieren (oder sie gar nicht integrieren können) und die Realität jenseits der Sprache nicht mehr erscheinen lassen. Wenn die Dialektik des Allgemeinen und des Besonderen sistiert ist, sind differenzierte Sprachformen, die das je Besondere adäquat ausdrücken könnten, nicht mehr nötig: So erklärt sich auch die Reduktionstendenz der modernen Sprachform.

Sein Vorrang hat Konsequenzen fürs sprachlich Allgemeine selbst: findet die je neue Konkretisierung, Erfüllung der Sprachbedeutungen nicht mehr statt, verliert sich das Moment des Abstrakten in ihnen und wird ersetzt durch eine starre Scheinkonkretheit. Das ist an scheinbar konkreten, in Wirklichkeit stereotypen Bildern der Werbung genauso zu erkennen wie an konkret klingenden Filmtiteln, die dennoch zum Patent angemeldet werden können, also auf jeden Inhalt passen (so "Die Katze auf dem heißen Blechdach")[2].

Die These vom Vorrang des Allgemeinen bringt die "eindimensionale" Sprachform zwar auf ihren Begriff, die Ursache dieses Vorrangs steht aber noch immer in Frage: Wie kommt es zur Herrschaft eines - irgendwie subjektiv vermittelten, da in der Sprache enthaltenen - Allgemeinen?

Grundsätzlich fällt die Antwort auf diese Frage nicht schwer, vor allem, wenn man über den marxistischen Hintergrund des Denkens von Marcuse und Adorno auch nur grob orientiert ist: Allgemeines Subjekt "hinter" den Einzelsubjekten und gegen sie ist die Ratio der Gesamtgesell-

1) Dieser Vorrang des Allgemeinen ist so zentral für Adornos Reflexionen zur modernen Gesellschaft wie zur Sprache, daß er nahezu immer vorausgesetzt, dafür aber nur relativ selten expliziert ist. Der Rede von der "Hinfälligkeit des Individuellen und der Vormacht des Allgemeinen (so Hölderlins Erfahrung) fehlt der eigene Hinweis auf sprachliche Sachverhalte (Adorno (8), III, S 179). Kritische Forderung an die Sprache ist etwa in der "Ästhetischen Theorie" (Adorno, (1), S 304) die "Konzentration der Sprache aufs Besondere".

2) Das letzte ein Beispiel Adornos, Adorno (8), III, S. 151.

schaft, die zwar durch einzelne Menschen vermittelt ist, ihnen gegenüber aber eigene Macht bekommen hat und als solche von ihnen gar nicht erkannt wird. Treten Ansprüche des gesamtgesellschaftlichen Subjekts so unvermittelt auf wie das in der "eindimensionalen" Sprachform der Fall ist, brauchen sie offenbar auf die Einzelsubjekte, ihre Ansprüche und ihren Realitätssinn kaum mehr Rücksicht zu nehmen. Die Subjekte müßten, wenn Sprache über sie solche Macht hat, von ihr völlig geknebelt oder überhaupt nur rudimentär "Subjekt", im Sinn einer frei über sich selbst bestimmenden Persönlichkeit, sein. Daß für das zweite einiges spricht, könnte ein Vergleich der Studie Adornos und anderer zum "autoritären Charakter" zeigen, aber auch die schon angesprochene These Riesmans von der "außengeleiteten Persönlichkeit"[1].

Ein genauerer Aufweis der Analogie zwischen Sprachform und gesellschaftlichen Tendenzen ist für die Überzeugungskraft des bisher nur grob Skizzierten entscheidend: Dazu sollen Ansätze bei Marcuse und Adorno zusammengefaßt werden; kurz ist dann auf einige zentrale Kategorien der Marxschen Analyse der ökonomischen Entwicklung einzugehen[2].

1.4.2. Marcuse: Rationale Fassade vor gesellschaftlichen Widersprüchen

Marcuse setzt an beim Versuch der Sprache, real vorhandene gesellschaftliche Widersprüche zu harmonisieren. Solche Widersprüche seien in der modernen industrialisierten, technologiebestimmten Gesellschaftsform vorhanden wie je. Marcuse nennt z.B.: die behauptete Gleichheit aller Menschen gegenüber der ungleichen Verteilung der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel wie über das Produzierte ("Macht" und "Reichtum"); das Bestehen von Verschleißindustrien (Werbung, Verpackung...) zusammen mit Hunger; die Fürsorge für den einzelnen im Wohlfahrtsstaat

---

1) Vgl. Adorno (2) und Riesman.

2) Korns Rede von der "verwalteten Welt" als dem Hintergrund der modernen Sprachentwicklung benennt sicherlich dieses gesamtgesellschaftliche Subjekt in plausibler Weise; vom Standpunkt Marcuses und Adornos aus erscheint sie wohl noch etwas zu undifferenziert (in dieser Richtung Genaueres auszusagen, liegt aber auch nicht in Korns Intention).

und das Fortbestehen der Drohung völliger Vernichtung im Atomkrieg. Das Bewußtwerden dieser Widersprüche sei aber so vollkommen wie in keiner Gesellschaftsform zuvor verhindert. Der Grund dafür stecke im bisher ungekannten Maß an Rationalität in der Gesellschaftsorganisation, hinter der sich ihre grundsätzliche Irrationalität verbergen könne: Die Bedürfnisse des Menschen scheinen befriedigt (sicher nur in den westlichen Industrieländern). Weckung und Befriedigung dieser Bedürfnisse wird aber - hinter dem Rücken der Individuen - organisiert, und zwar gemäß den Anforderungen des die Gesellschaft lenkenden und formenden technischen Apparats. Durch die unbewußte Ausrichtung am Apparat werden aber Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen, wesentliche Momente seiner Würde, aufgegeben (auf die nicht nur formal, allein durch das Faktum seines Bestimmtwerdens, sondern auch inhaltlich den Menschen entwürdigenden Moment der vom "Apparat" hervorgebrachten Gesellschaftsstruktur - so Erziehung zur Beschränkung der Individuen auf sich selbst - ist hier nicht einzugehen).

Die vordergründige Rationalität der Gesellschaftsorganisation sei der Grund der oberflächlichen Harmonie der eindimensionalen Sprache. Daß individuelle Bedürfnisse abgeschnitten werden, zeigen die verschiedenen "Bedeutungsdimensionen", ebenso wie die Reduktion der Formen und der Identitätszwang auf die Gefahr des Offenbarwerdens latenter Widersprüche hinweisen. Dadurch wird Sprache nämlich autoritär: Rückfrage und Begründung sind nicht mehr möglich.

1.4.3. Sprachstruktur und Tauschgesetz. Rekurs auf Marx

Adorno reflektiert über die gesellschaftliche Entsprechung jenes sprachlichen Vorrangs des Allgemeinen, wodurch das einzelne Subjekt oder Objekt zum ununterscheidbaren "Fall" wird. Ein Pendant zur Entwertung besonderer Qualitäten am Einzelnen ist ihm das "Tauschgesetz" als allgemeinstes Gesetz der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsform. Jedes Ding und jeder Mensch kann zur "Ware" werden, an der jegliche Qualität über ihren Tauschwert hinaus zu vernachlässigen ist. Auch inhaltlich prägt dieser

sachliche Bezug zur Warenwelt die Sprachbeschreibung Adornos: "Der Gedanke...wird...zur Ware und die Sprache zu deren Anpreisung"[1]. Wörter sind "Warenzeichen"[2]. Die Sprache von Becketts "Endspiel" ist "das wüste Echo der Reklamewelt"[3].

Die Analyse der modernen Industriegesellschaft m.H. der Kategorien des Tauschs und der Ware übernimmt Adorno von Marx. Die Analogie von dessen Untersuchung der Warenform und des Tauschwerts zu Adornos Sprachkritik soll deshalb kurz dargestellt werden[4].

An zwei Punkten wird die Analogie besonders deutlich. Marxens Analyse der Warenform beginnt mit der bekannten Gegenüberstellung von Gebrauchswert und Tauschwert. Wiewohl auch der Gebrauchswert nicht unabhängig ist von der Gesellschaftsform[5], ist doch das Austauschverhältnis der Waren das Charakteristikum, das die Gesellschaftsform wesentlich bestimmt. Dessen Analyse führt Marx deshalb ausführlich durch.

Der Tauschwert stellt nun gegenüber dem Gebrauchswert - und selbstverständlich auch gegenüber den physikalischen Eigenschaften der Ware - eine "Abstraktion" dar[6]. "Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert"[7]. Es liegt also eine doppelte Abstraktion vor: Vom Gebrauchswert und von der Qualität der Waren.

---

1) Adorno/Horkheimer, (14), S 1 2) Adorno (8), II, S 218

3) Ebda

4) Bei Marx vgl dazu MEW 23, S 49-98. - A.Sohn-Rethel hat den Versuch unternommen, den kantianischen Formalismus des Funktionierens von Einbildungskraft, Verstand und Vernunft auf die Abstraktion der Gebrauchsgegenstände im Tausch, also auf die Marxsche Analyse von Warenform und Tauschform, zurückzuführen. Es ergeben sich dabei manche Parallelen zu den Überlegungen zur Sprachform hier (vgl v.a. Sohn-Rethel, S 113-41).- Insofern Sohn-Rethel die kantianische Denkform auf ökonomische Verhältnisse als das ursprüngliche zurückführen will, geht er über die Feststellung von Analogien (wie in der vorliegenden Arbeit versucht) hinaus. Das mag z.T. dadurch gerechtfertigt sein, daß er die geistige Arbeit eines einzelnen Menschen, nicht den unbewußten, in bestimmter Weise kollektiven Prozeß der Sprachveränderung analysiert.

5) Angedeutet Marx, S 55 6), Ebda, S 51

7) Ebda, S 52.

Insofern, als so Qualität auf Quantität zurückgeführt werden kann, ist die grundsätzliche Universalität des Austauschverhältnisses in seiner einfachsten Form schon angelegt. "Die eine Warensorte ist so gut wie die andere, wenn ihr Tauschwert gleich groß ist"[1]. Schon in der ersten Entwicklungsstufe des Austauschverhältnisses, der einfachen Warenform, gilt die "qualitative Gleichheit und quantitative Proportionalität - mit allen anderen Waren"[2].

Zwei Bedingungen werden für den Abstraktionsprozeß im Tausch genannt, die außerhalb seiner liegen: Die Dinge müssen überhaupt einen "gesellschaftlichen Gebrauchswert" besitzen, und ihr Nutzen muß "durch Arbeit vermittelt" sein[3]. Beides ist sicher selbstverständlich: Was niemandem als nützlich erscheint (nicht: ist, deshalb wohl die Rede vom gesellschaftlichen Gebrauchswert), kann nicht getauscht werden, ebensowenig das, was allen umstandslos zur Verfügung steht (Marx' Beispiel: die Atemluft).

Die Tendenz auf universale Allgemeinheit in dem Gesetz, das hinter der Warenform steckt, tritt in den Entwicklungsstufen des Tauschverhältnisses immer deutlicher heraus: Die "allgemeine Wertform", die Vorstufe der letzten, der Geldform, "entsteht...nur als gemeinsames Werk der Warenwelt"[4]; und in der "Geldform" hat die jetzt "einheitliche relative Wertform" (der Maßstab im Austauschverhältnis der Waren) "objektive Festigkeit und allgemein gesellschaftliche Gültigkeit gewonnen"[5].

Das Vorherrschen des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen ist genauso ja Kennzeichen der "eindimensionalen Sprache". Der Prozeß der Abstraktion vom Gebrauchswert entspräche dem der Abstraktion von den Dingqualitäten und der Reduktion der Dinge auf ihre Funktion. Der Abstraktionsprozeß ermöglicht jeweils die universale, von der besonderen Situation unabhängige Geltung der Begriffe wie den universalen Tausch der auf einen gemeinsamen Nenner gebrachten Waren. Der enge Zusammen-

---

1) Bourbon n. Marx, Ebda
2) Ebda, S 76
3) Ebda, S 55
4) Ebda, S 80
5) Ebda, S 83.

hang zwischen Begriffsbildung und gesellschaftlichem Abstraktionsprozeß der Güter zu Waren wird von Adorno so beschrieben: "Der Begriff selber ist, könnte man beinahe sagen, genauso eine Bedingung der gesellschaftlichen Arbeit wie umgekehrt er genetisch als ein Abstraktionsprodukt der gesellschaftlichen Arbeit sich selbst verdankt"[1]. - Das Anwachsen der Macht des Allgemeinen und die wachsende Unverhülltheit, mit der es sich durchsetzt, ist der Entwicklung des Tauschverhältnisses wie der Begriffe eigen.

Die logische Sprachtheorie ratifiziert diesen Abstraktionsprozeß im Prinzip der Quantifizierbarkeit der Begriffe. Gerade im Konventionalismus wird die Tendenz, Qualitäten auf Quantitäten zu reduzieren, beibehalten. - Auch die universale Geltung der Bedeutungen ist für sie ein entscheidendes Postulat. Wie für die Warenwelt das Gesetz des Tauschs, gilt für die Welt der Sprachbedeutungen im Konventionalismus das Interesse der Sprachbenutzer als einzige bestimmende Größe: Wie die Waren allein die Quantität ihres Tauschwerts gegenüber den anderen bestimmt, werden die Umfänge der Begriffe allein vom Subjektinteresse festgelegt. An dieser Stelle wächst der Vergleich auch über die bloße Analogie hinaus, und deren Ursache wird deutlich: Wie der Hintergrund der völligen Durchsetzung des Tauschgesetzes letztlich das (Gewinn)interesse der Einzelnen ist, und so ein Herrschaftsinteresse, ist auch das Subjektinteresse hinter der modernen Sprache und ihrer logischen Reflexion eines der Herrschaft: Alles andere muß ihm sich unterordnen.

In einem zweiten, entscheidend wichtigen Punkt stimmen Marcuses und Adornos Charakteristik mit der Analyse Marx' überein: Eine einzige Eigenschaft bestimmt nach Marx die Größe des Tauschwerts der Waren, nämlich die in ihnen "geronnene" menschliche Arbeitskraft. Beim Verwandlungsprozeß der Arbeitskraft in Ware sind zwei Momente festzuhalten: Da vom "nützlichen Charakter" der Waren nach Marx nicht mehr gesprochen wird, "verschwindet (auch) der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen konkre-

1) Adorno (3), S 266

ten Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allesamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit"[1]. Daß Marx diesen Prozeß der Abstraktion kritisiert, zeigen Formulierungen für die Ware wie "gespenstige Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit"[2]. - Mit dem Abstraktionsprozeß schwindet auch die Erinnerung an ihn. Entscheidend für die Warenform ist, daß die in ihr verausgabte Arbeit sich "als seine 'gegenständliche' Eigenschaft (sc.: des Gebrauchsdings) darstellt..."[3] Die Vergegenständlichung der Arbeit ist so das zweite Ergebnis des Abstraktionsprozesses. Sie erscheint Marx als der Grund des "rätselhafte[n] Charakter[s] des Arbeitsprodukts, sobald es Warenform annimmt":

> "Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt...Durch dieses Quidproquo werden die Arbeitsprodukte Waren"[4].

Diese Vergegenständlichung macht den "Fetischcharakter der Warenwelt"[5] aus.

In der Struktur der "eindimensionalen Sprache" ist eine ähnliche "Vergegenständlichung" festzustellen, die ineins läuft mit den beiden Momenten des Abstraktionsprozesses, der Abstraktion vom Gebrauchswert der Dinge wie von der konkreten menschlichen Arbeit, die in ihnen steckt.

Für die dialektische Sprachtheorie entsteht die konkrete Bedeutung aus einem Prozeß der Konkretisierung relativ allgemeiner Bedeutungen durch Situation und Subjekt des Sprachbenutzers mit seinen aktuellen Regungen. Für die moderne Sprachform war die Schrumpfung dieser Dialektik von allgemeiner und konkreter Bedeutung zur Wiederholung identischer Formeln festgestellt worden (Vgl Marcuse: Verlust des transitiven Sinns; Adorno: Sprachliche "Leerformen"). Auch hier findet also ein doppelter Abstraktionsprozeß - von Realitätsentsprechung und individuellen Ausdrucksimpulsen - statt, in dessen Verlauf die grundsätzlich fließende,

---

1) Marx, S 52
2) Ebda
3) Ebda, S 76
4) Ebda, S 86
5) Ebda, S 87

veränderliche Struktur der Bedeutung - jeder Akt der Anwendung verändert sie - sich zur identischen Wiederholung verfestigt. Ineins mit diesem doppelten Abstraktionsprozeß sind auch die Bedeutungen "Fetische" geworden: Sie erscheinen als im Voraus gegebene, fixierte Größen, der Prozeß, dem sie als solche doch erst entspringen, dagegen als sekundär, ihnen zufällig.

Sprachbedeutungen sind allerdings, da ein Moment gewordener Unabhängigkeit gegenüber Situation und Sprecher positiv unbedingt festzuhalten ist[1)], nicht mit den Waren gänzlich gleichzustellen. Man kann eine solche Analogie auch aus anderen Gründen nicht überstrapazieren: Während der Abstraktionsprozeß bei Marx ein sich ständig wiederholender ist, handelt es sich bei der Verfestigung der Bedeutungen um einen einmaligen Vorgang, der am Anfang der Tendenzen zur modernen Sprachform steht. Die Analogie bekäme einen magischen Charakter, wollte man sie so strikt durchführen. Entscheidend bleibt, daß in beiden Bereichen ein identisches Herrschaftsinteresse sich ausdrückt. Dies hat die Tendenz, alles von ihm Verschiedene sich anzugleichen und Besonderheiten wie Eigendynamik zu unterdrücken. Von hier hat die Analogie auszugehen, und alle verglichenen Züge müssen hierauf zurückgeführt werden können. Ist so die grundsätzliche Grenze des Vergleichs markiert, kann der Hinweis gewagt werden, daß auch im Verhältnis von Arbeit und Ware der Abstraktionsprozeß nicht nur sich ständig wiederholt. Die Arbeit wird, bei fortschreitender Arbeitsteilung,selbst abstrakt: Handgriffe müssen bei maschineller Produktion strenger als das bei der handwerklichen der Fall war als identische wiederholt werden, und die Arbeit verliert gleichzeitig erheblich an innerer Vielfalt (Fließbandarbeit, aber auch Aufsicht bei automatisierter

1) Dies positive Moment an der Abstraktion, die in jeder Bedeutung steckt, sieht auch Adorno. Er entwickelt die Dialektik der "Mobilität" der Worte: Einerseits zeige sie die Vernachlässigung des Besonderen und das Eindringen des Zwecks der Selbsterhaltung in Sprache an, andererseits sei ohne sie ein Eingehen aufs je einzelne Objekt unmöglich, und der Geist sei auf ein Moment des Überschießens der Bedeutung gegenüber der konkreten Verwendung angewiesen. Auch am Tauschprinzip selbst, das eben als Mobilität der Worte in der Sprache von Anfang an enthalten sei, wird also ein positives Moment gezeigt (Vgl Adorno (4), S 88f).

maschineller Produktion). Der Abstraktionsprozeß schlägt vom Produkt auf den Produzierenden zurück. Sprachlich ist das noch offensichtlicher: Ausdrucksregungen werden typisiert; die Wirklichkeit wird zu dem Klischee gemacht, als das sie erscheint.

1.5. Parallele zur "eindimensionalen Sprache": Die Entwicklung der (nicht-dialektischen) modernen Sprachphilosophie

Die Theorie der "eindimensionalen Sprache" verträgt sich mit sehr vielen sprachphilosophischen Ansätzen nicht. Diese erscheinen ihr vielmehr oft als (unbewußtes) Erheben der kritisierten Tendenzen zum sprachphilosophischen Prinzip.

1.5.1. Begriffe als Fetische

Die abstrakte Gegenständlichkeit all dessen, was dem Tauschgesetz unterworfen ist, wird immer wieder von den Menschen erfahren. Der Fetischcharakter der Ware, das Wissen, daß jene abstrakte Gegenständlichkeit nicht Natur ist, bleibt ihrem Bewußtsein dagegen verborgen, es bedarf der Aufklärung durch eine kritische ökonomische Theorie.

Anders ist es bei der "eindimensionalen Sprache": Ihre Phrasen werden gebraucht, ohne daß man an ihrer Gleichförmigkeit sich stieße. Zum Prinzip erhoben wird die absolute Identität der Bedeutungen erst von einigen Richtungen der Sprachphilosophie: Sie machen die gewordenen Bedeutungen zu einem Ersten, hinter das nicht mehr zurückgefragt werden könne. Indem die Begriffe so vergegenständlicht werden, ist auch ihre Fixiertheit selbstverständlich: Gegenstände sind ein Festes, nicht ohne Modifikation ihres je charakteristischen Seins zu verändern.

Zwischen solcher Sprachphilosophie und der von Marx kritisierten bürgerlichen Nationalökonomie besteht wieder eine Entsprechung. Diese Nationalökonomie ist, wie das Alltagsbewußtsein, auf die "Verzauberung" der Waren-Fetsiche hereingefallen. Parallelen zwischen dieser Marxschen Kritik und der Adornos an bestimmten Gestalten moderner Sprachphilosophie sind zu erwarten.

Zum späteren Vergleich seien zwei Äußerungen Marx' zitiert: Die bürgerlichen Ökonomen werden "von dem der Warenwelt anklebenden Fetischismus oder dem gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Arbeitsbestimmung getäuscht"[1]. Sie "finden,... daß der Gebrauchswert der Sachen unabhängig von ihren sachlichen Eigenschaften, dagegen ihr Wert (d.i.: der Tauschwert) ihnen als Sachen zukommt"[2].

Heidegger

Zu dem Typus von Sprachtheorie, der entsprechend zu kritisieren ist, gehört sicher die an Heidegger monierte "Sprachontologie": Auch sie verwischt ja das Faktum der Konstituiertheit der Begriffe. Darüberhinaus erweckt sie den Eindruck, als seien Wirklichkeit und "natürliche" Begrifflichkeit unmittelbare Entsprechungen, unterschlägt also das Moment der Gewalt in der Sprache.[3]

Heidegger betont zwar die ontologische Aufgabe der Sprache (als "Haus des Seins" u.ä.), über den ontologischen Status der Begriffe reflektiert er aber nicht eigens. Die Hypostasierung der Begriffe findet sich deutlicher bei seinem Lehrer Husserl.

Husserl

Ganz konsequent muß es erscheinen, daß Adornos Husserl-Kritik[4] hier einen ihrer Hauptansatzpunkte hat. Der singuläre Sinn, ein jedenfalls vermitteltes Geistiges, werde in einer "Seinssphäre absoluter Ursprünge"[5] angesiedelt (Husserls "reine Bedeutungen"). Die Beurteilung klingt deutlich an Marx an: ein "Denken, dem das Resultat in Sein sich verzaubert"[6]. In Husserls Philosophie werde die Künstlichkeit des angeblich Ursprünglichen besonders deutlich: Das "intentionale Objekt" ist weder Empfindung noch Gegenstand und soll dennoch unabhängig von beiden geistig gegeben sein. Für seine Erkenntnis muß eine eigene Methode, die der phänomenologischen Wesensschau, in "ideierender Abstraktion"[7], ange-

1) Marx, S 95-98, zit. S 97
2) Ebda, S 98
3) Auf diese Adornosche Kritik an Heidegger wurde ja schon hingewiesen, vgl. o. S 370 samt dem Hinweis auf Adorno (1)
4) V.a. in Adorno (5)
5) Husserl, Ideen 107 u. Adorno (5), 11
6) Adorno (5), S 99-116, zit. S 101
7) Ebda, S 109

setzt werden. Diese sei aber eine paradoxe Zusammenschau der mathematischen Allgemeinheit und der aufs konkret-Individuelle zielenden geschichtlichen Erkenntnis[1].

Ein zweiter Ansatzpunkt von Adornos Kritik an Husserl ist in unserem Zusammenhang bemerkenswert: Die "reinen Bedeutungen" sind nichts in der empirischen Wirklichkeit Vorfindliches. Sie sind zwar Seiendes, zugleich aber Geistiges. Die empirische Wirklichkeit erscheine bei Husserl lediglich als ungeformte Hyle[2]. Daß das Prinzip der Einheit in ein seiendes Geistiges, in ein objektiviertes Subjektives also, verlegt und die materielle Wirklichkeit abgewertet wird, muß Adorno als Ratifizierung des Tauschgesetzes und seines Verfahrens mit den Waren für den Bereich der Begriffe erscheinen: Auch dort entmächtigt ein objektiviertes Subjektives - der Tauschwert - das Objekt und seine Qualitäten.

Fodor/Katz

So deutlich wie bei Husserl ist die Entsprechung in vielen anderen sprachphilosophischen Ansätzen sicher nicht (Insofern ist die ausführliche Husserl-Kritik Adornos für diese Arbeit ein Glücksfall), grundsätzlich läßt sie sich aber überall dort analog vorbringen, wo die Begriffe in irgendeiner Weise absolut gesetzt werden, ihre Konstituiertheit der Reflexion entzogen ist. Die kleinsten unveränderlichen Bedeutungseinheiten z.B., die Fodor und Katz hinter den je verschieden zusammengesetzten Bedeutungen natürlicher Sprachen ausmachen wollen[3], sind ähnlich ein absolut gesetztes Geistiges.

Quine

Nicht ganz so gut vergleichbar sind Versuche, die Begriffe im Materiellen zu fixieren (vgl die Tendenz des frühen Quine, z.B. Reduktion von Eigenschaften auf Klassen). Sie wären, will man sie so sozialgeschichtlich einordnen, als Relikt älteren Bewußtseins zu betrachten: Die Entmächtigung der Natur ist hier noch nicht ganz nachvollzogen. Damit würde zusammen-

1) Adorno (5), S 102f
2) Vgl. Ebda, S 100f
3) Vgl Katz

stimmen, daß in der Wissenschaftsgeschichte der Empirismus durch den Konventionalismus ja abgelöst wurde. - Freilich zeigt sich hier auch die Unmöglichkeit, durch allzu simple Analogien Sprachgeschichte, Sozialgeschichte und Sprachtheorie in Verbindung zu bringen. Das empiristische Element in Quines Denken ist, genau betrachtet, so unberührt von der gesellschaftlichen Entwicklung nicht: Die empiristische Reduktion der Eigenschaften auf Klassen intendiert nämlich nicht ein unversehrtes Materielles; vielmehr vollzieht sie die Abstraktion der Qualität zur Quantität nach.

1.5.2. Die logische Form: Hypostase des Tauschgesetzes

Der logische Konventionalismus, wie ihn etwa Carnap und Hempel vertreten, scheint in diese Kritik nicht zu passen[1]: Die Begriffe sind für ihn Konstituiertes; und sofern der Ursprung ihrer Konstitution im Subjektinteresse erkannt ist, steht der Konventionalismus eine Reflexionsstufe über der Husserlschen Erkenntnistheorie.

Problematisch ist allerdings bereits der Begriff der "Konvention". Er setzt voraus, daß die Bedeutung der Begriffe auf eine Übereinkunft aller Subjekte einer Sprachgemeinschaft zurückgehe. Die Differenz, die die Theorie der "eindimensionalen Sprache" zwischen gesamtgesellschaftlichem und Einzelsubjekt aufdeckte, kann so gar nicht in den Blick kommen[2].

1) Was an allen logischen Sprachtheorien und am Konventionalismus insbesondere schon kritisiert wurde - Quantifikationsprinzip, universale Geltung der Bedeutungen, Subjektinteresse als Konstituens der Bedeutungen-, kann jetzt außer Acht bleiben.

2) Diese Kritik am logischen Konventionalismus ist auf Zeichentheorien der Sprache mehr pragmatistischer oder positivistischer Herkunft zu übertragen: Auch in ihnen ist die Differenz zwischen Einzelsubjekten und allgemeinem Subjekt hinter der Sprache a priori nicht zu erkennen. Termini wie "Konvention" und "Sprechergemeinschaft" zeigen das. - Korns Analyse weist dagegen immer wieder auf, wie Massenhaftigkeit und Anonymität der "verwalteten Welt" sich in der Sprache spiegeln. Die abgeschwächte Personbezeichnung in Nominalzusammensetzungen mit "-träger", "-mitglied", "-inhaber" u.ä. weist auf Entindividualisierung und Verrechenbarkeit hin (Korn S 26-32); Schlüsselwörter der "Sprache der Domestikation" wie "richtig liegen" lassen die Unpersönlichkeit der Instanz, die die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt, deutlich werden (Korn, S 62f, vgl o.S 371f); schließlich zeige die Neigung zu Infinitivkonstruktionen u.a. den Verzicht darauf, ein konkretes Subjekt zu benennen, also die Massenhaftigkeit von Einstellungen, Gefühlen usw. (Korn, S 118-25).

Wie aber wird der Status der logischen Form selbst beurteilt? Carnap etwa stellt deren Geltung nicht in Frage; für ihn wie für Hempel ist sie selbstverständlicher Ausgangspunkt bei der Rekonstruktion der Wissenschaftssprache. Sie macht den Kern von deren Rationalität aus. Da bei Carnap und Hempel keine eigenen Erwägungen zur Gültigkeit der logischen Form angestellt werden, ist die Vermutung naheliegend, daß sie die traditionellen intuitionalistischen und axiomatischen Begründungen der mathematischen Logik übernehmen (der platonische Weg dürfte hier - bei der Abneigung aller neueren Logik gegen Ontologie - zu vernachlässigen sein). Beide Begründungen sind nun offenkundig Verlegenheitslösungen: Während der axiomatische Ansatz seine Willkür offen eingesteht, weicht die intuitionistische Evidenzbehauptung dem Problem der Begründung aus. Es "fehlt dieser Evidenz...durch ihre Unmittelbarkeit die Anweisung dafür, warum diese Sätze so und nicht anders sein sollen"[1].

Der Status der Gesetze der Logik ist so nur ungenügend geklärt: Jedenfalls stehen sie nicht auf der Seite der naturhaften Wirklichkeit, andererseits wird nicht zugegeben, daß sie auf konkrete Akte einzelner Subjekte zurückgeführt werden können. Sie hätten also eine ähnliche Struktur wie das Tauschgesetz: Auch es ist von Subjekten gemacht, seine Konstituiertheit verbirgt sich aber wie unter einem Schleier. - Zwei wesentliche Eigenschaften des logischen Mechanismus unterstützen die Analogie: Wie das Tauschgesetz alles zur Ware macht und auf seinen Nenner bringt, verlangen die Gesetze der Logik nach unbeschränkter Gültigkeit; und das Prinzip der Quantifizierbarkeit beraubt die Dinge ihrer Qualitäten.

Jenen Schleier sucht Adorno gegenüber der Logik, wie Marx gegenüber der bürgerlichen Ökonomie, zu zerreißen: Er möchte nachweisen, daß die vorgeblich zeitlos gültigen, allgemeinen Gesetze aus empirischen Gegebenheiten und Handlungen entspringen[2].

So seien die Denkgesetze "nicht als reine Formen von Denken zu entwickeln", sondern sie "begreifen notwendig...die Frage nach einer

---

1) Adorno (3), S 138

2) Vgl. zum Folgenden v.a. ebda, S 135 - 41.

möglichen Gegenständlichkeit überhaupt in sich"[1]. Daran zeige sich die letzte, unaustilgbare Spur der Bezogenheit auch der formalsten Grundgesetze der Logik auf die Empirie und ihre Entstehung aus dieser. - Diese Spur der Empirie finde sich auch im Zeitmoment, das für alle Operationen der Mathematik angesetzt werden müsse (der "Vorgang des Zählens ...als das Durchlaufen einer Reihe")[2] und das der Grund dafür gewesen sei, daß Kant die Sätze der reinen Mathematik nicht als analytische, sondern als synthetische Sätze a priori angesetzt habe. - Schließlich könne das konstitutive Prinzip der Widerspruchsfreiheit genetisch erklärt werden, nämlich aus der Einheit des Bewußtseins.

Der Konventionalismus ist so als reflektiertere Stufe der Sprachtheorie zu beschreiben, dem nur die Hypostase der logischen Form undurchschaut bleibt. Vom späten Quine wird bekanntlich sogar deren absolute Geltung in Frage gestellt. In der Vorstellung vom "Netzwerk", das die Sprache sei, ist die Entmächtigung der Realität allerdings auch nachvollzogen, und die Diskussion über die Struktur des Netzes selbst bleibt grundsätzlich eingeschränkt - auf Erörterungen an seinem Rand und auf bestimmte metasprachliche Reflexionen. Dennoch verschafft sein pragmatistischer Impuls dem Ansatz Quines eine deutliche Sonderstellung[3].

1.5.3. Anpassung an die "eindimensionale Sprache": Die "Philosophie der gewöhnlichen Sprache"

Die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein und seiner Nachfolger verfällt der sehr hart vorgetragenen Kritik Marcuses[4] (Die logischen Sprachtheorien beachtet er kaum).

Marcuse wie auch Adorno sahen ihre Beschreibung der "eindimensionalen Sprache" wesentlich als Sprachkritik. Erhebt eine Sprachphilosophie eben diese Sprachform zum positiven Maßstab, kann das von ih-

1) Adorno (3), S 138 2) Ebda, S 140

3) Durch die hier vorgenommene Unterscheidung verschiedener Typen der Logik wird versucht, die oft etwas globale Logikkritik Adornos - vgl etwa Adorno (13) - sinnvoll zu differenzieren, wenigstens für die in dieser Arbeit behandelten Autoren.

4) Marcuse, S 184-213.

nen nicht akzeptiert werden, auch wenn es - mindestens der erklärten Absicht nach - nicht so sehr aus positivistischer Anpassung, sondern aus Kritik an der logischen Sprachtheorie geschieht.

Für Marcuse ist so ganz und gar nicht "klar..., daß jeder Satz unserer Sprache in Ordnung ist wie er ist"[1]. Die Kritik Wittgensteins an Sprachgebräuchen, die sich nicht an einem "Sprachspiel", einem regelhaften Sprache - Handlungs - Zusammenhang, ausweisen lassen, erscheint als "geradezu masochistische Reduktion der Sprache aufs Bescheidene und Gewöhnliche"[2] - verständlich angesichts von Wittgensteins Forderung: "Wenn die Worte 'Sprache', 'Erfahrung', 'Welt' eine Verwendung haben, so muß sie eine so niedere sein wie die der Worte 'Tisch', 'Lampe, 'Tür'"[3]. - Genau parallel zum Operationalismus in den Sozialwissenschaften stellt hier eine Sprachphilosophie (die alles so lassen will, wie es ist) die Allgemeinbegriffe, die zum B e g r e i f e n der Welt (im Sinn des Aufreißens einer kritischen Distanz zwischen Genesis und Geltung, Sein und Sollen, Wesen und Erscheinung) unabdingbar sind, unters Verdikt - zugunsten einer mikroskopisch genauen Beschreibung dessen, was alltäglich ist. Diese Mikroskopie[4] verfällt dem Schein der falschen Unmittelbarkeit.

Die Kritik an der "Philosophie der gewöhnlichen Sprache" kann so allerdings nicht hingenommen werden. Wie schon angedeutet, stellt sie deren Intention falsch dar bzw. vernachlässigt sie völlig. Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen" waren gegen die sprachanalytische Philosophie seiner Frühzeit (des "Tractatus") und des Wiener Kreises gerichtet und bedeuten dieser gegenüber unbestreitbar einen Fortschritt. Dieser Hinweis muß der Analyse objektiv gegebener Implikationen einer solchen Philosophie hinzugefügt werden. Nur so können ihre fruchtbaren Möglichkeiten (der Mensch und sein Selbstverständnis, das von vorneherein sozial bestimmt ist, werden an den Anfang der Philosophie gestellt, nicht mehr

---

1) Wittgenstein n. Marcuse ebda, S 191
2) Ebda
3) Wittgenst. n. Marc. ebda
4) Marcuse zitiert S 189f ein Beispiel aus Austin

ein logisches System, das analog zum gesellschaftlichen die Tendenz hat, den Menschen zu seinem Objekt zu entwürdigen[1]) gesehen und gewahrt werden.

1.6. Das Verhältnis zur (positiv-) dialektischen Sprachphilosophie

Was von der Theorie der "eindimensionalen Sprache" zur dialektischen Sprachphilosophie zu sagen ist, könnte auf den ersten Blick sehr einfach scheinen: Sie steht vor der Entwicklung zur modernen Sprachform oder ignoriert sie einfach. Behielte man sie bei, würde ideologisch ein Vergangenes gegen die fortschreitende menschliche Wirklichkeit festgehalten.

So einfach kann das Verhältnis schon deshalb nicht sein, weil Adorno und Marcuse kritisch zu den Tendenzen der modernen Sprachform stehen, insofern grundsätzlich an einem dialektischen, "zweidimensionalen" (Marcuse) Denken selbstverständlich festhalten.

Ist die Kritik an der "Philosophie der gewöhnlichen Sprache" auf Lipps übertragbar?

Andererseits versteht etwa Lipps seine Untersuchungen phänomenologisch, kaum kritisch. Insofern stimmt er mit Wittgenstein und dessen Nachfolgern überein.

Unmittelbar ist die Übertragung der Kritik Marcuses auf Lipps dennoch nicht möglich. Lipps' Untersuchung der Sprachverwendung differenziert viel weitergehend als Wittgensteins. Dessen Begriff des "Sprachspiels" (Beispiel: Zwei Maurer verständigen sich darüber, wann der eine dem andern neue Steine zureichen soll)[2]) steht der der "Situation" gegenüber.

Der Situation fehlt das Moment der regelhaften Wiederholung, das

---

1) J. Habermas (1), S 220-42, stellt (neben anderen wie K.O.Apel) diese positiven Ansätze in den "Philosophischen Untersuchungen" heraus: Er nennt sie (nach Wittgensteins "Tractatus") die zweite "Stufe(n) der Selbstkritik" des logischen Positivismus (S 222).

2) Wittgenstein, (2), §2, zum Vergleich Lipps-Wittgenstein, Vgl. o. II, 2.2.3.3.2.

für die "Sprachspiele" kennzeichnend ist. Situation wird vielmehr als dialektischer Bestimmungsprozeß gefaßt: Als Bestimmen des unbestimmten Objekts durchs Subjekt (die "offene Unbestimmtheit der Situation" wird von mir praktisch erledigt), als Bestimmung des Subjekts durchs Objekt und, ineins damit, als Selbstbestimmung des Subjekts ("Ich erschließe sie mir (sc.: die Situation), sofern ich auf mich selbst dabei zukomme. Nur von daher bekommt sie Gesicht und die Spitze ihrer Bedeutung"[1]). Im Gegensatz zur Konzeption der Philosophie der gewöhnlichen Sprache wird also das Subjekt nicht auf die Übernahme eines im vorhinein gesellschaftlichen festgelegten Systems von Sprache-/Handlungszusammenhängen beschränkt, sondern ihm wird die Aufgabe der Bewältigung, also auch der Formung, seiner Umwelt zugesprochen.

Von der "Situation" hebt Lipps andere Weisen menschlicher Befindlichkeit ab, denen eine andere Weise der Sprachverwendung entspricht; so wird die "Lage" (sachliche Bestimmung von Rede und Handlung durch einen den Kommunikationspartnern gemeinsamen Horizont eines regelhaft geordneten Sprache-Handlungs-Zusammenhangs, z.B. der gemeinsamen Arbeit[2]) von der Situation abgehoben - sie würde am ehesten das fassen, was Wittgensteins "Sprachspiele" beschreiben-, aber auch das Geschick[3] (dominierend ist hier das Moment des zufällig einem Menschen Begegnenden, das sich nicht bewältigen läßt in einem gelernten und an der Sprache entwickelten Sprache-Handlungs-Zusammenhang) und das Schicksal[4]. Wittgensteins lebenspraktische Grundlegung wird durch die Abhebung des "Gesprächs" von der Handlungs- und sachbezogenen Interaktion zumindest stark erweitert (Merkmale eines Gesprächs: konstitutive Wichtigkeit der Sprache, Intention weniger auf eine Sache als auf den Partner)[5]. Das Gespräch, das nicht auf eine Sache zielt, würde von Wittgenstein wohl abgelehnt werden als eine Sprache, die "feiert"[6].

---

1) Wittgenstein (2) §2. Die Problematik des Existenzbezugs wurde bei der Besprechung Lipps' ausführlich dargestellt.
2) Vgl. ebda, S 24
3) Ebda, S 26
4) Ebda, S 27
5) Ebda, S 30-37
6) Wittgenstein (2), § 38.

Begriff der "Sprachphänomenologie"

Problematisch muß für Adorno und Marcuse dennoch die beschreibende Intention Lipps' bleiben.

Ausgang der Untersuchungen Lipps' (und eines ihrer wesentlichen Ziele) ist die genaue Beschreibung verschiedenster Sprachgebräuche und ihres Funktionierens. Der Ausgang von der je einzelnen Sprachverwendung bedingt eine Tendenz zur Differenzierung bei irgend allgemeinen, gängigen sprachtheoretischen Annahmen. Jener Ausgang wie diese Tendenz sind Lipps und Wittgenstein gemeinsam.

Die Intention Lipps' kann mit dem Ausdruck "Sprachphänomenologie" gefaßt werden. Auch wenn Lipps ihn nicht selbst verwendet, paßt er auf ihn besonders gut: dafür sprechen seiner Herkunft aus dem Göttinger Phänomenologenkreis und der Einfluß von "Sein und Zeit" auf die "Hermeneutische Logik"[1].

Zwei Vorbehalte bleiben gegenüber der phänomenologischen Methode, auch in ihrer Heideggerschen Form: Im Vorgriff wird der Gegenstand der Untersuchung zu etwas gemacht, das sich von sich aus zeigt ("das Sich-an-ihm-selbst-zeigende"[2]. Ähnliches bei Lipps - als Heidegger-Zitat - in der Beschreibung des apophantischen Aufweisens der Dinge: "etwas von ihm selbst her ent-deckend sehen lassen"[3]). Gegenüber der Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Wesen und Erscheinung, fakti-

---

1) Zum Phänomenologiebegriff von "Sein und Zeit" vgl Heidegger, § 7, S. 27-39. - Die beschreibende Intention Lipps' und die Entsprechung zu Wittgenstein in diesem Punkt ist schon von Bräuer und Gandamer bemerkt worden. H.G. Gandamer spricht in seinem Essay über Lipps (H.-G.G., Philosophische Lehrjahre, Frankfurt 1977, S 161-65) selbstverständlich von "sprachphänomenologischen Fragen", die er behandelt habe. Ähnlich wie oben wird das Verhältnis zur ordinary language philosophy insgesamt gekennzeichnet. Sie habe "nicht nur einen Vorgänger, sondern ein großartiges Gegenüber in Hans Lipps" (S 165). Bräuer weist in seinem Vergleich von Wittgenstein und Lipps darauf hin, wie sich bei beiden "das Um-seiner-selbst-willen-ernstnehmen" sprachlicher Erscheinungen finde. Lipps tue das "phänomenologisch" (Bräuer, S 138; vgl. S 133).- Königs Haltung zur Sprache läßt sich mit der Lipps' durchaus vergleichen; so war ja auch bei König schon v.a. aus sachlichen Gründen - von Sprachphänomenologie die Rede (vgl. o. S 274).

2) Heidegger, S 28

3) Lipps (1), S 123

schem Sein und Genesis bleibt die Analyse dann blind, ihre Entdeckung wird zum Zufall. Der Gegenstand der Sprachphilosophie kann, weil er historisch geworden ist, nicht in dieser Weise phänomenologisch behandelt werden.

Genauso blind bleibt die phänomenologische Methode gegenüber dem Problem des Vorverständnisses des Phänomenologen selbst. Das hermeneutische "Vorverständnis" des Interpreten wäre kritisch zu befragen auf seine durch die gesellschaftliche Position gegebene Interessenlage hin (Diese wäre eine "objektiv" gegebene Bedingung der Arbeit des Interpreten. Insofern ist sie vom "unaufhebbaren" Vorverständnis zu trennen und hat grundsätzlich nicht seine Bedeutung).

Während ein Einwand in dieser Richtung mir für Heidegger grundsätzlich gültig scheint (er wird zwar bei ihm in gewissem Maß relativiert durch das Konzept des ganzen Werkes; der ausgeführte Teil von "Sein und Zeit" dient gerade der Auslegung des Vorverständnisses des Daseins, das der Mensch ist; auf das Vorverständnis jedes einzelnen Menschen als Problem der Erkenntnis wird damit aber nicht eingegangen), ist Lipps hier vorsichtiger zu beurteilen. Darauf wurde schon hingewiesen.

Es sei hier noch angemerkt, daß Marcuse bei seiner (impliziten) Kritik an einem phänomenologischen Ansatz mit seiner Konzeption, die Gegenwartssprache quasi "von außen" zu beurteilen, keineswegs die hermeneutische Kehrseite der kritischen Begriffe (die Geschichtlichkeit des Untersuchungsgegenstandes, das Vorverständnis des Interpreten) übersieht: Die Bemerkung zum Problem der "Metasprache"[1] stellt klar, daß es ein absolutes "von außen" für einen Sprachphilosophen nicht gibt. Deswegen muß sein kritisches Begriffsinstrumentarium in der untersuchten Sprache wenigstens schon angelegt sein. Er muß "die bestehende Sprache selbst dazu ...bringen auszusprechen, was sie verbirgt oder ausschließt; denn was aufgedeckt und denunziert werden muß, ist i n n e r h a l b des Universums der Alltagssprache wirksam, und die herrschende Sprache e n t -

1) Marcuse, S 193f u. v.a. S 209f

h ä l t die Metasprache"[1]. Der Untersuchende ist also auf die Sprache, in der auch er steht, in ihrer geschichtlich so gewordenen Gestalt angewiesen. Der Überlieferungsprozeß, der sein Vorverständnis bestimmt, ist damit grundsätzlich anerkannt.

Läßt sich Lipps' Position gegenüber der "Philosophie der gewöhnlichen Sprache" nun noch über das Gesagte hinaus bestimmen?[2] Dazu könnte eine Hypothese zu seinem unbewußten Erkenntnisinteresse dienen. Damit wäre gleichzeitig eine Konkretisierung des - allerdings eingeschränkten - Vorwurfs der Blindheit gegenüber Vorurteilen des Interpreten gegeben.

Lipps' Sprachphänomenologie ist getragen von einem (unbewußten) Impuls gegen das, was Marcuse "eindimensionale Sprache" nennt und was in der Philosophie der gewöhnlichen Sprache Gegenstand der Untersuchung und Maßstab für korrekte Sprache wird. Gegen diese Sprache wird die Persönlichkeit ermöglichende und bildende Sprachkonzeption der Philosophie des 19. Jahrhunderts (vgl v.a. Humboldt) aufgeboten. Das Werden des einzelnen zur autonomen Person im Gespräch, in der Auseinandersetzung mit seinem Gegenüber (ob als menschliches Gegenüber gefaßt oder nicht) wird hier betont.

Sicher kann Lipps dabei an die heute gesprochene Sprache anknüpfen. Nur muß er die Tendenzen in ihr, die in die Richtung von Marcuses Konzeption laufen, übersehen oder an den Rand drängen. Da damit ein Widerspruch zu seiner beschreibenden Absicht gegeben wäre, bedeutete der Nachweis eines solchen Übersehens eine beträchtliche Stütze für die oben formulierte Hypothese.

Eindimensionale Sprachform bei Lipps

Nur einmal, und nicht an hervorragender Stelle, wird in der "Her-

1) Marcuse, S 210, Hervorhebung durch Marcuse. - Der Hinweis richtet sich gegen die Interpretation der Kritischen Theorie als leerlaufende Reflexion, die sich in der Negation des Vorgefundenen erschöpft (so etwa Bubners Kritik an Adorno).

2) Manchmal trifft sich Lipps aufgrund der gemeinsamen beschreibenden Intention mit der "Philosophie der gewöhnlichen Sprache", v.a. Wittgen-

(Forts. nächste Seite)

meneutischen Logik" die moderne Sprachform beachtet: Bei der Behandlung von "Bedeutungsmodalitäten" geht Lipps auf die Weise des Bedeutens von "Schlagworten" und neugeprägten Abkürzungswörtern ("DKW, AEG, HAPAG") ein[1]. Ihre Behandlung an dieser einzigen Stelle ist bezeichnend: Zunächst wird den Abkürzungswörtern (von Lipps' Konzeption her sehr konsequent) bescheinigt; sie "sind keine s p r a c h l i c h e n Wörter"[2]. Dann aber wird auf die "Kraft der Sprache" hingewiesen, die auch solche "Abbreviaturen""einbezieht in ihre Fügung"[3]. Das Gewicht der alten Sprachform wird als so bedeutend angesetzt, daß sie sich gegenüber den Neuentwicklungen problemlos durchzusetzen vermag[4].

In diesen Zusammenhang gehört auch Lipps' Beschreibung nicht moderner Formen des Defekts der Alltagssprache (gemessen an seinem emphatischen Sprachideal der "Fassung" und Formung der Wirklichkeit). Es wäre ja möglich, daß moderne Verfallsformen hier eingeordnet werden[5].

> So fehle dem Sprichwort die aufschließende Kraft der Sprache: "Sprichwörter decken wie Schablonen, die man bereithält"[6]. Es ist "nicht eigentlich eine Welt, die erschlossen wird, sondern die

---

Zu 2) Forts. von S. 394: ...steins selbst, auch in der Philosophiefeindlichkeit, die schon Marcuse bemängelt hatte. So spricht Lipps in (2), S. 12 A.4 von "sog. Problemen der Philosophie".

1) Lipps (1), S 83f
2) Ebda, S 83, Herv. d. Lipps
3) Ebda, S 84
6) Lipps (1), S 141

4) Aufschlußreich für die je verschiedene Gesamtintention, die zu einer ganz anderen Bewertung von Einzelphänomenen führt, wenn sie auch dem genauen Blick des Sprachanalytikers als solche nicht verborgen bleiben, ist hier ein Vergleich von Lipps und Korn: Gegen Ende des Kapitels "Die Namen der Anonymität" (Korn, S 79-92, seine Untersuchung der Abkürzungs-Kunstwörter) weist Korn auf die integrierende Kraft der Sprache hin (S 92, vgl auch S 138: "Es ist erstaunlich zu sehen, wieviel Bildekraft in der traditionellen Sprache immer noch steckt"), ganz wie Lipps; dennoch bedeutet für ihn die "Sprache der Superstruktur" (so ein terminologischer Versuch im Anschluß an Gehlens "Die Seele im technischen Zeitalter", Korn, S 136ff) eine ganz neue Phase in der Sprachentwicklung. Das wieder will Lipps nicht wahrhaben, obwohl er die Anzeichen in dieser Richtung bemerkt.

5) Scheiffele versteht auch die Struktur der "Bedeutungsmodalitäten" als solche Verfallsmöglichkeiten, die die Struktur der Hochsprache selbst nicht berühren: Die Abkürzungswörter wie DKW usw. werden als termini von "Fachsprachen" ausgegeben (Scheiffele, S 96), sie zählen zu "künstlichen Sprachen" (so die Überschrift ebda).

Habitualität einer Einstellung, was sich darin ausdrückt"[1]. Diese Einstellung wird als "Sphäre durchschnittlicher Auffassung" abgewertet[2].
Die oben ausgesprochene Vermutung läßt sich schon dadurch belegen, daß das "Schlagwort" auch als solche zeitlose Verfallsform beschrieben wird: Es "schiebt sich vor die Dinge"[3].
Ähnlich wie beim Sprichwort wird an der "Redensart" die "Durchschnittlichkeit der darin verfestigten Auffassung" kritisiert[4].
Anders als Phrasen können Redensarten aber auch sinnvoll verwendet werden: So können sie eine unnötige Erörterung abschneiden. Sie sind "keine bloßen Phrasen, hinter denen man sich versteckt"[5]

Wenn man die von Lipps herausgearbeiteten Unterschiede dieser Arten der Rede beiseite läßt, dürfte für sie alle gelten, daß sie "etwas dekken" (auch im Sinne von "verdecken"). "Daß das Wort hier etwas deckt, ist aber die Verkehrung seiner eigentlichen Seite"[6]. - Der eigentliche Gebrauch des Wortes wäre demgegenüber der apophantische, das ent-dekkend etwas sehen lassen": "Das Wort könnte nicht zur Verdeckung werden und als Deckung gebraucht werden, wenn es a l s Wort nicht ent-bergende Herausstellung wäre"[7].

Die uneingentlichen Arten der Rede erscheinen, indem sie so ihrer eigentlichen Form gegenübergestellt werden, als Fälle nachlassender sprachlicher Kraft, von denen der emphatische Sprachgebrauch immer begleitet ist. Solche "Verfallsmöglichkeiten" sind also nicht historisch ge-

1) Lipps (1), S 137 2) Ebda, S 138
3) Ebda, S 141, vgl S 86-88. - Scheiffele glaubt (S 91-93) in Lipps' Beschreibung des Schlagworts einen Widerspruch zu finden: Einerseits werde ihnen vorgeworfen, sie schöben sich vor die Dinge, andererseits bekomme in ihnen "unausdrückliches Wollen die Stützen begrifflicher Prägung" (Bezug auf Lipps (1), S 141 und 87). Wenn die Trennung des Subjekt- und Objektaspekts der Sprache berücksichtigt wird, muß das kein Widerspruch sein: Schlagwörter wären dann lediglich σημαντικά, würden über die Dinge und mich selbst keine Erkenntnis vermitteln. Es ist allerdings richtig zu fragen, ob Lipps den Prozeß der Bestimmung des unbestimmten Vorverständnisses, wie er im zweiten Zitat angedeutet ist, dem Schlagwort allgemein zugesteht (vgl etwa die viel negativere Schilderung Lipps (2), S. 116f mit Anm. 6: "Es m o b i l i s i e r t lediglich bereites Verlangen, dumpfes triebhaftes Wollen, ohne eigentlich etwas zu erkennen zu geben, d.i. ohne etwas w a c h werden zu lassen").
4) Lipps (1), 108, vgl. S 141 5) Ebda, S 109
6) Ebda, S 141 7) Ebda, S 141f.

dacht, sondern Möglichkeiten von "Existenz"[1]. Festzumachen sind sie nur in bestimmten typischen Situationen oder Lagen des alltäglichen Lebens und - allenfalls, bedenklich - in bestimmten sozialen Schichten[2]. Als eine zu registrierende Selbstverständlichkeit werden sie so verharmlost.

Die Entsprechungen zur "eindimensionalen Sprache" sind aber nicht zu übersehen: Die Tendenz zur Verfestigung und zum Verdecken der Wirklichkeit wurde schon aus den wenigen Lipps-Zitaten deutlich. So mögen "Verfallserscheinungen" schon immer in den Sprachen zu finden gewesen sein - ihre Häufung und die Tendenz zum systematischen Zusammenschluß in einer neuen Sprachform lassen sich so einfach aber sicher nicht mehr erledigen.

Nur ganz selten kommt bei Lipps so etwas wie Sprachgeschichte in den Blick. So "gibt es den Verfall einer Sprache"[3]. Und einmal wird auf das Irische als Beispiel des Zurücksinkens zum Dialekt verwiesen[4]. Solche ganz seltenen Bemerkungen werden aber leider nie mit der phänomenologischen Methode konfrontiert.

Moment der Statik in der Konzeption Lipps'

Von den zeitlosen Verfallsmöglichkeiten wird die Hochsprache bei Lipps überdeutlich abgehoben. Im Anschluß an Humboldt wird Sprache, wie schon gezeigt, als in sich ruhendes System von Sinnbezügen beschrieben: Sprache ist als solches Geflecht von Sinnbezügen Vermittlerin einer Weltanschauung. Dieses Geflecht hält sich nicht nur durch gegenüber einzelnen Anwendungen, sondern auch gegenüber den einzelnen Sprachbenutzern. Deren Leistung besteht darin, die vorgegebene Sicht der Sprache für sich selbst explizit zu vollziehen.

Von der Theorie der "eindimensionalen Sprache" aus muß dieses

1) Lipps (1), S 70

2) Vgl. ebda, S 140: "Sprichwörter leben im Munde des Volkes". "Volk" bedeutet hier in heute schwer erträglicher Redeweise das einfache Volk, dem ein Mangel an Bildung und Reflexionsfähigkeit selbstverständlich gegenüber einer wie immer gearteten Elite unterstellt wird.

3) Lipps (2), S 92

4) Ebda, S 89

Konzept als Beharren auf einer - leider - vergangenen Stufe der Sprachform erscheinen: In der eindimensionalen Sprache geschehen Bedeutungsfestlegungen "hinter dem Rücken" der sie benutzenden Individuen (starre Bildhaftigkeit, analytische Formulierungen usw. schneiden die Frage nach Genesis und Geltung ab). Dagegen wird hier die Aneignung des vorgegebenen Sinnganzen der Sprache im eigenen Nachvollzug als bewußte Weise der Übermittlung von Bedeutung von der Gesamtsprache an den einzelnen angesetzt. Das Sprache-Handlungs-Universum der eindimensionalen Sprache ist keine Einheit, sondern konstituiert aus verschiedenen, u.U. widersprüchlichen Bereichen von Bedeutungsdimensionen. Dagegen wird im Humboldt-Lippsschen Sprachuniversum von der Vermitteltheit aller Bedeutungen untereinander, der Herstellbarkeit einer unendlichen Menge von Sinnbezügen ausgegangen.

Die Zerfällung des Sinnganzen der Sprache in "Bedeutungsdimensionen" entspricht einer Relativierung des Absolutheitsanspruchs des Sprache-Handlungs-Zusammenhangs einer Nationalsprache (Marcuse: östliche und westliche Industriegesellschaft entwickeln gemeinsame Züge und je spezifische Eigenarten[1]), einem Einschub von Zwischeninstanzen zwischen Nationalsprache und Sprache des einzelnen (Gruppensprache) und schließlich der Ablehnung der Bruchlosigkeit in der Dialektik von je einzelner und öffentlicher Sprache. Das Verhältnis kann nicht mehr einfach als weitere Bestimmung eines Bestimmten gefaßt werden, die Widersprüche zwischen beiden müssen als Brüche im Bestimmungsprozeß aufweisbar sein.

Der Konservativismus Lipps' kann von Marcuse her einmal gedeutet werden als Festhalten an der zweidimensionalen, kritischen Form der Sprache: Lipps' Konzept beschriebe dann nicht ein Sein, sondern ein Sollen. Seine kritische Potenz wäre in der Sprachphilosophie zu bewahren.

Andererseits bleibt die einseitige Betonung des Systemcharakters von Sprache ihrer tatsächlichen Veränderung gegenüber unsensibel. Der Zerfall ihrer Sinneinheit, ihr autoritäres Bestimmen der Individuen wird

1) Marcuse, S 107u.ö; vgl entsprechende Hinweise bei Korn, z.B. S 126f.

nicht gesehen; Symptome, die in diese Richtung weisen, werden im Vertrauen auf die Kraft der Sprache uminterpretiert oder mit in der Sprache immer auch gegebenen "uneigentlichen" Arten der Rede zusammengestellt und verharmlost. Der Rückzug auf die Sicherheit der traditionellen Sprache-Weltansichts-Form hat so in sich auch eine Tendenz zur Ideologie: Er hält falsch gewordenes Bewußtsein fest gegenüber einer veränderten Wirklichkeit, ohne das zu bemerken. So könnte er zur Apologie der schlechten Wirklichkeit dienen.

Einige Akzentverschiebungen, die bei Humboldt gegenüber Lipps festzuhalten waren (vgl. oben II. S 316), weisen darauf hin, daß seine Sprachphilosophie die Veränderungen der Alltagssprache mindestens unbewußt registriert und abzuwehren versucht hat.

Weil die unmerkliche sprachverändernde Tätigkeit ihrer Benutzer nicht berücksichtigt wird, bekommt das Universum der Sprache einen statischen, in sich geschlossenen Charakter; die Wirkung der Sinnbezüge in ihr wird eher überschätzt (Vgl. Lipps' Vermutung, der Zusammenhang von Mond-Minne- meinen sei noch zu spüren). Diese Geschlossenheit und Statik wird verstärkt durch die Abkapselung der Hochsprache gegenüber Dialekten und Soziolekten. Deshalb befindet sich die dialektische Sprachform bei Lipps gegenüber Humboldt auf einer Rückzugsposition: Sah Humboldt noch alle sprachlichen Erscheinungen grundsätzlich gleich dialektisch strukturiert, beschränkt sich diese Sprachform bei Lipps auf die Hochsprache. Der Bedeutungskosmos der Hochsprache soll durch die Lippssche Sprachtheorie von relativierenden und verändernden Einflüssen freigehalten werden. Damit dürfte die Sprachphilosophie überfordert sein, vor allem, wenn sie sich über die Natur der verändernden Einflüsse in einer Art von Berührungsangst kaum Rechenschaft gibt.

2. Die Utopie einer dialektischen Sprachform

Mit dem Aufweis einiger ideologischer Momente in Lipps' Sprachkonzeption ist diese Konzeption - und ihr ähnliche - keineswegs schon "erledigt". Adornos und Marcuses Beschreibung der Tendenzen zur "eindimen-

sionalen" Sprachform sind vielmehr so eindeutig negativ, daß die Frage nach einem Gegenmodell unvermeidbar wird.

Sicherlich gilt vom Zusammenhang von Sprach- und Gesellschaftskritik her, daß ein solches Modell nicht ohne Rücksicht auf den Stand des jeweils gesellschaftlich Möglichen entwickelt und seine Verwirklichung postuliert werden kann; dennoch ist an der Veränderung des Vorhandenen auf jeder Ebene eigens anzusetzen (Die Sprachphilosophie kann nicht schlicht auf die Veränderung gesellschaftlicher Gegebenheiten warten; ein derart simplifizierender Monokausalismus wird wohl auch kaum vertreten , nicht einmal von vulgärmarxistischen Positionen).

2.1. Marcuse: Rekurs auf die vergangene "zweidimensionale" Sprache

Marcuse knüpft an die kritische, "zweidimensionale" Vergangenheit vor der modernen Sprach- und Denkform an. Das "zweidimensionale sprachliche Universum", das des "kritischen, abstrakten Denkens"[1] ist dialektisch gedacht: Es soll die Widersprüche entwickeln und austragen, die von der verkürzenden, harmonisierenden eindimensionalen Sprachform fraglos nebeneinandergestellt werden. Es hat die Geschichte - in der nicht realisierte Möglichkeiten, aber auch Fehlentwicklungen als warnendes Beispiel zu finden wären - aus ihrer "Unterdrückung" im eindimensionalen Denken zu befreien[2]. Eben deshalb wohl setzt Marcuse Zitat und Interpretation zweier Äußerungen aus der Sprachphilosophie des deutschen Idealismus - Humboldt und Hegel - an den Anfang des Abschnitts über den kritischen Gegenentwurf: So weist er aufs kritische Potential dieser Sprachphilosophie hin, auf das die heutige Kritik zurückgreifen muß.

2.2. Adorno

Während Marcuse auf die dialektische, zweidimensionale Sprachform nur hinweist - dadurch wird die v.a. von ihm her formulierte Kritik an Lipps zu einem grundsätzlich Sekundären - finden sich bei Adorno Reflexionen zu einer spezifischen "negativ-dialektischen" Sprachform. Eine

---

1) Marcuse, S 116 2) Ebda, S 114- 20

solche Sprachform zu beschreiben und ansatzweise zu verwirklichen, ist für Adorno eine eigene Aufgabe der Philosophie.

2.2.1. Sprache der Philosophie als Ort der dialektischen Sprachform

Weder Umgangssprachen noch wissenschaftliche Fachsprachen sind für Adorno nämlich imstande, aus sich heraus die eindimensionale Sprachform hinter sich zu lassen: Äußerliche Glätte und Geschlossenheit des Universums der eindimensionalen Sprache verhindern das. Ein innerer Grund kommt noch dazu: Der Kommunikationszweck der "üblich gesprochenen Sprache" läßt sie blind sein gegenüber dem Unrecht, das die Sprache ihren Objekten zufügt; als subjektiv-zweckhafte kann sie ein eigenes Recht der Objekte nicht ausdrücken[1]. Übrigens läßt die Ausrichtung auf den unmittelbaren Zweck eine Reflexion über die Sprachform gar nicht zu. Die Fachsprachen der Wissenschaften andererseits können aufgrund ihrer Bindung an fixierte Terminologien zu einer Reflexion der Problematik einer "terminologischen" Sprachform ebensowenig kommen (Adorno erscheint es als Übernahme der Arbeitsteilung, wenn man einen bestimmten Erkenntnisbereich mit bestimmten Zielen und je entsprechend strukturierten Begriffssystemen akzeptiert. Nimmt man den durch ihn vorbestimmten Platz ein, wird auch der Verteilungsmechanismus anerkannt und kann nicht mehr problematisiert werden)[2].

Zwar ist die philosophische Sprache zum Teil auch "Fachsprache": Adorno spricht in Anlehnung an Benjamin von einem "Verbrecherjargon von abgefeimten Eingeweihten"[3]. Anders als die Einzelwissenschaften behält sie aber eine Intention aufs Ganze, die ihr mit dem "allgemeinen Sprachgebrauch" gemeinsam ist[4].

---

1) Die an Gehlen entwickelte Dialektik des aufs Objekt und seine Natur gerichteten Subjektinteresses kommt für die moderne Umgangssprache mit ihren unveränderlich vorgegebenen Begriffen von vorneherein nicht in Betracht (und ob in ihr das objektive oder das subjektive Moment den endgültigen Vorrang hat, wäre erst zu prüfen).

2) Zur Position der Philosophie zwischen "allgemeinem Sprachgebrauch" und "Fachsprache" vgl Adorno (10), 1, S 44f.

3) Adorno (10), 1, S 33

4) Ebda, 1, S 44f

Von diesem unterscheidet sie andererseits die Intention, "den Sachen selber gerecht zu werden", indem sie die "kommunikative Funktion der Sprache" hinter sich läßt[1].

In einer ersten Annäherung kann das Ziel der philosophischen Sprache so formuliert werden:

> Es ließe sich für die Philosophie und die philosophische Sprache die Aufgabe ableiten, "jenes Unrecht an der Sache, das Terminologie doch nie vermeiden kann, doch wieder zurückzunehmen; das heißt, die Terminologie, die unvermeidlich ist, muß in Zusammenhängen, in Konstellationen, in denen sie erneut einen Stellenwert zu gewinnen vermag, ihre eigene Verhärtung verlieren"[2].

Zwei Momente heben sich an der einen Aufgabe heraus: Die aus der Einheit des Bewußtseins und seinem Herrschaftsanspruch gegenüber der fremden, diffusen Natur genetisch zu erklärende Identität der logischen Form ist zu relativieren, um den je Besonderen sein Recht gegenüber dem Subsumtionsvorgang zu verschaffen. Lockerung des Zwangs, die Begriffe als identische zu verwenden, bedeutet: Wendung zur Dialektik von Begriff und Situation, Begriff und subjektiven Impulsen.

Husserls Methode - unter deren Einfluß der junge Adorno stand und auf die er noch lange kritisch bezogen war - korrigierend, deutet die Vorlesung zur "Philosophischen Terminologie" das Programm einer geschichtlichen Phänomenologie an[3]. Die Begriffe sollen danach eben nicht in "zeitlose, bleibende, unveränderliche Konstituentien" aufgelöst werden, sondern ihre Momente wären "als dynamische zu begreifen"[4]. Das "Leben des Gedankens,...der in d(ies)em Terminus sich verkapselt hat", soll wiedererweckt werden[5].

2.2.2. Moment der Übereinstimmung mit "positiv-dialektischen" Ansätzen

Ein solches Programm muß sich von dem, was im Anschluß an Misch formuliert wurde, nicht wesentlich unterscheiden. Das Moment der Übereinstimmung läßt sich leicht an einigen zentralen Konzeptionen zeigen.

---

1) Adorno (10), 2, S 53
2) Ebda, 1, S 55
3) Ebda, 2, S 14f und 1, S 197-99, vgl. 1, S 147
4) Ebda, 1, S 197
5) Ebda, 2, S 15

Sprache als Bestimmungsprozeß

Das Verhältnis von Begriff, Situation und Intention ist "positiv-dialektisch"[1] als Bestimmungsprozeß aller beteiligten Größen zu sehen (vgl hierzu die kritische Weiterführung von Lipps, aber auch Königs Analyse des Eindrucks-von und des so-Wirkens). Daß Adorno hier ähnlich denkt, läßt sich an seiner Absetzung von Husserls Versuch zeigen, die Frage nach der Genesis und nach der Geltung des Urteils radikal zu trennen und "ideale Elemente und Gesetze"[2] als Basis der Geltung des Urteils einzuführen, die indifferent wären gegenüber dem einzelnen Akt seiner Setzung (und seiner Genesis). Demgegenüber wird auf den "immanenten Spannungscharakter" des Urteils abgehoben: "Das Urteil muß zugleich einen Sachverhalt ausdrücken und ihn durch Synthesis stiften"[3]. D.h. also: Das Urteil ist kein automatisch ablaufender Prozeß des sprachlichen Ausdrucks "idealer Elemente und Gesetze", sondern der ausgedrückte Sachgehalt wird im Akt des Urteils erst voll er selbst, ebenso wie auf der Seite des Subjekts seine Denkformen nicht unverändert ihm gegenüber sich durchhalten. Im "Inhalt von Erfahrung" "verbinden" sich subjektive und objektive Momente "chemisch gleichsam". Keines bleibt also mit sich identisch. Was für das Urteil gilt, muß sicher auch für seine Elemente, die Begriffe, gelten. - Auch die sprachphilosophische Umsetzung der Bemerkung zur Erkenntnistheorie ("Erfahrung") ist unproblematisch, weil hier ein aus der Sprache übernommener erkenntnistheoretischer Begriff ("Urteil") diskutiert wird.

Dialektik Ganzes-Teile

Vermittlung und gegenseitige Bestimmung des Ganzen und der Teile:

---

1) Der Begriff wird hier als Gegensatz zu "negativ-dialektisch" (charakteristisch für die Position Adornos, vgl seine "Negative Dialektik") eingeführt und meint die hier behandelte "Göttinger Logik", aber auch alle auf Humboldt und die idealistische Sprachphilosophie sich beziehenden Positionen.

2) Husserl, Logische Untersuchungen, Bd. Prolegomena zur reinen Logik, Halle 1922, S 205f. Zitat nach Adorno (5), S 81f

3) Adorno, ebda

Die Auseinandersetzung mit Husserl ist der Beweggrund für die Entwicklung auch dieser Position: Gegen dessen Ansatz "absolute[r] Sinne oder Bedeutungen"[1] heißt es: "ein jeglicher Sinn...enthält kraft des Gedankens ein Element von Allgemeinheit und ist mehr als bloß er selber". Adorno versucht, das "bereits allzu einfachen Fall der Erinnerung an den Namen eines Menschen" klarzumachen. Die Allgemeinheit des Gedankens ist aber nur verstehbar auf dem Hintergrund des Ganzen der Erkenntnis bzw. der Sprache. In jedem einzelnen Sinn ist so aufs Ganze, das Allgemeine, verwiesen. In der Sprache erscheint dieser aus der inneren Struktur der Bedeutungen entwickelte Sachverhalt "äußerlich" in der Kontextabhängigkeit der Bedeutung: Erst durch ihn wird sie ganz bestimmt[2].

Begriff

An der Auffassung vom Wesen des Begriffs können die "positiv-dialektischen" Momente der Adornoschen Sprachphilosophie gut gezeigt werden. So soll seine Auffassung - auf die Gefahr gewisser Wiederholungen von zu König und Lipps Gesagtem hin - kurz zusammengestellt werden.

Die dialektische Theorie des Begriffs beginnt mit der Kritik an seiner abstrahierenden logischen Bestimmung als der "Merkmaleinheit der sämtlichen unter dem Begriff befaßten Gegenstände"[3]. Gegenüber der darin enthaltenen Vorstellung, die Gegenstände seien vorweg unabhängig vom Begriff faßbar und deshalb die Begriffe aus den - konstituierten - Gegenständen abzuleiten, beide also aufeinander wie selbständige Größen zu beziehen, wird auf der Vermittlung von Allgemeinem und Besonderem, Denken und Gegenstand durcheinander insistiert: Das Allgemeine enthält in sich die Spur der Entstehung aus dem Vergleich des Besonderen in seiner Kontingenz, und das Besondere ist, ohne übergreifende Gesichtspunkte zu verwenden, nicht zu fassen. Wenn man diesen Ursprung beider als

1) Dies und das folgende: Adorno (5), S 99f
2) Auch dies wird von Adorno selbstverständlich gesehen. Vgl. z.B. Adorno (10), 1, S 56.
3) Adorno (3), S 67f

Momente eines Prozesses, der beide als sein Ergebnis erst zeitigt, vergißt, kommt man auf die falsche Alternative von Realismus und Nominalismus. Beide Konsequenzen der Hypostasierung sind unerträglich: "der bloße Nominalismus...führt...dazu, daß überhaupt keinem Begriff mehr irgendeine Substanz zukommt...während umgekehrt der Realismus...immer wieder führt zum Begriffsfetischismus..."[1)]

Wenn der Akzent so auf den Prozeß der Erkenntnis gelegt wird, dem beide Momente erst entspringen, wird die Veränderung des Begriffs, der in immer neue Konstellationen mit neuen Besonderen tritt, zentral: Das "Leben der Begriffe" wird betont, während die "Gleichheit" des Begriffs gegenüber seinen Anwendungen problematisch wird[2)].

Dieses "Leben" bedeutet also entscheidend die Konfrontation des Begriffs mit seiner "Sache"[3)] - Neben dem Bezug auf die Sache ist der Zusammenhang der Begriffe untereinander Ursache ihrer"Lebendigkeit": "Begriffe sind, je nachdem ob sie isoliert oder wie Hegel in seiner Sprache das nennt, abstrakt vorkommen, oder ob sie in einem Zusammenhang vorkommen, der teils von ihnen selbst gezeitigt wird, teils aber auch sie umfängt, eben etwas ganz Verschiedenes... In ihrer Abstraktheit, in ihrer Isoliertheit, als bloße Reflexionsbegriffe, wie Hegel sagen würde, stehen sie fest und sind das, was sie sind; als Momente eines übergreifenden Zusammenhangs, den sie aber vermöge der in ihnen selber lebendigen Bedeutung zeitigen, heben sie zugleich diese feste und starre Bedeutung wieder auf und treiben sie über sich hinaus"[4)].

Vom Gedanken des lebendigen Zusammenhangs der Begriffe untereinander ist auch die Kritik an Husserls "ideierender Abstraktion" getragen[5)]: Jeder Akt (der Erkenntnis) "transzendiert seinen Umfang, insofern das Gemeinte, um gemeint werden zu können, das Mitmeinen von

1) Adorno (10), 1, S 52 und S 15ff (zum Begriffswandel)
2) Adorno (3), S 135, vgl Adorno (10), 1, S 15ff.
3) Entsprechend dem schon Gesagten ist "Sache" dabei als Produkt der vorgängigen Vermittlung von Bewußtsein und Gegenstand zu fassen. - Daß die genaue Konfrontation mit der Sache erschwert wird, womöglich verhindert, erscheint als besondere Problematik der Definition. S. gleich u.
4) Adorno (3), S 149
5) Adorno (5), S 103-08

anderem stets verlangt"[1]. Die Betonung des Zusammenhangs der Einzelbedeutungen für diese selbst ist durchaus nicht blind gegen das Moment der relativen Schwere jeder einzelnen Bedeutung: "Die eigenen Bedeutungen der Worte wiegen schwer. Aber diese gehen in jenen nicht auf, sondern werden in sich betroffen vom Zusammenhang"[2]. In Lipps' Konzept des geistigen Zentrums jeder Bedeutung ist diese Schwere der "eigenen Bedeutung der Worte" gesehen.

Die Problematik der Identität eines Begriffes mit sich selbst wird jetzt von einer anderen Seite her ergänzt: Wie er gegenüber seinen Anwendungen nicht der gleiche bleibt, ist auch sein Verhältnis zu anderen Begriffen nicht ohne weiteres zu bestimmen als Identität (Synonymie) oder Verschiedenheit: Es kommt vielmehr darauf an, beides gleichzeitig anzusetzen. Diese Position zeigt sich am Spezialfall der Äquivokation, gewöhnlich als - womöglich zufällige - Übereinstimmung des lautlichen Äquivalents zweier verschiedener Begriffe gefaßt, besonders deutlich[3]. - Das führt zur "Forderung, ...um es in der Sprache Hegels auszudrücken, bei den gleichen Begriffen auf ihre(n)[4] Identität ebenso zu bestehen wie auf ihre(r) Nichtidentität"[5].

Insofern also der Bezug auf die Sache und der "Vorgang des Über-sich-Hinausweisens der Einzelbedeutungen" das Leben der Begriffe ausmacht - ein weiteres Moment in ihrer Entwicklung ist die Arbeit des Geistes an ihnen, die sie aus ihrer eigenen Konsequenz zu einem anderen werden läßt[6] - kann ihnen eine Geschichte zugesprochen werden: "Ein jeder... philosophischer Begriff...beschließt...in sich selbst einen geschichtlichen Prozeß"[7].

---

1) Adorno (5), S 107 2) Adorno (4), S 51
3) Adorno (3), S 57, 148-51
4) "ihre " statt "ihrer" im Text: vermutlich ein Hörfehler.
5) Adorno (3), S 148
6) Adorno (10), 2, S 71; vgl 1, S 138
7) Adorno (3), S 150; vgl Adorno (10): Der Grundgedanke der Vorlesung ist: Philosophische Termini (das gilt wohl auch für Begriffe allgemein) "sind...geschichtliche Knotenpunkte des Gedankens,..an denen sich... die Geschichte der Philosophie...abspielt" (Adorno (10), 2, S 10).

Dieses Moment der geschichtlichen Bestimmtheit, das die Begriffe über das hinaus festlegt, was aus dem logisch angebbaren Gehalt ihrer Bedeutungsbestandteile hervorgeht, versucht Adorno im "Begriff des prägnanten Sinnes einer Bedeutung" festzuhalten. "Prägnanter Sinn" heißt, "daß ...die Begriffe immer ein Engeres...meinen als das, was ihrem rein begrifflichen Umfang zukommt". Adornos Beispiel: "Erkenntnistheorie" ist als "Theorie der Erkenntnis" zwar richtig, aber ungenügend definiert. Von ihrer Geschichte her richtet sich Erkenntnistheorie eben auf die Frage, "wie etwas wie allgemeingültige und notwendige Erkenntnisse überhaupt möglich sei", auf die "Konstitutionsprobleme" der Erkenntnis[1].

Definition

Daß einer solchen Bestimmung des Begriffs die Definition sehr problematisch werden muß, dürfte klar sein[2].

Den traditionellen Formen der Definition (die deiktische bleibt immer ungenügend; gegen die m.H. von Oberbegriff und differentia specifica: Die Begriffssphäre werde hier gar nicht verlassen) gilt die Skepsis Adornos ebenso wie modernen (gegen die operationelle: Sie gestehe nur die Willkür gegen die Sachen ein). Einzelnen materialen Definitionen begegnet er so grundsätzlich kritisch, befragt sie nach ihrem terminus ad quem, dem Interesse also, das in sie eingegangen ist[3].

Mit seiner Skepsis gegen die Definition beruft sich Adorno in je verschiedener Weise auf Kant, Hegel und Nietzsche. Mit Kant und Hegel meint er, die Definition philosophischer Begriffe könnte allenfalls nach dem Durchgang durch die Untersuchung als deren Resultat erfolgen. An einem gelungenen definitorischen Satz Benjamins (der Schicksal als den "Schuldzusammenhang des Lebendigen" definiert hatte) wird klargemacht, wie "in einem solchen Satz nun wirklich die ganze Philosophie, die ganze Konstruktion also der Einheit der in einer solchen Definition zusammen-

1) Adorno (3), S 16
2) Zur Definition: V.a. Adorno (3), S 4-66.69f, Adorno (10), 1, S 9-29. 33f. 2, S 15
3) Adorno (10), 1, S 14, vgl S 36.

gefaßten Momente, aufgespeichert ist[1].

Von Hegel wird eine Unterscheidung übernommen: Definitionen sind "für eine äußere Reflexion Merkzeichen", während "eigentliche Begriffsbestimmungen...wesentlich die Principien der Gegenstände wären"[2]. Die Parteinahme für die Wesensbestimmung des Begriffs greift in eine "uralte Kontroverse", seit den Zeiten der platonischen Akademie bestehend, ein: Der Mensch ist nicht als das einzige Tier mit Ohrläppchen (so Hegel nach Blumenbach) oder als zweibeiniges ungefiedertes Wesen (Platon) zu definieren, sondern zu bestimmen als der, der vermag, "artikuliert zu sprechen,...begriffliche Operationen vorzunehmen, Erinnertes als ein Identisches wiederzuerkennen,..."[3]. Dies dürfte der aristotelischen, als ζῷον λόγον ἔχον , lat. animal rationale, entsprechen. Damit wäre übrigens im hieran aufgehängten Streit zwischen Carnap und Quine für die Seite Carnaps entschieden. Oben war dagegen Quines Realismus gegenüber dem Konventionalismus hervorzuheben. Es zeigt sich daran, wie die dialektische Sprachphilosophie zur Kontroverse innerhalb des logisch-empiristischen Ansatzes quer steht.

Bis hierher unterscheidet Adorno sich nicht grundsätzlich von Lipps oder v.a. von Misch (da der die Bedeutungsgeschichte stärker berücksichtigt). Das Wiedererwecken des Lebens in den erstarrten Begriffen, das oben als "historische Phänomenologie" beschrieben worden war, erinnert z.B. recht deutlich an Mischs Auffassung der Entwicklung von Bedeutungen. Über Mischs Konzept hinaus geht es aber, wenn die Begriffsgeschichte mit Erscheinungen der Sozialgeschichte parallelisiert und dabei sogar die Genesis des begrifflichen Denkens selber ins Auge gefaßt wird[4].

---

1) Adorno (3), S 66, vgl Adorno (10), 1, S 24f

2) N. Adorno (3), S 63 3) Ebda, S 70

4) Die Parallelisierung von Sprach- und Sozialgeschichte ist nur ein Sonderfall der von Sozial- und Geistesgeschichte. Sicher würde man Adorno mißverstehen, würde ihm die - vulgärmarxistische - Annahme der monokausalen, spiegelbildlichen Abbildung der Basis im Überbau unterstellt. Vielmehr gehen seine Überlegungen davon aus - und diese Annahme wird durch die Untersuchung selbst bestätigt -, daß die Gesellschaft in allen ihren Lebensäußerungen ein Ganzes ist. Zwischen diesen verschiedenen mensch-

(Fortsetz. nächste Seite)

So erscheint Adorno die Vorliebe fürs Definieren spezifisch modern: "Definitionen sind gleichsam die Visitenkarten, die die verwaltete Welt in der Methodologie der Wissenschaften abgibt"[1]. Er vermutet eine Angst, sich ungeformter, noch nicht in irgendeiner Weise rubrizierter Wirklichkeit überhaupt zu stellen. Die Geschichte der Sache und, noch schlimmer, ihre mangelnde Eindeutigkeit seinen dem modernen Bewußtsein unerträglich. So flüchte man vor der Auseinandersetzung damit in die Beschäftigung mit Terminologie.

Für die begriffliche Denkform übernimmt Adorno (mit Horkheimer) Durkheims These vom "gesellschaftlichen Charakter der Denkformen"[2], modifiziert sie aber in für die kritische Theorie bezeichnender Weise. Das "Auseinandertreten von Begriff und Sache" habe schon im Präanimismus begonnen: "Wenn der Baum nicht mehr bloß als Baum, sondern als Zeugnis für ein anderes, als Sitz des Mana angesprochen wird, drückt die Sprache den Widerspruch aus, daß nämlich etwas es selber und zugleich etwas anderes als es selber sei, identisch und nichtidentisch. Durch die Gottheit wird die Sprache aus der Tautologie zur Sprache"[3].

Neben dem religiösen bzw. praktisch-magischen Moment in ihrem Ursprung tragen die Begriffe von Anfang an das Mal der Herrschaft, die durch sie ausgeübt wird: Wie Adorno ja auch den Immanenzzusammenhang der Logik als Entsprechung des gesellschaftlichen Herrschaftszusammenhangs interpretiert[4], sind ihm auch die Begriffe "Zeichen der verfestigten Herrschaft von Privilegierten"[5]. Der Zwang der Hierarchie, die Stammesordnung, die Arbeitsteilung spiegelten sich in den Begriffen.

Fortsetz. von S. 408: Zu 4) ..lichen Äußerungen müssen demnach Einflüsse und Entsprechungen festzustellen sein. Das schließt andererseits die relative Eigenständigkeit der Bereiche nicht aus. - Wenn von der Philosophie solche Entsprechungen hypothetisch formuliert werden, basiert das auf diesen Voraussetzungen. Solche Annahmen haben aber selbstverständlich ihre Grenzen (vgl z.B. oben S 382f): eben in ihrem hypothetischen Charakter. Differenzierte Einzeluntersuchungen müßten sie erst bestätigen. Für den Bereich der Sprache, ähnlich den der Kunst, wäre zu berücksichtigen, daß Vermittlungen überwiegend bis ausschließlich unbewußt geleistet werden.

1) Adorno (3), S 58, vgl auch S 57
2) Adorno /Horkheimer (14) S. 23
3) Ebda, S 17, vgl f.
4) Vgl außer o., S 17-19 Adorno (13), S 30 u.ö.
5) Adorno/Horkheimer (14), S 23

Die Allgemeinheit der Begriffe drücke aus, daß "die Unterdrükkung der Gesellschaft zugleich die Züge der Unterdrückung durch ein Kollektiv" zeige[1]: Die Macht der Gesellschaft als ganzer wird arbeitsteilig durch alle hergestellt und erscheint so als Allgemeines.

Diese relativ allgemeine Bemerkung wird konkretisiert durch einen Hinweis auf die Geschichte der Theorie des Begriffs: Die Ideenlehre des mittleren Platon erscheint Adorno und Horkheimer in dem Nachdruck, den sie auf die Gültigkeit der Allgemeinbegriffe legt, als "Hypostasierung der Härte und Ausschließlichkeit, welche die Begriffe überall dort annehmen müßten, wo die Sprache die Gemeinschaft der Herrschenden zur Ausübung des Kommandos zusammenschloß"[2]. Auch das Ende des Begriffsrealismus habe seine gesellschaftliche Parallele: "Als...Bekräftigung der gesellschaftlichen Macht der Sprache werden die Ideen umso überflüssiger, je mehr diese Macht anwuchs, und die Sprache der Wissenschaft hat ihnen das Ende bereitet"[3].

Eine solche sozialgeschichtliche Parallelisierung - wie sie in dieser Bemerkung als Möglichkeit aufgezeigt, aber sicher noch nicht bewiesen ist - könnte aber durchaus noch als Erweiterung des "positiv-dialektischen" Ansatzes gefaßt werden, die ihn in sich gar nicht wesentlich berühren würde. Adorno steht diesem Ansatz auch gar nicht so fern: Das zeigt sich etwa, wenn er das Eigenleben der Begriffe gegen den einseitigen Nominalismus verteidigt[4], sogar vom "Geist der Sprache und ihrer Objektivität" sprechen kann[5] und gegenüber künstlichen Distinktionen "auf die Bedeutungen der Begriffe in der lebendigen Sprache" rekurriert[6]. Sprache erscheint hier als ein gegebenes Geistiges, demgegenüber zunächst Sorgfalt des Beobachtens, aber auch Bewahren vor Verfallsformen am Plat-

1) Adorno/Horkheimer (14), S 23 2) Ebda, S 23f
3) Ebda
4) So insistiert Adorno (10), 1, S 44.69.113 auf der Selbständigkeit der Begriffe: Ihnen ist historisch ein objektiver Gehalt zugewachsen über das unter ihnen Gedachte hinaus.
5) Ebda, S 25
6) Ebda, S 67. Etwas lax formuliert Adorno (10), 2, sogar, daß "die Sprache im allgemeinen gescheiter ist als wir" (S 291). - Solche Äußerungen zeigen übrigens, daß die "eindimensionale" Sprachform auch von Ador-

(Fortsetz. nächste Seite)

ze ist. Diese Intention trifft mit der Lipps' genau zusammen. Sie geht bei Adorno allerdings sicher nicht auf Lipps-Lektüre, kaum auch auf eingehende Auseinandersetzung mit Humboldt, sondern vielmehr auf den Einfluß der Sprachkritik Karl Kraus' und die in ihr enthaltende idealistische Sprachphilosophie zurück.

2.2.3. Das Neue: "Negative Dialektik" als Aufgabe der Sprachphilosophie

Solche Formulierungen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ort der dialektischen Sprachform doch ein anderer ist als bei Misch, Lipps und auch Kraus: Sie ist wesentlich nicht ein Gegebenes, gegeben ist vielmehr die schlechte Dualität von tendenziell "eindimensional" werdender Umgangssprache und fixierter Terminologie in den Wissenschaften. Dagegen leuchtet die dialektische Sprachform als Möglichkeit mit dem deutschen Idealismus und seiner Sprachphilosophie auf (oder, in sozialgeschichtlicher Wendung, am Anfang der bürgerlichen Gesellschaftsform mit der darin gegebenen Möglichkeit der Autonomie des Subjekts). Wird an ihrer Intention heute festgehalten -der einzigen, die jene Dualität aufbrechen kann -, so hat sie die Kritik an den beiden modernen Sprachformen in sich aufzunehmen. Damit aber verändert sich die dialektische Sprachform selbst.

So sind die Forderungen an die dialektische Spiegel der Kritik an der eindimensionalen Sprachform:

Vorrang des Objekts

Gegen das subjektiv Allgemeine hat sie das Recht des Besonderen und den "Vorrang des Objekts" zu betonen[1]. Die Aufgabe der Philosophie ist, "jenes Unrecht an der Sache, das Terminologie doch nie vermeiden kann, ...wieder zurückzunehmen"[2].

Zu 6) Fortsetz. von S. 110: ...no nur als eine Tendenz - wenn auch eine sehr weit fortgeschrittene und bedrohliche - in der modernen Sprache angesehen wird, nicht aber als genaue Beschreibung der gegenwärtig gebrauchten.

1) Zur Formulierung vgl. Adorno (7), S 182-85

2) Adorno (10), 1, S 55 u.ö. - Grenz deutet die Metapher, die Intention der Sprache müsse sein, "den Namen Gottes zu nennen", wohl korrekt

(Fortsetz. nächste Seite)

Damit ist implizit ein wichtiges Moment an Lipps' Sprachphilosophie kritisiert. Auf einen "Vorrang des Subjekts" in dessen Situationsbegriff war schon hingewiesen worden, dem entsprach die ungenügende Herausarbeitung der Realität und ihres Einflusses auf die Konstitution von Bedeutung. Die damals angemeldete Kritik bestätigt sich von hier aus.

Entmächtigt das Subjekt, indem es in der Situation sich "durchsetzt", das Seiende zum Objekt seiner Herrschaft, wird dessen Recht durch die von Lipps gebrauchten Termini von vorneherein negiert und kann so gar nicht in den Blick kommen.

> Lipps beschreibt z.B. "Objektivität" so: "darin liegt keine Vormeinung über ein An-sich der Sache, geschweige denn über die Möglichkeit, die Sache in ihrem An-sich zu erkennen. Gerade umgekehrt: Man läßt es bewenden bei einer Objektivität im Sinne einer Richtigkeit, die ihr Maß in einer Auslegung der Wirklichkeit als einer mit anderen geteilten Welt findet"[1]. Mag es auch in abgeleiteten Modi des Sprechens bzw. Handelns um die "Sache" - auch sie liegt allerdings immer schon innerhalb der menschlichen πράγματα- gehen, in der grundlegenden Befindlichkeit der Situation wird sie als Maß ersetzt durch die "Richtigkeit", in deren Bestimmung die Gesellschaft als ihr Ursprung mindestens durchscheint ("Auslegung der Wirklichkeit als einer mit anderen geteilten Welt"). Sicher ist das gesellschaftliche Moment in Lipps' Philosophie nicht überbetont - vgl nur den sonst wie immer fragwürdigen Begriff der "Existenz" -, ein Schwerpunkt beim Subjekt und seinem Recht ist aber unbestreitbar.

Zu 2) Fortsetzung von S. 111: ...in Richtung auf den Vorrang des Objekts (Grenz, S 211-14). Adorno stellt der "meinenden Sprache" die der Musik gegenüber. "Ihre Idee ist die Gestalt des göttlichen Namens. Sie ist entmythologisiertes Gebet, befreit von der Magie des Einwirkens; der wie immer auch vergebliche menschliche Versuch, den Namen selber zu nennen, nicht Bedeutungen mitzuteilen" (Adorno, Quasi una Fantasia, S. 11, n. Grenz S. 212). An dieser Stelle - allerdings einer zur Sprache der Musik - wird sogar "Bedeutung" negativ verstanden (Parallele zu "Mitteilung"als der an subjektiven Zwecken orientierten Sprachform; "Name" stärker auf das dem Subjekt Fremde - vgl dazu u. zur Sprachphilosophie Benjamins). Das geht gegen Grenz, der hier, seine These vom im Wesentlichen konsequenten Gebrauch der Begriffe bei Adorno überziehend, auf andere Stellen verweist, wo "Bedeutung" nicht in den Zweckzusammenhang der Mitteilung eingestellt wird. Der verschiedene Gebrauch von "Bedeutung" läßt sich leicht daraus erklären, daß die von Grenz zitierte Stelle stark von Benjamin beeinflußt ist.

1) Lipps (1), S 54

Recht des mimetischen Moments der Sprache

Das Recht des Objekts wird im mimetischen Moment der Sprache gewahrt. Ohne Mimesis ist Sprache überhaupt nicht zu denken.

> In erkenntnistheoretischer Formulierung sagt die "Metakritik der Erkenntnistheorie", daß "Erkenntnis selber ohne den wie immer auch sublimierten Zusatz von Mimesis nicht konzipiert werden kann; ohne sie wäre der Bruch von Subjekt und Objekt absolut und Erkenntnis unmöglich"[1].

Es ist also ein Moment der Wahrheit an den Theorien der Erkenntnis, die von der "Ähnlichkeit zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem" (seit Parmenides und Platon) festhalten[2].

Wie kann aber in der Sprache sinnvoll von Mimesis gesprochen werden, ohne daß damit nur onomatopoetische Randerscheinungen erfaßt wären? Um den Sinn des Begriffs für den Bereich der Sprache genauer zu verstehen, ist auf einen Aufsatz W. Benjamins zurück- (bzw. voraus) zugreifen[3].

Von Benjamin wird das "Mimetische der Sprache" ihrer "semiotischen" Seite gegenübergestellt[4]. Die Fähigkeit, "Ähnlichkeit zu erzeugen", wird dem Menschen in besonderem Maße zugeschrieben. Sie sei "nichts als ein Rudiment des ehemals gewaltigen Zwanges, ähnlich zu werden und sich zu verhalten"[5]. Das mimetische Vermögen bildet die Grundlage des magischen Weltbildes und der magischen Praxis. Benjamin nennt ausdrücklich Tänze und Astrologie - als Beispiel einer "unsinnlichen Ähnlichkeit", nämlich der vermuteten zwischen Sternenlauf und Menschenschicksal.

Zwar ist die Zeit der magischen Nachahmung der Natur vorbei, ihr Vermögen habe sich aber in der Sprache bewahrt, in der Gestalt der "unsinnlichen Ähnlichkeit". Mimesis sei also in der Sprache nicht auf Ono-

---

1) Adorno (5), S 148 (Anmerkung)
2) Adorno (5), S 148
3) Benjamin, Über das mimetische Vermögen, in: W II, 1, S 210 - 13
4) Ebda, S 213
5) Ebda, S 210

matopoesie zu beschränken[1]. "Unsinnliche Ähnlichkeit" wäre am besten zu beschreiben als Entsprechung in der Struktur zweier Seiender - also der Objektwelt und der lautlichen bzw. Struktur von Bedeutungskonstellationen der Sprache - auf verschiedenen Ebenen[2]. So ist unsinnliche Ähnlichkeit zu erkennen z.B. in der Untersuchung des Verhältnisses der Wörter verschiedener Sprachen zum gleichen Gegenstand. Die Figur jedes dieser Wörter zeichnet, mit Hilfe der anderen gesehen, einen Aspekt des Gegenstandes besonders nach.

Das mimetische Moment in ihr widersetzt sich dem Verständnis der Sprache als Zeichen (Benjamin: der "semiotischen" Seite der Sprache). Im "Zeichen" ist das Interesse der "Sprechergemeinschaft", aufgrund deren "Konvention" die Zeichen überhaupt erst etwas bedeuten, von vorneherein enthalten[3]. Die "ungegenständliche Ähnlichkeit" [4] der Mimesis ist dagen heute, nach dem Vergehen der magischen, von diesem Interesse frei. "Ungegenständlich" betont einen weiteren Unterschied des mimetischen Verhaltens zum "objektivierenden" Gebrauch sprachlicher Zeichen: Es ist prozeßhafte Nach-Schöpfung (Neu-Schöpfung) des Objekts, nicht dessen Bezeichnung, die es auf ein zu Wiederholendes beschränkt, dadurch erstarren läßt. - Die Relativierung des Auseinanderfallens von Subjekt und Objekt und die Insistenz auf dem Prozeßcharakter der Erkenntnis bringen das mimetische Verhalten in eine sachliche Nähe zu "Eindruck-von" und "So-Wirken" Königs.

---

1) Benjamin, S 212. Das gilt für Onomatopoesie im gewöhnlichen Verstand. Benjamin hat offensichtlich daran gedacht, den Begriff weiter - unsinnliche Ähnlichkeit als Teilbereich der Onomatopoesie - zu fassen. - "Diese so ganz andere 'Ähnlichkeit'" in der Sprache hat auch Lipps gesehen: Er unterscheidet "veranschaulichen" der Bedeutung in Wörtern wie "still, hart, lau" von der "Wiedergabe" etwa in "Kuckuck" (Lipps (1), S 109).

2) So kann auch die Strukturähnlichkeit zunächst voneinander unabhängiger Ausdrucksweisen des Gesetzes einer Gesellschaftsorm Mimesis genannt werden: vgl Benjamin, W 1,2, S 556 und 587. Vgl auch das Beispiel der Astrologie.

3) Zur Problematik der Ausdrücke von Zeichentheorien der Sprache vgl. o. S. 386 Anm. 2

4) Adorno (8), 2, S 92, vermutlich im Anschluß an "unsinnliche Ähnlichkeit" Benjamins.

Zur Mimesis "heute" ist eine weitere erläuternde Einführung vonnöten. Von der Mimesis zu magischen Zwecken, wie sie frühere Sprachstufen auszeichnet (Z.B.: Einwirken durch Aussprechen des Namens), ist das "ästhetische Verhalten" als reine Hingabe ans Objekt zu trennen: Indem das Subjekt darin sich seinem Objekt gleichmacht, nicht etwa: es nachahmt[1], gibt es die Abspaltung vom Objekt für es nicht. So übt es nicht, wie die magische Mimesis aufgrund ihrer Zwecke, schon Herrschaft aus.

Im "ästhetischen Verhalten" liegt, wie schon sein Name bedeutet, der Ursprung der Kunst und ihrer Sprache. Diese hat sich, auch dadurch, von der Allgemeinsprache entfernt[2]. Insofern die Sprache der Philosophie Wert legen soll auf "Darstellung"[3], ist in ihr, die ja eine Sonderstellung gegenüber den fachsprachlichen Terminologien hat, das Moment der Mimesis zu wahren.

Recht des Ausdrucksmoments

Wie Mimesis dem "kommunikativen Sinn" der Worte als Zeichen entgegensteht[4] und so das Recht der Objekte wahrt, steht der "Ausdruck" für das Recht des einzelnen Subjekts[5]. Wie Mimesis gehört Ausdruck not-

1) Adorno (1), S 424 u. 169
2) Vgl. Z.B. Adorno/Horkheimer, (14), S 19.
3) Adorno (10), 1, S 69, vgl. S 63
4) Der Terminus "kommunikativer Sinn" wird als dem Adornoschen Sprachgebrauch konform gewählt (vgl z.B. Adorno (8), 3, S 139f: Hier wird der Doppelcharakter der Sprache als "diskursives, signifikatives Mittel - primär der Kommunikation - und als Ausdruck" betont). Andere Möglichkeiten scheinen nicht so günstig: "Signifikativer Sinn" schließt das mimetische Moment nicht deutlich aus. Hier wäre eigens ein Hinweis darauf nötig, daß "Zeichen" für Adorno weniger den Verweis aufs Bezeichnete bedeutet als vielmehr das Abschneiden der Beziehung zu ihm, die Verwendung des Wortes als neutrale "Spielmarke", das den Interessen der es benutzenden Menschen gegenüber völlig offen ist (vgl. z.B. Adorno/Horkheimer (14), S 19). An anderer Stelle wird der "kommunikative Sinn" gegenüber dem Ausdruck geradezu "Bedeutung" genannt (Adorno (8), 3, S 153). Das ist aufgrund der Dominanz des Kommunikativen Moments in der Sprachform der Moderne sicher berechtigt, würde aber "Bedeutung" gegenüber der allgemeinen Verwendung in der vorliegenden Untersuchung unerträglich einengen.
5) So streng voneinander getrennt wie hier zum Zweck der Analyse scheinen die Momente von Mimesis und Ausdruck bei Adorno nicht zu sein. So kann er schreiben: "Ausdruck von Kunst verhält sich mimetisch... (Adorno (1), S 169). Diese Formulierung ist möglich, weil Mimesis als

(Fortsetz. nächste Seite)

wendig zur Sprache (ohne Subjektives ist sie selbstverständlich nicht denkbar; das subjektiv-Allgemeine der Sprache ist sich selbst entfremdeter, zur "zweiten Natur" gewordener Ausdruck); und sein Recht wird von Adorno - da durch die eindimensionale Sprachform gefährdet - besonders hervorgehoben.

> Erkenntnistheoretisch formuliert die "Einleitung in die Erkenntnistheorie": Es gibt "ganze Schichten der Erfahrung, die uns...nur zufallen...vermöge unserer Individuation"; es gibt "viele Bereiche..., in denen wir nur etwas erkennen können, wenn wir uns dabei als ganze Menschen, mit allem was wir an Erfahrungen, an Trieb, an Regungen haben, in diese Erkenntnis selber einsetzen, anstatt daß wir von uns abstrahieren und uns zu...allgemeinen Subjekten machen"[1].

Es ist hier nochmals auf Adornos Interpretation der Dramatik Becketts hinzuweisen (vgl o. S.370). Daß Sprache die subjektiven Impulse nicht mehr rational sich ausdrücken lasse aufgrund der rigiden Herrschaft des Allgemeinen - der Gehalt der Beckettschen Kritik - meldet aus der Kritik heraus den Anspruch des Ausdrucks an.

Das Anliegen, das hinter der Betonung von Mimesis und Ausdruck gegenüber dem Allgemeinen, dem "kommunikativen Sinn" der Sprache, steht, faßt die Interpretation eines Benjamin-Zitats in der "Ästhetischen Theorie" zusammen: Die Konzentration auf das, was dem Allgemeinen gerade unerreichbar ist.

> "Die Universalien der Sprache empfangen ihre Wahrheit durch einen ihnen gegenläufigen Prozeß...Was Benjamin die Elimination des Unsagbaren nennt, ist nichts anderes als die Konzentration der Sprache aufs Besondere, der Verzicht, ihre Universalien unmittelbar als metaphysische Wahrheit zu setzen"[2]

Zu 5) Fortsetz. von S. 415: ...sich Gleichmachen - vom Standpunkt der allgemein-subjektiven Sprache aus - für jedes Besondere als das dieser Sprache schlechthin andere eintritt, sei's besonderes Subjekt oder Objekt. Wie Mimesis aufs Gegenüberstehende, ist Ausdruck auf den Sprechenden bezogen: So behält die Gegenüberstellung doch ihr Recht.

1) Adorno (3), S 117f
2) Adorno (1), S 304f

Konstellation

Der Vorrang des Allgemeinen zeigt sich nicht nur in der Betonung einzelner Kategorien der Sprachphilosophie: Die formale, gewöhnlich nicht problematisierte Einheit des Argumentationszusammenhangs geht in letzter Instanz aufs Subjekt zurück, und zwar die Einheit der logischen Form wie der dialektischen (In dieser ist allerdings die Begegnung mit dem je anderen wenigstens der Intention nach festgehalten). Hinter dieser Einheit steckt genetisch selbstverständlich die des Bewußtseins; und ein Motiv des Zusammenstellens der Begriffe zur klar durchschaubaren Einheit ist der Kommunikationszweck der Sprache.

Gegen die Übermacht des allgemeinen Subjekts in der problemlos einheitlichen und verstehbaren Sprache entwickelt Adorno die Idee der "Konstellation" der Begriffe.

Das Konzept der "Konstellation" wird schon in einer sehr frühen Phase von Adornos Philosophie entwickelt.

> Im Vortrag von 1932 "Die Idee der Naturgeschichte" wird ihre logische Struktur andeutend beschrieben. Darin geht es nicht um die "Entwicklung aus einem 'Entwurf', dem Momente von allgemeinbegrifflicher Struktur zugrundeliegen". Der Ausgang von einer letztlich subjektiv gesetzten Gedankeneinheit wird also abgelehnt (Mit dem Ausdruck "Entwurf" dürfte Adorno sich negativ auf Heidegger beziehen).
> "Es handelt sich nicht um ein Erklären von Begriffen aus einander, sondern um Konstellation von Ideen...": Wieder ist es die vorgegebene Einheit des Begriffszusammenhangs, die verdächtig erscheint. Was "Ideen" gegenüber "Begriff" meint, wird wenigstens teilweise erklärt: Ideen sind "keine Invarianten" (also nicht platonisch zu denken). "...sie versammeln sich um die konkrete historische Faktizität, die im Zusammenhang jener Momente (sc.: der Ideen) in ihrer Einmaligkeit sich erschließt". Der "Zusammenhang" der Konstellation ist also kein Subjektives; die Intention geht vielmehr aufs konkret-einzelne Objekt: die "historische Faktizität". Das Moment des Subjektiven, das in den Ideen sicher enthalten ist, wird so in den Dienst des ihm Anderen gestellt.
> Die Differenz zu (z.B.) Misch tritt hier deutlich heraus: "Bedeutung" ist nicht als Ordnen von subjektiven Impulsen und Wirklichkeitsspuren zu synthetischer Harmonie zu denken, sondern hätte kritisch jene subjektive Arbeit in ihrer falschen (Herrschafts-)-

1) Adorno (9), S 345 - 65, die folgenden Zitate: S 359. Zur Datierung: "Editorische Nachbemerkung", S 383
2) Unterstreichung orig. kursiv.

intention zu korrigieren. Der wenig später[1] gegen Dilthey erhobene Vorwurf, daß er "verblieben ist im Bereich der Geistesgeschichte und...die material-gefüllte Realität überhaupt nicht ergriffen hat", paßt genau zu dieser Differenz.
In den "Thesen über die Sprache des Philosophen"[2] (ebenfalls frühe dreißiger Jahre) beschreibt der Ausdruck "Konfiguration" ein Ähnliches. Die letzte Hoffnung des Philosophen sei es, "die Worte so um die neue Wahrheit zu stellen, daß deren bloße Konfiguration die neue Wahrheit ergibt"[3]. Wahrheit ist nicht in den Worten selbst enthalten - deren Gehalt kann sich vom Moment des Abstraktiven nie befreien -, sondern müßte gegen ihn aus der Spannung der Worte untereinander - das Abstraktive wird dabei als solches herausgestellt - entspringen. - Wichtig auch das Absetzen von allen Versuchen, eine neue Terminologie zu erfinden: Sie enthielte jene subjektive Willkür, von der es sich abzusetzen gilt, nur in gesteigertem Maß[4].
Andererseits ist die alte Sprache "zerfallen", "die objektiv vorhandenen Worte der Philosophie sind seinsentleert,....unverbindlich"[5]. Die Form der Explikation der Begriffe kann deshalb deren Gehalte nicht mehr korrekt entwickeln: Sie täuscht, wie jene, Entsprechung von Sprache und Objekt vor. Ein Moment des Bruchs gegenüber der verstehbaren, kommunikativen Sprache ist unabdingbar.
So "bedeutet konfigurative Sprache ein Drittes (sc.: zwischen "herkömmlichen Worten und der sprachlosen subjektiven Intention") als dialektisch verschränkte und explikative Unauflöslichkeit von Begriff und Sache"[6]. Die Stelle bestätigt das Gesagte und spricht den Bruch zwischen Sprache und einzelner Subjektintention an.
Der Gedanke der Konstellation wird in der "Philosophischen Terminologie" nochmals aufgegriffen, geht also durch die ganze Philosophie Adornos hindurch: Ähnlich wie an der letztzitierten Stelle wird gegen "Neologismen" polemisiert. "Der viel fruchtbarere Weg originalen Denkens, sprachlich sich mitzuteilen, ist der, zwar an die überlieferte Terminologie anzuknüpfen, in ihr aber Konstel-

---

1) Adorno (9), S 361
2) Vgl. ebda, S 366-71 und 383f
3) Ebda, S 369 (vgl. 368 - 70).
4) Vgl. S. 368. Deshalb liegt in der Ablehnung der Neologismen mehr als der Auswuchs einer Abneigung gegen Heidegger. Ein Grundmotiv der Adornoschen Philosophie ist, daß Bewußtsein Sein nicht schlicht negieren kann: Es hat am Vorhandenen anzusetzen und durch es hindurchzugehen. So kann die richtige Haltung der Sprache gegenüber nur die "der strengsten sprachlichen Objektivität" sein gegenüber dem, was geschichtlich geworden ist (Adorno (6), S 129f, gegen das "reaktionäre" Ausspielen gesprochener Arbeitersprache gegen die Schriftsprache der Mittelschicht).
5) Adorno (9), S 369
6) Ebda.

lationen auszubilden, durch die die je verwandten Termini nun ganz anders sich darstellen"[1]. Die Fülle des Begriffs der Konstellation wird hier nur deutlich, wenn man sich die früheren Stellen vergegenwärtigt; zu ihnen paßt das Zitat aber erstaunlich gut.

- In der "Forderung nach philosophischer Darstellung"[2] wird das Anliegen der Konstellation gewahrt: "Man muß das, was historisch in den Worten mitgesetzt ist, konfrontieren mit dem Stand des Bewußtseins, auf dem man selber sich befindet,...". Der Akzent liegt hier auf dem Aufbrechen der Pseudo-Einheit des Begriffs in dieser Konfrontation. Das Recht des einzelnen Subjekts gegenüber der ihm vorgegebenen Sprache und die Insistenz auf dem konkret und material Historischen verbindet diese Stelle mit den früheren.

Auch Grenz sieht die Richtung der negativ-dialektischen Sprachphilosophie auf die "Konstellation" hin[3]. Dieselbe Intention sieht er hinter der Forderung Adornos wirksam, den Unterschied von These und Argument zu relativieren: "In einem philosophischen Text sollen alle Sätze gleich nahe zum Mittelpunkt stehen"[4].

Die Absicht, einen Überblick zu ermöglichen, dürfte den Versuch einer Zusammenfassung recht fertigen.

Indem die Einheit des kommunikativen Sinns in der Konfiguration der Begriffe zerbrochen wird, erhält das Teil gegenüber dem Ganzen ein größeres Gewicht. So wird die Herrschaft des subjektiv-Allgemeinen relativiert. Positiv wird dem Einzelsubjekt - seinem je besonderen Stand des Bewußtseins- und dem Objekt sein Recht.

Der Akzent auf dem Teil gegenüber dem Ganzen der Rede bedeutet selbstverständlich nicht unmittelbar das Recht des Besonderen: Es wird aber der einzelnen Begriff vom Deduktionszusammenhang frei. So kann sein Spannungsfeld deutlich werden: Auch er ist ja nicht glatte Einheit des unter ihm Gefaßten, sondern verhält sich diesem gegenüber immer auch abstrahierend. Das Gewaltsame am Einzelbegriff tritt verstärkt heraus aus der Spannung des nicht mehr selbstverständlichen (weil nicht kommunikativ-zweckvollen) Zusammenstandes der Begriffe.

1) Adorno (10), 1, S 44, vgl ebda, S 55 (Diese Stelle wurde schon zitiert). "Konstellation" u. "Konfiguration" werden auch sonst in den späteren Schriften verwendet (meist anstelle des der Willfährigkeit gegenüber subjektiven Zwecken verdächtigen, weil allzu glatten "Zusammenhangs"), vgl z.B. Adorno (4), S 13 und 51.

2) Ebda, 1, S 69, vgl S 63

3) Grenz, S 216-20

4) Ebda, S 220, Bezug auf Adorno (6), S 86 u. (12), S 46.157.

So wird das Besondere auch in der Konstellation der vom Zusammenhang emanzipierten Einzelbegriffe nicht als solches dargestellt; die historisch ihm angetane Gewalt wird aber deutlich, wenn Begriffe gegeneinander als gewordene durchschaubar werden.

Im Konzept der Konstellation wird die subjektive Aussageintention also quasi zurückgenommen: Sie wendet sich gegen ihr eigenes Herrschaftsinteresse und so -mittelbar- aufs Einzelne.

Wahrheit entspringt, wenn das Subjektive der Sprache sich so gegen sich selbst wendet (Intention der Rede) bzw. sich sein Herrschendes eingesteht (Gewalt in den Begriffen).

Allegorie statt Symbol

Mit der Auflösung des Argumentationszusammenhangs zur Konstellation ist im Vortrag "Die Idee der Naturgeschichte" die Bevorzugung der Allegorie gegenüber dem Symbol eng verbunden.

> An einem Benjamin-Zitat wird das erläutert. Das besondere Anliegen von Adornos Aufsatz, die Vermittlung von Natur und Geschichte, steckt auch im Benjamin-Text. Sicher ist es problematisch, von diesem Anliegen zu abstrahieren und so quasi eine sprachliche Methode zu beschreiben. Da eine neue konkrete Erfüllung dieser "Methode" aber denkbar ist, scheint mir die Abstraktion gerechtfertigt, wenn sie bewußt vorgenommen wird. Allegorisch also werde in den Barocktrauerspielen an der Natur ihre Vergänglichkeit - das Geschichtliche an ihr - bedeutet. "Während im Symbol mit der Verklärung des Unterganges das transfigurierte Antlitz der Natur im Lichte der Erlösung flüchtig sich offenbart, liegt in der Allegorie die facies hippocratica der Geschichte als erstarrte Urlandschaft dem Betrachter vor Augen. Die Geschichte in allem was sie Unzeitiges, Leidvolles, Verfehltes von Beginn an hat, prägt sich in einem Antlitz - nein in einem Totenkopfe aus"[1].

Was hier als Vorzug der Allegorie erscheint, liegt genau auf der Linie einer negativ-dialektischen Sprachphilosophie: Wie auf der Ebene der Wörter das Moment von Gewalt gegenüber dem Besonderen und das Gewordene der Sprache erscheinen soll (vgl Adornos Ablehnung der "Terminologie" Heideggers, demgegenüber votiert er für das "ehrliche Fremdwort")[2],

1) Adorno (9), S 358 (vgl f), Benjamin-Zitat aus "Ursprung des deutschen Trauerspiels", Werke I, 1, S 343
2) Adorno (8), 2, S 115 f.

läßt die Allegorie auf komplexerer Ebene das Gewaltsame ihres Bedeutens erscheinen, während das Symbol harmonische Entsprechung von Bedeutendem und Bedeutetem vorspiegelt. Mit dem Eingeständnis der Gewalt, die durch Sprache ausgeübt wird, schon in ihrer Form ist Allegorie dem Festhalten des realen Unrechts und Leids offener, als es das Symbol sein kann. Das soll der Gegensatz Antlitz - Totenkopf besagen.

Konvergenz von Sprache der Philosophie und Sprache der Dichtung

Die sprachphilosophischen Forderungen des negativ-dialektischen Ansatzes bringen ihn durchgehend in die Nähe der Sprache der Dichtung.

Das Problem der Konstellation nähert sich in der Fassung der "Philosophischen Terminologie" - als das der Darstellung - dem zentralen poetischen, der Entsprechung von gedanklichem Gehalt und sprachlicher Form, an[1].

Die Rettung von Mimesis und Ausdruck ist zunächst Aufgabe der Kunst. Indem "Arbeitsteilung auf die Sprache über" greift[2], werden diese Momente der Kunst zugeteilt, während die Wissenschaft die Wörter als konventionelle Zeichen nimmt. Der Philosophie bleibt aber das Streben, jene Momente mit den Mitteln des Begriffs in ihre Sprache wieder hereinzuholen. Das verbindet sie mit der Kunst.

> In der "Philosophischen Terminologie" wird da so gesagt: "Wenn man einmal davon ausgeht, daß das Bewußtsein sich gespalten hat in das Mimetische oder in die Ausdruckstätigkeit auf der einen Seite, wie sie im allgemeinen nach der offiziellen Theorie der Kunst zugewogen wird, und in das philosophisch Begriffliche auf der anderen Seite, dann könnte man sagen, daß die Philosophie, und das hängt genau mit diesem (sc.: platonischen) Moment des Eros oder des Enthusiasmus zusammen, eigentlich der Versuch ist, mit den Mitteln des Begriffs jenes Moment des Ausdrucks, jenes mimetische Moment zu retten oder wiederherzustellen..."[3].

1) Vgl Adorno (10), 1, S 63f (Lob Blochs: "Daß sein Denken die Dynamik des Gedankens in seiner Darstellung auszudrücken sucht..." (S. 64)
2) Adorno/Horkheimer (14), S 19
3) Adorno (10), 1, S 81 - etwas anders Adorno/Horkheimer (12), S 19f: die Gegensätze von Mimesis, Ausdruck und Zeichen tendieren jetzt dazu, ineinander überzugehen. Die neopositivistische Wissenschaftstheorie werde - "vermöge ihrer eigenen Tendenzen" - zum Ästhetizismus ("System abgelöster Zeichen"). "Die Kunst der integralen Abbildlich-

(Fortsetz. n. Seite)

Die "Thesen über die Sprache des Philosophen" stellen explizit eine "beginnende Konvergenz von Kunst und Erkenntnis" fest[1].

> Für die Philosophie zeigt sich die Konvergenz in der "wachsenden Bedeutung philosophischer Sprachkritik": Sie habe die ästhetische Kritik an "kraftlosen Worten" zur Kenntnis zu nehmen. Umgekehrt "gewinnt Kunst Erkenntnischarakter: Ihre Sprache ist ästhetisch nur dann stimmig, wenn sie 'wahr' ist: Wenn ihre Worte dem objektiven geschichtlichen Stande nach existent sind".

Die Konvergenz von Philosophie und Kunst erscheint hier an der gemeinsamen Bemühung um den geschichtlichen Stand der Wahrheit in den Worten. Daß diese Formulierung die Konvergenz noch nicht voll erschließt, ist von der Seite der philosophischen Sprache schon deutlich geworden. Umgekehrt ist jetzt der Beitrag der Kunst zur Sprachkritik genauer zu untersuchen.

Daß der Dichtung für Kritik - und Rettung - der Sprache zentrale Bedeutung zugemessen wird, ist sicher nicht nur Forderung Adornos. Wie die Verwirklichung der Aufgabe von ihm gesehen wird, vermag seine "negativ-dialektische" Sprachphilosophie nochmals zu charakterisieren; ausserdem wird Sprache in Dichtung auf ganz neue Weise "bedeutend". Der Gegenstand der Theorie der Bedeutung erweitert sich also, wenn die sprachphilosophische Arbeit der Dichtung an einigen Beispielen gezeigt wird.

Zu 3) Fortsetz. von Seite 421: ...keit aber verschrieb sich bis in ihre Techniken der positivistischen Wissenschaft". - Im Gegensatz zur Intention auf Versöhnung in der philosophischen Sprache ist hier der Umschlag ins Andere nicht gewollt und hat keinen Erkenntnisgewinn zur Folge.

1) Adorno (9), S 370. Hier die folgenden Zitate.

3. Kritik und Rettung der Sprache in der Dichtung

3.1. Anzeigen des Standes der Sprache

Deutlicher meist als in der Umgangssprache lassen sich an der Sprache der Dichtung Wandlungen in der Sprachstruktur wahrnehmen. Indem Dichtung der sprachlichen Form besondere Aufmerksamkeit zuwendet, hat sie gesteigerte Sensibilität gegenüber Änderungen in ihr. Die Entwicklung zur eindimensionalen Sprachform wird von ihr besonders scharf registriert.

Das dürfte der Grund sein, weshalb Adorno zum Beleg seiner Thesen immer wieder auf Dichtung zurückgreift, so auf Beckett[1], aber auch auf Goethe und Heine[2] (s. dazu gleich u.).

Die Dichtung registriert aber nicht nur, sondern kritisiert auch die moderne Sprachform. Schon die übertreibende Aufnahme des Phrasen-Charakters der Sprache bei Beckett wurde so interpretiert.

> So hält die umgangssprachliche Phrase "Was soll denn schon sein?" ein Moment des Unwillens, des Erstaunens fest, das gleichzeitig zugedeckt werden soll durch die Invarianz der Formel, die gleichsam die Augen vor ihrer Umgebung verschließt. Eine Sprachform, die sich gegen alles Unerwartete und alle Rückfrage abschließt, läßt sich aus dem Gebrauch dieser Allerweltsformel allerdings erst dann deutlich erschließen, wenn man ihr Zitat im "Endspiel" nachvollzogen hat:[3] - Was soll denn schon am Horizont sein?" verschärft beides; der Horizont - die Aussicht aus einem Fenster - ist während des ganzen Stückes leer, und die Welt ist, bis auf einen Baum, weggefallen.
> Derselbe Clichécharakter der Sprache steckt hinter einer anderen Stelle des "Endspiels": Da Hamm sich gerade selbst widersprochen hat, als er "Ah, die Leute, die Leute, man muß ihnen alles erklären" zu bemerken nicht unterlassen kann[4], wird die - auch kommunikative-Nutzlosigkeit dieser Phrase eines Vorgesetzten über einen Untergebenen deutlich. Sie erscheint jetzt als ein Ritual der Selbstberuhigung in der Rolle des Chefs.
> In den "Bemerkungen zur Schlußszene des Faust"[5] wird an Goethes Sprache gezeigt, wie sie den Verfall metaphorischer Wendungen registriert und auf ihn reagiert habe. Goethe habe dem Verkommen

---

1) Vgl v.a. Adorno (8), 2, S 217-22. Vgl auch o. S 258 u. 261
2) Vgl dazu v.a. Adorno (8), 1, S 150f.153f.
3) Adorno (8), 2, S 218f
4) Ebda, S 219
5) Ebda, 2, S 8-10 (weitere Beispiele)

der Metapher zur Phrase als Abwehr das Schockmoment entgegensetzt, das aus dem Wörtlichnehmen der Metapher entspringt. So habe er ihr noch einmal die Möglichkeit sinnvoller Verwendung gegeben (Beispiel, aus Faust II, V. 11879-81: "Der Pater profundus preist...den 'Blitz, der flammend niederschlug, /Die Atmosphäre zu verbessern,/ Die Gift und Dunst im Busen trug'").

3.2. Anpassung an die Sprachentwicklung und immanente Kritik: Beispiel Hölderlin

Hölderlins Verhältnis zur Sprache ist nicht als satirische Übertreibung ihrer negativen Züge zu kennzeichnen. Deutlicher noch als bei Goethe ist bei ihm der Abwehrimpuls gegen die rein kommunikative auszumachen. Distanz von der kommunikativen Sprache ist ja ein Merkmal nahezu aller modernen Dichtung. Für Adorno erklärt es sich aus dem Bestreben, die anderen Momente der Sprache gegenüber dem vorherrschenden subjektiv-allgemeinen zur Geltung zu bringen.

Adornos Interpretation der Sprache Hölderlins soll exemplarisch genauer dargestellt werden[1].

Zunächst "bekundet" Hölderlins "Sprache...Abgeschiedenheit, die Trennung von Subjekt und Objekt für den Staunenden"[2]. Hier wäre auch die "Fremdheit" seiner Verse zu nennen.[3]

"Vor dem Allbekannten reiben Hölderlins Verse sich gleichsam die Augen...sein Bekanntsein wird zum Schein wie in einem

---

1) Vgl v.a. den Aufsatz "Parataxis", in Adorno (8), 3, S 156-209. Diese Abhandlung zur späten Lyrik Hölderlins ist aus einem Vortrag hervorgegangen. Dessen Frontstellung gegen Heidegger interessiert hier nicht, ebensowenig grundsätzlich die Adornosche Hölderlininterpretation; soweit dabei aber sprachliche Konsequenzen Hölderlins angesprochen werden, ist sie zu berücksichtigen. Diese sprachlichen Konsequenzen sollen hier in einen begründeten Zusammenhang gestellt werden, den sie bei Adorno - er berührt das Sprachthema nur nebenbei - nicht haben. Einige weitere Aufsätze zum Verhältnis moderner Dichtung zur Sprache brauchen hier nicht berücksichtigt zu werden, da es um einen exemplarischen Aufweis geht. Diese Aufsätze sind: "Voraussetzungen (Aus Anlaß einer Lesung von Hans G. Helms)" in: Adorno (8),3 S 136-55; "Die beschworene Sprache", in: ebda, 4, S 63-89 (Zur Lyrik Borchardts, die vergangene Sprachformen, im Wissen um die Vergeblichkeit solchen isolierten Tuns, wiederzuerwecken versuche).

2) Adorno (8), 3, S 182

3) Ebda, S 160

Distichon aus der 'Heimkunft': 'Alles scheint vertraut, der vorübereilende Gruß auch /Scheint von Freunden, es scheint jegliche Miene verwandt"[1].

Die Interpretation des Phänomens wird Hölderlins private Lebenserfahrungen berücksichtigen müssen. Die Einsamkeit und die Ablehnung der Menschen und ihrer Sprache - "Ich verstand die Stille des Adlers, / der Menschen Worte verstand ich nie"[2] - machten ihn hellhörig für ein Moment von Gewalt in der Sprache.

Was anderen als Bekanntes selbstverständlich erscheint, wird von ihm als Fragliches durchschaut. Soll verstanden werden, was wirklich ist, so muß es vom verzerrenden Schleier der Vertrautheit befreit werden. Die Fremdheit von Hölderlins Sprache drückt also ineins die Fraglichkeit des Vertrauten und die Ferne dessen, was wirklich ist, aus. So protestiert sie gegen eine Sprache, die von dieser Vertrautheit selbstverständlich ausgeht und die Möglichkeit der Distanz zwischen sprachlicher Fassung und Realität ausschließt: Das wäre die eindimensionale (Vgl: Abschneiden der Begründung, konkrete, starre Bildhaftigkeit der Bedeutungen, identische Wiederholung usw.). Hölderlins Sprache wahrt dagegen indirekt das Recht des Objekts.

Das Ungenügen an der neuen Sprachform zeigt sich am Auseinanderfallen von Namen und Begriffen bei Hölderlin - das Allgemeine, das in den Begriffen ja gegeben sein soll, wird so als Veranstaltung, als ein den Intentionen des Einzelnen Gewalt Antuendes kritisiert.

Der idealistische Gedanke der Entsprechung von Allgemeinem und Besonderem finde sich bei Hölderlin auch: So erblicke er "allerorten Korrespondenzen zwischen den namentlichen Seienden und den Ideen"[3]. Diese Entsprechungen erscheinen aber nur gebrochen. Die "allegorische Brechung", die "Differenz von Name und Absolutem", "ist das Medium der Kritik an dem falschen Leben, wo der Seele ihr göttlich Recht nicht ward"[4].

---

1) Adorno (8), S 183 (Hölderlin, Werke ed. Beißner Bd. 2, Stuttgart 1953, S. 102)
2) Werke Bd. 1, a.a.O. S. 262, n. Adorno, ebda, S 179
3) Adorno (8), 3, S 174f
4) Ebda, S 175

Die Vorliebe Hölderlins für Abstrakta scheint den Streit zwischen Allgemeinem und Besonderem zugunsten des Allgemeinen zu entscheiden. Hier wird scheinbar das Recht des Einzelnen aufgekündigt, der Sieg des schlecht Allgemeinen über es einbekannt. Gerade in der Abstraktheit wird ein Moment der Gewalt immanent kritisiert: Dadurch ist hingewiesen auf das, was aus den Namen nicht in den Begriff übernommen wurde. Die "allgemeinen Substantive" der Sprache Hölderlins "sind Resultanten: sie bezeugen die Differenz des Namens und des beschworenen Sinnes"[1].

Adorno versucht den Bruch zwischen Namen und Idee an der theologischen Deutung zu erhellen, in die die Namen hineingestellt werden und die sie auf einem sinnerfüllten Bedeutungshorizont lokalisieren würde. Der Ideenhimmel und die theologische Sinnerfüllung der Namen werden bei Hölderlin zu einem der Geschichte Unterworfenen. Der Bezug aufs Göttliche eignete den Namen in der Vergangenheit. So ist die Geschichtlichkeit des Sinnhorizonts und sein Verlust heute ausgedrückt. Adorno weist zum Beleg auf den Anfang von "Brot und Wein" hin: Im Gedenken an die Himmlischen, die beides segneten, wird gesagt, sie seien "sonst" dagewesen[2].

Die zwei Bedeutungsbeziehungen der sprachlichen Zeichen, auf die Welt und auf die sie gebrauchenden Menschen, werden durch die Abstrakta Hölderlins aus ihrem Entsprechungsverhältnis gelöst: Das Eigenrecht der Objekte wird betont. Die unproblematische Gültigkeit einer Gebrauchskonvention in einer Sprechergemeinschaft wird außerdem in sich fragwürdig: erscheint der Sinn als abstrakter, wird deutlich, daß er - Gehalt der Gebrauchskonvention - mit den Impulsen der Einzelsubjekte nicht mehr übereinstimmt, sich gegen diese durchsetzt. Die Fragwürdigkeit des Sinnhorizonts (Sprache - Handlungs - Universums) wird deutlich: Von "Konvention" der Sprecher kann die Rede nicht mehr sein, wenn die Wünsche der einzelnen übergangen werden.

Inhaltlich entspricht der - immanent kritisierten - Durchsetzung der Macht des Allgemeinen in der Sprache das Opfer des Individuums[3].

---

1) Adorno (8), 3, S 176
2) Ebda, S 177f
3) Ebda, S 179 u.ö.

Hatte die Gegenüberstellung von Namen und Idee als ein Ergebnis die Durchsetzung der - blaß gewordenen - Idee, so wird in der Sprachform der Parataxe im Gegenteil dem Besonderen das Recht gelassen und das "gesetzgebende Subjekt(s) selbst" - auch in der Sprachform - zum Opfer gebracht[1]. Es steht ja hinter der hypotaktischen Satzeinheit. Die Neigung zur parataktischen Sprachform läßt sich im Großen ("Hälften des Lebens"[2]) wie in der Entwicklung der Syntax (Absprengung einzelner Wörter vom Satzzusammenhang; Vorliebe für die Partikel "nämlich" - "Sie rückt folgerungslose Explikation anstelle eines sogenannten gedanklichen Fortgangs"[3]) im Kleinen nachweisen.

Es werden dem vom Subjekt determinierten Zusammenhang der Bedeutungen Stöße versetzt. Der logische Zusammenhang wird zugunsten der einzelnen Bedeutungen geschwächt: "Der Logik dicht geschlossener und notwendig ins Nächste mündender Perioden eignet eben jenes Zwangshafte, Gewalttätige, von dem die Dichtung heilen soll und das von der Hölderlinschen Sprache unmißverständlich negiert wird[4] -

Sicher weiß die Hölderlinsche Sprache, daß Verzicht auf Einheit vollständig nicht möglich ist. An ihrem Vorrang kann nur gerüttelt, nicht kann ihr entflohen werden. Die Einheit, die im Wesen der Sprache als Synthesis liegt, "zu brechen, wäre dieselbe Gewalttat, welche die Einheit verübt; aber die Gestalt der Einheit wird von Hölderlin so abgewandelt, daß die Einheit selber anzeigt, sie wisse sich als nicht abschlußhaft"[5].

Dem Prinzip der Parataxe entsprechen die "Hölderlinschen Korrespondenzen"[6], "jene plötzlichen Beziehungen antiker und moderner Schauplätze und Figuren". Das "Prinzip solcher Assoziation" ist "dem Diskursiven entgegengesetzt"[7]. - Der Gedanke der Konstellation und der allegorischen Bedeutung, Forderung der negativ-dialektischen Sprachphilosophie,

---

1) Adorno (8), 3 S. 192
2) Ebda, S 187
3) Ebda, S 185f
4) Ebda, S 191
5) Ebda, S 191f
6) Ebda, S 194. Diese "Korrespondenzen" sind nicht mit den oben beigezogenen zu verwechseln.
7) Ebda, S 194

wäre also in Hölderlins Sprache berücksichtigt[1].

Die Intention der Sprache Hölderlins geht insgesamt also darauf, einer Allgemeinheit des Sinns jenseits des Einzelnen, sei's Subjekt oder Objekt, sich zu fügen (Adornos spricht so von Hölderlins "Fügsamkeit")[2]. Daß die Allgemeine erzwungen ist, wird mehrfach angedeutet. "Indem er aus subjektiver Freiheit sie selbst (sc. die Sprache) über das Subjekt erhob,...zergeht der Schein, die Sprache wäre schon dem Subjekt angemessen, oder es wäre die sprachlich erscheinende Wahrheit identisch mit der erscheinenden Subjektivität"[3].

Neben der Anzeige der Gewalt seitens eines schlecht Allgemeinen leistet dieser Sprachgestus noch etwas anderes: Das Einzelsubjekt wird vom Schein seiner Absolutheit befreit, es erscheint als ein Vermitteltes: "Das Subjekt wird erst durch Sprache"[4]. Der gehaltliche Gedanke des Opfers des Individuums erhält jetzt einen zweiten Sinn: Insofern das Individuum zusammenhängt mit der Macht des Allgemeinen als von ihm Geformtes und als sein Träger, wurde es selber auch schuldig. Sein Opfer ist Zeichen seiner Schwäche gegenüber dem Allgemeinen und seine Selbstaufhebung als Schuldiges.

Anders als Hölderlin machen die meisten Dichter der Moderne sich gegenüber dem die Sprachform prägenden schlecht Allgemeinen zum Anwalt des unbefriedigten Subjekts[5]. Gegenüber der diskursiven Bedeutung wird der Ausdruck des Subjekts in der Sprache betont. Sicher ist der Gegensatz bei Hölderlin nicht absolut anzusetzen: "Etwas davon hat fraglos

---

1) Grenz stellt in seinen Bemerkungen zur Sprachphilosophie Adornos "Parataxe" und "Konstellation" als verwandte Begriffe zusammen (Grenz 216 - 20).

2) Adorno (8), 3, S 189f

3) Ebda, S 193

4) Adorno (8), 3, S 193

5) Nur Borchardt wird von Adorno in etwa ähnlich beurteilt. Adornos Beispiele für radikale Beschränkung aufs Ausdrucksmoment - Expressionismus und, in seiner Konsequenz, Dadaismus - zeigen das Aporetische eines solchen radikalen Versuchs. Allein die verwendeten Worte bringen kommunikative Momente ins Kunstwerk hinein. Der Dadaismus aber gelangt schließlich zur Sprach- und damit auch Ausdruckslosigkeit. Ein vermittelter und damit erfolgreicherer Versuch ist etwa die Sprache Joyces (Vgl Adorno ebda, S 140f).

auch Hölderlin inspiriert, insofern er dem sprachlichen Convenu widerstand"[1].

3.3. Insistenz auf dem Recht des Objekts: Beispiel "Über epische Naivetät"[2]

Daß dichterische Sprache das Recht des Objekts auch betonen kann, indem sie der Utopie gewaltloser Vermittlung von Subjekt und Objekt nachhängt, versucht Adorno an einigen großen Werken der Epik zu zeigen.

Schon an Homers Odyssee wird der Impuls ausgemacht, gegenüber dem alles gleichmachenden Bann des Mythos das gewesene Besondere als Einmaliges festzuhalten. Er läßt sich feststellen im Streben nach genauer Beschreibung (vgl die berühmte Darstellung des homerischen Schildes) wie im Auseinanderklaffen von logischer Form der Sprache und dem ihr gegenüber als anders sichtbar gemachten Stoff (vgl die Bemerkung zur logischen Partikel "nämlich"[3]. Ähnliches wird zum späten Goethe, zu Stifter und Keller - entsprechend deren veränderten historischen Bedingungen - gesagt. Hier liegt sicher eine Berührung mit dem Prinzip der Parataxe bei Hölderlin vor. Der Preis fürs Festhaltenwollen des Besonderen, obwohl man doch besser wissen sollte, daß man an die Gedankenform gebunden ist, ist Naivität. Diese Naivität schlägt aber um in "allegorische" Darstellung dessen, was mit der Sprache und ihren Gegenständen geschah, wenn das Faktum des Auseinanderklaffens beider ins Werk hineingeholt und so die als solche gar nicht mehr erkennbare Herrschaft des Gedankens herausgehoben und in Frage gestellt wird. Ähnlich wirkt die unter der Hand auftretende Selbständigkeit der Sprache gegenüber ihrer im Gespräch selbstverständlichen Bedeutung. Schon bei Homer "gewinnt...die Metapher gegenüber dem Bedeuteten, der Handlung, Selbständigkeit"[4].

So wird im naiven insistieren auf der Einmaligkeit des Besonderen nicht nur dessen Recht gewahrt, sondern auch die "innerste Sehnsucht... des Gedankens..., die logische Form eines Wirklichen, das nicht mehr von

---

1) Adorno (8), 3, S 192
2) Ebda, 1, S 50-60.
3) Ebda, S 56f.
4) Adorno (8), 1, S 58 (n. Thomson).

der gesellschaftlichen Herrschaft und dem ihr nachgebildeten klassifizierenden Gedanken umfaßt wäre, der Begriff, der sich versöhnt mit seiner Sache"[1] ausgesprochen. "Sprache...möchte...sich selbst aufheben in Namen und Bild[2]".

3.1. Mimesis in der Sprache der Kunst und Folgen für die Theorie der Bedeutung

Daß Dichtung so auf dem Recht des Objekts insistiert, hat seinen Grund auch im Moment des Mimetischen, das ja gerade in ihr aufgehoben ist (vgl o. S 413ff). Wie Dichtung mimetisch etwas "bedeutet", soll nun näher untersucht werden.

An einem sehr einfachen Beispiel läßt sich mimetische "Bedeutung" am klarsten zeigen. Die Bemerkung Adornos zu Mörikes "Mausfallen-Sprüchlein" scheint hierzu besonders geeignet[3].

Der Text: Mausfallen-Sprüchlein

Das Kind geht dreimal um die Falle und spricht:

Kleine Gäste, kleines Haus.
Liebe Mäusin, oder Maus,
Stell dich nur kecklich ein,
Heut Nacht bei Mondenschein!
Mach aber die Tür hinter dir zu,
Hörst du?
Dabei hüte dein Schwänzchen!
Nach Tische singen wir
Nach Tische springen wir
Und machen ein Tänzchen:
Witt! Witt!
Meine alte Katze tanzt wahrscheinlich mit.

Die immanente Stimmigkeit des diskursiven Gehalts zeigt durch diesen an keiner Stelle, daß hier mehr als "sadistische Identifikation mit dem, was zivilisiertes Brauchtum den als Parasiten geächteten Tieren an-

1) Adorno (8), 1, S 56
2) Ebda. - Auch die Lyrik hänge dem Punkt nach, an dem das Besondere zwanglos sich aufhöbe ins Allgemeine. In der Versteifung aufs je besondere Subjekt könnte es ihr gelingen, gerade dadurch Allgemeines auszusagen. Vgl dazu die "Rede über Lyrik und Gesellschaft, Adorno (8), 1, S. 85-88, 101-03.
3) Adorno (1), S 187f

tut", angesprochen sein könnte. Gerade in der bruchlosen Ausbildung dieser seiner Gedankenfigur weist das Gedicht aber noch auf etwas anderes: es ist "urteilsloser Reflex der Sprache auf einen abscheulichen, sozial eingeübten Ritus". Die Bejahung der Zurichtung, die die Gesellschaft zu Mörikes Zeit am Individuum ausübte, spricht aus der scheinbar freundlichen Sprache genauso wie eine latente, dauernde Drohung. Im Unterschied etwa zu Produkten des sozialistischen Realismus, die gesellschaftliches zu bestimmten Zwecken nachahmen und insofern, wie alles unterm Tauschgesetz, ein "Für anderes" sind, die auch Urteile in kommunikativer Sprache nicht meiden, macht das Kunstwerk sich gleich: Dadurch ist ihm distanziertes Urteil unmöglich. Eben deshalb aber hat sein "urteilsloses Urteil" an der zerfallenen kommunikativen Sprache keinen Anteil.

Ästhetische Mimesis ist eine kollektive, vor-individuelle Form der Erkenntnis[1]. Insofern sie als Verhaltensweise vor der Spaltung von Subjekt und Objekt datiert, hat sie nicht Teil an der Verdinglichung: "Das mimetische Moment...(ist) allem dinghaften Wesen unvereinbar"[2]. Ästhetische Mimesis ist also heute regressiv[3]. Gerade diese Regressivität der Mimesis bewahrt ein Moment der Utopie: Insofern sie nicht teilhat an der Spaltung von Subjekt und Objekt, vermag sie die Möglichkeit der Überwindung ihrer verdinglichenden Verfestigung anzuzeigen.

Da die Mimesis vor dem Werden des Individuums entsprang, ist sie "stets auch Antezipation eines Zustands jenseits der Spaltung zwischen dem einzelnen und den anderen"[4].

Schlichte Regression, Aufhebung des Geistes als des Trägers der Selbstwerdung des Subjekts, ist einer Dichtung, die noch Sinn haben soll, sicher nicht möglich. Ohne den Geist bliebe Mimesis "sprachlos" und "urteilslos": Sie beschränkte sich auf die Wiederholung dessen, was ist- und es ist doch gerade die Spaltung von Subjekt und Objekt[5]. Soll Mimesis die ihr inhärierende Utopie mitteilen können, müssen die Kunstwerke, die Zu-

1) Adorno (1), S 59 wird vom "mimetisch-vorindividuellen Moment des Kunstwerks" gesprochen.
2) Ebda, S 33
3) Ebda, S 187 u.ö.
4) Ebda, S 198
5) Ebda, S 148f.

fluchtsorte der Mimesis, die Rationalität in sich aufnehmen[1]. Insofern Mimesis das "Telos der Erkenntnis" übernimmt[2], obwohl sie, "unmittelbar praktiziert, keine Erkenntnis ist"[3], nimmt sie ihren Gegensatz, die Rationalität, in sich auf. Nur dadurch kann sie ihr eigenes Anliegen wahren und zugleich die Utopie einer anderen, herrschaftsfreien Rationalität entwerfen. Der Ausdruck der Kunst "spricht an sich", er sperrt sich der Rationalität des Füranderesseins[4]. Der Ausdruck durch die Mimesis der Kunstwerke ist so ein anderes, ist "urteilsloses Urteil": "Durch Enthaltung vom Urteil urteilt Kunst"[5].

Mit diesem Ausdruck ist überschritten, was bisher unter "Bedeutung" der Sprache verstanden wurde: "Bedeutung" müßte sich - auch - an der Bedeutung des einzelnen Worts festmachen lassen. Hier aber wird durch den diskursiven Bedeutungszusammenhang, ihn als Mittel benutzend, ausgedrückt.

Die logische Struktur des Bedeutens (Form der Prädikation) wird als ausschließliche Weise des Ausdrucks und der Darstellung relativiert, wenn der mimetische Ausdrucksgehalt nur durch den diskursiven hindurch aus einem Textganzen erschlossen werden kann. Bezugsgröße der "Bedeutung" ist nicht mehr das einzelne sprachliche Zeichen, sondern grundsätzlich ein Textganzes. Aber auch jetzt ist die Gesamt"bedeutung" noch aufgebaut aus einzelnen "Bedeutungen", nur sind die Bedeutungsträger nicht mehr

1) Adorno (1), S 148f
2) Ebda, S 86ff
3) Ebda, S 169
4) Ebda, S 171
5) Adorno (1), S 363, 188. Im Mausfallen-Sprüchlein wird der Ritus, auf den es antwortet, nicht durch diskursive Kritik überstiegen, sondern dadurch, daß es ihm sich gleichmacht. "Der Gestus, der darauf deutet, als wäre es anders gar nicht möglich, verklagt, wie es ist, durch Selbstverständlichkeit, die lückenlose Immanenz des Ritus hält Gericht über diesen". So erscheint gleichzeitig herrschaftsfreie Rationalität im Kunstwerk. - Die Vermittlung der Momente von Mimesis und Rationalität wird vielfach betont: vgl. S. 142, 148f, 174 - 76 (Ausdruck und Form), 180 (Mimesis und Konstruktives), 208, 213. - Ein weiterer Gedankengang führt zu einem Ähnlichen; zur Idee des Kunstwerks als des Geistes, der frei von Herrschaft mit Natur sich verbindet. Seine Kraftlosigkeit, die im Scheincharakter der Kunst hervortritt, relativiert alle Momente von Veranstaltung in den Werken. Der kraftlose Geist weist aber auf die Utopie des versöhnlichen.

die sprachlichen Zeichen - sie nur noch indirekt -, sondern Größen wie: diskursiver Gehalt, Reimform und Metrum, Stil.

Daß die Ebene des mimetischen Ausdrucks nichts Irrationales, sondern mit Rationalität eng verbunden ist, zeigt schon, daß er vermittels der ästhetischen Theorie auf die Ebene der Bedeutung übertragen werden kann. Diese Übertragung läßt ihn allerdings nicht unberührt und ist nicht eindeutig ein Fortschritt: Nur auf der Ebene des Ausdrucks kann das universale - weil in der Sprachform kodifizierte - Herrschaftsverhältnis von Subjekt und Objekt durchbrochen werden.

Sicher ist die indirekte Weise des Bedeutens nichts völlig Neues: Wenn von einer Entsprechung zwischen Form und Gehalt in der Dichtung gesprochen wird - ungefähr das Selbstverständlichste, was von der Ästhetik gefordert werden kann -, ist die "Bedeutung" der "Form" vorausgesetzt.

Nur ist, worauf dann als "Formsprache" der Dichtung hingewiesen wird, allermeist nur ein Beihersprechendes. "Entsprechung" schon zeigt, daß an ein dem diskursiven Gehalt Hinzugefügtes grundsätzlich nicht gedacht wird, sondern allenfalls an die Betonung dieses Gehalts in bestimmten Aspekten. So wird für die Lyrik üblicherweise auf den Reim und andere Mittel (rhythmische/metrische Hervorhebung, Enjambement, schwebende Betonung, Rhetorik) hingewiesen, die ein Wort oder eine Wortgruppe als besonders schwerwiegend betonen. In Dramatik und Epik wird grundsätzlich ähnlich verfahren, besonders hinzuweisen wäre allenfalls auf Mittel symbolischer und stilistischer Kennzeichnung: Dadurch wird der diskursive Gehalt mindestens ergänzt. Wenn auch fortgeschrittene Theorien der Symbolik in diesem Zusammenhang sehr interessant sein könnten - sofern nämlich darauf hingewiesen wird, daß das im Symbol Bedeutete nicht adäquat diskursiv faßbar sei -, ist doch auch hier ein Entsprechungs- - allenfalls: Ergänzungs- -Verhältnis zum diskursiven Gehalt nur selten verlassen.

Von Adorno wird der Ausdruck jenseits des diskursiven Gehalts aber oft als dessen genaues Gegenteil verstanden - so ja auch im eher be-

scheidenen Beispiel vom Mausfallen-Sprüchlein. Fälle wie die Ironie trennt vom mimetischen Ausdruck, daß sie in der Ebene des diskursiven Gehalts bleiben: Nur durch gehaltliche Mittel wird dem Leser bedeutet, über den Hauptsinn hinauszugehen, während beim "Mausfallen-Sprüchlein" der Stil, das Faktum, daß ein Kinderreim vorliegt, und anderes zu berücksichtigen sind. Hier ist ein viel komplizierteres Bedeutungsgebilde zu analysieren.

Eine gewisse Nähe zu diesen traditionell dichterischen Mitteln der Aussage ist der Theorie vom mimetischen Ausdruck sicher nicht abzusprechen, auch deshalb wurde hier auf jene eingegangen. Ihnen allen aber fehlt als solchen der mimetische Impuls, sich dem Objekt gleichzumachen, der deutlich etwa das wie immer auch überstrapazierte "Mausfallen-Sprüchlein" auszeichnet.

Abschließend soll eine Bemerkung Adornos zur Sprache Kafkas die Bedeutung von Mimesis in der Sprache der Kunst nochmals zeigen[1].

Kafkas Sprache ist ausgezeichnet durch ihre Sachlichkeit. Sie läßt keinen Augenblick Zweifel daran aufkommen, daß alles "so ist", wie es berichtet wird. Insofern aber das Berichtete in scharfem Gegensatz zu dieser Sprache steht - eine beklemmende Traumwelt -, wird das "so ist es" dieser Sprache als neue Form des alten Banns durchschaubar. Der Positivismus der Sprache entpuppt sich als neuer Mythos. Kafkas Sprache wird so zum genauen Abbild des "verdinglichten Bewußtseins", das das Irrationale als rational erscheinen läßt, weil es unabänderlich gegeben sei. "Verdinglichtes Bewußtsein, das die Unausweichlichkeit und Unabänderlichkeit des Seienden voraussetzt und bestätigt, ist als Erbe des alten Banns die neue Gestalt des Mythos des Immergleichen"[2].

"Kafkas epischer Stil ist...Mimesis an die Verdinglichung":[3] die Konstellation von Sprache und Gehalt bedeutet mimetisch, nicht durch die diskursive Bedeutung einzelner Sprachelemente (auch nicht der Sätze oder Textabschnitte) das, was ist. Aussprechen kann das diese mimetische Sprache, weil sie, durch unvermittelte Gegenüberstellung ihrer bei-

1) Zentral zu Kafkas Sprache: Adorno (1), S 342
2) Ebda
3) Ebda

den Momente, diese Gegenüberstellung verklagt. Das "so ist es" der Sprache wird durch die Konfrontation mit dem Gehalt immanent fragwürdig gemacht. Ihm wird so - "urteilslos" - das Urteil gesprochen[1].

4. Die Geschichtlichkeit der Bedeutungsstruktur

4.1. Verschiedene Sprachformen und verschiedene Weisen von Bedeuten

Daß die Sprache der ästhetischen Mimesis als "urteilsloses Urteil" in ganz anderer Weise bedeutet als die diskursive Sprache, gibt dem Streit um das Funktionieren von Bedeutung eine neue Dimension: Bisher war er vom Ziel der angemessenen Beschreibung natürlicher Sprachen her aufgerollt worden; es war nur die Frage angeschnitten worden, ob es zweckmäßig sei, deren Bedeutungsstruktur in eine gehobene, den Dialog zwischen den Wissenschaften tragende Sprache zu übernehmen. Jetzt wird deutlich, daß die Bedeutungsstruktur des der Sprachwissenschaft (bzw. - philosophie) gegebenen Materials selbst unterschiedlich ist.

Die Verschiedenartigkeit der Bedeutungsstrukturen wird noch grösser, wenn man das unterschiedliche Funktionieren der Bedeutung in der eindimensionalen Sprache - die in vielem sich der logischen Bedeutungskonzeption nähert - und der dialektischen berücksichtigt. Am Verhältnis dieser beiden erscheint die Möglichkeit, von der Geschichte der Sprachformen

1) Adorno führt - differenzierter, als es hier gezeigt wurde - das kritische Moment Kafkas auf die "Unmöglichkeit des Erzählten" zurück, die "das Einverständnis der Romanleser" verletze. In der "Kommunikation des Unkommunizierbaren" leiste er die "Durchbrechung des verdinglichten Bewußtseins" (Adorno (1), S 291f). Die Konstellation von Form und Inhalt, die den Leser stolpern läßt, ist auch an dieser Stelle als auslösendes Moment angesetzt. - Im großen Essay über Kafka (Adorno (11), S 302-42) weist Adorno auf ein allegorisches Moment in seiner Sprache hin: "Jeder Satz steht buchstäblich, und jeder bedeutet. Beides ist nicht, wie das Symbol es möchte, verschmolzen, sondern klafft auseinander"..(S 303 , vgl dazu Grenz, S 212f).- Sonst stellt der Essay einen anderen Aspekt heraus. Diese sei Index der Unwahrheit der Sprache: ihre Bedeutungsordnung ist zerbrochen. Eindeutigkeit in ihr wäre Schein. Betont werde dieses Ungenügen der Sprache dadurch, daß ein Außersprachliches, Gesten, die Eindeutigkeit des Ganzen wiederherstelle (S 308f). Wie man Adornos Beispiele auch beurteilt - hier dürfte jedenfalls eher ein Nebenaspekt getroffen sein, der für Kafkas Werk nicht so durchgehend typisch ist wie das oben Entwickelte. Beides widerspricht einander aber selbstverständlich nicht. Dabei geht Adorno von der Vieldeutigkeit der Kafkaschen Sätze aus.

zu sprechen: Die dialektische wäre die tendenziell vergehende, die eindimensionale eine neu entwickelte Sprachstruktur.

Daß Adorno die Perspektive einer Geschichte der Sprachformen gesehen hat, zeigt seine Rede vom "Verfall" der dialektischen. Hingewiesen wurde dazu etwa auf das Verschleißen dialektischer Wendungen, dem Goethe sich gegenübersah. Adorno spricht bereits hier von "Sprachverfall"[1].

Auch Heines Lyrik wird in die Geschichte der "Beschädigung" der Sprache hineingestellt[2]. Daß die Geschichte des Sprachverfalls zusammentrifft mit dem Verfall der dialektischen Bedeutungsstruktur, ergibt sich aus dem zum Funktionieren von Bedeutung in der eindimensionalen Sprache Gesagten.

Dieser "Sprachverfall" ist etwas anderes als die zeitlosen "Verfallsmöglichkeiten" von "Existenz"[3], die sich sprachlich in Redeweisen äußern, in denen nicht mehr eine Situation dialektisch gefaßt, sondern eine durchschnittliche Auffassung reproduziert wird. Daß ein Vergehen der emphatischen Sprachform von Lipps nicht ins Auge gefaßt ist - auch wenn die von ihm beobachteten "Verfallsmöglichkeiten" manches mit Zügen der eindimensionalen Sprache gemeinsam haben -, wurde schon ausgeführt.

Wenn aber die Geschichtlichkeit der dialektischen Sprach- und Bedeutungsform angesichts der Gefahr ihres Verfalls erscheint, stellt sich auch die Frage nach ihrem Entstehen.

> So fragen schon die "Thesen zur Sprache des Philosophen" nach der "Urgeschichte des Bedeutens"[4]. Sicher ist das Gewicht der Stelle für die vorliegende Untersuchung dadurch eingeschränkt, daß "Bedeuten" dort nicht grundsätzlich Bedeuten durch Sprache meint. Vielmehr ist, worum es geht, eher mit der Dilthey-Mischschen Kategorie der Bedeutung zu vergleichen: Leben objektiviert sich, wird zu Geschichte. Festzuhalten bleibt wieder der Unterschied zu Dilthey/Misch, den die Formulierung betont, "Bedeuten" sei hier mehr und etwas anderes als ein "Problem der geschichtsphilosophischen Hermeneutik oder gar...des transzen-

---

1) Adorno (8), 2, S 8, vgl. o. S. 423f
2) Adorno (8), 1, S 149 - 53
3) Lipps (1), S 70, vgl. o. S. 396f
4) Adorno (9), S 359f.

deuten Sinnes". Deshalb auch spricht Adorno statt von "Geschichte" von "Urgeschichte": Der Objektivationsvorgang ist nicht als sich-Weiterentwickeln gedacht, sondern als Abschneiden und Erstarren (Daher auch die zunächst paradox anmutende Annäherung von Natur und Geschichte). Spuren negativer Erfahrungen sollen so in die zentralen Kategorien der Interpretation hineingerettet werden.

4.2. Am Ursprung der Sprache: die magische Sprachform

Vor der dialektischen und der durchs Tauschprinzip geprägten Sprachform setzt die "Dialektik der Aufklärung" eine magische an[1].

Dieser Form der Sprache eignet noch die magische Identifikation von Wort und Sache (Beide dürften als Manifestationen eines "Wesens" gelten, das nur in ihnen zu fassen ist). Deshalb kann das Wort für das Ding eintreten (Es weckt aber auch die in ihm manifestierte Macht). - Dieser Sprachform dürfte die Sprache einiger "primitiver" Völker heute sehr ähnlich sein. Auf sie ist hier nicht ausführlicher einzugehen[2]; entscheidend für diese Arbeit ist die Verbindung jener Sprachform mit der Theorie der Bedeutung und ihrer Geschichte.

Um zu verdeutlichen, worum es geht, sei auf einige magische Reste in der späteren Sprachform hingewiesen. Manche Personennamen, v.a. die Göttternamen, haben Bedeutung im heutigen Sinne nicht, kraft der Identität von Name und Person[3]. Für die ursprüngliche Kraft im Wort über-

1) Adorno/Horkheimer, (14), v.a. S 19f.56. Daß hier keine einfache zeitliche Abfolge statthat, wird noch zu klären sein.

2) Vgl hierzu etwa Cassirer, v.a. Teil II (aber auch entsprechende Stellen des I. Teils).

3) Beispiele hierfür - sicher aus der Vergangenheit, aber nicht aus der noch rein magischen - gibt es in großer Zahl: Das Verbot, den Gottesnamen auszusprechen, und die entsprechende Spekulation der Gnosis und Hermetik um den "wahren" Gottesnamen; die hebräische Schreibweise von Jahwe - mit den Vokalzeichen von Elohim-, die auf die verhüllend-vorsichtige Aussprache "elohim" - plur. majest. "Herr"- hinweist; aber auch das Märchen vom Rumpelstilzchen, das entmächtigt ist, sobald sein Name bekannt wird; das Nennen des Namens bei Geisterbeschwörungen und Dämonenaustreibungen. Sie alle weisen darauf hin, daß man mit dem Namen das Sein des betreffenden Wesens zur Verfügung hat. Identifikation von Wort und Sache im Volksglauben beschreibt z.B. auch Weisgerber, S. 82-86. Er faßt aber nicht die magische Sprachstufe in ihrer eigenen Struktur - sicher gibt er zu, daß solche Identifikationen früher zahlrei-

(Fortsetz. nächste Seite)

haupt finden sich Zeugnisse in der Bibel. So ist die ursprünglich magische Schöpfungskraft des Wortes in der Theologie des Wortes Gottes verwandelt erhalten[1]. Im Aberglauben sind Reste dieser Kraft zu finden (Vgl sprichwörtliche Wendungen wie "Wenn man den Teufel nennt, kommt er gerennt").

Der Sinn der magischen Sprache liegt darin, daß vermittels der Macht über den Namen Macht auch über dessen Träger ausgeübt werden kann. Entsprechend führt aber auch unvorsichtiges Nennen zur - unangenehmen - Auseinandersetzung mit dem Namensträger (So sagt man ja abergläubisch noch heute, man solle etwas nicht "berufen"). Die Sprache steht so im Zusammenhang der frühen Versuche des Menschen, sich der Natur zu bemächtigen.

Die Möglichkeit der Entsprechung von Name und Träger liegt im mimetischen Moment der Sprache: Als ihre "Nachahmung" (das Wort ist hier uneigentlich verwendet, weil es die gedankliche Trennung von Ding und Wort voraussetzt) ist Sprache Teil der Gegenstandswelt, mit dem allein ihr zukommenden Vorteil der unbegrenzten Manipulierbarkeit durch den Menschen. Die magische Sprachstufe muß dementsprechend durch einen hohen Anteil von sinnlicher (onomatopoetischer) und unsinnlicher Ähnlichkeit ausgezeichnet sein[2].

Die "Starrheit" der Worte spiegelt mimetisch die Unabänderlichkeit des Ablaufs der Natur.[3] - In der Sprache der Zauberei - sie ist als intellektualisierend - verfestigte Form der magischen zu betrachten, die durch das Nebeneinander mit späteren Formen sich verändert hat - finden sich für diese "Starrheit" noch viele Belege: So ist peinlich genau zu beachten, daß die rechten Worte und die rechte Sprache, auch sonst unbekannte Fremd-

---

Zu 3) Fortsetz. von S. 437:...cher gewesen seien-, sondern stellt diese Beobachtungen in den Zusammenhang seiner These, daß die Sprache in vielem die Wirklichkeit bestimme.

1) Vgl. die Rolle des Wortes Gottes im Schöpfungsbericht der Priesterschrift Gen 1,1-2,4a, auch die z.T. daran anschließende Logos-Metaphysik des alexandrinischen Judentums und, wiederum darauf aufbauend, des Johannes-Evangeliums (Bultmann, S 5-22), schließlich auch die frühe Sprachphilosophie Benjamins (s. dazu u.).

2) Vgl. dazu o. S. 413ff.

3) Adorno/Horkheimer (14) S 56

sprachen, zu verwenden sind. Auch unverständliche fremdsprachliche Wörter müssen buchstabengetreu wiedergegeben werden, selbst wenn der Sinn nicht mehr zu erkennen ist (vgl noch Ausdrücke wie: "Abrakadabra" und "Hokuspokus"). Auch in der Zauberei ist das aus dem Zwang der Ähnlichkeit zu erklären: Nur wenn der "rechte" Name gewählt wird, ist das Sein des Geistes betroffen.

Nicht undenkbar ist aber auch, daß diese Starrheit nicht nur Ausdruck des Zwangs war, den die Natur auf den Menschen ausübte, sondern auch schon Reflex auf den von Menschen auf Menschen ausgeübten. Freiheit im Verhalten hätte sich in einem Moment der Freiheit des Sprachgebrauchs niedergeschlagen [1].

Lipps zu den Sprachen der Naturvölker

Bezeichnend für die Differenz der Philosophien ist, wie aus einigen Bemerkungen Lipps' eine ganz andere Sicht der magischen Sprachstufe - bei sachlicher Übereinstimmung - deutlich wird [2].

---

1) Wenn auf der Stufe der Magie von der "Herrschaft" des Menschen über die Natur durch die Sprache die Rede ist und auch schon von einem möglichen Ausdruck der Herrschaft von Menschen über Menschen (in diesem magischen Sinn wurde auch schon im Zusammenhang der Mimesis von Herrschaft gesprochen, vgl S. 414), ist das zunächst einmal natürlich von der "Herrschaft", der "Gewalt", dem "Vorrang" des Allgemeinen in der eindimensionalen Gesellschafts- und Sprachform zu unterscheiden. Z.B. sind drei Erscheinungsweisen der Herrschaft - Herrschaft über die Natur, Herrschaft des Menschen über den Menschen, Herrschaft eines gesellschaftlich Allgemeinen, das sich gegenüber den einzelnen verselbständigt hat - je verschieden zwar in beiden geschichtlichen Formen enthalten, die Schwerpunkte sind aber jeweils anders gesetzt: War es in der magischen Gesellschafts- (und Sprach-) form das Hauptproblem, die Herrschaft über die Natur - im Menschen und ihm gegenüber - zu erringen und zu bewahren, so dürfte heute in der dritten Erscheinungsweise der Herrschaft die nächste Bedrohung liegen.- Es hat, ist diese Differenz wenigstens andeutungsweise geklärt, dennoch seinen guten Sinn, den gemeinsamen Namen "Herrschaft" für die verschiedenen Phänomene beizubehalten: Die geschichtliche Kontinuität des Herrschaftsprinzips wird so deutlich.

2) Vgl Lipps (2), S 117f; "Die Wirklichkeit bei den Naturvölkern", in: Lipps (3), S 82-86.

Zunächst einmal wird die Analogie zu Lipps' Modell des Bedeutungsvollzugs herausgestellt. Bedeutungen seien auch in diesen Sprachen nicht sachlich festgelegt, sie können vielmehr in verschiedenem Zusammenhang je Verschiedenes "sein"[1]. Daß die Bedeutung Verschiedenstes "faßt", ist ja von der "Hermeneutischen Logik" her wohlbekannt. Auch was später über den "Fluch" gesagt wird, beschreibt Bekanntes: "das Wort beruft, erweckt im anderen, was im Wort verlautet worden ist" - das erinnert an den notwendigen Vollzug des Wortes durch den Gesprächspartner[2]. Wenn von "einer Potenz, die das Wort als umbildend artikulierende Versinnlichung hat", gesprochen wird, der seine "Bedeutung" erst entspringe, so entspricht das der Rede von der "enthüllende(n) P o t e n z (sc.: des Wortes) bzw. seine[r] bindende[n] K r a f t". Lipps hat die Verwandtschaft beider Weisen von Bedeutung selbst erkannt: "Erst das Heranziehen eines solchen anscheinend abseits liegenden Wortgebrauchs, wie es der Fluch, Spruch usw. ist, läßt die Bedeutung des Wortes in unserem Sinn als nur e i n e Modifikation und Ausrichtung derselben Grundstruktur verstehen".

Die Insistenz auf "derselben Grundstruktur" verrät das systematische Interesse Lipps', das für den Aspekt des Werdens nicht offen ist. Historische Vorstufen werden vielmehr als grundsätzlich gleichberechtigte Modi des Sprachgebrauchs aufgefaßt. Vom Existenzbezug der Sprache her formuliert Lipps ganz deutlich: "eine verschiedene Grundart zu sein zeigt sich darin, deren keine 'richtiger' ist als die andere..."[3]

Wenn die Gleichberechtigung der beiden Bedeutungsweisen auch noch so sehr betont wird - Lipps denkt selbstverständlich von der Sprachstruktur aus, in der er steht. Das magische Weltbild und die entsprechende Sprache ist für ihn nämlich durch Verfallenheit an die Dinge, Unfreiheit ihnen gegenüber gekennzeichnet[4]. Sicher ist damit ein richtiger Aspekt

---

1) Vgl. Lipps (3), S 82f
2) Alle folgenden Zitate ebda, S 85f bzw. Lipps (1), S 142. - Hervorhebung durch Lipps.
3) Lipps (2), S 118
4) Ebda

herausgestellt: Die Übermacht der Natur über den Menschen spiegelt sich wider in der eigenen Macht, die das Wort gewinnt auch gegenüber dem, der es gesprochen hat. Die von Adornos historischer Perspektive herausgestellte Tendenz in der Entwicklung der Sprache ist so aber verkannt: Sie geht auf allmähliche Befreiung des Menschen von der Übermacht der Natur. Lipps' systematischer Ansatz vermag demgegenüber nur die Mängel festzuhalten, die jene erste Stufe der Entwicklung, von späteren aus gesehen, selbstverständlich auch hat. Unvermerkt unterschiebt er seinen historischen Stand als systematischen Angelpunkt - er verzichtet nur auf Bewertung.

Das Scheitern der Magie und die Kritik der Aufklärung

Der magische Gebrauch der Sprache hatte keinen Bestand. Mit aller Magie wird er von der beginnenden Aufklärung als falsch, "unwissenschaftlich" entlarvt. Tendenziell sieht sie Sprache schon als "Zeichen".

> Die Entdeckung der beginnenden Aufklärung wird von der Odyssee beschrieben: Odysseus erkennt, daß ein Name, nämlich der seine, Verschiedenes bedeuten kann: "Niemand" wie ihn selbst[1] : "Modernen Ohren noch klingt Odysseus und Udeis ähnlich, und man mag sich wohl vorstellen, daß in einem der Dialekte, in denen die Geschichte der Heimkehr nach Ithaka überliefert war, der Name des Inselkönigs in der Tat dem des Niemand gleichlautete". Damit ist die identifizierende Einheit von Wort und Sache zerrissen. Das gewonnene Wissen wird in den Dienst des Subjekts gestellt: Odysseus vermag sich dadurch dem auf niederer Kulturstufe stehenden[2], so unterm Bann der Sprachmagie verharrenden Polyphem zu entziehen. So zeichnet die Odysse die Zukunft der Sprache als Zeichensystem vor: Sie wird Instrument, mit dessen Hilfe der Mensch sich die Natur als ein Objekt vorstellen kann, ohne mit ihrem Widerstand rechnen zu müssen.

Sicher ist die magische Sprachstufe in der aufklärerischen Kritik falsch dargestellt - das "Wesen", als dessen Manifestation Name und Ding galten, wird mit der Magie beseitigt, und so erst war für sie die freie Verfügbarkeit über beide gegeben, das magische Denken scheint dann nur den Fehler der Verwechslung von Wort und Sache begangen zu haben-, sie

---

1) Adorno/Horkheimer (14), S 56 und 62. Zitat S 62
2) Ebda, S 59-64.

erkennt aber durchaus einen Mangel jener Stufe, eben den der ungenügenden Fähigkeit zur Unterscheidung. Insofern bedeutet sie sicher einen - wie immer auch fragwürdigen, weil von Herrschaftsinteresse getragenen - Fortschritt[1].

Mit der Bestimmung der Sprache als Instrument der Weltbeherrschung ist die noch heute grundsätzlich nicht verlassene Stufe der Sprachgeschichte erreicht. Entsprechend ist diese Bestimmung in vielen Sprachtheorien als ihr dominanter Faktor angesetzt (von Geh len bis zum Pragmatismus und Wittgensteins Verweis der Frage nach der Bedeutung auf den Gebrauch).

Der Fortschritt vom Gesichtspunkt der Naturbeherrschung ist dabei die ausfallende Rücksicht aufs Objekt, die auf der magischen Sprachstufe noch dauernd gefordert war (Drohung der Strafe bei falschem Gebrauch der Worte)[2]. Sie schlug sich in der mimetischen Sprachgestalt nieder. Die neue Form des Sprachzeichens ist dagegen, wenigstens der Intention nach, nur Sache der Konvention[3]. Konventionelle Zeichen sind aber den Interessen der Sprachbenutzer viel leichter anzupassen als die als Momente des Seienden zu respektierenden magischen Namen. Jetzt emanzipiert sich die Sprache als ganze vom Objekt, sie wird tendenziell zu dem "Netzwerk", das über die Dinge gestülpt wird, wie es von Quine und dem Konventionalismus - bei ihm werden sogar die subjektiven Interessen als Motor der Konstruktion des Netzwerkes erkannt - auch theoretisch gefaßt wird. Über ihre Verfügbarkeit hinaus werden die Objekte entmächtigt: Sie erscheinen nur noch als das, was sich im Netz verfängt, also als mögliche Gebrauchsgegenstände.

---

1) Gegen Lipps, dem keine der beiden Sprachformen bzw. Existenzweisen "richtiger" zu sein schien.

2) Vgl. den häufigen Märchenzug der Gefahr des Vergessens eines Zauberspruchs.

3) Vgl. auch Wittgensteins "Sprachspiele", in denen (z.B.) die Zahlworte durch Buchstaben ersetzt werden können: Philosophische Untersuchungen, § 8 .- Diese Entwicklung wird schon von Benjamins früher Sprachphilosophie gesehen.

4.3. Die Sprachform des Mythos als Übergang

Im Übergang zwischen Magie und technischer Rationalität steht die Sprache des Mythos. Er ist "symbolische" Rede - die Trennung zwischen Ereignis und Sprechen ist insofern realisiert, als das geschilderte Geschehen in Urzeiten zurückversetzt wird. Andererseits ist die Erzählung des Mythos, vorzugsweise durch Priester im Kult, keine bloße Erinnerung: Die beständige Wiederholung ahmt magisch die sich beständig wiederholende Natur nach und will so den Zuständen, deren Werden der Mythos ätiologisch beschreibt, zu ewiger Dauer verhelfen. Horkheimer/Adorno weisen zum Beleg auf die Schöpfungsmythen hin, die gegenwärtigen Formen der Fortpflanzung in die Urzeit versetzen: "Die Welt...geht hervor...aus der Urmutter, der Kuh oder dem Ei"[1]. Das aufklärerische Moment am Mythos, der Natur auf dem Menschen Ähnliches reduziert (Götter sind menschenähnlich gedachte Wesen, ihr Handeln ist ansatzweise in Raum und Zeit festgelegt), führte zu seiner Selbstauflösung. Die magischen Momente an ihm mußten seinem eigenen Ziel widersprechen. Wie sachlich der Mythos durchs Kausalitätsdenken beseitigt wurde, verschwand in der fortgeschrittenen Sprache das Moment der wiederholenden magischen Ähnlichkeit zwischen Gesagtem und Bedeutetem zugunsten der rationalen Durchkonstruktion, die Wörter nur noch als "Spielmarken" - konventionelle Zeichen - verwendet. Meinte der Mythos Allgemeines - etwa: die Erhaltung der Zeugungskraft von Natur und Menschen - nur durch Wiederholung konkreter Bilder, die als symbolisch und repräsentativ angesehen wurden, gelangte die Sprache der technischen Rationalität zur Abstraktion.

4.4. Zur Geschichte der Bedeutungsstruktur

Die Geschichte der Struktur der Bedeutung ist durch die Beschrei-

---

1) Adorno/Horkheimer (4), S 19. - Daß die Rezitation des Mythos durch symbolische Handlungen unterstützt wurde, widerlegt diese Interpretation nicht. Die Selbständigkeit mythischer Rede gegenüber der Handlung zeigt, daß sie als deren Erklärung mißverstanden wäre. Im übrigen fehlen in den Mythen selbst Hinweise auf solche Handlungen völlig, die etwa auf deren Erklärung sich bezögen.

bung der magischen Sprachform nach rückwärts verlängert. Da man bei der magischen Unmittelbarkeit der Entsprechung von Name und Benanntem von "Bedeutung" im strengen Sinn noch nicht sprechen kann (beide sind fürs Bewußtsein der Sprecher nicht genau unterscheidbar, die Namen stehen noch nicht zur freien Verfügung des Benutzers, von "Begriff" kann bei einer assoziativen Gedankenordnung, die einzelne Worte/Sachen nur an andere mehr oder weniger eng knüpft, noch nicht die Rede sein), könnte sogar Bedeutung selbst ein Entsprungenes sein. Sprache, die im heutigen Verstand nichts "bedeutet", wäre als Vorstufe der modernen mindestens zu konstruieren.

Begrenzte Parallelen: Gehlen und Habermas

Die Geschichtlichkeit der Struktur der Bedeutung läßt sich stützen durch den Hinweis auf andere Ansätze in der Sprachwissenschaft.

In diese Richtung weist von einem ganz anderen Ausgangspunkt A.Gehlens Theorie der fünf Sprachwurzeln[1]. Er nimmt "Übungen" der an der späteren, entwickelten Sprache beteiligten Organe und mit Wahrnehmung und Weltbewältigung beschäftigten psychischen Komplexe an, die unabhängig voneinander beginnen (in seinen Entwicklungsphasen auch am Kind erkennbar)[2] und erst zum Funktionsganzen der Sprache werden. Von diesen Sprachwurzeln interessieren hier die 2. und 3.: sie stehen im Zusammenhang mit der Kontaktaufnahme zur Außenwelt ("Offenheit" und "Wiedererkennen"). Sicher ist beim Vergleich mit Gehlen zu beachten, daß sein Interesse mehr auf die Klärung des Funktionszusammenhangs heutiger Sprache geht. Diese erscheint so als einheitliches Phänomen und wird nicht selbst genauer historisch untersucht. Insofern fehlt die Vermittlung zwischen Sprachwurzeln und heutiger Sprache. In diesem Bereich läge ohne Zweifel erst die "magische" Sprachform.

---

1) Gehlen, S. 193 - 233

2) Damit steht Gehlen in Übereinstimmung mit weiten Teilen der Sprachwissenschaft. So entwickelt etwa L.S. Wygotski, S 87 - 90 unter Berufung auf A. Stern die These, Sprache und Denken seien ursprünglich unabhängig voneinander.

Besser vergleichbar könnte deshalb der Hinweis aus der Psychoanalyse auf eine "ältere Stufe(n) der menschlichen Symbolorganisation" sein, den Habermas referierend zusammenfaßt[1]. Es handelt sich dabei um eine "theoretische Konstruktion", die sich aber aus der Analyse von "Daten der Sprachpathologie und...von Traummaterial"[2] erschließen läßt. Die Charakteristika dieser Symbolorganisation werden von Habermas mit Sprache und Denken in primitiven Kulturen in Verbindung gebracht[3]. Einige Parallelen zur oben getroffenen Unterscheidung sind auffällig: Es fehlt die Spracheinheit ("die Konstanz der Bedeutungen ist gering")[4], eine Unterscheidung von Sein und Schein ist nicht möglich, die Symbole können nicht frei variieren (sie sind an einen bestimmten Kontext gebunden[5]; die logischen Beziehungen fehlen[6]; es gibt allenfalls eine archaische Begriffsbildung nach "Primärklassen", für deren Bildung der "übergreifende subjektiv überzeugende Motivationszusammenhang" entscheidend ist[7]. Die Tendenz zum Privatismus (Abspaltung von der Welt der öffentlichen Kommunikation) und die ungewöhnlich starke Betonung subjektiver Antriebe, die es nur zu unbefriedigender Realitätsaufnahme kommen läßt, dürften auf die besondere Situation der Psychopathen heute zurückzuführen sein (beim zweiten Punkt wohl nur zum Teil). Bei der relativ breiten Analogie ist die unterschiedliche Beschreibung Habermas' ("vorsprachlich", wohl wegen der noch nicht scharf vollzogenen Trennung von "sprachlichen Symbolen" und "leibgebundenen Expressionen"[8], aber mit "echter Bedeutungsfunktion": "sie stellen Interaktionserfahrungen dar", es sind "verhaltenssteuernde Symbole") zu bemerken. Die Frage, ob man hier von Sprache schon reden kann, scheint mir dabei eher ein Problem der Terminologie zu sein, ohne allzuviele sachliche Konsequenzen. Die Formulierung vom "Entspringen der Bedeutung" wurde oben gewählt, um die Entwicklung in der Bedeutung zu pointieren. Sicher ist aber auch die Verarbeitung von Interaktionserfahrung und die Verhaltenssteuerung nur ein Moment von "Bedeutung".

---

1) Vgl. Habermas (2), S 142-47
2) Ebda, S 143
3) Ebda, S 145
4) Ebda, S 144
5) Ebda, S 143
6) Ebda
7) Ebda, S 144f
8) Ebda, S 143

Skizze einer Geschichte der Sprachformen

Die Geschichte der Bedeutungsstruktur ist, soviel ist schon aus dem bisher Entwickelten deutlich, nicht als organische Entwicklung ihrer Stufen auseinander zu fassen. Die dialektische zumal ist in den von der "Dialektik der Aufklärung" als lückenlos angesetzten Ablauf von der magischen (dazwischen: die mythische)zur Sprache der technischen Rationalität nicht einzufügen. Daß die Sprache der technischen Rationalität ihrerseits Vorform der eindimensionalen ist, geht aus den großen Ähnlichkeiten zwischen beiden hervor (die "Dialektik der Aufklärung" scheint hier auch gar nicht systematisch zu trennen): Beide gehen von der strengen Identität der Bedeutungsverwendung aus, Mimesis und Ausdruck werden weitestmöglich verdrängt - das korrespondiert der Entmächtigung des einzelnen Subjekts und der Objekte wie dem Vorrang des Allgemeinen.

Typisch für die eindimensionale Sprachform ist die Wiederholung nicht mehr nur identischer Wortbedeutungen, sondern ganzer Phrasen: Der Identitätszwang dehnt sich in ihr auf die Kombinationen der Wortbedeutungen aus. Andererseits verschwindet die strenge Trennung zwischen Sprache als Zeichen und der Wirklichkeit tendenziell so total, daß der Bruch zwischen beiden nicht mehr zu erkennen ist. So kehrt die magische Sprachstufe partiell zurück[1].

Das Typische an der eindimensionalen Sprachform ist also eine konsequente Weiterentwicklung der der "technischen Rationalität" (Ausdehnung des Identitätszwangs, Entmächtigung der Wirklichkeit). Beide Formen sind kaum scharf voneinander zu trennen, sondern die erste geht in die zweite eher allmählich über. So dürfte die mangelhafte Unterscheidung in der "Dialektik der Aufklärung" zu erklären sein.

Wo aber liegt der Ansatzpunkt für die Entwicklung der dialektischen Sprachform? Für sie scheint in der geschlossenen Aufeinanderfolge kein Platz zu sein. - Die Auflösung dieser Frage dürfte in der Doppelnatur der die Magie kritisierenden Rationalität liegen. Sie wurde bisher nur

---

1) Marcuse meint etwa, die analytischen Sätze im Zentrum der Werbe- bzw. politischen Sprache funktionierten "gleich magisch-rituellen Formen" (S. 107).

als "technische" gefaßt, d.h. von vorneherein im Dienst der Herrschaft über die Natur gesehen. An dieser Auffassung ist richtig, daß Herrschaftsinteresse und Aufklärung - Aufklärung und Rationalität beziehen sich auf dieselbe Bewegung des Geistes - in ihrem Ursprung miteinander verbunden sind. Daß aber Aufklärung ein dialektisches Phänomen ist, ist Grunderkenntnis der ja nicht umsonst so benannten "Dialektik der Aufklärung": Sie enthält auch ein Potential der Freiheit des Subjekts in sich, das sich in ihr erstmals von den Zwängen seiner Umwelt lösen konnte - und, in der Formierung seiner selbst, einen Herrschaftsanspruch nach außen wandte.

In der Sprache realisierte jene Freiheit sich im Eindringen in ihre geistige Form und dem Versuch, zu vermitteln zwischen ihren allgemeinen geistigen Gehalten und den je besonderen subjektiven Impulsen. Humboldt beschrieb diese Verhaltensweise als Übernehmen des Geistes einer Sprache und Weiterentwicklung ihres Gehalts. Nur ein Sprecher, dem seine Sprache in ihrer inneren Struktur erschlossen ist, vermag auch ihre Bedeutungen je neu zu "vollziehen", zwischen ihrem geistigen Kern und situationsbedingten Modifikationen zu scheiden usw. Nicht zufällig für Adorno fällt ein Höhepunkt dieses Aufscheinens der dialektischen Sprach- und Bedeutungsverwendung auf die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (Sprache der Klassik und Frühromantik, sprachphilosophische Fassung durch Humboldt, auch Schlegel). Am Beginn der bürgerlichen Epoche ist die Utopie der Harmonie von allgemeiner und besonderer Subjektivität möglich.

Ist so die Möglichkeit einer dialektischen Utopie gegenüber dem Herrschaftszusammenhang der realisierten Sprachgeschichte festgehalten, ist auch die Idee der Sprachgeschichte selbst neu zu fassen: Sie ist zwar immer noch vornehmlich Geschichte der Herrschaft durch Sprache, zugleich aber Geschichte - verpaßter - Möglichkeiten einer freien, dem besonderen Subjekt wie dem Objekt gerechtwerdenden Sprache.

Die Geschichte verpaßter Möglichkeiten beginnt aber keineswegs erst mit der (früh)bürgerlichen Utopie der dialektischen Sprachform. Auch auf älteren Stufen der Sprachentwicklung gab es Phänomene in der Sprache, die der Tendenz zur Herrschaft durch Sprache konträr waren. So wurde an

der magischen Sprachform das Moment der Mimesis und das des Ausdrucks gegenüber dem der Naturbeherrschung hervorgehoben. Sie haben eine solche Kraft, daß noch die heutige negativ-dialektische Utopie auf sie sich berufen kann.

Gegenüber dem geschichtlichen Prinzip der Herrschaft (in allen ihren Formen, von der Naturbeherrschung über die Herrschaft von Menschen über Menschen bis zur Herrschaft eines scheinbar gegenüber dem Willen einzelner Menschen selbständigen Apparats) wäre so ein zweites Prinzip zu konstatieren: Man könnte es dialektisches oder Wirklichkeitsprinzip nennen[1]. Während das Herrschaftsprinzip nur auf die Durchsetzung seiner selbst bedacht ist, (deshalb die Entsprechung in der völlig in sich geschlossenen, identisch sich wiederholenden Sprachstruktur), ist dieses zunächst ein vermittelndes: Objektive Realität, allgemeine und besondere Subjektivität sollen je zu ihrem Recht kommen. Deshalb kann es mit Recht dialektisch heißen. Weil dieses Prinzip die Begrenzung aufs Eigeninteresse aufhebt, die schließlich zur Blindheit gegenüber allem führt, was draußen ist (vgl die Identifikation ritueller sprachlicher Formeln mit der Realität: setzt sich der Zeichencharakter der Sprache durch, gerät dem Zeichen die vollkommene Macht zur Ohnmacht,da Wirklichkeit ins Zeichensystem nicht mehr eindringen kann), kann es mit Recht Wirklichkeitsprinzip heißen. Diesem Namen entspricht auch, daß es gegenüber dem, was ist, einen bewahrenden, aufhebenden, rettenden Charakter hat, der eben nicht auf Gleichmachen aus ist, sondern aufs sich Angleichen (Mimesis).

Wenn beide Prinzipien so gegenübergestellt wurden, ist doch die Ungleichartigkeit ihres Gegenüberstehens nicht zu vergessen: Während die Herrschaft des Allgemeinen übers Besondere, des Menschen über die Natur das je faktisch Vorfindliche ist, kann man vom Gegenpol nur als

---

1) Den Hinweis darauf, wie überhaupt auf die doppelte Struktur der Geschichte - und so auch der Sprachgeschichte -, verdanke ich Prof. Kümmel (Implizit steckt diese Struktur sicherlich auch in Adornos Sprachphilosophie).

- abgespaltener - Möglichkeit, als - versäumter - Utopie u.ä. sprechen. So nur scheint es auch möglich, die Logik des Fortschritts der Herrschaft - die eine Linie der Aufklärung - zu erklären.

Aber auch die dialektische Alternative hat ihre Kontinuität: Faktisch und systematisch baut sie auf solchen Momenten früherer Sprachstufen auf, die ihr entsprechen.

Die eigenartige geschichtliche Macht angesichts permanenter Bedrohung dürfte mit dem Wesen des Wirklichkeitsprinzips zusammenhängen: Seine Offenheit für alles Vorfindliche und Gewesene macht es gegenüber dem Herrschaftsprinzip zur eigentlich "geschichtlichen" Struktur. In seiner Vollendung würde das Herrschaftsprinzip nämlich geschichtslos; es führte zum Stillstand der Geschichte, da alles ihm Fremde, das irgend Bewegung, Veränderung verursachen könnte, ihm angepaßt wäre.

Das Herrschaftsprinzip ist außerdem ohne Wirklichkeitsbezug nicht denkbar. Es ist selbst letztlich nur eine Variante des Wirklichkeitsprinzips: dessen Verzerrungsform, der sich sichern wollende, das Andere fälschende Versuch, mit diesem zu kommunizieren. Es ist wesentlich parasitär, es braucht Wirklichkeit, um sie sich unterwerfen zu können, nur an seinem Gegenüber wird ihm auch die eigene Macht deutlich. Hier liegt ein Moment des Rechts des - letztlich theologischen - Geschichtsoptimismus. Es muß auf die Sprache sich übertragen lassen.

Wird auf dieses Moment des Optimismus hingewiesen, ist allerdings zumindest der Schwerpunkt der Intention Adornos verschoben. Sein wesentliches Anliegen ist, die Gefahr deutlich zu machen, daß das Universum der Herrschaft sich ganz durchsetzen könnte und es zum Stillstand der Geschichte käme. Grundsätzlich ist dieser Optimismus aber mit Adornos Denken zu vereinbaren.

5. Die Sprachphilosphie Walter Benjamins

Daß zur Ergänzung der negativ-dialektischen Sprachphilosophie das Werk Walter Benjamins herangezogen wird, hat zwei Gründe: Einmal erweitern Überlegungen v.a. der Baudelaire-Arbeit[1] die Basis der Theorie der eindimensionalen Sprache, indem sie auf Entwicklungen im Bereich der Psychologie und Soziologie hinweisen. Die erkenntnistheoretische Arbeit, aber auch und vor allem die Intention der (frühen) Sprachphilosophie Benjamins haben außerdem Adornos negativ-dialektisches Konzept entscheidend beeinflußt. Da Benjamins frühe Arbeiten aber noch wesentlich näher an der idealistisch-romantischen Tradition der Sprachphilosophie stehen, wird Adornos Verbundenheit mit dieser neu beleuchtet.

5.1 Die späte Theorie von Wahrnehmung und Sprache

5.1.1 Veränderung von Wahrnehmung und Erkenntnis: Verlust der Aura

Kaum zu bestreiten ist die Parallelität zwischen Sprache und Erkenntnis. Daß sie in ihrer Struktur sich wandeln können, bedurfte des ausführlichen Nachweises durch die Kritik des allgemein-anthropologischen Ansatzes von Lipps. Noch mehr auf Widerstand stoßen dürfte die Behauptung, auch die am wenigsten geistig vermittelte sinnliche Wahrnehmung sei historischer Wandlung unterworfen, die mit den komplizierteren (Denk- und Sprach-)strukturen und der Gesellschaftsform in Korrelation stehe.

Benjamin thematisiert deshalb diese seine Überzeugung eigens: "Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert- das Medium, in dem sie erfolgt- ist nicht nur natürlich sondern auch geschichtlich bedingt."[2]

---

1) Benjamin, W. I, 2, S. 6o5-53, besonders Kap. I-IV,VIII,IX, XI

2) Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, W.I,2, S. 478f

Er versucht zu zeigen, daß solche Wandlungen der Wahrnehmungsstruktur auch anderswo als im Übergang zur modernen -sein zentrales Thema- auftreten. Dazu verweist er auf die Arbeiten von Riegl und Wickhoff zu diesem Thema: Aus dem Gegensatz der Kunst der Antike und der der Völkerwanderungszeit sei ein solcher Wandel der Wahrnehmung zu erschließen.[1)]

Die Veränderung in der Struktur der modernen Wahrnehmung kann am bündigsten beschrieben werden als Verlust der "Aura", die die Gegenstände für eine vergangene Wahrnehmungsform um sich hatten. Die Aura steht für die unbewußten Erfahrungen, die mit jenen Gegenständen verbunden wurden. An einem Gegenstand des Gebrauchs z.B. mögen sie durch die dauernde Übung im Umgang mit ihm verursacht sein.[2)]

Die auratische Erfahrung ließ ihren Gegenstand also wie mit einem Hof von objektiviertem Subjektivemumgeben erscheinen. Dies ermöglichte die Übertragung einer in der menschlichen Gesellschaft geläufigen Reaktionsform auf das Verhältnis des Unbelebten oder der Natur zum Menschen.[3)] Der auratische Gegenstand erscheint als Subjekt, die Erkenntnis hat die Struktur der Kommunikation zwischen zwei Subjekten, Benjamin bezieht sich damit auf die Erkenntnistheorie der Frühromantik.[4)]

Die Subjekt-Subjekt-Struktur der auratischen Erfahrung dürfte für Benjamins Sprachtheorie mit der der Mimesis eng zusammenhängen: Wem man sich ähnlich macht, das ist umgekehrt vom Selbst nicht zu scheiden. Das Manuskript 931 "Das Ornament" [5)] sieht diesen Zusammenhang von Mimesis und Aura.

---

1) Ebda
2) Ebda, S 644 - Das "vergessene Menschliche", das die Aura ist, muß nicht "notwendig... das, was in der Arbeit vorliegt" sein (so Benjamin in brieflicher Auseinandersetzung mit Adorno, W.I, 3, S 1134).
3) Benjamin, W.I,2,S 646 - Vgl. auch "Zentralpark", Nr. 19, ebda S 670
4) Das zeigt ein Novalis-Zitat: "Die Wahrnehmbarkeit ist eine Aufmerksamkeit." (Ebda, S 646). Näher ausgeführt wird die Benjaminsche Sicht der frühromantischen Erkenntnistheorie in seiner Dissertation "Der Begriff der Kunstkritik in der Frühromantik", W I,1,S 7-122.
5)Vgl. Benjamin W.II,3, S 958

Von einem anderen Aspekt der Aura aus wird im Kunstwerk-Aufsatz ihr Begriff entwickelt.[1] Er ist mit dem der Baudelaire- Arbeit durchaus vereinbar. Er hebt auf "Einmaligkeit und Dauer" des auratischen Gegenstands gegenüber "Flüchtigkeit und Wiederholbarkeit" als Kennzeichen des nicht-auratischen ab.[2]

Der Verlust der Aura bedeutet, daß die Gegenstände zu "Objekten im schärferen Sinn werden. Sie "blicken nicht mehr zurück". "die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt, sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen."[3] Diesem Wandlungsprozeß der Wahrnehmung entspricht die Entwicklung der Form der Photographie: Sie ermöglicht das Festhalten des "An sich" des Objekts, die Spur des Malers (oder Erzählers) an ihm ist getilgt.

Anhand der Analyse einiger Baudelairescher Verse wird deutlich gemacht, daß das gewandelte Verhältnis zu den Dingen Auswirkungen auf das Verhältnis zu den Mitmenschen hat: Auch ihren Augen ist "das Vermögen zu blicken verloren gegangen".[4] Sie erscheinen nicht mehr als Subjekt, sondern als mögliche Objekte des Handelns.

Neben dem Verlust des Subjektcharakters bringt das Ende der auratischen Wahrnehmung fürs Objekt den Verlust der Einmaligkeit. Menschliches wie gegenständliches Objekt tendieren dazu, nur noch unter der Präformation der Interessen des

---

1) W.I, 2, S 478ff. Fast wörtlich wiederholt in "Kleine Geschichte der Photographie,", W II,1, S 378 f.
2) H.Pfotenhauer, S 77 interpretiert die Definition des Kunstwerk-Aufsatzes ("einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie auch sein mag"): "Damit ist die raum-zeitliche Struktur jener Wahrnehmung bezeichnet, in der die Gegenstände noch nicht im dargelegten modernen Sinn erlebt werden. Sie sind keine verfügbaren Objekte, denen die Information über sie die Unerschöpflichkeit ihrer Bedeutungen genommen hat." Die Parallele zu oben ist klar, der Hinweis auf die Unerschöpflichkeit der Bedeutung sinnvoll (vgl. u. zur "Erzählung"). - Die Verbindung dieser Definition der Aura zur Subjektivierung des Objekts klärt ein Stück aus "Kurze Schatten 1" wesentlich: "Die Ferne der Bilder", W IV,1, S 427.
3) Benjamin, W.I,2, S 646 f
4) Ebda, S 648

Erkennenden zu erscheinen. Das bedeutet, wenn außerdem diese Interessen durch gesellschaftlichen Druck uniformiert sind,[1] ein Schrumpfen der Unterscheidbarkeit und Individualität der Objekte. Sie werden gleich. Wenn Menschen solche ununterscheidbaren Objekte geworden sind, erscheinen sie der neuen Wahrnehmungsstruktur als "Menge".

Am Beispiel der Erscheinung der Menschen als "Menge" -eine soziale Entwicklung, die Konzentration der Menschen in großen Städten, ist hierfür selbstverständlich eine weitere Bedingung- läßt sich die Technik Benjamins, Wandlungen der Wahrnehmung und der Erkenntnis in ihren Entwicklungsstufen zu verfolgen und ihren Spiegelungen in der Literatur nachzugehen, beispielhaft demonstrieren. Seine Analyse soll deshalb kurz referiert werden.

Die Menschen reagieren verschieden auf die Menge. Benjamin unterscheidet das Unvermögen, große Mengen überhaupt wahrzunehmen (so der Erzähler in ETA.Hoffmanns "Vetters Eckfenster"[2], die Kritik am Zusammenpferchen großstädtischer Massen und die Unerträglichkeit, sie beobachten zu müssen (Engels' Bericht über London)[3] und die Identifikation mit ihr ("Der Mann der Menge" Poes,[4] je verschieden bei Baudelaire und Hugo)[5]. Auf eine Gegenreaktion, das Suchen nach Charakteristika in der vorüberflutenden Masse von Gesichtern, das Bestreben, diese typologisch zu ordnen, weist Benjamins Untersuchung einer französischen Literaturgattung des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts, der "Physiologien" hin.[6] So sollte die Individualität in der Masse gerettet werden. Diesen Zusammenhang mit der Erkenntnistheorie stellt Adorno in einem Brief an Benjamin ausdrücklich fest: "Der

---

1) Als das gesellschaftlich aufgezwungene Interesse, über dessen Leisten jede Erkenntnis geschlagen wird, setzt Benjamin, ähnlich wie Adorno, den Tauschwert an. Er ist Maßstab für Menschen wie für Sachen. Zur von Benjamin entwickelten Theorie der Einführung in die Ware und in den Tauschwert vgl. die Briefe an Adorno vom 9.12.38 und 23.2.39 (Werke I,3, 1105f. 1115).
2) Benjamin, W I,2, S 628.
3) Ebda, S 619f.
4) Ebda, S 624-27 dazu
5) Ebda, S 618-24
6) Ebda, S 537-42

physiognomische Blick (hier: Daumiers) ... hat keine andere Bedeutung als das Besondere im Allgemeinen zu retten".[1)]

5.12 Der psychologische Hintergrund

In der Entwicklung des Verhältnisses zweier Weisen der Verarbeitung von Reizen der Außenwelt, wie es von Reik und Freud angesetzt wurde, läßt sich eine psychologische Entsprechung zu der skizzierten erkenntnistheoretischen Wandlung ausmachen.

Wahrgenommene Reize können einmal im Gedächtnis thesauriert werden. Sie bleiben dem Individuum dann dauernd verfügbar. "Die Funktion des Gedächtnisses ist der Schutz der Eindrücke".[2)] Bedingung für das Entstehen einer "Gedächtnisspur" ist, daß die Wahrnehmung nicht ins Bewußtsein übernommen wird. "Bewußtwerden und Hinterlassung einer Gedächtnisspur (sind) für dasselbe System miteinander unverträglich".[3)]

Wahrnehmung als "Erlebnis"[4)] meint dagegen, daß die Wahrnehmung hier als Reizschutz fungiert: Im Bewußtwerden wird der Eindruck aufgefangen und "verpufft". Parieren der Eindrücke durch Bewußtwerden wird also dann überwiegen, wenn ihre Zahl so zunimmt und sie so schnell aufeinander folgen, daß sie nicht mehr im Gedächtnis aufbewahrt werden können.

Von einem traumatischen "Chock" spricht Freud, wenn äußere Erfahrungen den Reizschutz durchbrechen.

Das Erschrecken im Chock sei durch "Fehlen der Angstbereitschaft" ausgezeichnet.[5)] Die Chocks werden auf doppelte Weise pariert: Einmal kann der Traum dazu herangezogen wer-

---

1) Brief vom 1.2.39, in W.I,3, S 1110. -Adorno weist neben Daumier auf Balzac hin. - Auf die Dialektik, die in dieser physiognomischen Darstellung liegt, (im Festhalten der Exzentrizitäten werden Typen beschrieben), ist hier nicht einzugehen (vgl. dazu Adorno, ebda I,3, S 1110, Benjamin ebda S 1115).
2) Reik n. Benjamin, W.I,2, S 612
3) Freud n. Benjamin ebda
4) Das Wort wird schon von Benjamin in Anführungszeichen gesetzt, wohl weiler seine Mißverständlichkeit spürte (Verwechslung mit Diltheys Erlebnisbegriff).
5) Freud n. Benjamin, ebda S 613

den (Wiederholung der traumatisch erlebten Chocksituation im Traum unter Nachholen der Angstentwicklung), "im Regelfall" liegt das Training für die Chockrezeption aber "dem wachen Bewußtsein ob".[1] Dadurch würde die fragliche Wahrnehmung fürs Gedächtnis sterilisiert.[2]

In einer Wahrnehmung, die stärker durch Chocks bestimmt ist, würden die "Erlebnisse" also zunehmen, das "Gedächtnis" dagegen schwinden. Eine solche Wahrnehmung wäre charakterisiert durch häufige, untereinander unverbundene, sehr vielfältige Reize.

Eine erste Verbindung zum Verschwinden der auratischen Erfahrung ist sofort deutlich: Um die Aura eines Gegenstandes und somit diesen als Subjekt wahrnehmen zu können, ist das (unbewußt bleibende bzw. "episch vergessene") Gedächtnis vonnöten. Das Verschwinden der Aura dürfte also mit dem Überwiegen der Wahrnehmungsform des Erlebnisses zusammenhängen.

---

1) Benjamin, ebda S 614

2) Fraglich ist Freuds Bedingung, ein Eindruck müsse unbewußt bleiben, damit er vom Gedächtnis thesauriert werden könne. Daß er trotz der Unbewußtheit im Augenblick des Entstehens dem Gedächtnis verfügbar sei, erscheint widersprüchlich. Benjamin dürfte den Widerspruch durch den Hinweis auf die kollektive Prägung des Gedächtnisses im Kult, wodurch "willkürliches und unwillkürliches Eingedenken... ihre Ausschließlichkeit" verlören (ebda S 611, vgl. u.) zu lösen versucht haben.
Weiter führt hier Adornos Kritik (Brief an Benjamin, 29. 2.1940, in: I,3, S 1131f): Er läßt das Postulat der Unbewußtheit des fürs Gedächtnis fruchtbaren Eindrucks fallen und macht die Differenz von (fürs Gedächtnis totem) Erlebnis und Erfahrung an einer dialektischen Theorie des Vergessens fest: Das "epische Vergessen" führt zum (Schein der) Subjektivität des Erkannten, das "reflektorische Vergessen" sterilisiert das Erkannte für die Erinnerung, insofern als es auf es wie auf einen Chock reagiert. - Benjamin hat in seiner Antwort an Adorno soviel zugegeben, daß "das Vergessen von großer Bedeutung ist". Er "behalte die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen epischem und reflektorischem Vergessen im Auge" (I,3, S 1134).

Sicher ist diese Psychologie der Wahrnehmung in den Zusammenhang einer Psychologie der Persönlichkeit und ihrer Veränderung zu stellen. Da das von Benjamin nicht unternommen wurde, sei hier nur Adornos Hinweis auf den "reflektorischen Charakter"[1] wiedergegeben.

5.1.3. Der soziologische Hintergrund[2]

Der Wandel der Wahrnehmungsformen läßt sich durch einen Blick in die Sozialgeschichte weiter klären.

Das Schrumpfen des Gedächtnisses und das Überwiegen der Erlebnisse aus der Abwehr von Chocks findet einmal eine Erklärung in der Vielfalt der Reize, die dem modernen Wahrnehmungsvermögen sich aufdrängen: Der Mensch in der Großstadt hat sich, etwa im Gedränge von Fahrzeugen und Menschen auf der Straße, neue Reaktionsformen anzugewöhnen, er muß jeden Augenblick mit einem unvorhersehbaren Ereignis rechnen (einem Zusammenstoß, der Bedrohung durch ein Fahrzeug, das sich äußerst schnell nähert).[3]

Eine Reihe von Erfindungen stellt sich für den Benutzer so dar, daß eine minimale abrupte Bewegung der Hand (Schalter- oder Knopfdruck, Reiben) einen weitgehenden Geschehensablauf zur Folge hat (Licht, Streichholz, Kamera, Telefon).[4] Die Gewöhnung an solche Apparate bedeutet für die menschliche

---

1) in: Benjamin, W.I,3, S 113of
2) Ebda I,2, S 611-15, 618, 629-37
3) Ebda I,2, S 618 - Die großständtische Masse und ihre Lebensweise wird in der schon herangezogenen ersten Fassung des Aufsatzes "Das Paris des Second Empire bei Baudelaire" (I,2, S 537-69) beschrieben. Die Beunruhigung durch diese Lebensweise führt als Reaktion ein neues Harmoniebedürfnis mit sich (vgl. die schon erwähnte Literaturgattung der Physiognomien); gleichzeitig wird die Bereitschaft, ein Erlebnis als chockhaft zu empfangen, verstärkt. -An einem Baudelaire-Gedicht wird die Stimmatisierung der Liebe in der Großstadt entwickelt (I,2; 547f, 622f).
4) I,2, S 63o

Wahrnehmung eine Gewöhnung an Chocks. - Die Erfindung des Gaslichts und später der elektrischen Stadtbeleuchtung bedeutete ebenso eine Zunahme chockartiger Erlebnisse; so wurden sie auch in der Literatur vielfach aufgenommen.[1)]

Veränderungen in den Produktionsmethoden weisen in dieselbe Richtung: Die Ablösung der ganzheitlich planenden handwerklichen Produktionsweise durch die zur automatischen Reaktion auf ständige Reize gezwungene Fließbandarbeit zeigt das am deutlichsten.[2)]

Die veränderte Wahrnehmungsweise setzt sich schließlich auch in der Vergnügungsindustrie und in der Sphäre der Kultur durch: Benjamin verweist auf die Lunaparks (Wackeltöpfe, zu erinnern wäre heute an Geisterbahnen u.ä.) und -weil für Baudelaire beherrschend- auf das Hasardspiel. Es funktioniert in strikter Analogie zur neuen Produktionsweise: Wesentliche Momente des Spiels sind Reaktion auch von außen Kommendes, immer wieder von vorn beginnen Müssen, Ersetzung des Wunsches, der, in seiner Erstreckung über lange Zeiträume, der Ordnung der Erfahrung angehört, durch "Gier" und "finstere Entschlossenheit".[3)]

Diese Wandlungen spiegeln sich in der Bedrohung des Gedächtnisses, wie sie bei einer Untersuchung der zeitgenössischen Philosophie heraustritt: Bergsons Philosophie der reinen Erinnerung in der Dauer läßt sich als unbewußte Reaktion auf die Bedrohung eben dieser Erinnerung deuten; Prousts Unterscheidung von mémoire volontaire und mémoire involontaire reflektiert die Tatsache, daß das Gedächtnis zu etwas Zufälligem geworden ist.[4)]

---

1) I,2, S 552ff
2) Benjamin, W.I,2, S 630ff. -Insgesamt fehlt der Lohnarbeit an der Maschine gegenüber der Handwerksarbeit die Perspektive aufs abgeschlossene Ganze des Produkts: Dadurch verlieren die Bewegungsabläufe ihren Sinnzusammenhang, werden gerade durch die "strikte Wiederholung", gegeneinander abgedichtet.
3) Ebda, S 633-37
4) Ebda, S 608ff

Schließlich wird die neue Form der Wahrnehmung gespiegelt und verwendet in neuen Formen der Kunst. So tritt die Photographie an die Seite bzw. sogar an die Stelle der Malerei und der Film an die Seite der Theateraufführung. "Im Film kommt die chockförmige Wahrnehmung als formales Prinzip zur Geltung."[1)]

Nicht immer war das Gedächtnis Sache des Zufalls: Früher wurde unbewußtes Gedächtnis im Kollektiv vermittelt durch den Kult. Die immer neue Aktualisierung von Geschehensabläufen, die den Hintergrund für Gegenwärtiges bilden, förderte die Bildung einer Aura unbewußter Assoziationen um dieses. Die gemeinsame Feier der kultischen Feste sorgte für ein gemeinsames Reservoir von Vorstellungen. Sie wurden bei institutionell festgelegten Anlässen wachgerufen und waren so ganz anders verfügbar, als es private Erlebnisse oder Erfahrungen heute sind.[2)]

5.14 Ansätze zu einer entsprechenden Theorie der modernen Sprachform. Das Verhältnis zur Theorie der eindimensionalen Sprache

Die Parallele zur Entwicklung der Wahrnehmungsstruktur im Bereich von Psychologie, Soziologie und Philosophie zeigt die untergründige Kommunikation zwischen verschiedenen Feldern der Tätigkeit des Menschen und seiner Selbstverwirklichung. Erst von der hierdurch nahegelegten Annahme, der Totalität der menschlichen Äußerungen habe eine Gesamttheorie

---

1) Ebda, S 631. - Wie Film und Photographie der nicht-auratischen Wahrnehmung entspringen und ihr verbunden sind, wird im Kunstwerk-Aufsatz gezeigt (ebda, v.a. S 485-505), auch die Reaktion der traditionellen Künste darauf. -Zu vergleichen ist die "Kleine Geschichte der Photographie" (ebda II,1 S 368-85). Hier wird die Entwicklung der Photographie zur Verwirklichung der ihr entsprechenden nicht-auratischen Wahrnehmungsstruktur gezeigt (Die früheste Photographie habe sich, so erscheine es dem Blick des Späteren, von ihrer Technik und ihren sozialen Bedingungen her doch noch einmal der auratischen Wahrnehmung verbunden.

2) Vgl. ebda I,2, S. 611 (und oben).

des Menschen und der Gesellschaft zu entsprechen, ist letztlich der Schluß von jenen Bereichen auf die Sprach- und Bedeutungsstruktur möglich.

Um die Theorie der eindimensionalen Sprache mit Benjamins Ansatz vergleichen zu können, ist man allerdings nicht nur auf diesen Rückschluß angewiesen. Es finden sich bei Benjamin Bemerkungen auch zur Wandlung der Sprachstruktur, die direkt mit der aus Adornos und Marcuses Arbeiten entwickelten Theorie zu vergleichen sind.

So wird Kraus' Kritik der Wiener Presse übernommen.[1)]

> Für Benjamin konzentriert sie sich in der an der "Phrase,... die der Ausdruck der Willkür ist, mit der die Aktualität im Journalismus sich zur Herrschaft über die Dinge aufwirft."[2)] "Die Phrase... ist das Warenzeichen, das den Gedanken verkehrsfähig macht so wie die Floskel, als Ornament, ihm den Liebhaberwert verleiht."[3)]

Die Analogie zur Kritik an der eindimensionalen Sprache ist deutlich, und nicht nur wegen Benjamins Bezug auf Kraus, der in vielem auch hinter Adornos Sprachphilosophie steht:[3a)] Die Eigenstruktur der Dinge vergehe vorm Herrschaftsanspruch der Aktualität in der Pressesprache - so wurde das Besondere am einzelnen Subjekt wie Objekt vom Allgemeinen aufgehoben. Daß das gleichmachende Allgemeine auch in Benjamins Konzept der Phrase als das Tauschgesetz gefaßt ist, zeigt die zweite Formulierung: Was zur Ware wird und verkehrsfähig ist, ist jenem Gesetz unterworfen. Da hier nicht vom einzelnen Ding, sondern vom Gedanken die Rede ist, ist auch die Betroffenheit der Subjektseite berücksichtigt.

> Das ist auch einer anderen Formulierung zu entnehmen: Sie spricht von der Anklage auf Hochverrat "des Begriffs am Worte, aus dem er sein Dasein hat: Vorsätzliche Tötung der Phantasie...."[4)] Es geht also um die Kreativität des einzelnen Sprechers.

---

1) Vgl. v.a. den Essay "Karl Kraus", in Benjamin, W.II,1, S 334-67
2) Ebda, S 335
3) Ebda, S 337
3a) So findet sich bei Adorno der Hinweis gerade auch auf Kraus: Kritik an der Phrase, die heute die Wirklichkeit gebäre (Adorno (4), S 85).
4) Ebda, S 349

Der Hinweis auf Ornament und Floskel läßt vermuten, daß beide Theorienansätze (Adornos/Marcuses und Benjamins) doch nicht genau dasselbe sprachliche Phänomen meinen könnten: Bei Kraus und Benjamin geht die Kritik zunächst auf ein Moment genormter Eleganz und Geistigkeit, die aber, eben wegen der Normierung, ihren Gegenstand nicht mehr trifft. Diese Sprachform stünde zwischen der eindimensionalen und der älteren.

Diese Differenz drückt aber lediglich aus, daß die Pressesprache zur Zeit der Publikationen Kraus' und der Abfassung des Benjaminschen Essays (1931) mit der nach dem Zweiten Weltkrieg nicht identisch ist. Daß wesentliche Züge der neueren in der älteren schon angelegt sind, hat sich aber gezeigt.

Die Entwicklung zur modernen Sprachstruktur hin wird auch an dem Gegensatz von "Erzählung" und "Information" deutlich.

In "Über einige Motive bei Baudelaire" wird der Gegensatz so entwickelt:[1)]

> Während an der Erzählung "die Spur des Erzählenden... (haftet)... wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale", beschränkt die Information sich auf "das pure An-sich des Geschehens". Die Erzählung übermittelt so mit dem Erzählten dessen Erfahrung; in der journalistischen Information dagegen wird weder Erfahrung vermittelt noch kann sie in die Erfahrung der Leser eingehen.[2)] Die "Grundsätze journalistischer Information (Genauigkeit, Kürze, Verständlichkeit und vor allem Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Nachrichten untereinander)" deuten vielmehr auf eine große Ähnlichkeit mit dem Chockerlebnis hin.

Ähnlich unterscheidet Benjamin in "Der Erzähler" (Über Lesskow):[3)]

---

1) Benjamin, W.I,2, S 61of
2) Ein nicht aufgenommenes Fragment (ebda I,3, S 1183f) entwickelt das Wesen der Information noch etwas genauer: Ein Ereignis wird danach vom Journalisten als "Sensation" dargestellt, d.h. in eine Form gebracht, in der die Einfühlung des gesamten Publikums sie konsumieren kann.
3) Ebda, II,2, S 438-65. Vgl. dazu Pfotenhauer, S 74f (mündliche Erzählung" als "die charakteristische Überlieferungsform" unter den Bedingungen des kollektiven Gedächtnisses).

Während die Information für den Augenblick geschrieben ist, bleibt die Erzählung lange noch deutbar:[1] Information und Chockerlebnis hängen auch hier zusammen. -Daß ein Zusammenhang gegeben ist zwischen dem Leben des Erzählenden und der Erzählung,[2] weist auch auf die auratische (Subjekt-Subjekt) Natur der Erkenntnis hin, die beim Lesen der Erzählung statthat. Entsprechend berichtet die Erzählung von räumlicher und zeitlicher Ferne, während die Information aufs Nächste bezogen ist.[3] (vgl. die Aura: "Ferne, so nah sie auch sein mag"). Schließlich hat die Erzählung, wie die Aura, eine Kollektiverfahrung als Grundlage.[4] Sie kommt aus je gemeinsamen Lebenserfahrungen von Seeleuten, Bauern, Handwerkern. Sie sind es, die erzählen können von räumlicher oder zeitlicher -vergangener- Ferne.[5] Die Kollektiverfahrung ist auch der Grund, warum die in die Erzählung eingegangenen Erfahrungen mitteilbar sind.

Ein anderer Merkmalskomplex dürfte ebenfalls im Zusammenhang des Gegensatzes von auratischer und nichtauratischer Erfahrung stehen: Hat die Erzählung immer einen Hof von Unerklärlichem, Wunderbarem an sich -sie "borgte... gern beim Wunder",[6] das ist mit ungenauer Schilderung aber nicht zu verwechseln-,[7] so ist der Information gerade die Erklärung des Geschehen und mindestens der Anspruch auf Nachprüfbarkeit wesentlich. - Ob die Entwicklung zu größerer Genauigkeit oder Ungenauigkeit geht, ist, je nach Maßstab, verschieden zu beurteilen.[8]

Zwar sind einige Analogien zur Theorie der eindimensionalen Sprache deutlich, (Zusammenhanglosigkeit der Informationen untereinander: auch das löst das Universum der Beziehbarkeit der Bedeutungen auf; Häufigkeit, Augenblicksbezogenheit der

---

1) Benjamin, W.II,2, S 445 f
2) Ebda, S 447
3) Ebda, S 444
4) Ebda, S 457, vgl. 464 u.ö.
5) Ebda, S 440
6) Ebda
7) "Das Außerordentliche, Wunderbare wird mit der größten Genauigkeit erzählt, der psychologische Zusammenhang des Geschehens aber wird dem Leser nicht aufgedrängt." (ebda, S 445, vgl. W.IV,1, S 436-38, IV,2, S 1011f.
8) Hierzu v.a. nicht aufgenommene Fragmente: Benjamin, W.II, 3, S 1282f. 1284. 1285f. -Auf den Roman, der die Erzählung mit veränderter -individualistisch gewordener- Erfahrung abgelöst habe, ist hier nicht näher einzugehen. Vgl. dazu W.II,2, S 454f, außerdem ein größeres Fragment W.II, 3, S 1281f.

Information: Verarbeitung und Vollzug des Gehörten wird unmöglich),[1] einige positive Züge an der "Information" aber verblüffen: Die Frage ihrer Genauigkeit oder Ungenauigkeit bleibt unentschieden; ihr ist eine Erklärung des Berichteten wesentlicher: Zwar ließe sich dies letztere auch so interpretieren, daß entsprechend dem Maß der Erklärtheit die Spannweite der Bedeutungen abnimmt, Bedeutungen würden nurmehr identisch reproduziert (Marcuse: Verlust des transitiven Sinns). Die Erklärbarkeit der "Information" weist aber auch auf eine Rationalität des Bedeutungsgebrauchs hin, ähnlich wie ihr Anspruch auf Nachprüfbarkeit. Diese positiven Qualitäten der "Information" trennen Benjamins Konzept von jener Bedeutungstheorie.[2] Von einer positiven Gesamtinterpretation her ließe sich auch das Moment der Zusammenhanglosigkeit der Nachrichten untereinander anders interpretieren: Negativ-dialektischer Sprachphilosophie ist der Zusammenhang ja als vom Subjekt gesetzt verdächtig, trägt zur Entmächtigung des Objekts bei (Benjamins frühe Sprachphilosophie denkt hier genauso: Darauf wird noch einzugehen sein).

---

1) Eggers'Untersuchung zur "Deutsche(n) Sprache im 2o. Jahrhundert" kommt in ihren Schlußerwägungen über Sprache und Gesellschaft zu den Benjaminschen durchaus vergleichbaren Ergebnissen (Eggers(2), v.a. S 13o-34). Auch für ihn ist das Leben in der Großstadt mit seiner Reizüberflutung entscheidend wichtig. Aus dem hier oft gegebenen Zwang zu sofortiger Reaktion leitet er etwa die moderne Neigung zu Augenblickskomposita (vorzüglich substantivische Wortbildungen, die nur aus der jeweiligen Sprechsituation verständlich und in ihrem Gebrauch grundsätzlich auf deren Einmaligkeit beschränkt sind), aber auch den Zwang zur Konzentration im Nominalstil ab. Der leere "Wortschwall" (etwa bestehend aus komplizierten "wissenschaftlichen" Ausdrücken, die strenggenommen an dieser Stelle der Rede oder des Textes unnötig wären) sei ebenso ein Produkt der Reizüberflutung (unkontrollierte, hektische Reaktion). Schließlich wird auch die Neigung, häufig Parenthesen zu bilden -also Nebengedanken knapp noch unterzubringen-, aus der "Hast des Großstadtlebens" erklärt.

2) Ganz entsprechend zum Positiven hin abweichend ist Benjamins Beurteilung der Zeitung als des vorzüglichen Mediums der neuen Sprachform: Daß von den Zeitungen ein größeres Publikum angesprochen wird, daß Leser und Autor in ihr tendenziell zusammenfallen, eröffne die Möglichkeit der Rettung des gesamten "Schrifttums" in einer "allerdingsveränderten, zu ihren eigenen Tendenzen gebrachten Zeitung"(W.II,2, S 628 f).

Zieht man die Bewertung des Chockerlebnisses zum Vergleich heran, kommt man zu einem ähnlich ambivalenten Ergebnis: Einerseits muß ja, daß es vom Bewußtsein erledigt wird, nicht auf die Rationalität der sprachlichen Fassung gedeutet werden. Vielmehr könnte das genau der vordergründigen Rationalität der eindimensionalen Sprache entsprechen. Der Gehalt des Erlebnisses selber bleibt, schon wegen der Häufigkeit der Erlebnisse, undurchdrungen, es können deshalb nur bereitliegende gedanklich/sprachliche Schemata zur "Fassung" benutzt werden. So erfolgt die "Fassung" mechanisch, die Erlebnisse werden nicht mit dem Bewußtsein des Erlebenden vermittelt. Undurchdrungenes läßt sich nicht auf Genesis und Geltung hin befragen, und die Schemata sind, eben wenn sie mechanisch verwendet werden, von der Reflexion abgespalten. Daß die integrierende Größe der Erfahrungen, die Person, für die neue verschwindet, ermöglicht sprachlich, wo sie ja ähnlich sich auflöst, schließlich das Nebeneinander von Widersprüchen.

Andererseits könnte es ein Fortschritt sein, daß, gegenüber dem unbewußten Entstehen der auratischen Erfahrung, jetzt überhaupt das Bewußtsein ins Spiel kommt. "Erfahrung" wird dementsprechend, schon in den frühen Schriften Benjamins, durchaus nicht positiv gefaßt.[1)]

---

1) Schon der Aufsatz des Einundzwanzigjährigen über "Erfahrung" (W.II,1, S 54-56; zur Datierung vgl. W.II,3, S 902) kritisiert das Immergleiche der philiströsen "Erfahrung", die jugendlichem Elan entgegengehalten werde. Deutlicher ist der Aufsatz "Erfahrung und Armut" von 1933 (W.II,1, S 213-19; zur Datierung vgl. W.II,3, S 960f): Erfahrung wird als auratisch abgelehnt. Die Ablehnung wird begründet, indem die Erfahrung in die Nähe einer Haltung des Habenwollens, des Festhaltens am Eigentum, also in die Nähe des Herrschaftsanspruchs des Subjekts gerückt wird. Nur "Über das Programm der kommenden Philosophie" unternimmt es, einen erweiterten Erfahrungsbegriff zu konzipieren, der die Begrenzung auf naturwissenschaftliche Erkenntnisweise und auf die Subjekt-Objekt-Struktur der Erkenntnis überwinden könnte -die Kritik an der vorhandenen "Erfahrung" macht aber auch hier einen wesentlichen Punkt aus (W.II,1 S 157-71, Entstehung: 1917/18, vgl. II,3, 936).

Die positiven Möglichkeiten der neuen Wahrnehmungsform entwickelt der Kunstwerk-Aufsatz explizit: in der Besprechung der neuen Kunstform des Films.[1)]

Neben Bewußtsein, Erklärbarkeit und Nachprüfbarkeit hebt Benjamin hervor, daß jetzt Bereiche der breiten Masse der Bevölkerung erschlossen werden, die vorher einer kleinen Schicht vorbehalten waren: die Rezeption der Kunst (vgl. Kunstwerk-Aufsatz) und, in unserem Zusammenhang wichtiger, die schriftliche Kommunikation. Da die Verbreiterung an sich als Wert angesehen wird, können Nachteile in Kauf genommen werden (sie werden also durchaus gesehen). Am deutlichsten formuliert das die Notiz "Die Zeitung": Sie meint, daß "das Schrifttum an Breite gewinnt, was es an Tiefe verliert."[2)]

Erklärbarkeit und Nachprüfbarkeit sind nun Momente, die in der idealistisch-dialektischen Sprachbeschreibung durchaus enthalten sind. Wenn man sich dazu etwa Benjamins Äußerungen zur Sprache Joyces vergegenwärtigt, ist die Erinnerung an die -allerdings negativ-dialektische- Sprachphilosophie Adornos nicht mehr von der Hand zu weisen.

> Joyce wird mit der modernen Epik, die auf den "Aufbau" verzichtet, in eine Reihe gestellt,[3)] und noch deutlicher weist auf den Fortschritt ein anderes Paralipomenon zum Essay "Der Erzähler": "Geht nicht alle Bemühung der neuen Erzähler auf dies Eine: die alte Genauigkeit in Handlung, Ortsbeschreibung und Zeitenfolge zu demolieren? Natürlich, das alles will auf eine neue Sachlichkeit hinaus, vor allem aber doch auf eine neue Ungenauigkeit, die unerbittlich genug ist, die überkommene Genauigkeit zu zerstören, Joyce."[4)] Verzicht auf übergeordnete Einheit und Tendenz zur "neuen Sachlichkeit" -beides zielt auf den Vorrang des Einzelnen vorm Allgemeinen.

Allerdings ist einigermaßen fraglich, ob Joyces mit der Sprache der"Information" bruchlos zusammenstimmt. Dagegen spricht

---

1) W.I.,2, S 447-59; vgl. in diesem Sinn die Interpretation Pfotenhauers, S 79-84
2) Benjamin, W.II, 2, S 629
3) Ebda, II,3, S 1286
4) Ebda, II,3, S 1284

schon ihre Ferne von der kommunikativen, problemlos verständlichen (gerade der Pressesprache) - und die Betonung des individuellen Ausdrucks, der in der Sprache der "Information" ja wohl unterdrückt wird.

Ähnliches läßt sich zu Beobachtungen Benjamins am Berliner Dialekt sagen:[1] Auch ihm und seinen Neuschöpfungen wird Geistigkeit, Treffsicherheit (die nur einmal als Zufall erklärt wird) zugesprochen. Das einzelne Subjekt scheint, ganz positiv-dialektisch, produktiver Sprachverwendung fähig. Mit den Überlegungen zur Sprache der "Information" verbindet diesen Aufsatz höchstens noch der Ausgang von der Sprache der "Masse".

Daß die Sprache der "Information" in ihrer Bewertung durch Benjamin nicht eindeutig faßbar zu sein scheint, entspricht also Unausgeglichenheiten in ihrer Konzeption. Sie hat Merkmale der Forderungen negativ-dialektischer Sprachphilosophie wie der eindimensionalen Sprache in sich. Der Grund für beides dürfte darin liegen, daß Benjamin versucht hat, der Entwicklung der modernen Sprache positive Möglichkeiten zu unterlegen, die Problematik dieser Möglichkeiten aber auch gesehen hat.

Daß er einen möglichen Umschlag in jener Entwicklung angesetzt hat, ist jedenfalls zweifelsfrei. So wird Kraus' Kritik der Phrase zwar akzeptiert, zugleich aber unterstellt, ihr positiver Umschlag zur "Parole" sei möglich. Diese Möglichkeit habe Kraus, der der unwiederbringlich verlorenen Sprache der auratischen Wahrnehmung nachhänge, wie sie sich in der klassischen deutschen verkörperte, nicht sehen können.[2] Die traditionsfreien, nicht-auratischen Personennamen in Romanen Scheerbarts werden -ähnlich- mit Kunstwörtern der eindimensionalen Sprache zusammengestellt ("Sofanti" mit "Schupo").[3]

---

1) "Wat hier gelacht wird, det lache ick", in: Benjamin W.IV,1, S 437-42
2) Vgl. ebda, II,1, S 344, auch das Bild in IV,1, S 121: Kraus "tanzt...den Kriegstanz vor dem Grabgewölbe der deutschen Sprache".
3) Vgl. ebda,II,3, S 1105

Es scheint hier der Analogieschluß von einem Marxschen Theorem her vorzuliegen: Die Produktivkräfte einer Epoche sind danach wertneutral, entscheidend für ihre Beurteilung vom Fortschritt für den Menschen her sind die Produktionsverhältnisse. Auf deren Veränderungen kommt es an, um die Möglichkeiten jener zu entfalten. In diesem Schluß wurde Benjamin unterstützt durch ihm -auch von seiner frühen Sprachphilosophie her, wie sich noch zeigen wird- begrüßenswert erscheinende Züge der modernen Sprachform (Nähe zum Bewußtsein, Erklärbarkeitsforderung, Zusammenhanglosigkeit als Wahrung des Rechts des Besonderen).

Ungenügende Analyse der modernen Sprachform (die Notizen zu Phrase, Information und Zeitungssprache allgemein sind sicher nicht ausreichend) ließ ihn aber wesentliche ihrer Mängel übersehen und -sicher unausdrücklich- in die Skizze der befreiten Sprache einbauen. In der Terminologie des Marxschen Theorems: Er hielt fälschlicherweise schlecht vorhandene sprachliche Verhältnisse für zu befreiende sprachliche Kräfte bzw. Möglichkeiten. - Andererseits ist nicht alles Subjektive Ausdruck des allgemeinen Tauschgesetzes; vielmehr ist eine vom Einzelnen in der Geistigkeit ihrer inneren Beziehungen verstandene Sprache Voraussetzung für die Artikulation der Persönlichkeit, Individualität in diesem pointierten Sinn ist sicher historisch erst mit der bürgerlichen Gesellschaft möglich geworden und ineins mit deren Entwicklung verzerrt zum durchs Konkurrenzprinzip allein noch definierten Einzelnen, sie ist aber auch, im Marxschen Sinn, in ihrer Möglichkeit zu erhaltende und zu befreiende Produktivkraft. Hier ginge die Verwechslung also in die andere Richtung. Wird die Persönlichkeit aufgegeben, was durch das Bild des auf Chockerlebnisse und Informationen bzw. Parolen mechanisch reagierenden, erfahrungslosen Menschen in einer nach Einzelnen nicht unterscheidbaren Masse zumindest sehr nahegelegt wird,[1] erfüllt man nur die Ten-

---

1) Hier dürfte ein -nicht glücklicher, paradox zusammenwirkender- Einfluß Brechts und von Theoretikern des Baustils der neuen Sachlichkeit hinzukommen. So wenigstens ist die Konstellation von "Erfahrung und Armut" (W.II,1,S 213-19)
Fortsetzung nächste Seite

denz zur fortgeschrittenen bürgerlichen Gesellschaft selbst, die konkurrierenden Einzelsubjekte eben als solche miteinander identisch zu machen. Wird die Persönlichkeit -wegen ihres unleugbar Ideologischen- geopfert, statt ihre Möglichkeiten in der Reflexion ihres Pseudos zu bewahren (sprachlich gewendet: die Intention positiv-dialektischer Sprachphilosophie -des individuellen Vollzugs der Sprache- kritisch aufrechtzuerhalten), entspringt nicht ein Neues -der befreite Mensch, eine Sprache kollektiver Vernunft oder was immer-, sondern es wird das Vorgestrige restauriert.

An wenigen exponierten Stellen drückt Benjamin diesen Zusammenhang -bewußt oder nicht- aus: So wird "eine Art von neuem Barbarentum" propagiert[1] und im Anschluß an Kraus die Figur des "Unmenschen" konzipiert, der Engel und Menschenfresser zugleich sei.[2] -Der Aufweis der Archaischen im Modernen kann dessen Kritik zwar leisten, nicht aber das Archaische umstandslos positiv an die Stelle des Modernen treten. Benjamin sieht das und will es zugleich nicht sehen. Vielleicht erklärt die uneingestandene Einsicht ins Falsche seiner Position, warum die Stellen, wo dieser sein problematischer Ansatz am deutlichsten ausgesprochen wird, meist nicht in der endgültigen Form der Essays zu finden sind, sondern in den unveröffentlichten Paralipomena.[3]

Fortsetzung von Seite 466 Fußnote 1
wohl zu deuten: Der Einzelne hinterläßt keine Spuren mehr, das Unverwechselbare seiner Erfahrung ist getilgt - und dies sei eine rundweg zu bejahende Entwicklung.

1) Ebda, S 215

2) Besonders deutlich: ebda II,3, S 1106f. -Sonst ist Benjamins "Anschauung von Moderne als Archaik" eher kritisch gegen die Moderne gerichtet: "sie meint den realen Ausbruch aus der Traumbefangenheit der bürgerlichen Immanenz" (Adorno (12), S 22, vgl. auch ff).

3) Auch Pfotenhauer meint, daß in der gegebenen gesellschaftlichen Situation (Möglichkeiten der Innovation werden durch die sozial lizensierten Medien genau eingegrenzt, so ist nur eine umso bessere Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen die Folge) die neue Wahrnehmungsweise nicht positiv zu beurteilen ist (S 83). - Sicher ist die gesellschaftliche Situation für die Entwicklung der Wahrnehmung ausschlaggebend. Die Öffnung der Medien genügt andererseits natürlich nicht, um die Entwicklung der Wahrnehmungsform positiv zu beeinflussen. Von dem soziologi-

Fortsetzung nächste Seite

5.2 Die frühe Sprachphilosophie

Das Verhältnis der späten Theorie Benjamins von nicht-auratischer Erkenntnis und Sprache zum Ansatz Adornos und Marcuses ließ sich relativ leicht bestimmen. Von diesem Vergleich her wurden Unstimmigkeiten in Benjamins Konzept sogar erst ganz deutlich.

Die frühe Sprachphilosophie[1] scheint gegenüber beidem, Benjamins eigenen späteren Aufsätzen und gegenüber Adorno/Marcuse, zunächst völlig fremd und unverständlich. Bei genauerem Hinsehen bemerkt man aber, daß sich Motive von den Frühschriften bis ins Spätwerk durchhalten -zum Teil auch unausgeglichen Neuem gegenüberstehen- und daß Adornos Sprachphilosophie gerade dem frühen Benjamin Wesentliches verdankt.

Beide Verbindungen sind aber nur dann herzustellen, wenn die Interpretation der Frühschriften durch R.Tiedemann[2] -er betont Ansätze zur Dialektik in ihnen- richtig ist.

Fortsetzung von Seite 467 Fußnote 3
schen Material her, das Benjamin beibringt, scheint v.a. die Unterordnung der technischen Entwicklung unter die Ziele und Möglichkeiten aller Menschen gefordert, die bisher mehr der Aufrechterhaltung von Herrschaft über den Menschen diente. Sicherlich sind solche Erwägungen als historisch-konkrete von einem grundsätzlichen Recht der Benhaminschen Position zu unterscheiden. Festzuhaltende sinnvolle Eigenarten etwa der Massenmedien wie eine gewisse Nachprüfbarkeit ihrer Informationen, v.a. die Breite der informierten Schicht sind natürlich nicht zu übersehen, an sie ist anzuknüpfen. Zu kritisieren ist nur, daß mit diesen Momenten unversehens und nur halb bewußt auch andere übernommen werden.

1) Hierfür sind folgende Aufsätze zu berücksichtigen: "Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen" (W.II,1, S 140-57); "Die Aufgabe des Übersetzers" (W.IV, 1, S 9-21; "Erkenntniskritische Vorrede" (zu: Ursprung des deutschen Trauerspiels, W.I,1, S 207-37). -Dazu kommen eine Stelle aus einem Brief an M.Buber (Benjamin (2), Bd 2, S 126f) und einige unveröffentlichte Manuskripte aus dem Benjamin-Archiv. Davon war mir leider nur zugänglich, was Tiedemann zitiert. Vgl. Tiedemann, S 37-47 m. Anm. 112,125,127,136,152,153,159).

2) Tiedemann, S 34-71

Diametral gegenüber steht ihm die Arbeit L.Wiesenthals.[1] Sie ist wissenschaftstheoretisch orientiert.

Der extreme Unterschied beider Interpretationsansätze ist nur aus der Gedrängtheit und Dunkelheit der frühen Aufsätze Benjamins zu erklären. Eben wegen dieser Dunkelheit ist hier der Weg gewählt, erst die Auffassungen Tiedemanns und Wiesenthals einander gegenüberzustellen und sie dann in der Einzelinterpretation der Aufsätze zu überprüfen.

5.21 Vorhandene Interpretationsansätze: Tiedemann und Wiesenthal

Tiedemann gelingt die eindeutig dialektische Interpretation der frühen Sprachphilosophie aufgrund einer relativ starken Einbindung von Benjaminzitaten in einer vorher entwickelten dialektischen Rahmen. Er versucht, die frühen Äußerungen zur Sprachphilosophie in Zusammenhang zu bringen mit den späten Aufsätzen, um jene von daher eindeutig zu machen.

Die Intention Benjamins besteht nach Tiedemann darin, die Aufgabe, die der Sprache historisch zugewachsen ist -die Herrschaft des Subjekts durchzusetzen-, wieder von ihr zu nehmen.

Benjamins Skepsis gegenüber dem Begriff wird so interpretiert: "Was in der Klassifizierung vom Phänomen erhalten bleibt, ist allein der 'Durchschnitt' aller ihm verwandten Phänomene, der sie zur 'Klasse' oder 'Gattung' zusammenzufügen erlaubt und damit verfügbar macht."[2] Ebenso wird die Ablehnung der Sprache als bloßes "Mittel" begründet. Dieses Motiv hält sich, wie Tiedemann feststellt, von den Anfängen[3] bis zum späten Referat über die Sprachsoziologie[4] durch.

Demgegenüber lege Benjamin den Nachdruck darauf, Sprache als Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Objekt zu sehen:

---

1) Zur Sprachtheorie Benjamins: Wiesenthal, S 75-125. Sie bezieht sich auf den Ansatz M.Benses.
2) Tiedemann, S 39
3) Ebda, S 4o
4) Ebda, S 49

"Das Subjekt wird seiner mythischen Herrschaftsfunktionen entkleidet, es verfügt nicht länger über die Objekte, sondern hilft ihnen,... So ist Sprache Subjektivität und Objektivität in einem, Tun des Sprechenden und Sein des Gesprochenen...".[1] Sprache werde als selbständiges Medium zwischen Dingen und Menschen angesetzt. Diese Position ist von einem Transzendentalismus, der die Selbständigkeit der Sprache in der Selbständigkeit eines transzendentalen Subjekts oder einer Sphäre reiner Bedeutungen gründete, zu scheiden: zwar verlangt auch Benjamin, man solle "der Sprache gegenüber auch rezeptiv, auch passiv sich... verhalten",[2] dies Sprachliche ist aber immer auch Seiendes, das Seiende umgekehrt in sich sprachlich.[3] Das Universale steckt auch in den Dingen selbst.[4]

Die Skepsis Benjamins gegenüber dem Begriff zeige sich auch in der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Erkenntnis: Erkenntnis (im Begriff) bekommt nie die Dinge selbst zu fassen, sondern nur das, was das Subjekt aus ihnen (unter dem Vorurteil seiner Zwecke) abstrahiert. Wahrheit, die auf das in den Dingen zielt, was das Subjekt transzendiert, bedeutet der Erkenntnis gegenüber einen "Sprung".[5]

In dieser Interpretation Tiedemanns ist der Einfluß der frühen Sprachphilosophie auf Adorno deutlich. Nur wird von Adorno die Konzentration aufs Besondere und aufs Objekt nicht mehr umstandslos als der Sinn der Sprache bezeichnet. Vielmehr trennt er klarer ihre "negativ-dialektische" Utopie von ihrem faktisch ganz anderen Gebrauch.

Der dialektische Zielpunkt dieser Sprachphilosophie wird allerdings erst von den späteren Schriften her deutlich: trägt die ("ungeschriebene") "Theorie des philosophischen Bildes" -Tiedemann bezieht sich dabei in der Hauptsache

---

1) Ebda, S 48
2) Ebda, S 46
3) Ebda,
4) Ebda, S 41
5) Ebda, S 36f

auf die Konzeption der Monade in der "erkenntniskritischen Vorrede"- schon die Durchbrechung der Umfangslogik des Begriffes in sich (im Kleinsten wird auf die Totalität verwiesen),[1] so wird das noch mangelnde Moment des konkret-historischen Bezugs ins "dialektische Bild" mit hineingenommen: die Form der Monade wird als selbst geschichtliche durchschaut; sie hat ihren genauen Platz in der Geschichte der Verdinglichung. War früher das Ding in die Zeitlosigkeit hinübergerettet, wenn es mit der ideierenden Monade verbunden war, so wird jetzt als Punkt der Einheit der Monade die historische Erfahrung des Philologen bzw., ursprünglicher, das Wollen des Sammlers angegeben: die dialektische Bilder "'verschwören'... sich der Verdinglichung, um 'das Unwesen der Dinglichkeit' zu entzaubern".[2] Die Konzeption des dialektischen Bildes liegt der Passagenarbeit zugrunde.[3] Außerdem wird in Bezug darauf ein Brief Benjamins an Adorno von 1938 zitiert.[4]

Wiesenthal

Eine völlig andere Intention verfolgt L.Wiesenthal mit der Analyse der Sprachphilosophie Benjamins: Im Rahmen ihrer Untersuchung möchte sie eine "Wissenschaftstheorie" Benjamins nachweisen. Erkenntnistheoretisches Teilstück dieser Wissenschaftstheorie ist Benjamins Ideenlehre. Ihr systematischer Zusammenhang mit der Sprachphilosophie soll aufgezeigt werden.

Für Wiesenthal wird die Entsprechung von Sprache und Realität, die im frühen Sprachaufsatz als Ursprung und Ideal der Sprache entwickelt wird, zentral. Strukturierbar erschei-

---

1) Tiedemann, S 60-62
2) Ebda, S 62-65, zit. S 63 (darin Zitat von Adorno, (12) S 17). Mit einer solchen Zitiertechnik wird Benjamin sehr schnell in den Rahmen der kritischen Theorie hineingestellt. Sie findet sich bei Tiedemann öfter. Leider sind in solchen Fällen Benjamin- von Adorno-Zitaten erst durch den Anhang zu unterscheiden.
3) Tiedemann, ebda, S 79
4) Ebda, S 64

nen Realität wie Sprache: Die Realität ist "Strukturgefüge" aufgrund der "Gemeinschaft der Dinge",[1] auf seiten der Sprache sei das Prinzip der strukturellen Einheit im "Namen" gegeben. Der "Name" verweist gleichzeitig auf die Strukturidentität von Sprachen und Welt. Sie beruht auf der Einheit von Sprechen Gottes und Werden der Welt im Augenblick der Schöpfung (der frühe Sprachaufsatz, auch der zentrale Ausdruck des "Namens", beruht wesentlich auf einer sprachphilosophischen Interpretation der priesterschriftlichen Schöpfungsgeschichte Gen 1,1 - 2,4a).

Wird so eine Identität der Struktur von Welt und Sprache angesetzt, erscheint der Vergleich mit der Sprachphilosophie von Wittgensteins "Tractatus" sinnvoll.

Nach Benjamin stimmen die gegenwärtigen Sprachen mit der "heiligen Sprache" -die wohl mit der "Namen - sprache" der Schöpfung identisch wäre- nicht zusammen. Benjamin erklärt den Verlust des "adamitischen Sprachgeistes" mit dem Sündenfall und der Bildung der vielen Sprachen. Wiesenthal geht auf diese Erklärung nicht ein und begnügt sich mit der festgestellten Nichtübereinstimmung. Sie läßt sich wieder mit Wittgensteins Kritik der natürlichen Sprachen vergleichen. - Als Versuch, die Nichtübereinstimmung zu überwinden, wird Benjamins Theorie der Übersetzung interpretiert: durch den objektiven Vergleich zweier Sprachformen, wie er in der Übersetzung durchgeführt werden kann, werde ein allmähliches Herausarbeiten der allen Sprachen zugrunde liegenden gemeinsamen, der "heiligen Sprache", möglich. Diese wird als "Tiefenstruktur aller Sprachen" bezeichnet.[2]

---

1) L. Wiesenthal, S 79

2) Wiesenthal, S 123. -Der Sinn der Übernahme dieses Terminus der generativ-tranformativen Grammatik bleibt allerdings unklar. Es wäre wohl konsequenter gewesen, die "heilige Sprache" -vom Vergleich mit Wittgenstein her- als "Wissenschaftssprache" o.ä. zu bezeichnen. Das Begriffspaar "Tiefenstruktur" - Oberflächenstruktur" - wird in der generativ-transformativen Grammatik nicht in dem Sinn gebraucht, wie er bei Benjamin bzw. Wittgenstein intendiert ist: Jede Sprache kann eine eigene Tiefenstruktur haben (sie ist nicht mit den sprachlichen "Universalien" zu verwechseln), und in der Tiefenstruktur eines Satzes geht es keineswegs um Sprachewerdung der Dinge oder Abbildung der Gesamtheit der Tatsachen und der Dinge.

5.22 Das Konzept der "Namenssprache" (in "Über Sprache überhaupt..."): Mitteilung der Dinge

Zur Entscheidung zwischen beiden einander ausschließenden Ansätzen muß auf die frühe Sprachphilosophie Benjamins selbst zurückgegriffen werden. Bei Tiedemann ist die Absicherung seiner Interpretation durch Rückgriff auf Benjaminsche Texte nicht genügend geleistet.

Da die zu besprechenden Texte einen jeweils spezifischen Blickwinkel und eine genau angebbare Intention haben, scheint es sinnvoll, sie nacheinander zu behandeln: mit der Reihenfolge ist eine gewisse sachliche Ordnung gegeben. (Um dieser Ordnung willen wird die chronologische Anordnung der Texte in einem Fall aufgegeben).

Vom Aufsatz "Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen" werden zunächst einige Merkmale natürlicher Sprachen idealisierend hervorgehoben:

Betonung der Darstellungsfunktion

Sprache wird von Benjamin hier gefaßt als "Mitteilung": "Die Sprache teilt also das jeweilige sprachliche Wesen der Dinge mit".[1] Damit ist (zunächst) der Aspekt der "Darstellung", die Symbolfunktion der Sprache, betont. So wird die "paradiesische Sprache des Menschen" als die "vollkommen erkennende" beschrieben;[2] und die "Verbindung von Anschauung und Benennung" ist für diese Sprache charakteristisch.[3] Die Bedingung der Möglichkeit, die "Objektivität" als wesentlich für die Sprache anzusetzen, liegt in der Sprachlichkeit der Dinge selbst: "Es gibt kein Geschehen oder Ding weder in der belebten noch in der unbelebten Natur, das nicht in gewisser Weise an der Sprache teilhätte, denn es ist jedem wesentlich, seinen geistigen Inhalt mitzuteilen".[4] So läßt sich der Vorgang der Bennung der Dinge durch den Menschen als "Übersetzung" charakterisieren.[5]

---

1) Benjamin, W.II,1, S 142
2) Ebda, S 152
3) Ebda, vgl. auch S 154
4) Ebda, S 14of
5) Ebda, S 15of

Die Sprachlichkeit der Dinge ist für Benjamin theologisch begründet: Die Dinge sind durch das schöpferische Wort Gottes geworden.[1] Von hier bestimmt sich auch der Ort der benennenden Sprache des Menschen: Er benennt die Dinge, indem er das schöpferische Wort Gottes in ihnen vernimmt und neu ausspricht. Er teilt dabei seine Sprache Gott mit.

Auch die Korrektheit des Abbildungsverhältnisses ist in diesem theologischen Horizont begründet: "Die Objektivität dieser Übersetzung ist aber in Gott verbürgt".[2]

Sprache als Medium

Mit dem Gedanken der Mitteilung des geistigen Wesens des Sprechenden in der Sprache (so der Dinge in ihrer -unvollkommenen- Sprache) ist eng verbunden ihr Charakter als Medium: "Jede Sprache teilt sich i n sich selbst mit, sie ist im reinsten Sinne das 'Medium' der Mitteilung.[3] So ist Sprache unmittelbar geistige Mitteilung, nicht etwa geschieht Mitteilung erst durch die Sprache. Diese Unmittelbarkeit nennt Benjamin die "Magie" der Sprache.[4] Sie macht auch ihre jeweilige "Unendlichkeit" aus (Sie ist nicht meßbar an einen Zweck).

Der Sinn dieses Ansatzes der unmittelbaren Mitteilung im Medium der Sprache ist einmal die Abhebung von einem Modell, dem Sprache die Vermittlung von Intentionen leistet (Sprache als "Mittel"): das würde den rein mitteilenden Charakter der Sprache verstellen. Zum anderen kann so die Sprachlichkeit menschlichen Seins besonders betont werden: " d a ß d i e S p r a c h e s c h l e c h t h i n das geistige Wesen des Menschen ist; und nur darum ist das geistige Wesen des Menschen allein unter allen Geisteswesen

---

1) Das Gewicht der Sprache nach dem priesterschriftlichen Schöpfungsbericht erläutert Benjamin durch den Hinweis auf die Trias des "Es werde - er machte - er nannte": Das "machen" ist von zwei Sprachakten eingeschlossen (ebda, S 148). Vgl. dazu auch den Hinweis Wiesenthals, S 76

2) Benjamin, W.II,1, S 151

3) Ebda, S 142

4) Ebda

restlos mitteilbar".[1] Hier wird eine Rangfolge der Sprachen im Ansatz sichtbar. Nicht restlos aussprechbar wäre dann die Sprache der Dinge; die Sprachmedien sind "gleichsam nach ihrer Dichte, graduell, unterschieden".[2] Diese Rangfolge ist wichtig für Benjamins Theorie der Offenbarung: Das göttliche Wort ist danach "das Ausgesprochenste (und) zugleich das rein Geistige".[3] - Der Ansatz der Sprache als Medium, das immer nur sich mitteilt, in dem sich der Mensch also nur mitteilen kann, begründet schließlich die Betonung des Formalen der Sprache, die fürs Frühwerk Benjamins bestimmend bleibt: "E i n e n I n h a l t d e r S p r a c h e g i b t e s n i c h t , a l s M i t t e i l u n g t e i l t d i e S p r a c h e e i n g e i s t i g e s W e s e n , d . i . e i n e M i t t e i l b a r k e i t s c h l e c h t h i n , m i t".[4]

Die Namenssprache des Menschen

Herausragendes Merkmal der menschlichen Sprache ist nun, daß sie "Namenssprache" ist. Im Anschluß an die Aussage der Bibel, daß der Mensch die Dinge benannte, die Gott ihm vorführte, entwickelt Benjamin den Namen zum zentralen Wesensmerkmal der Sprache überhaupt: Er ist "das innerste Wesen der Sprache selbst"[5], er ist -medial- "die Sprache der Sprache".

Dieser zentrale Ansatz des Namens hat einmal sicherlich einen theologischen Hintergrund: er ist Ausdruck der schon angesprochenen Mittlerstellung des Menschen zwischen der Natur und Gott, der sie geschaffen hat: "Gottes Schöpfung vollendet sich, indem die Dinge ihren Namen vom Menschen erhalten..."[6] Daß der "Name" der Dinge "Sprache der Sprache" ist, bedeutet also, daß der Mensch den Namen der Dinge und darin sich selbst wiederum Gott mitteilt. - Schon hier sei darauf

---

1) Benjamin, W.II,1, S 144 (Hervorhebung durch Benjamin)
2) Ebda, S 146
3) Ebda, S 144
4) Ebda, S 145f (Hervorhebung durch Benjamin)
5) Ebda, S 144
6) Ebda

hingewiesen, daß die Stationen Gott - Erschaffung der Dinge - Erschaffung des Menschen und "Entlassen" der Sprache durch Gott "frei aus sich"[1] - Benennen der Dinge und Rückwendung zu Gott- keinen reinen Kreislauf beschreiben, sondern durch das Wort "Vollendung" (der Schöpfung in der Mitteilung des Menschen an Gott) eine Entwicklung in diesen Kreislauf hineinkommt.

Der grundsätzlich idealistische Standpunkt der Sprachtheorie Benjamins[2] wird aus der Zeichnung dieses Kreislaufs nochmals deutlich. Wie ist aber dieser Idealismus genauer zu verstehen?

Für Wiesenthal hat die Konzeption des Namens eine zentrale Bedeutung: Der "Name" selbst soll "das Strukturgefüge, das in den Dingen und in der Sprache identisch ist", sein.[3] Neben dem Abbildungsverhältnis soll also durch den Namen die Identität der Struktur beider gegeben sein. Dieser zweite Gedanke ist für den Fortgang ihrer Untersuchung zentral: Darauf beruht der Sinn des Vergleichs mit Wittgenstein. Erst ein Satz wie "Wahre Aussagen sind in der Syntax identisch mit der Struktur der Dinge"[4] läßt sich mit der im Tractatus entwickelten Sprachkonzeption vergleichen. Entsprechend hat der Name im Schaubild, das den Vergleich darstellt, eine zentrale Funktion.[5]

Das Belegmaterial für diese Weiterentwicklung der Abbildtheorie ist allerdings sehr schwach. Schon auf der Seite der Dinge wird deren (sprachliche, weil einander sich mitteilende) "Gemeinschaft"[6] von Benjamin nie als eine "strukturierte" (o.ä.) bezeichnet. Vielmehr ist "die Mitteilung der Dinge ge-

---

1) Ebda, S 149
2) Mit Tiedemann ist sicher festzuhalten, daß das objektive Moment in der idealistischen Gesamtkonzeption Benjamins sehr groß ist.
3) Wiesenthal, S 79
4) Ebda, S 81
5) Ebda, S 94
6) Nur W.II,1, S 147 und 157, also kein zentraler Begriff der Arbeit

wiß von einer solchen Art von Gemeinschaftlichkeit, daß sie die Welt überhaupt als ein ungeschiedenes Ganzes befaßt".[1] Die Aufgabe, die die Benennung durch den Menschen ja darstellt, bestünde also vielmehr in der Heraushebung des jeweils Besonderen in jedem Ding, allenfalls in der Entwicklung (als Herstellung) jener Struktur (daß dies kaum eine Möglichkeit der Namenssprache ist, wird sich noch zeigen).

Noch fragwürdiger ist die Interpretation des Namens als Bezeichnung des "Strukturgefüges" der Sprache: Zunächst bedeutet "Name" ja die Bezeichnung eines einzelnen, gerade in der Bibel (die einzelnen Tiere werden Adam vorgeführt), und so wird das Wort von Benjamin auch durchgehend gebraucht.[2] Wenn Benjamin den Namen als "Inbegriff"[3] oder als "Formprinzip"[4] bezeichnet, so müssen diese Ausdrücke nur in ihrem Kontext gelesen werden, damit der scheinbare Widerspruch sich auflöst: "Der Inbegriff dieser intensiven Totalität der Sprache als des geistigen Wesens des Menschen ist der Name". Der Name ist Inbegriff der intensiven Totalität: also der völligen Sprachlichkeit des Menschen, die erst dessen Sprache zur ganz aussprechbaren werden läßt. Über eine die Dinge abbildende Struktur, gar eine Syntax oder eine "Funktion"[5] ist damit offensichtlich nichts gesagt.

Das "reine sprachliche Formprinzip" ist für Benjamin nicht der Name, sondern der Laut.[6] Im Zusammenhang Benjamins wird damit dasselbe betont wie durch die Bezeichnung des Namens als Inbegriff, die "intensive Totalität" der Mitteilung in der menschlichen Sprache: "Den Dingen ist das reine sprach-

---

1) W.II,1, S 156. Hervorhebung von mir
2) Vgl. z.B. die Gegenüberstellung von Name und göttlichem "Wort" -keinesfalls "Sprache" oder gar "Sprachstruktur", ebda, S 148, und ebda, S 144: "Die Dinge... erhalten ... ihre Namen vom Menschen"; vgl. auch die Gegenüberstellung von Name und "Gegenstand" in Ms 79o ("Das Zeichen bezieht sich niemals...", bei Tiedemann, S 49 m. Anm. 153).
3) W.II,1, S 144
4) nach Wiesenthal, S 8o
5) Ebda, S 82
6) Benjamin W.II,1, S 147, zit. Wiesenthal, S 8o

liche Formprinzip - der Laut - versagt".[1)]

Aber auch, was für Benjamin die Aufgabe der menschlichen Sprache wesentlich ausmacht -Wiesenthal vernachlässigt das ganz-, hat mit der logischen Strukturierung der Worte und der ihnen entsprechenden Dinge nichts zu tun. Es hat seinen theologisch bestimmten Ort in der Rückwendung der Schöpfung zu Gott. Die Struktur der Sprache im Sinn Wiesenthals spielt im Aufsatz Benjamins keine Rolle - er würde so etwas vermutlich verbinden mit dem Mißbrauch der Sprache als Mittel der Kommunikation.

Daß der Laut als "Formprinzip" der Sprache angesetzt wird, dürfte auf Humboldt -der Benjamin bekannt war-[2)] zurückzuführen sein (Humboldt entwickelt die Angemessenheit der Lautform für den Ausdruck der Sprache und der Gedanken;[3)] der Laut wird zu einem "geistige(s) n Phänomen"; er unterscheidet "den Laut und seinen Körper, nämlich den 'hörbaren Laut'",[4)] daneben auf F.Schlegel, der eine ähnliche Auffassung wie Humboldt vertritt.[5)]

Mit der Wiesenthalschen Interpretation des Namens fällt die Vergleichbarkeit mit Wittgenstein in wesentlichen Punkten: Während Wittgenstein ein Entsprechungsverhältnis von Sachverhalten und Sätzen bzw. von deren jeweiligen noch komplizierten Strukturen als Grundlage ansetzt -Wiesenthals Interpretation des Tractatus ist zweifellos richtig-,

---

1) Benjamin W.II,1, S 147
2) Tiedemann zitiert eine Auseinandersetzung mit ihm aus dem Manuskript "Reflexionen zu Humboldt" (S 47, m.Anm. 6o). Nach G.Scholem, S 33, nahm Benjamin an Übungen zu Humboldts Sprachphilosophie bei E.Lewy teil, und zwar vor 1916.
3) Sprachbau und Entwicklung des Menschengeschlechts, Humboldt VII, S 53 ff, vgl. hierzu auch oben S 48 A 2.
4) Ebda, S 66, zitiert bei Nüsse, S 23.
5) Nüsse, S 21ff, - Die Bekanntschaft mit Schlegel schon 1916 ist ebenfalls durch einen Hinweis Scholems sicher (Scholem, S 4o). Benjamin fühlte sich durch eine Stelle aus Schlegels "Philosophie der Geschichte" in der sprachphilosophischen Konzeption seines Briefes an Buber bestätigt -er wurde schon zitiert. (nach Scholem ebda).

kommt es bei Benjamin gerade auf die Mitteilung der einzelnen Dinge in ihrem Namen an Gott an: Der Name ist "die Unmittelbarkeit in der Mitteilung des Konkreten" (im Gegensatz zur Verwendung des Wortes als Mittel und als Abstraktion, die erst nach dem Sündenfall in der Sprache sich findet).[1)]

Die Intention aufs je einzelne Ding, das in der als Mittel verwendeten Sprache zum Objekt des Sprecherinteresses würde, kommt allein schon durch das Wort "Name" zum Ausdruck: Er will das Unverwechselbare, Eigene des Benannten gegenüber anderem bewahren - wie immer auch das in den vorhandenen, funktional gewählten Namen verzerrt sein mag.[2)]
Dieser Gehalt des Benjaminschen Aufsatzes unterstützt die adornosche Deutung einer Briefstelle Benjamins an Buber:[3)] "Was Benjamin [sc: in diesem Brief] Elimination des Unsagbaren nennt, ist nichts anderes als die Konzentration der Sprache aufs Besondere....".[4)] An diesem Konzept des Namens und seiner Intention auf das, was der mitteilende, subjektive Zweck vernachlässigt, setzt dann Adornos Philosophie ein. (Vgl. z.B. den Hinweis oben S 411 Anm. 2).

Wenn der Name nicht als "Strukturgefüge" angesehen werden kann, ergibt sich eine andere Möglichkeit der Deutung des Satzes, daß "im Namen... das Wesensgesetz der Sprache.. erscheint".[5)] Im einzelnen Akt der Benennung wird das Wesen der Sprache, weil die menschliche Benennung der Dinge "intensive Totalität" hat, quasi mikroskopisch erkennbar. Dieser Gedanke deutet voraus auf das Konzept der "Idee" als "Monade" im Trauerspielbuch.

---

1) Benjamin W.II,1, S 154
2) Daß das entscheidende Moment am Namen die Intention auf den Gegenstand ist ("Zeichen" würden sich von sich aus nur auf "das den Gegenstand Bedeutende", also das -verändernde- Bild des Gegenstandes im Menschen, beziehen), zeigt ein frühes, noch von der Phänomenologie beeinflußtes Manuskript (bei Tiedemann, S 45 m.Anm. 153, vgl. ebda Anm. 152) "Es ist seltsam, daß-": "Kraft des Namens leben die Wörter ihre Intention auf den Gegenstand".
3) Benjamin (2), Bd. 1, S 126f
4) Adorno (1), S 305
5) Benjamin, W.II,1, S 145

Die bürgerliche Auffassung der Sprache

Die Sprachauffassung des Aufsatzes wurde schon mehrmals aus ihrer negativen Abgrenzung heraus verdeutlicht: Für diese "bürgerliche Auffassung von der Sprache" gilt: "Das Mittel der Mitteilung ist das Wort, ihr Gegenstand die Sache, ihr Adressat der Mensch."[1] In ihr wird die Sprache also, entgegen ihrem betonten medialen Charakter, als Mittel verwendet. Dasselbe bedeutet die sprachphilosophische Interpretation des Sündenfall- Mythos: Die Sprache wird "zum Mittel .... damit auch an einem Teile jedenfalls zum b l o ß e n Zeichen, und das hat später die Mehrheit der Sprachen zur Folge".[2] Konventionalität bedeutet "Überbenennung" der Dinge.[3] Pointiert stellt sich Benjamin damit, wohl auch schon zu seiner Zeit, gegen nahezu die gesamte Sprachwissenschaft.[4] Diese Sprachwissenschaft folgt aber nur der Entwicklung der menschlichen Sprache selbst: Der "Sündenfall des Sprachgeistes" bestehe darin, daß "das Wort..e t w a s. mitteilen ..,soll (außer sich selbst)".[5] Diesen Sündenfall bringt Benjamin in Zusammenhang mit dem Sündenfallmythos der Bibel.[6] Die oben besprochene Namenssprache zeichne also den Zustand "des seligen Sprachgeistes, des adamitischen".[7]

---

1) Ebda, S 144. Das Wort "bürgerlich" wird also schon in den frühesten Schriften Benjamins mit einem negativen Akzent versehen. Das steht in einer gewissen Spannung zur Utopie einer dialektisch- wirklichkeitsoffenen Sprache, die im Augenblick des frühen Bürgertums aufschien. Diese Spannung löst sich, wenn man bedenkt, daß das Negative am Bürgertum -in seiner Konsequenz führt es ja zur eindimensionalen Gesellschaft- schon in seinen Anfängen zu finden ist, wie bereits öfter betont wurde.
2) Ebda, S 153 (Hervorhebung d. Benjamin)
3) Ebda, S 155
4) Daß dies der Aufsatz bewußt auf sich nimmt, zeigt der Verzicht auf die Beschäftigung mit irgendwelchen Arbeiten zur Sprachphilosophie - mit der bezeichnenden Ausnahme Hamanns (S 147, 151) und der Dichtung des Maler Müller (S 151f)
5) Ebda, S 153
6) Benjamin, W.II,1, S 152f
7) Ebda, S 153

Es kann der Interpretation der frühen sprachphilosophischen Texte Benjamins wohl nicht darum gehen, diese in toto zu verteidigen. Es können aber durchaus (wie das bei der Interpretation der Namensprache schon geschehen ist) ihre Motive herausgestellt und festgehalten werden. So wäre hier das Faktum der Kritik an der herrschenden Sprachform -und sicher auch das der theologischen Begründung dieser Kritik- festzustellen und auf seine Motive hin zu befragen.

Etwas als Mittel zu gebrauchen, schließt die Vernachlässigung des An sich dieses Mittels ein. Hält man diesen Zug der kritisierten Sprachform mit der oben herausgestellten Intention der Namensprache, die Dinge in der Sprache aufzubewahren, zusammen, erscheint die "bürgerliche" Sprachform als Herrschaft des Menschen über die Natur. Der kritisierte Konventionalismus paßt dazu durchaus: die Wahl der Sprachzeichen wird nicht mehr von den Dingen selbst (bzw. genauer: von ihrer Sprache) bestimmt, sondern von den Intentionen der Menschen. Weiterhin kann das Epitheton "bürgerlich" für diese Sprachauffassung genauso auf die Durchsetzung der Interessen des Menschen gegenüber den Dingen (und sich selbst, da die Aufgabe des Selbstausdrucks durch die neue Sprachform nicht mehr erfüllt werden kann) hin gedeutet werden. Hier schließen Adornos Überlegungen zur Sprache der Philosophie wieder an Benjamin an.

Ein möglicher Einwand gegen diese Interpretation könnte es sein, daß der Mensch bei Benjamin der "Herr der Natur" genannt wird.[1] Offensichtlich wird dabei die biblische Zusage an den Menschen (Gen 1,26) aufgenommen. Benjamin versucht aber, sie in sein Konzept zu integrieren: Der Mensch ist Herr, weil sich "alle Natur...letzten Endes im Menschen ...mitteilt".[2] So bleibt die Einordnung des Menschen in seine Aufgabe, die Dinge auf Gott hin auszusprechen, dominant. Sie begrenzt entscheidend die Herrschaft des Menschen

---

1) Ebda, S 144
2) Ebda. Hervorhebung von mir

über die Dinge.[1]

Daß die Kritik an der Sprache als Mittel Kritik an der Sprache als Herrschaft bedeutet, hat auch Tiedemann erkannt.[2] Für ihn ist diese Kritik begründet in der Herleitung der Abstraktion aus dem "richtenden Wort", dem "Urteil" (als die durch den Sündenfall evozierte Strafe). Mit ihm bringt Benjamin den "Ursprung der Abstraktion" zusammen.[3] Die Schwierigkeit, daß Benjamin hier "ausschließlich theologisch, vom Sündenfall, ableitet",[4] ist auch Tiedemann bewußt; seine Formulierung verdeckt aber eine Differenzierung innerhalb der Erörterung der Bedeutung des Sündenfalls: Während der Gebrauch der Sprache als Mittel der Sündenfall selbst im sprachlichen Bereich war, ist die Abstraktion Folge des richtenden Urteils Gottes. Diesem wird, wie dem Namen, (strengere) "Reinheit" bescheinigt, und wie von der Magie

---

1) Ablehnung der bloß mitteilenden Sprache ist auch Lipps möglich: Das Wort entgleite "ineins damit, daß die Verständigungstendenz sich immer mehr durchsetzt, seiner sprachlichen Bedeutung" und werde "zumeist bloßer Name" (Lipps (2), S 115). Jenseits der menschlichen Zwecke ist die geistige Objektivität eines Sprachgebildes angezielt. Das kommt in der philosophischen Sprache am deutlichsten zum Vorschein: "Das philosophische Reden ist ein Sprechen gleichsam ohne Zutun des meinenden Menschen und so auch ohne die Gefahr, zweideutig zu werden wie die von sich selbst abgefallene, über sich hinaus meinende Sprache" (Ebda, S 112, Anm.). - Wie groß auch die Gemeinsamkeit solcher Formulierungen mit vielen Benjamins ist - die gemeinsame romantisch-idealistische Tradition dürfte dafür der Grund sein-, es ist doch ein wesentlicher Unterschied nicht zu verkennen, der für Benjamin bezeichnenderweise in Richtung auf das Adornosche Konzept der negativ-dialektischen Sprachphilosophie weist: Die Abwertung des Namens durch Lipps ist nämlich keineswegs zufällige terminologische Unterscheidung. Vielmehr zeigt sie, wie fremd Lipps die Perspektive des Aussprechens der einzelnen Dinge als letztes Telos der Sprache ist. Dinge erscheinen, auch im Kontext der beiden Zitate, nur abgewertet als "Sachen". Was in der Sprache an Geistigem enthalten ist, ist vielmehr der "Sinn"- ein Ausdruck, den nun wieder Benjamin, wohl auch nicht zufällig, abwertet (Vgl. die Besprechung der Übersetzerarbeit gleich u.).
2) Tiedemann, S 4o m,Anm, 13o
3) Benjamin, W.II,1, S 153f
4) Tiedemann, S 4o

des Namens kann Benjamin auch von einer "Magie des Urteils" reden.[1] Deshalb betrifft das Urteil und seine Folgen die Kritik dieses Aufsatzes nicht.

Ist so die aktuell sprachkritische Bedeutung der Benjaminschen Interpretation des Sündenfallmythos klargestellt, kann Wiesenthals Konzeption nochmals kritisiert werden. Von ihr werden als Folgen des Sündenfalls "die Vielheit der Sprachen und das Vorkommen falscher Sätze in jeder einzelnen" herausgestellt.[2] Das Vorkommen falscher Sätze wird bei Benjamin nirgends kritisiert. Es wäre allenfalls aus dem Verzicht auf die Darstellungsfunktion in der "bürgerlichen" Sprachform zu erschließen. Die Alternative darstellend-nicht darstellend wird in diesem Aufsatz aber nicht mit der -logischen- von wahr-falsch in Verbindung gebracht, und die Verbindung zwischen beiden ist keinesfalls als glatte Entsprechung zu denken. Für die logische Wahrheit eines Satzes ist nicht nur die Entsprechung zur Realität maßgebend, sondern mindestens ebensosehr die Übereinstimmung mit Regelungen, die eine Sprache allgemein, vorm je einzelnen Dialog, festlegt (z.B. bei Carnap: "semantische Regeln", aber auch bei Quine: die vom Begriffsumfang der Nomina einer Sprache festgelegte sprachliche "Ontologie"). Auch im Tractatus, der noch stärker von der Utopie einer Entsprechung von "Welt" und Sprache geprägt ist, ist die Darstellung der Welt in der Sprache ergänzt durch die Wiedergabe ihrer Struktur. - Die Vielheit der Sprachen aber ist Folge ihrer Verwendung als Mittel: Der "Grund ihrer Vielheit" ist die "Mitteilbarmachung der Sprache".[3] Diese und die Konventionalisierung der sprachlichen Zeichen werden von Wiesenthal nur als "Konsequenzen" des Sündenfalls erwähnt, aber nicht interpretiert. - Ihre Betonung von Vielheit der Sprachen und falschen Sätzen hat offensichtlich den Sinn, die Parallelität der logischen Sprachkritik des Tractatus mit der Benjamins zu erweisen. Damit aber wird Benjamins Sprach-

1) Benjamin, W.II,1 S 153
2) Wiesenthal, S 97-1o1, zit. S 97
3) Benjamin, W.II,1, S 154

philosophie fehlinterpretiert.

Ansatz von Dialektik

Schließlich sei versucht, das an Benjamins Ansatz festzuhalten, was in die Richtung einer dialektischen Sprachphilosophie weist.

In der Behandlung des Verhältnisses von Menschen und Dingen in der Sprache ist eine Subjekt- Objekt- Dialektik im Keim angelegt: die Dinge sind -als sich mitteilende, Sprache habende- Subjekt-Objekt, der Mensch, als der sie zugleich passiv empfangende und aktiv ihnen einen Namen gebende, so die Schöpfung Gottes zur Vollendung führende,[1] vereinigt ebenso beide Momente in sich.[2]

Sicher ist diese Dialektik durch den Hintergrund der spezifischen theologischen Konzeption Benjamins am Austrag gehindert: ein Werden der Sprache, und damit der beiden Pole in ihr (Dinge und Menschen) ist vom Rückbezug auf den endgültigen, vollkommenen Akt der Sprachgebung in der Schöpfung[3] und die absolute Gültigkeit der Offenbarung[4] ausgeschlossen. Ineins damit wird die Aktivität des Menschen faktisch zurückgesetzt. Zwar "vollendet sich" "Gottes Schöpfung..., indem die Dinge ihren Namen vom Menschen erhalten",[5] aber die mystische Sprachtheorie wird abgelehnt: Die "Erkenntnis der Sache ist aber nicht spontane Schöpfung... Im Namen ist das Wort Gottes nicht schaffend geblieben, es ist an einem Teil empfangend, wenn auch sprachempfangend, geworden".[6]

---

1) Ebda, S 144 -
2) Die Momente von Aktivität und Passivität des Menschen sind bei Tiedemann, S 48, gut herausgearbeitet.
3) Benjamin, W.II,1, S 148
4) Ebda, S 146f
5) Ebda, S 144
6) Ebda, S 15o - Ein anderer Ansatz des theologischen Hintergrundes, der den Austrag der Dialektik nicht verhinderte, wäre denkbar: Die Berücksichtigung der Spannung von "Schon" und "Noch nicht" (christlich: der Erlöser ist schon gekommen - die endgültige Erlösung steht noch aus; jüdisch: Steigerung von Schöpfung - Bund - Messiashoffnung) könnte die Rolle des Menschen bei der Entwicklung der Welt und der Sprache stärker betonen. Die einmalige Offenbarung in der Vergangenheit müßte dann nicht als unüberbietbarer Höhepunkt angesetzt werden.

Die Vermittlung von Subjekt und Objekt, die von einem Dritten, die Bedingung der Möglichkeit der Vermittlung in sich enthaltenden, umfaßt wird, ist sicher in die Tradition der idealistischen Sprachphilosophie einzureihen. Das Eigene in Benjamins Entwurf dürfte die Insistenz auf dem Besonderen der Dinge sein. Schon hier strebt Benjamin kein System mehr an:[1] Das Ziel der Namensprache ist vielmehr die Benennung jedes einzelnen Dinges. So ist ihr Schwerpunkt auf der Konkretion zu deuten.

5.2.3 Das Gegenüber von Erkenntnis und Idee; die "Erkenntniskritische Vorrede" zu "Ursprung des deutschen Trauerspiels"

Entsprechung zum Sprachaufsatz

Die Konzeption, die aus der "Erkenntniskritischen Vorrede" zum "Ursprung des deutschen Trauerspiels" zu entnehmen ist[2] (die erkenntnistheoretischen Formulierungen sind jeweils sprachtheoretisch umzusetzen), entspricht zunächst in ganz wesentlichen Punkten der vom Sprachaufsatz entwickelten.[3] Das Gegeneinander von "bürgerlicher Auffassung der Sprache" und ihrer Auffassung als "Namensprache", das ja sein Fundament in verschiedenen Verwendungsweisen der Sprache hat, erscheint jetzt als das Gegeneinander von "Erkenntnis" und "Wahrheit". Die abgelehnte sprach- und erkenntnistheoretische Auffassung wird jetzt genauer "Wissenschaftstheorie" genannt.[4] "Erkenntnis" wird charakterisiert als ein "Haben": Ihr "bleibt der Besitzcharakter".[5] Nicht um seiner selbst willen wird etwas erkannt, sondern zum Zwecke

---

1) Zu Benjamins späterer Skepsis gegenüber dem philosophischen Systemgedanken vgl. Tiedemann, S 52-55.
2) Benjamin, W.I,1, S 207-37 (v.a. S 207-28).
3) Beide Aufsätze liegen immerhin etwa acht Jahre auseinander; Während Tiedemann und Schweppenhäuser die Entstehung von "Über Sprache überhaupt..." auf die Zeit zwischen dem 4. und 11.11.1916 festlegen können (vgl. W.II,3, S 931), geben sie als Entstehungszeit des philosophischen Teils der "Erkenntniskritischen Vorrede" den Mai/Juni 1924 an.
4) W.I,1, S 213. - Ein bemerkenswerter Kontrast zum Titel der Arbeit Wiesenthals.
5) Ebda, S 209

der "nach außen gerichteten Mitteilung".[1] Daß Erkenntnis überhaupt einen Zweck, "Meinen", "Intention" hat,[2] hebt sie vom Erfahren der Wahrheit ab. - Der Herrschaftsanspruch gegenüber den Objekten kann auf der Suche nach der Wahrheit gerade nicht aufrechterhalten werden. "Das ihr (sc.: der Wahrheit) gemäße Verhalten ist,.. nicht ein Meinen im Erkennen, sondern ein in sie Eingehen und Verschwinden."[3] Der Wahrheit kommt es nicht auf die "erkennende" oder "profane Bedeutung" der Worte an, sondern auf "dasjenige Moment, in welchem es Symbol ist."[4]

Daß mit dem neuen Gegensatz von Bedeutung und Symbol Ähnliches gemeint ist wie im Sprachaufsatz, wird deutlich an der -zu erwartenden- Verwendung der Ausdrücke "Name" und "Benennen" auf der Seite der Wahrheit,[5] von (beliebigen) "Zeichen" auf der Seite der Erkenntnis.[6] Auch der mediale Charakter der Namenssprache findet sich wieder: Wie Dinge und Menschen in ihrer Sprache ihr Wesen haben, so ist für die Wahrheit die "Methode" der Erkenntnis ("ein Weg, den Gegenstand des Innehabens zu gewinnen") nicht mehr vonnöten: Sie ist "Darstellung ihrer selbst".[7] "Die Idee"(durch die Ideen wird die Wahrheit dargestellt) ist schließlich "ein Sprachliches".[8]

Wie für die bürgerliche Auffassung von der Sprache gilt von der Erkenntnis, daß sie auf der Projektion des Subjekts beruht. Sie ist Erfüllung seiner Zwecke. "Während der Begriff aus der Spontaneität des Verstandes hervorgeht, sind die Ideen der Betrachtung gegeben."[9] Ähnlich erscheinen Benjamin systematische Neuschöpfungen von Begriffen, wie sie in

---

1) Ebda, S 217
2) Ebda, S 216 - Die Formulierung Benjamins macht wahrscheinlich, daß es ihm hier um einen Gegensatz zu Husserl ging.
3) Ebda
4) Ebda
5) Ebda
6) Ebda, S 222
7) Benjamin, W,I,1, S 2o9
8) Ebda, S 216
9) Ebda, S 21o

den Terminologien vorliegen, "problematisch" für den Bereich der Philosophie -weil sie es mit Wahrheit zu tun hat. Der Terminologie fehle die "Objektivität".[1] Diesem subjektiven Ursprung entspricht -als endlichem- die notwendige Vielheit in der Erkenntnis,[2] "während im Wesen der Wahrheit die Einheit durchaus unvermittelt und direkte Bestimmung ist".

Damit ist die Charakteristik der Wahrheit gegenüber der Erkenntnis schon gegeben: Sie ist nicht durch den Menschen produziert, sondern "gegeben",[3] der Mensch kann sie nur passiv, in einem "Urvernehmen"[4], erfahren. Der Endlichkeit der Erkenntnis steht die Ewigkeit der Wahrheit gegenüber.[5] Damit dürfte der "latente Hinweis auf die Gegenstände der Theologie,....ohne welchen der Wahrheit nicht gedacht werden kann",[6] zusammenhängen.

Der aus dem Sprachaufsatz übernommene Gegensatz wird aber deutlich konkretisiert: Die Ablehnung der wissenschaftstheoretischen Forderung nach einem "lückenlosen Deduktionszusammenhang", der die Brüche zwischen den Einzelwissenschaften leugnete[7] (in einer anderen philosophischen Umgebung entspricht dem die Forderung nach einer einheitlichen Wissenschaftssprache)[8] wie die Zurückweisung der Intentionstheorie der Bedeutung bei Husserl als subjektivistisch bestimmen den Ort von Benjamins Sprachphilosophie genauer. Positiv bezieht er sich auf die Ideenlehre Platons (Anknüpfungspunkte: die Ewigkeit und Gegebenheit der platonischen Ideen, die ihnen immanente Darstellung und besonders ihr Zusammenhang mit der Sprache).[9] Die beiden Sprachtypen und die ihnen entsprechenden Auffassungen von Sprache können jetzt

---

1) Ebda, S 217
2) Ebda, S 21of
3) Ebda, S 216 u.ö.
4) Ebda, S 217
5) Ebda, S 215f
6) Ebda, S 2o8
7) Ebda, S 213
8) Die Ablehnung des Ausschließlichkeitsanspruchs der Erkenntnis richtet sich zwar zunächst vom Idealismus beeinflußte Systemphilosophien (vgl. dazu Wiesenthal, S 36f), sachlich aber genauso gegen das Vorhaben des logischen Empirismus (besonders in seiner konventionalistischen Form).
9) Benjamin, W.I,1, S 21of, 214, 216f

durch eine Reihe je entsprechender Gegensatzpaare genauer charakterisiert werden. Es sind das (im wesentlichen): Erkenntnis-Wahrheit, Begriff-Idee (bezeichnenderweise wird das Verhältnis Begriffe- Gesamtheit der Erkenntnis als "systematische Geschlossenheit", die logisch strukturiert ist -Stichwort: "Systemlogik"- gekennzeichnet, während andererseits die "diskontinuierliche Struktur der Ideenwelt" festgehalten wird),[1] ihre jeweiligen sprachlichen Repräsentationen Zeichen-Wort (Name),[2] "Bedeutung"-"Symbol" (Intention des Subjekts - Darstellung des Seins in der Sprache).

Die Intention dieser Sprachphilosophie ist dabei dieselbe geblieben: das Subjekt soll nicht mehr übers Sein herrschen wollen, sondern es soll in der Darstellung des Seins aufgehen.[3]

Auch der Gedanke der "diskontinuierlichen Struktur der Ideenwelt" ist von Adornos Sprachphilosophie aufgenommen: die "Konstellation" der Worte in der Sprache der Philosophie relativiert das bruchlose Zusammenpassen ihrer Elemente für die kommunikative und die logische Sprache.

Die Vermittlung von Erkenntnis und Wahrheit

Wahrheit und Erkenntnis sind nicht (mehr) nur als ausschließendes Gegeneinander zu interpretieren: Der Prozeß der "Rettung" der Phänomene in die Ideen wie der der Darstellung der Ideen ist auf die Mittlerrolle der Begriffe angewiesen.[4] Die Zweiheit von Erkenntnis und Wahrheit wird ergänzt durch eine Dreiheit von Phänomenen- Begriffen-

---

1) Benjamin, W.I,1, S 213
2) "Name" wird nur ebda, S 216f gebraucht; "Wort" ist als graduell Verschiedenes angesetzt: Worte können ihren "Adel" verlieren, sie können sich auch "zersetzen" (ebda S 21o).
3) Ein ähnlicher Vorwurf -Herrschaft übers Erkannte- wird den logisch strukturierten Begriffen in einem von Tiedemann zitierten Fragment gemacht ("Sprache und Logik", Ms 5o1-o3, Tiedemann, S 39 m.Anm. 125): "Das Verhältnis der Begriffe -und dieses herrscht in der Sphäre der Erkenntnis- untersteht dem Schema der Subsumption. Die Unterbegriffe sind im Oberbegriff enthalten -d.h. das Erkannte verliert in irgend einem Sinne seinen selbständigen Bestand um dessentwillen, als was es erkannt wird".
4) Benjamin, W.I,1, S 213-15

Ideen. Wenn dabei das neue dritte Glied, die Phänomene, als "roher empirischer Bestand",[1] "Erscheinungen" (φαινόμενα) gekennzeichnet werden, den Begriffen die Auflösung der Phänomene in ihre "Elemente" und -negativ aus der Ablehnung dieser Aufgabe für die Ideen zu erschließen- die Darstellung des Gesetzes der Phänomene aufgegeben ist[2] und die Ideen schließlich, in der "Konfiguration" der Begriffe, die Darstellung der wahren Einheit des Seins zu leisten haben, scheint Kants Konstruktion von sinnlicher Anschauung, analysierendem Verstand und auf die Einheit von Sein und Bewußtsein bezogener Vernunft im Hintergrund zu stehen. Wie die drei Erkenntnisvermögen Kants gleich notwendig für die Arbeit des Geistes sind, betont auch Benjamin, daß die Ideen auf ihre Darstellung in der Konfiguration der Begriffe angewiesen sind, wie umgekehrt zwar der Schein der falschen Einheit der Phänomene durch die Begriffe aufgelöst werden muß, dadurch aber auch die Phänomene gerettet werden in die Ideen als die "objektive Interpretation der Phänomene - vielmehr ihrer Elemente".[3]

Gänzlich unkantisch bleibt aber die Bewertung dieser drei als Stufen zur Repräsentation des Seins, die allein in der Wahrheit, "vergegenwärtigt im Reigen der Ideen",[4] ihren letzten Sinn finden. So "mischt" der "falschen Einheit" der Phänomene der "Schein" sich bei,[5] und die Begriffe haben eine Tendenz zu "zerstörerischer Spitzfindigkeit", wenn sie ihr Ziel, "die Bergung der Phänomene in den Ideen", aus dem Auge verlieren.[6]

Das zielt gegen die Konzeption eines sich absolut setzenden logischen Systemzusammenhang -vgl. die entsprechende Polemik gegen eine sich absolut setzende Wissenschaftstheorie.

---

1) Ebda, S 213
2) Ebda, S 214: "Die Phänomene [bestimmen] durch ihr Dasein, ihre Gemeinsamkeit, ihre Differenzen Umfang und Inhalt der sie umfassenden Begriffe".
3) Benjamin, W.I,1, S 215
4) Ebda, S 209
5) Ebda, S 213
6) Ebda, S 214. - Zur Kritik Benjamins an der kantischen Erkenntnistheorie vgl. auch Tiedemann, S 23-55

Der wörtliche Anklang -Adorno übernimmt den Ausdruck "Konfiguration" - bestätigt nochmals, was über das Verhältnis von Benjamin und Adorno auch in diesem Punkt der Sprachtheorie schon gesagt wurde.

Für Wiesenthal bildet die Konzeption der Idee zusammen mit der der "Extremphänomene" ein ähnlich zentrales Stück ihrer Arbeit wie der "Name".
Sie versucht, Benjamin von Kant und den Neukantianern her zu interpretieren, übersieht dabei aber seine Abhängigkeit von der Frühromantik und die gedankliche Struktur der "Erkenntniskritischen Vorrede". Extremphänomene - Begriffe - Ideen bilden für sie eine zur reflektierten und umfassenden Erkenntnis hin sich steigernde Reihe. Die Begriffe analysierten die Phänomene m.H. der Extremphänomene unter diesen, und die Konfigurationen der Begriffe bildeten die Ideen.[1)]

Dagegen sind die Einwände von eben zu wiederholen: Wiesenthal hat zwar das Verhältnis von Begriffen und Phänomenen richtig gesehen, dagegen gar nicht die ambivalente Einschätzung der Begriffe: Ihre Aufgabe ist negativ die der "Zerteilung" der Phänomene, die in der Struktur der Ideen positiv sich nicht auswirkt. Die Ideen als "Gestaltung des Zusammenhanges, in dem das Einmalig- Extreme mit seinesgleichen steht", sind in sich dialektisch strukturiert, die Begriffe dagegen heben auf ein "Durchschnittliches" ab.[2)] Zwar sieht Wiesenthal den Objektivismus hinter Benjamins Konzeption der Wahrheit und der Ideen; die tiefe Skepsis gegenüber der Erkennt-

---

1) Wiesenthal, S 27-39

2) Benjamin, W.I,1, S 215: "Daher ist es falsch, die allgemeinsten Verweisungen der Sprache als Begriffe zu verstehen, anstatt sie als Ideen zu erkennen. Das Allgemeine als ein Durchschnittliches darlegen zu wollen, ist verkehrt. Das Allgemeine ist die Idee." Die in den drei Sätzen eindeutige Zuordnung (Falsch: Allgemeines- bzw. allgemeine Verweisungen- als Begriff, als Durchschnittliches; richtig: Allgemeines als Idee)macht die Interpretation unzweifelhaft. Eine ähnliche Gegenüberstellung: ebda S 221. Die Ideen stellen also nicht bloß die Begriffe in einen Zusammenhang, sondern deren Ordnung -die der Erkenntnis- wird durch die Ideen negiert. (Der Zusammenhang von Begriff und Erkenntnis wird am deutlichsten im Fragment "Sprache und Logik" ausgesprochen: vgl. o. S 488 Anm. 3).

nis und den Begriffen, auf die oben eingegangen wurde und die auf eben diesem Objektivismus beruht, übergeht sie dagegen. Wenn so wesentliche Komponenten schlicht eliminiert werden, ist es leicht möglich, durch das Heranziehen von Gedankengängen aus anderen Zusammenhängen (Neukantianismus, Goethe, Gestalttheorie) Benjamins Theorie völlig zu verwandeln.

Auch für die positive Wertung der Begriffe gibt es ein Analogon im Sprachaufsatz: Dort war der Abstraktion -als Wirkung des Sündenfalls- ja eine eigene "Reinheit" zugeschrieben worden.

Vom Rückbezug auf den Sprachaufsatz dürfte auch der Sinn der Dreiheit und die Frage nach dem Ursprung des Scheins in den Phänomenen analog leichter erklärbar sein: Sind die Ideen die "objektive virtuelle Anordnung der Phänomene",[1] ihre "objektive Interpretation",[2] ist der Schein auf die subjektive Willkür gegenüber den Dingen zurückzuführen, die ja auch hinter der Begriffsbildung stand, nach dem Sprachaufsatz aber durch den Sündenfall allgemeines Kennzeichen der Sprache wurde. Als Fortschritt gegenüber dem Sprachaufsatz ist zu werten, daß die von der Herrschaft des Subjekts freie objektive Interpretation der Phänomene in den Ideen (sie sind ihnen "nicht einverleibt", sie sind in ihnen "nicht enthalten")[3] nicht mehr nur rein restaurativ als Wiedererweckung der adamitischen Namenssprache gedacht wird, sondern daß diese nur durch die sich selbst beschränkende, nicht mehr sich absolut setzende Arbeit des Subjekts hindurch geschehen kann.

Die Interpretation Tiedemanns (Der Konzeption der Sprache der Wahrheit wohnt die objektive Intention auf Vermittlung von Subjekt und Objekt ein, während Erkenntnis Herr-

---

1) Benjamin, W.I,1, S 214
2) Ebda, S 214 u.f., vgl. S 228
3) Ebda, S 214

schaft des Subjekts über das Objekt bedeutet)[1] bestätigt sich also.

Fortschritt vom Namen zur Idee

Auch anderweitig wird die schlichte Leugnung des Subjekts revidiert. Als Sprachideal ist jetzt nicht mehr eine Namensprache gedacht, deren Aufgabe ausschließlich das Aussprechen der Dinge ist. In die Sprache der Wahrheit "rettet" die Idee gerade auch vom Menschen erst erzeugte "Phänomene". Dieser Fortschritt zwang sich vom Ziel der Arbeit her, die Idee des barocken Trauerspiels darzustellen, auf.

Dialektik in der Idee

Sicher ist aus der "gezählte[n] - eigentlich aber benannte[n] Vielheit" der Ideen[2] nicht die Konstruktion der Idealsprache unmittelbar zu leisten, wenn auch die "objektive Interprètation der Welt" als Aufgabe der Rekonstruktion der Ideen erscheinen kann.[3] Die Darstellung der Ideen bildet aber zweifellos eines ihrer wesentlichen Elemente, und so ist es legitim, Bemerkungen Benjamins zu ihrer inneren Struktur und zu ihrem Zusammenhang untereinander, gerade wenn sie im Gegensatz zur Struktur der Begriffe und ihrer Welt, der Systemlogik, gestellt werden, auf die Sprache der "Wahrheit" zu übertragen.

Die Struktur der Ideen und die ihres Zusammenhangs untereinander hat nun dialektische Momente:
Gegenüber der Forderung der Wissenschaftstheorie nach einem lückenlosen Deduktionszusammenhang war bereits Benjamins Insistenz auf der "diskontinuierlichen Struktur der Ideenwelt"[4] bemerkt worden; daneben stellen sich Sätze, die die "diskontinuierliche Endlichkeit" der Ideenwelt (gegen die "älteren Romantiker")[5] und die "unreduzierbare Vielheit" der Ideen betonen.[6] Damit ist sicher noch kein dialekti-

---

1) Tiedemann, S 36 ff.
2) Benjamin, W.I,1, S 223
3) Ebda, S 228
4) Ebda, S 213
5) Ebda, S 218
6) Ebda, S 223

sches Verhältnis der Einheit der Wahrheit ("vergegenwärtigt im Reigen der Ideen") und der Vielheit der Ideen entwickelt; aber es ist die Notwendigkeit des Ausgangs vom je einzelnen, das nicht umstandslos aus dem Allgemeinen deduziert werden kann, festgehalten.

Der diskontinierlichen Struktur der Ideenwelt entspricht der Ansatz jeder einzelnen als "Monade": "Alle Wesenheiten existieren in vollendeter Selbständigkeit und Unberührtheit, ...zumal voneinander". "Jede Idee ist eine Sonne und verhält sich zu ihresgleichen wie eben Sonnen zueinander sich verhalten. Das tönende Verhältnis solcher Wesenheiten ist die Wahrheit".[1] Der Monadenbegriff wird, gerade im Hinblick aufs Verhältnis der Ideen untereinander, explizit aufgenommen:[2] "Das Sein, das da... in sie (sc: die Idee als Monade) eingeht, gibt in der eigenen verborgen die verkürzte und verdunkelte Figur der übrigen Ideenwelt".

In sich ist die monadologische Idee -wie die Ideenwelt insgesamt- nicht nach Art der Begriffe konstruiert: in ihr gelangt "nicht das Gleichartige zur Deckung, wohl aber das Extreme zur Synthese".[3] Während so dem einzelnen sein Eigenes gegenüber der Idee bleibt, geht es in sie auch nur verwandelt ein: In ihr wird "Totalität".[4] Die Beziehung von Totalität und "in ihr möglichen Extremen"[5] läßt also beiden ihr Recht: den Dingen ihre unauflösbare Einzelheit und dem Geist das Moment der Unabhängigkeit ihnen gegenüber. - Daß die Totalität als "objektive", vom Menschen nur zu "vernehmende" angesetzt, nicht aber selbst als Produkt des Geistes durchschaut wird, unterscheidet die Sprachphilosophie Benjamins noch von der negativ-dialektischen, wenn man auch darauf hinweisen könnte, hierdurch werde die Trennung von gesellschaftlichem und individuellem Subjekt festgehalten (so Tiedemann, Adorno). - Benjamins Sprachphilosophie ist dadurch

---

1) Ebda, S 217f
2) Ebda, S 228
3) Ebda, S 221
4) Benjamin, W.I,1, S 227
5) Ebda

dem Denken Königs deutlich verwandt, das ebenso aufs unveränderliche, nicht-subjektive Sein, das von der Erscheinung der Phänomene streng zu trennen ist, zielt. Ähnlich wie bei König ist Geschichte für die Idee nur insofern angesetzt, als sie aus ihr entspringt: "Im Ursprung wird kein Werden des Entsprungenen, vielmehr dem Werden und Vergehen Entspringendes gemeint".[1] "Natürliche Geschichte" ist getrennt vom menschlichen Leben, sie vollzieht sich als "Einsammlung in das Gehege der Ideenwelt".[2]

5.2.4 Schwerpunktverlagerung zur Dialektik hin: die Aufgabe des Übersetzers

Wenn auch die Vorrede zu Benjamins Baudelaire- Übertragungen etwa drei Jahre vor der "Erkenntniskritischen Vorrede" zum Trauerspielbuch entstanden sein dürfte,[3] wird sie hier wegen des neuen Schwerpunkts auf dem Leben der Werke und der Sprache an den Schluß der frühen Sprachphilosophie Benjamins gestellt. Die teilweise nicht ganz mit der Vorrede zum Trauerspielbuch harmonisierbaren Aussagen dürften auf die unterschiedliche Intention beider Bücher (Herausarbeiten der Idee des deutschen Trauerspiels-Entwicklung der Aufgabe der Übersetzung im Wachstum der Sprachen) zurückzuführen sein. Mit Rücksicht auf die von Tiedemann dargestellte Entwicklung der späteren "Erkenntnistheorie" Benjamins kann der Schwerpunkt des Übersetzersaufsatzes als der endgültigere die Schlußstellung behalten.

---

1) Ebda, S 226
2) Ebda, S 227
3) Vgl. dazu die Ergebnisse der Herausgeber der "Gesammelten Schriften" (Schweppenhäuser/Tiedemann bzw. Rexroth): Der philosophische Teil der "Erkenntniskritischen Vorrede" ist danach im Mai/Juni 1924 entstanden (vgl. o. S 485 Anm.3), während die "Aufgabe des Übersetzers" zwischen dem 3.2.1921 und dem 27.11.1921 geschrieben sein muß. (Vgl. Benjamin W.IV,2, S 89of.).

Durchgehaltene Motive

Entsprechend dem relativ geringen zeitlichen Abstand unter den frühen Arbeiten zur Sprachphilosophie gibt es zwischen dem Übersetzeraufsatz und den anderen viele Gemeinsamkeiten. Sie werden nur auf den ersten Blick durch den für Benjamin charakteristischen Neuansatz des Denkens -meist auch der Terminologie- verdeckt.

Gegensatz von Sinn und heiliger Sprache

Dem Gegensatz von Wahrheit und Erkenntnis (bzw. Namensprache und Sprache der Mitteilung) entspricht jetzt der von "Sinn" und "reiner" ("heiliger") Sprache. Die "Wiedergabe des Sinnes" ist für Übersetzungen nicht maßgebend.[1] Dieser "Sinn (eines Sprachgebildes)" "darf" "identisch gesetzt werden...mit dem seiner Mitteilung";[2] "Mitteilung", "Sinn" und "Intention" werden gegenüber der "reiner Sprache" unwesentlich.[3] Daß "Mitteilung" den Übersetzungen wie den Werken -man könnte schließen: der Sprache überhaupt- unwesentlich ist, wird auch sonst gesagt.[4] Der enge Zusammenhang von "Sinn" und "Mitteilung" bringt jenen in die Nähe der "bürgerlichen Auffassung von der Sprache", die ja auf dem Kommunikationsmodell beruhte.[5] Wenn das "in aller Sprache und ihren Gebilden" bleibende "Nicht-Mitteilbare(s)" "Symbolisierendes oder Symbolisiertes" genannt wird,[6] ist der Bezug auf den Gegensatz von Bedeutung und Symbol naheliegend.[7]

Auf der anderen Seite wird die vom Sinn freie "heilige Sprache" -statt des Gehalts bzw. Sinns ist jetzt von "Offenbarung" die Rede-[8] als "Sprache der Wahrheit" bzw. "wahre

---

1) Benjamin, W.IV,1, S 17
2) Ebda, S 19
3) Ebda
4) Ebda, S 9
5) Wiesenthal übersieht die negative Akzentuierung des Sinns, wenn sie meint, in der Übersetzersprache solle "ein neues Sinngefüge... entwickelt werden" (Wiesenthal, S 107). Der Sprache der Übersetzung kommt es vielmehr darauf an, auf die "reine Sprache" zu verweisen, in der der Sinn "zu erlöschen bestimmt ist" (Benjamin, W.IV,1, S 19).
6) Benjamin, W.IV,1, S 19
7) Vgl. o. S 488
8) Benjamin, W.IV,1, S 21

Sprache"[1] mit der Idee der Wahrheit in der "Erkenntnistheoretischen Vorrede" und darüber mit der Namenssprache des Sprachaufsatzes verbunden. Mit beiden verbindet sie außerdem ihre theologisch begründete ewige Gültigkeit (Die "reine Sprache" steht am "messianischen Ende ihrer -sc.: der Sprachen- Geschichte)".[2]

Betonung der Sprachform

Seine Nähe zur Mitteilung bedeutet die Abwertung des Sinns: Für die Darstellung der reinen Sprache ist er "schwer" und "fremd", mit Mitteilung und Intention ist er in der letzten Schicht der Sprache "zu erlöschen bestimmt".[3] Die Abwertung des Sinns und ihm entsprechender Begriffe erklärt sich zunächst aus den Spuren der Herrschaft des Subjekts und seine Zwecke in ihm. Mit dieser Abwertung ist aber verbunden eine eigenartige Betonung der Sprachform gegenüber allen Inhalten: Als Ziel der Arbeit des Übersetzers wird deren Hervorhebung verlangt, das Original selber scheint demgegenüber zurückzutreten. Hierin korrespondiert das Vorwort mit dem Sprachaufsatz. Dort heißt es: "Einen Inhalt der Sprache gibt es nicht".[4]

Die Betonung der Sprachform hat einmal ihren Grund in der Form der Übersetzung: ihre Intention geht "auf die Sprache als solche, ihre Totalität"[5], dagegen richtet sich die der Dichtungen "allein unmittelbar auf bestimmte sprachliche Gehaltszusammenhänge". Wird so der unbelastetere Begriff des Gehalts neben und an die Stelle des Sinns gestellt, macht das Zusammenfallen von Gehalt und Form im "heiligen Text"[6] die Verwandtschaft zum "medialen" Charakter der Namenssprache

---

1) Ebda, S 16
2) Ebda, S 14
3) Ebda, S 19
4) Benjamin, W.II,1, S 145
5) Benjamin, W.IV,1, S 19
6) Ebda, S 21: -Für den Text der "unmittelbar, ohne vermittelnden Sinn, in seiner Wörtlichkeit der wahren Sprache, der Wahrheit oder der Lehre angehört", gilt offenbar: in ihm hat "der Sinn aufgehört,... die Wasserscheide für die strömende Sprache und die strömende Offenbarung zu sein".

deutlich: In der Sprache wird geistiges Wesen (als sprachliches) unmittelbar ausgedrückt. Ideale Sprachform und idealer Sprachgehalt entsprechen einander.

Übersetzung als Grundbegriff von Benjamins Sprachphilosophie

Daß "Übersetzung" selbst zu den Grundbegriffen der Benjaminschen frühen Sprachphilosophie gehört, betont Tiedemann:[1] Jenseits der je einem der beiden Momente die Herrschaft übers andere zusprechenden Alternative von Konvention (das Subjekt projiziert seine Zwecke auf die Form des Objekts) und Mimesis (das Subjekt muß sich ans Objekt angleichen) wird als neues Grundprinzip der Sprachtheorie das der Übersetzung beiden gerecht: Die Sprachlichkeit (Übersetzer-Aufsatz: Übersetzbarkeit) der Objekte (Übers.-Aufs.: der Werke) sichert die Möglichkeit der Übertragung in die menschliche Sprache (Übers.-Aufs.: in die Sprache des Übersetzers). Insofern, als die neue Sprache "dichter" ist als die ursprüngliche[2] (bzw.: neue Tendenzen am Original betonen kann),[3] kommt ihr Subjekt zu seinem Recht.

Entsprechend wird der Begriff der Übersetzung "in der tiefsten Schicht der Sprachtheorie" auch im Sprachaufsatz begründet.[3]

Das Neue: Schwerpunkt auf der Dialektik im Endlichen

"Die Aufgabe des Übersetzers" ist durch das Moment, das die Gemeinsamkeit zwischen den drei Aufsätzen ausmacht, noch nicht genügend bestimmt. Neu gegenüber den anderen ist das Gewicht, das auf die Entwicklung des Verhältnisses der faktischen menschlichen Sprachen gelegt wird. Die Sprache des Originals in der eigenen wiedertönen zu lassen und so in die eigene die Fremde in ihrer Eigenart aufzunehmen, wird als das eigentliche Geschäft des Übersetzers bestimmt: "So ist die Übersetzung zuletzt zweckmäßig für den Ausdruck des innersten Verhältnisses der Sprachen zueinander".[5] Der Über-

---

1) Tiedemann, S 48
2) Benjamin, W.II,1, S 146
3) Ebda, IV,1, S 12f
4) Ebda, S 19f
5) Ebda, S 12

setzer arbeitet am Ausdruck der "überhistorischen Verwandtschaft der Sprachen", die alle "die reine Sprache" meinen, die "nur der Allheit ihrer einander ergänzenden Intentionen erreichbar ist".[1)]

Von diesem Ziel her erklären sich die teilweise paradox klingenden Forderungen an die Übersetzung: Freiheit von der Wiedergabe des Sinnes[2)] und daneben "Wörtlichkeit", sogar "Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax".[3)]

Der Gegensatz Art des Meinens-Gemeintes

Der Gegensatz von "Arten des Meinens", die in den Sprachen verschieden seien, und dem in allen Sprachen "Gemeinten" hebt auf das beschriebene Ziel der notwendigen Ergänzung der Sprachen durcheinander ab.[4)] "Bei den einzelnen, den unergänzten Sprachen nämlich ist ihr Gemeintes niemals in relativer Selbständigkeit anzutreffen,...sondern vielmehr in stetem Wandel begriffen, bis es aus der Harmonie all jener Arten des Meinens als die reine Sprache herauszutreten vermag".[5)] Die

---

1) Ebda, S 13
2) Benjamin, W.IV,1, S 2o: Übersetzung und Original berühren sich nur im "Punkt" des Sinnes, flüchtig wie die Berührung des Kreises durch die Tangente, wobei ihr "wohl diese Berührung, nicht aber der Punkt das Gesetz vorschreibt". Das Ziel bleibt "die Freiheit der Sprachbewegung".
3) Ebda, S 18
4) Ebda, S 14, 17 und 18
5) Ebda, S 14. - Der Gegensatz ist nicht mit dem geläufigen von Denotation und Konnotation zu parallelisieren, wie das Wiesenthal offensichtlich mindestens für das "Gemeinte", das "der durch das Wort bezeichnete Gegenstand" sei, vorschwebt (Wiesenthal, S 1o3). Wenn das so wäre, wäre die Arbeit des Übersetzers unnötig, und das Gemeinte träte nicht aus der "Harmonie all jener Arten des Meinens" heraus, sondern aus einer physikalischen Untersuchung. Gerade diese stünde aber unter dem Vorzeichen der "Mitteilung" von "Sinn", also unter dem der Herrschaft des Menschen über die Dinge. - Daß im übrigen "das französische Wort 'pain' denselben Gegenstand wie das deutsche Wort 'Brot'...bezeichnet" (Wiesenthal, ebda), muß jedem zweifelhaft erscheinen, der schon einmal das Angebot in einer französischen mit dem in einer deutschen Bäckerei verglichen hat. Die ungenaue Sprechweise von "demselben Gegenstand" -nicht von "demselben Typus von Gegenständen"- verschleiert das Problem des trotz aller Verdrängungsversuche erhaltenen subjektiven Moments in allen reduktionistischen Sprachbeschreibungen. -Aufgrund der Skepsis Benjamins gegenüber "Sinn" und "Systemlogik" verbietet sich

Fortsetzung nächste Seite

"reine Sprache" ist "das in allen Sprachen Gemeinte".[1)]
Das Leben der Sprachen

"Die große Sehnsucht nach Sprachergänzung",[2)] die aus der Übersetzung spricht, hat durch ihr Ziel, die "reine Sprache", die Kontinuität mit der Namensprache und der Sprache der Wahrheit gewahrt. Nirgends aber wird stärker betont, daß die reine Sprache nicht umstandslos, direkt erreicht werden kann, sondern daß es der Mühe des Übersetzens bedarf. So wird durch diesen Aufsatz der dialektischen Entwicklung der Bedeutungen, dem Leben der Sprache und der Werke, erstmals Raum zugestanden: "In völlig unmetaphorischer Sachlichkeit ist der Gedanke vom Leben und Fortleben der Kunstwerke zu erfassen".[3)] Leben wird dabei allem "zuerkannt", "wovon es Geschichte gibt".[4)] Es gibt ein eigenste(n) [s] Leben der Sprache", ihr "Wachstum".[5)] An diesem Wachstum haben die Übersetzungen Teil. Sicherlich ist es begrenzt durch die "überhistorische Verwandtschaft der Sprachen", die ihnen allen gemeinsame Intention auf die reine Sprache; und deswegen ist der Raum, der der Geschichte schon für die Darstellung der Ideen in der Vorrede zum Trauerspielbuch zugeschrieben wird,[6)] grundsätzlich nicht erweitert.

Fortsetzung von Seite 498 Fußnote 5
ein Heranrücken an Freges z.T. ähnlich klingende Termini: "Sinn" wird von Frege ja positiv als "gemeinsame(n) [r] Schatz von Gedanken, der sich von einem Geschlecht auf das andere überträgt", angesehen ("Über Sinn und Bedeutung", in Frege, S 44); er müßte mit der "Art des Meinens" gleichgesetzt werden (als "Art des Gegebenseins" des Bezeichneten: ebda S 41). Schon das ist bei Benjamin nicht möglich: "Sinn" ist zu stark auf den Inhalt eines Werks bezogen, die "Art des Meinens", geht dagegen auf die Bedeutung etwa eines Wortes (in den Termini de Saussures: sie zielt auf "langue", nicht auf "parole" wie Sinn). Entscheidend aber ist der schon Wiesenthal gegenüber gemachte Einwand, daß das "Gemeinte" nicht so umstandslos zu haben ist wie ein "Gegenstand".

1) Benjamin, W.IV, 1, S 19
2) Ebda, S 18
3) Benjamin, W.IV,1, S 11
4) Ebda
5) Ebda, S 13
6) Zum "Ursprung" der Idee vgl. o. S 494

Die grundsätzlich begrenzte Leistung der Übersetzung

Die Offenbarung der reinen Sprache kann durch die Arbeit der Übersetzer nicht direkt geleistet werden: "Eine andere als zeitliche und vorläufige Lösung dieser Fremdheit (sc. der Sprachen), eine augenblickliche und endgültige, bleibt dem Menschen versagt oder ist jedenfalls unmittelbar nicht anzustreben.[1] Das Wachstum der Sprachen mit diesen zeitlichen und vorläufigen Lösungen dauert vielmehr "bis ans messianische Ende ihrer Geschichte",[2] und die Lösungen sind nur solche, insofern sie ihre eigene Leistung auch negieren. Sie können nur deutlich machen, "wie weit ihr (sc. der Sprachen) Verborgenes von der Offenbarung entfernt sei, wie gegenwärtig es im Wissen um diese Entfernung werden mag".[3] Dies tun die Übersetzungen eben im Aufweis der Fremdheit der Sprachen, die sie in sich, ohne auf die Wahrung des vermittelnden Sinnes zu achten, aufeinanderstoßen lassen.

Diese Bestimmung der Aktivität des menschlichen Übersetzers nach Art der theologia negativa ist auch sonst zu finden: Die Übersetzung "kann dieses verborgene Verhältnis (sc. der Sprachen) selbst unmöglich offenbaren, unmöglich herstellen; aber darstellen, indem sie es keimhaft oder intensiv verwirklicht, kann sie es".[4] In der "Ahnung und Beschreibung" der wahren Sprache liegt "die einzige Vollkommenheit..., welche der Philosoph sich erhoffen kann".[5] Selbst sie zu sprechen, ist dem Philosophen versagt; und die Übersetzung kann nur das Verhältnis der Sprachen "keim-

---

1) Benjamin, W.IV,1, S 14
2) Ebda. - Daß "mittelbar" eine "augenblickliche und endgültige Lösung" anzustreben ist, wird jetzt klar: Sie ist aber nicht von der Aktivität des Menschen, sondern von der Gottes erwartet. So heißt es dort im Anschluß: "Mittelbar aber ist es das Wachstum der Religionen, welches in den Sprachen den verhüllten Samen einer höheren reift".
3) Ebda
4) Ebda, S 12
5) Ebda, S 16

haft oder intensiv" verwirklichen und damit auf die allen gemeinsame Intention -bei aller gegenwärtigen Fremdheit- hinweisen, nicht aber diese Sprache selbst gebrauchen.

Damit ist der Interpretation Wiesenthals im Kern widersprochen, nach der der Übersetzungsaufsatz auf die Schaffung einer verwendbaren, Sachverhalte ausdrückenden Sprache abzielt (als kritische Reinigung der natürlichen Sprachen nach Art der Sprachanalyse, die neues Wissen für den Menschen mit sich bringt): Sie spricht von einem "Prozeß der Gewinnung neuer Bedeutungen",[1] zusammenfassend meint sie: "Die Interlinearversion verfolgt als letztes Ziel die Rekonstruktion von Strukturelementen, die jeder Sprache gemeinsam sind, Sie will die Tiefenstruktur aller Sprachen darstellen."[2] Der negative Charakter dieser Darstellung und die theologischen Restriktionen Benjamins -Offenbarung der reinen Sprache erst am Ende der Geschichte der Sprachen- werden dabei übersehen.

Nimmt man Benjamins Intention ernst, daß es der Heiligen Sprache nämlich nicht um eine bloße positivistische Reduktion des subjektiven Moments an den Sprachen geht -sie wäre im Gegenteil die "dichteste"-, daß andererseits aber das Recht der Objektseite zu wahren ist, ebenso wie das ihrer je besonderen subjektiv- sprachlichen Fassungen, dann bleibt der endlichen menschlichen Sprache in der Tat kein anderer Ausweg als der, die verschiedenen Sprachen in sich selbst einander gegenüberzustellen (eben in einer Übersetzung, die der fremden Sprache treu bleibt). Dadurch wäre, in der gegenseitigen Relativierung der -subjektiven - Sprachen, auf das ihnen Andere negativ verwiesen und das ihnen je besondere Subjektive hervorgehoben. Eine Sprache, die all dies·positiv ausdrückte, läßt sich als menschliche schlechterdings nicht denken.

Mit der Betonung der Vorläufigkeit und des Ungenügens der Arbeit des menschlichen Übersetzers ist der Raum für Werden, Entwicklung und Leben von Sprachen und Werken aufs

---

1) Wiesenthal, S 1o8
2) Wiesenthal, These, 1o, S 123 - Zur Problematik des Begriffs "Tiefenstruktur" an dieser Stelle vgl. o. S 472 Anm. 2

Äußerste -solange die Intention auf die "wahre Sprache" beibehalten wird- erweitert. Insofern, als auf die geahnte Einheit aller Sprachen nur durch die Darstellung ihrer Verschiedenheit verwiesen werden kann, ist ein dialektisches Moment in dieses Leben der Sprachen hineingekommen.

Schließlich betont der Hinweis auf den romantischen Begriff der Ironie nochmals das Werden der Sprachen.[1] Dabei hat Benjamin mit sehr großer Wahrscheinlichkeit an F.Schlegel gedacht, dessen Philosophie ihm durch seine Doktorarbeit "Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik" vertraut war. Es kann hier selbstverständlich nicht ausführlich auf F.Schlegels Begriff der Ironie eingegangen werden.[2] Auf zwei Momente, die die Analogie zum Übersetzungsaufsatz ausmachen und sie gleichzeitig begrenzen, sei trotzdem hingewiesen. Einmal ist die Ironie Ausdruck der Endlichkeit des Menschen: Als Aufhebung alles zuvor Gesetzten betont sie dessen Vorläufigkeit und verweist so negativ auf ein Unendliches. Die Ironie hat eine "ihr eigene Funktion im Verhältnis der Kunst zum Ganzen, im Widerstreit von Bedingten und Unbedingtem: sie nennt die Selbstbeschränkung der Kunstwerke als eines Teils, einer 'nur fernen Nachbildung' des Ganzen; sie gibt eben damit die Verweisung, leistet die Relation zu diesem Ganzen -als 'gleichsam die [illegible] der Unendlichkeit'".[3] Daneben aber ist sie auch Ausdruck des Werdens in diesem Unendlichen selbst: "Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlichen vollen Chaos",[4] Würde Dialektik als ironische Folge von Setzung und Aufhebung im Unendlichen selbst angesetzt,[5] wäre der Gedanke einer end-

---

1) Benjamin, W.IV,1, S 15
2) Vgl. dazu: Behler, Polheim, Strohschneider-Kohrs und Szondi
3) Strohschneider-Kohrs (2), S 87 (Bei ihr auch das Schlegel-Zitat) - Der ästhetische Kontext des Zitats kann hier vernachlässigt werden.
4) Aus den "Ideen", in: Schlegel, S 142
5) Sprachlich gewendet: als objektiv ironische Gegenüberstellung verschiedener endlicher Sprachen in der "heiligen Sprache"

gültigen, ewigen "Heiligen Sprache" nicht zu halten. Diese Wendung findet sich bei Benjamin erwartungsgemäß nicht. Im Unterschied zu Schlegel sind für ihn theologischer Horizont und ewig gültige heilige Sprache fest miteinander verbunden. Das mag zum Schwinden dieses Horizonts beim Durchbruch der radikalen Dialektik beigetragen haben.

5.2.5 Versuch einer Zusammenfassung: Das Verhältnis von früher und später Sprachphilosophie

Insgesamt bieten die drei frühen Aufsätze Benjamins ein in etwa einheitliches Bild:[1] Die Insistenz auf der Rettung des ihm Anderen vor der Verfügungsgewalt des Subjekts hält sich durch, und das Konzept der ewig gültigen Namenssprache wird durch die sich steigernde Konzentration auf den Weg, der zu ihr erst führt, zugunsten der Dialektik der Bedeutungen endlicher Sprachen untereinander allmählich in den Hintergrund gerückt.

Die Motive der frühen Sprachphilosophie faßt ein Brief Benjamins an M.Buber prägnant zusammen: die Intention der Sprache aufs "Unsagbare" (die Dinge und ihr Einmaliges) wie auf das Erschließen ihrer Form.

> "In wievielerlei Gestalten auch die Sprache sich wirksam erweisen mag, sie wird es nicht durch die Vermittlung von Inhalten, sondern durch das reinste Erschließen ihrer Würde und ihres Wesens tun. Und wenn ich von anderen Formen der Wirksamkeit -als Dichtung und Prophetie- hier absehe, so erscheint es mir immer wieder, daß die kritallreine Elimination des Unsagbaren in der Sprache die uns gegebene und nächstliegende Form ist, innerhalb der Sprache und insofern durch sie zu wirken. Diese Elimination des Unsagbaren scheint mir gerade mit der eigentlich sachlichen, der nüchternen Schreibweise zusammenzufallen und die Beziehung zwischen Erkenntnis und Tat eben innerhalb der sprachlichen Magie anzudeuten.[2]

---

1) Das Bild ist, wegen des noch nicht weit genug fortgeschrittenen Standes der Benjamin- Ausgabe, (die Fragmente sind erst für Band VI vorgesehen), noch etwas unvollständig. Die von Tiedemann, -meist unvollständig- zit. Fragmente widersprechen ihm aber durchgäng nicht.

2) Benjamin (2), Bd. 1, S 126f

Adornos Deutung dieser Stelle entspricht dem hier vorgelegten Interpretationsversuch:

> "Was Benjamin die Elimination des Unsagbaren nennt, ist nichts anderes als die Konzentration der Sprache aufs Besondere, der Verzicht, ihre Universalien unmittelbar als metaphysische Wahrheit zu setzen".[1)]

Fragt man nach dem Verhältnis von früher und später Sprachphilosophie Benjamins, -die Grenze zwischen beiden ist durch seine marxistische Wendung ab etwa 1927[2)] markiert-, so ist zunächst die Kontinuität beider festzuhalten. So bemerkt Tiedemann: "noch in einer späten Arbeit über 'Probleme der Sprachsoziologie' wird daran festgehalten, daß die Sprache 'Manifestation', nicht 'Instrument' sei".[3)]

Wird hier der Wert der Sprache in sich selbst betont (gegenüber der "Mitteilung"), erinnert eine Notiz aus der Besprechung von Hönigswalds "Philosophie und Sprache" (von 1939) an das dialektische Gegeneinander von Ideen- und Begriffswelt:

> "Benennung und Bezeichnung stellen die Pole dar, zwischen denen der Funke überspringt, den die Philosophie der Sprache zu bergen trachtet".[4)]

Hier wird also das zentrale Konzept des Namens mit seinem bekannten Gegensatz wieder aufgegriffen.

Daß auch die Intention dieses Konzepts dieselbe geblieben ist, -Aussprechen der Dinge-, zeigt eine Stelle aus dem großen Kraus- Essay (von 193o/31):

"Als Name zieht sie (sc.: Die Sprache) alle Kreatur zu sich empor".[5)] Darüberhinaus wird auch das Motiv, sich des Einzelnen anzunehmen und es gegen den Sinnzusammenhang zu retten, beibehalten. Sogar die "Heilige Sprache" als Zielpunkt aller menschlichen kehrt als "Engelsprache" wieder.

---

1) Adorno (1), S 4o3
2) Vgl. etwa Scholem, S 168, 17o
3) Tiedemann, S 49 m. Anm. 169
4) Benjamin, W.III, S 567. Der Kontext -Kritik am Positivismus- erinnert an die Kritik an der "Wissenschaftstheorie" in der "Vorrede". Zur Datierung vgl. ebda, S 699.
5) Ebda, II,1, S 362. -Zur Datierung: II,3, S 1o81

> Zu Kraus' Technik des Zitats heißt es: "Es spiegelt sich in ihm (sc.: dem Zitat) die Engelsprache, in welcher aller Worte, aus dem idyllischen Zusammenhang des Sinnes aufgestört, zu Motti in dem Buch der Schöpfung geworden sind".[1)]

Wie hier klingt der Übersetzeraufsatz und sein Konzept der "Heiligen Sprache" auch in der ersten Fassung von "Über das mimetische Vermögen" an.[2)] In "Kurze Schatten II" findet sich schließlich eine "Bilderrede", in der der Gehalt von "Über Sprache überhaupt" deutlich vorausgesetzt ist: Die menschliche dient als Medium, in dem die sprachlose Welt sprechend wird.

> Das Stück heißt "Der Baum und die Sprache". Wie einen Traum erzählt es "die uralte Vermählung" zwischen Baum und Sprache: "...mit einmal [wurde] in mir die Sprache dergestalt von ihm (sc.: dem Baum) ergriffen ..., daß sie augenblicklich die uralte Vermählung mit dem Baum noch einmal vollzog".[3)]

Bei all diesen Anklängen an die frühe Sprachphilosophie fällt auf, daß deren drei Fassungen zusammen verwendet und sogar miteinander vermischt werden können. Das relativiert etwas den Versuch, eine sachliche Abfolge zu konstruieren, und würde die drei Aufsätze eher als verschiedene Ausprägungen derselben Philosophie erscheinen lassen. Daß eine Entwicklung dennoch statt hatte, könnte erst anhand der Theorie des philosophischen Bildes zweifelsfrei gezeigt werden.[4)]

Auch in der Theorie der nicht-auratischen Erlebnisse halten sich wesentliche Motive der frühen Sprachphilosophie durch. Auf ihre Intention aufs einzelne Objekt war schon hingewiesen worden. Ähnlich ist zu werten, wenn später vom

---

1) Ebda, II,1, S 363, vgl. auch den Entwurf II,3, S 11o2: Dagegen ist der Name im Unmenschlichen -engelhaften- zuständig", und II,3, S 1o98: "Die geringe Zahl, die begriffliche Armut dieser Termini entspricht dem unerschöpflichen -im eigentlichen Sinn des Wortes n a m haften- Reichtum der Worte". (Herv. d. Benjamin). Dies wieder ein Anklang an die "Vorrede".
2) V.a. W.II, 1, S 2o7f - Anfang 1933 entstanden, vgl. ebda II, 3, S 95o.
3) Benjamin, W.IV,1, S 425 (f). Das Stück ist 1933 erschienen (vgl. IV, 2, S 1oo6).
4) Vgl. dazu oben S 47of.

Schriftsteller "Sachlichkeit" verlangt wird.[1)]

Dennoch besteht natürlich eine Spannung zwischen der mystischen und der materiallistisch- dialektischen Sprachauffassung. Der theologische Horizont ist für diese sicher problematisch; und für die negativ - dialektische Sprachphilosophie dürfte die Sistierung der Dialektik in der Sprachentwicklung völlig unerträglich sein.

> Dementsprechend stellt Scholem eine "Polarisierung in seiner Sprachauffassung" fest: "Er war offenbar zwischen seiner Sympathie zwischen der mystischen Sprachtheorie und der ebenso stark empfundenen Notwendigkeit, sie im Zusammenhang einer marxistischen Weltbetrachtung zu bekämpfen, hin und her gerissen". Er habe diesen Widerspruch auch offen zugegeben.[2)] Tiedemann und Schweppenhäuser sprechen von "sachlichen Zwängen", die Benjamin zur "Janusgesichtigkeit" (Zitat Scholem) verhielten.[3)] Deutlichster Ausdruck des Zwiespalt in Benjamin sind die beiden Fassungen seiner Arbeit "Lehre vom Ähnlichen" bzw. "Über das mimetische Vermögen", die jeweils einen der Pole stärker betonen.[4)]

Im Gegensatz zu Scholems Bericht[5)] hielt Benjamin diese Spannung allerdings nicht immer für unüberbrückbar.

> Tiedemann und Schweppenhäuser zitieren einen Brief Benjamins an Scholem:[6)] "Was ich ... zur Zeit der Abfassung des Barockbuchs nicht wußte, das ist mir bald nachher klarer und klarer geworden: daß von meinem sehr besonderen sprachphilosophischen Standort aus es zur Betrachtungsweise des dialektischen Materialismus eine -wenn auch noch so gespannte und problematische- Vermittlung gibt".

Was diese Vermittlung allein tragen könnte, wurde schon angesprochen: Es sind einige von Benjamin postulierte Eigenschaften der nichtauratischen Wahrnehmung bzw. der Sprache der Information.

---

1) Vgl. Benjamin, W.IV,1, S 429 und 435f; auch II,3, S 1284
2) Scholem, S 259f
3) Benjamin, W.II,3, S 95o
4) Vgl. dazu Tiedemanns und Schweppenhäusers Hinweise ebda.
5) Vgl. Scholem, S 26o
6) Benjamin, Briefe, S 523, n. W.II,3, S 95o

Bewußtheit und Erklärbarkeit der Information soll die Worte frei von unbewußt- subjektiven Vormeinungen machen und den Blick freigeben auf die Objekte selbst; ihre Zusammenhanglosigkeit soll das Einzelne als solches erfassen lassen.

Mit diesen Folgerungen wird aber, wie schon gezeigt wurde, die Sprache der Information überinterpretiert. Die Flüchtigkeit der Information läßt die Objekte als einzelne gerade verschwinden. "Chocks" leisten nicht das Erfassen der Objekte (das ihr Aussprechen vorbereiten könnte), sondern erledigen sie (schärfer noch, als das bei Lipps gemeint ist). Andererseits widerspräche es Benjamins eigener Theorie der Aura, wenn man sie als subjektivistisch abqualifizierte: Auratische Erfahrung und Mimesis hängen nach ihr nämlich eng zusammen.[1] Sich dem Objekt ähnlich machen und das Objekt sich angleichen liegen in der auratischen Erfahrung untrennbar ineinander. Daß das Objekt als Subjekt erfaßt wird, stellt auch die Würde des Objekts heraus: Es ist "meinesgleichen", kann nicht "erledigt" werden.

Sachlich ist so die mystische Sprachauffassung der auratischen Wahrnehmung in manchem näher. Die Sprache der "Erzählung", in der die Wörter auf auratischer Erfahrung beruhen, könnte als Namensprache angesehen werden, der der metaphysisch-theologische Horizont fehlt. Dafür spricht -neben den sachlichen Gründen-, daß für die Skizze der auratischen Wahrnehmung Benjamin sich auf die Romantiker beruft.[2]

Für eine auf dieser auratischen Wahrnehmung fundierte -wenn man so will: säkularisierte- Sprachtheorie wäre die Idee einer ewig gültigen "heiligen Sprache" aufzugeben. Die Aura ist ja "Erfahrung, die sich an einem Gegenstand des Gebrauchs als Übung absetzt".[3] Mit den "Gegenständen des Gebrauchs" und der "Übung" ändert sich aber jeweils auch die Aura selbst.

---

1) Vgl. oben S 451(Bezug auf Benjamin, W,II,3, S 958).
2) Benjamin, W.I,2, S 646
3) Ebda, S 644

SCHLUSS

Zur Entscheidung zwischen formal-logischer und dialektischer Sprachphilosophie

1. Mängel formal-logischer Sprachphilosophien bei der Beschreibung natürlicher Sprachen

Als Ergebnis der vergleichenden Untersuchung von König, Lipps und Misch kann festgehalten werden: Eine konsequent dialektische Beschreibung des Funktionierens natürlicher Sprachen ist möglich. Die Struktur natürlicher Sprachen ist auch faktisch stark durch dialektische Momente bestimmt.

Beides konnte von den formal-logischen Sprachtheorien entsprechend nicht gesagt werden. Die Richtungen, für die Carnap und Quine stehen, kommen beide bei der Beschreibung natürlicher Sprachen in Schwierigkeiten und Widersprüche. Formallogische Sprachtheorien behaupten auch meist nicht, natürliche Sprachen adäquat beschreiben zu wollen: Ihnen geht es vielmehr um eine "Philosophie der idealen Sprache".[1] Entsprechungen zur natürlichen Sprache versuchen erst linguistische Adaptionen dieser Sprachtheorie herzustellen (die generativ-transformative Grammatik und die generative Semantik). Diese Adaptionen machen aber keine Fortschritte in der Lösung der Grundprobleme formallogischer Theorien gegenüber natürlichen Sprachen (Identitätsproblem, Synonymieproblem, Entsprechung Sprache-Wirklichkeit, allgemeine Sprache -einzelner Sprecher u.ä.), sondern klammern diese nur aus. Solange aber Bedeutungsveränderung, "Erfüllung" der Bedeutung u.ä. nicht befriedigend gefaßt werden können, ist die Angemessenheit dieser Theorien an die Struktur natürlicher Sprachen noch nicht erwiesen.

2. Inwieweit ist die Struktur natürlicher Sprachen für alle Sprachmodelle und -philosophien verbindlich?

---

1) So der Titel des Sammelbandes von Sinnreich

Wenn dialektische Sprachphilosophie natürliche Sprachen angemessener beschreibt als formal-logische Sprachtheorie, ist über die Frage, welcher der beiden Theorietypen für die Festlegung eine (oder mehrerer) Wissenschaftssprache(n) geeigneter ist, -von einer womöglich erreichbaren Reform der natürlichen Sprachen gar nicht zu reden-, noch nicht entschieden. Die Feststellung, daß sie sich von den natürlichen Sprachen entfernen, ist etwa für Carnap oder Sinnreich, wie gerade angedeutet, kein Vorwurf, sondern unwesentlich. Die Entscheidungsfrage muß jetzt also neu formuliert werden: Ist die Struktur natürlicher Sprachen überhaupt in irgendeiner Weise für die Struktur der Wissenschaftssprache(n) verbindlich, und wenn ja, wie weit geht diese Verbindlichkeit?

3. Widersprüche in den formal-logischen Sprachtheorien

Bevor zu dieser Entscheidung etwas gesagt werden kann, ist auf die herausgearbeiteten Mängel der formal-logischen Sprachtheorien nochmals hinzuweisen. Sie werden von Carnap wie von Quine erkannt und durch -oft uneingestandene- Kompromisse mit fremden Sprach- bzw. Theorieelementen gelöst. Quine macht Konzessionen an eine offene Sprachstruktur (Veränderbarkeit von Bedeutungen und Beziehungen), bei ihm wie bei Carnap finden sich Tendenzen zur Selbstbeschränkung (Quine gegenüber dem nicht-denotativen Sprachbereich) und zur letztlich nicht hinterfragten Übernahme von, genau betrachtet, systemfremden Elementen. (Carnaps semantische Regeln, auch die intensionalen Bedeutungen). Die formal-logischen Sprachtheorien sind also entweder nicht ganz rein oder unvollständig.

4. Die Konzeption der Lebensphilosophie Mischs

Für das Verhältnis von Wissenschaftssprache und natürlicher Sprache ist nun die Position Mischs unmittelbar interessant. Wie dargestellt wurde, ist für ihn das Verhältnis beider als Entwicklung bei grundsätzlicher Kontinuität zu beschreiben. Die grundsätzliche Kontinuität zwischen ihnen ist gesichert aus seinem Verständnis der Philosophie über-

haupt. Er möchte "vom menschlichen Leben ausgehend auf dessen eigenen Wegen die Hervorbringung der Philosophie begreifen".[1] Hierfür sind der Zug des kontemplativen Innehaltens (der "metaphysische Zug") und der des skeptischen Zweifels (der "Aufklärungszug") wesentlich. Philosophie greift also dem Leben immanente Züge auf. Außerdem ist sie aber auch schöpferisch, sie ist "in der Explikation (sc.: der natürlichen Reflexion des Lebens) zugleich schaffend",[2] insofern sie die Befreiungsbewegung des Menschen, der sich in ihr objektivieren kann, vollendet.

Von daher legt sich ein Rückschluß auf das Verhältnis der Struktur der Erkenntnis und der Sprache in beiden Bereichen, dem Leben und der Philosophie, nahe. Es wäre als Kontinuität in der Aufstufung zu fassen: Rückgang auf den "ursprünglichen Zusammenhang" des Begriffs in der natürlichen Sprache und "produktiver Verstoß", insofern die "ursprüngliche, total-dialektische Bedeutung des Begriffs" als solche festgehalten wird.[3]
Ein Mangel bei Misch bleibt allerdings, daß das Verhältnis der hermenutisch konzipierten Lebensphilosophie zu den Naturwissenschaften und der Erkenntnisweise in ihnen nicht produktiv durchdacht wird, sondern nur negativ -gegenüber inkonsequenten Annäherungsversuchen bei Dilthey- die Verschiedenheit beider festgehalten wird.[4]

Für diesen lebensphilosophischen Ansatz ist die vorgängige Orientierung an den Ansprüchen und Methoden der Mathematik und der Naturwissenschaften jedenfalls ausgeschlossen. Vielmehr sind die Wissenschaften, ihre Erkenntnis- und Sprachstruktur konsequenterweise ebenso aus dem "Leben" abzuleiten. Ihre Selbstbegründung hat in seiner Sprache zu erfolgen. (Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß aus in dieser Selbstreflexion zu benennenden praktischen Gründen Ände-

---

1) Misch, S 233
2) Ebda, S 234
3) Ebda, S 3o9ff. Vgl. dazu oben II,3.3.1.
4) Vgl. z.B. Misch, S 295 und 297. Mischs Dilthey-Kritik läuft hier mit der Gadamers (Gadamer (3), S 2o5-28) parallel.

rungen der Sprachstruktur möglich oder nötig sind, die z.B. -niemand könnte das von vorneherein ausschließen- auf die formale Logik hinauslaufen könnten). Zweifellos findet auch eine solche Selbstbegründung der Wissenschaften in ihnen statt -auch wenn sie den lebensphilosophischen Ansatz nicht übernommen haben-, leider bleibt sie aber meist nur implizit und deswegen oft widersprüchlich.

Daß man, um die Wissenschaften zu begründen, auf die natürliche Sprache verwiesen ist, rechtfertigt zweifellos eine genauere Untersuchung ihrer spezifischen strukturellen Eigenarten. Diese werden aufgrund der angesprochenen Voreingenommenheiten von formallogisch bestimmten Autoren als solche gar nicht -oder kaum, Ansätze etwa bei Quine- erkannt. Das scheint mir unbestreitbar, wenn die Darlegungen zur dialektischen Sprachphilosophie auch nur einigermaßen stimmig sind.

Eine zu vereinbarende Änderung der natürlichen Sprache würde die, für die diese Vereinbarung gilt, zu Experten machen, die dem Rest der Gesellschaft, für die sie tätig sind, wiederum in der ursprünglichen Umgangssprache sich verständlich machen müßten. Ein grundsätzliches Aufgeben der Basis jener ursprünglichen gemeinsamen Sprache wäre deshalb nur denkbar in einer Änderung, die von allen Gesellschaftsmitgliedern getragen würde. Ein solcher Schritt ist in vielfacher Hinsicht problematisch (Festlegung der Maßstäbe, Modus des Erreichens der Übereinstimmung u.ä.) und überforderte v.a. die Sprachphilosophie und -wissenschaft gegenüber anderen gesellschaftlichen Größen, die die Sprachentwicklung bewußt oder unbewußt beeinflussen, in schon grotesker Weise. Allein aufgrund ihrer Ohnmacht bleibt ihnen auf absehbare Zeit nur die Möglichkeit -grundsätzlich nachträglicher- Sprachkritik. Auch diese Kritik braucht selbstverständlich ihre Maßstäbe: In ihr wäre dann -wenn die dialektischen Momente der Sprache wenigstens erkannt sind- zu fragen, ob diese negativ oder positiv zu bewerten sind.

Bevor aber die Frage der Wertung nochmals aufgenommen wird, soll kurz auf Überlegungen hingewiesen werden, die im weiteren Sinn als Parallelen zum Gesagten angesehen werden können.

5. Begrenzte Parallelen: Kamlah/Lorenzen und Habermas

Zunächst ist an das zu Lipps ausgeführte zu erinnern. Für ihn ist auch in der Logik "nach dem Menschen" gefragt. Diese Frage ist die ursprüngliche der Philosophie. Auch er führt also die Philosophie und die Logik in den Zusammenhang der Selbstauslegung des Menschen zurück. Entsprechend wird die Auffassung des Verhältnisses von natürlicher und Sprache der Philosophie ähnlich ausfallen wie bei Misch (Kontinuität in der Aufstufung).

Auslegung des "Daseins" des Menschen ist aber auch Absicht von Heideggers "Sein und Zeit". Wegen dieses Ansatzes seiner Philosophie ist auch Heidegger als entfernte Parallele zum hier Skizzierten zu bewerten.

Anders als die Heideggers ist dagegen die Position Habermas' von direktem sprachphilosophischen Interesse. Er weist auf das Faktum hin, daß die Umgangssprache die jeweils "letzte Metasprache" aller Formalsprachen (bzw. aller Hierarchien von Formalsprachen) ist.[1] Nur in ihr ist nämlich "ad hoc die Festlegung, Kommentierung oder Veränderung der Applikationsregeln für beliebige Äußerungen" möglich. Damit zusammen ist die Umgangssprache durch ihre "Reflexivität" ausgezeichnet: In ihr kann über sie selbst gesprochen werden. Aufgrund der Typenregel ist das in formalisierten Kunstsprachen nicht möglich. Sie müssen deshalb zwischen einer Objektsprache und der Metasprache unterscheiden. Über diese wieder könnte nur in einer neuen Metasprache gesprochen werden usf. Nur die Umgangssprache kann also "letzte Metasprache" sein, wenn deren Regeln überhaupt darstellbar sein sollen.

Aus dieser Eigenart der Umgangssprache, letzte Metasprache zu sein, ergibt sich für Habermas ihr Verhältnis zu den naturwissenschaftlichen (u.a.) Fachsprachen: Die "auf metatheoretischer Ebene geführten Diskussionen" innerhalb der "Forschergemeinschaft", "die die Wahl von Forschungsstrategien, den Aufbau und die Methoden der Überprüfung von Theo-

1) Habermas (5), S 121f.

rien, mithin den 'Fortschritt der Wissenschaft' bestimmten", sind "grundsätzlich an den Kontext natürlicher Sprachen und an die Explikationsform umgangssprachlicher Kommunikation gebunden".[1)]

Hier ist die Basisfunktion der Umgangssprache ausgesprochen und positiv berücksichtigt -ein deutlicher Fortschritt gegenüber Quines resignierender Anerkennung der Nicht-Hintergehbarkeit der natürlichen Sprachen, die sich von behavioristisch Tendenzen nie ganz lösen konnte. Habermas' Ansatz geht hier weitgehend parallel mit den Schriften K.O. Apels. Für beider Rede von der "Forschergemeinschaft", die sich außerhalb der Forschungsarbeit selbst über deren Ziele verständigt, ist der Einfluß Peirces sicher unverkennbar.- Gegenüber möglichen Mißverständnissen ist allerdings festzuhalten, daß durch diese Gedankengänge Habermas' Position als eine reflektierte Überprüfung und Fortsetzung logischer Ansätze ausgewiesen wird, nicht etwa als eine eigenständig dialektische.

Zu einer ähnlichen Position wie Habermas kommen die Erlanger W.Kamlah und P.Lorenzen. Sowohl in der Einleitung zur "Logischen Propädeutik"[2)] als auch in Kamlahs "Philosophischer Anthropologie"[3)] wird die Basisfunktion der Umgangssprache gegenüber den wissenschaftlichen Fachsprachen hervorgehoben. Nach ihrer grundsätzlichen Anerkennung werden dann von einer Position "innerhalb" der Umgangssprache vernünftig klärend Verbesserungen vorgeschlagen. Die so entstandene Sprachform ist die, in der der Dialog zwischen den Wissenschaftszweigen stattfinden kann. Kamlah versucht damit, einen "dritten Weg" einzuschlagen zwischen dem Szientismus, der glaubt, von einer Position jenseits der Umgangssprache ausgehen zu können, und deutscher philosophischer Tradition (aus ihr wird besonders die Existenzphilosophie genannt),

---

1) Habermas (5), S 128
2) Vgl. Kamlah/Lorenzen (2)
3) Vgl. Kamlah (1)

die unkritisch eine Sprache übernehme, die nicht mit der Umgangssprache identisch sei: vielmehr vereinige diese "Bildungssprache" ungeklärt widersprüchliche Termini verschiedenster Herkunft in sich.

Daß der Ausgang wissenschaftlichen Denkens an die natürliche Sprache gebunden ist, findet gehaltlich seine Entsprechung im Ausgang von menschlichen Selbstverständnis (Hier ist die Parallele zu Heideggers Vorgehen in "Sein und Zeit" -Auslegung der Vorfindlichkeit des Daseins- auffällig; gehaltlich widerspricht Kamlah dem Weg der Existenzphilosophie ja auch nicht). Reduktionistische Ansätze -wie der Behaviorismus- sind dann abzulehnen. Statt von einer bestimmten Wissenschaft, z.B. der Biologie, aus Anthropologie zu treiben, ist vielmehr der Ort und der Sinn der Wissenschaften von der Anthropologie aus, als der Explikation menschlichen Selbstverständnisses, zu beschreiben.[1)]

> Von diesem Ansatz unterscheidet sich Lorenzens Aufsatz "Methodisches Denken"[2)]: Auch er plädiert zwar für einen "dritten Weg" zwischen Hermeneutik und axiomatischem Denken -so charakterisiert er den Konventionalismus-, er lehnt aber das Verwiesensein auf einen kontingenten Ausgangspunkt (bestimmte Tradition, Zeit, o.ä.) als unübersteigbare Voraussetzung für den Beginn jedes Denkens ab. Vielmehr sei die methodisch saubere Neukonstruktion einer von solchen Bedingungen unabhängigen Sprache möglich.
>
> Die Differenz zu Kamlah ist deutlich: Nicht mehr wird grundsätzlich nachträglich die dem menschlichen Denken immanente Rationalität herausgestellt, sondern es wird auf die Kraft der Vernunft zu einem radikalen Neuanfang vertraut.
>
> Demgegenüber ist nun doch auf die Vorurteilsstruktur des Denkens hinzuweisen, der sich auch der überzeugteste Rationalist nicht entziehen kann (Auch Descartes ist bekanntlich gescheitert). Dieser Vorurteilsstruktur versucht Lorenzen sich zu entziehen, indem er -ein schon vor ihm versuchter Ausweg- sich auf eine rationale Denkmethode -die offensichtlich exakt abgrenzbar sein soll- beschränkt. Entsprechend geht es ihm sprachlich eher um eine "rationale Syntax"[3)] als um die Semantik. Dieser Versuch der Be-

---

1) Hinweise auf diese Grundlagenfunktion der Anthropologie immer wieder in Kamlah (1), z.B. 1.I § 1; 2.II. § 1.
2) Vgl. Lorenzen
3) Vgl. z.B. ebda, S 13

schreibung hat Folgen, wie sie öfter zu beobachten sind: Auch jetzt noch sind versteckte Voraussetzungen nicht ganz zu eliminieren -da Form und Gehalt letztlich miteinander vermittelt sind-: So wird etwa die Subjekt-Prädikat-Relation der natürlich-sprachlichen Grammatik problemlos als Ausgang gewählt (sie wird später logisch interpretiert)[1]; der Regreß auf die natürliche Metasprache wird ersetzt durch einen Regreß auf Lebenssituationen -so erläutert das "praktische wenn-dann" aus der Streitrede die Einführung des logischen Junktors→, die Kontingenz der Lebensituationen wird dann nicht mehr reflektiert. Andererseits werden Selbstverständlichkeiten entwickelt, die so von kaum jemand bestritten werden (so wird ausführlich -in einer formallogischen Sprachform!- durchgespielt, daß die Grundgesetze der Logik anzuerkennen sind).

An der Stelle, wo die Syntax in die Semantik überzugehen beginnt -Systematik der gegenseitigen Zuordnung der Begriffe-, zeigen sich Einseitigkeiten (wieder: unerkannte Voraussetzungen): Es wird nur die Systematik von Ober- und Unterbegriffen wie auch die von Gegensatzbegriffen entwickelt; Polarität -Spannung zweier Begriffe, die keine ausschließenden Gegensätze sind, sondern nur zusammen, aber jeweils graduell unterschieden vorkommen -und die Struktur von Normbegriffen -es gibt keinen klaren Gegensatz, sondern nur mehr oder weniger großes Abweichen von der Norm- werden nicht untersucht.[2]

Wenn die Positionen Habermas' und Kamlahs hier genannt werden, um die Behauptung der Grundlagenfunktion der natürlichen Sprache auf eine breitere Basis in der zeitgenössischen Philosophie stellen zu können, ist damit sicher nicht Übereinstimmung mit beiden in jeder Hinsicht ausgedrückt. Gegenüber dem versuchten Aufweis dialektische Züge in der natürlichen Sprache müssen vielmehr beide inkonsequent erscheinen. Wenn nämlich jene Grundlagenfunktion anerkannt ist, wäre eine eingehendere Analyse der natürlichen Sprache als Explikation ihrer spezifischen Züge zu erwarten.

Bei Kamlah/Lorenzen sucht man einen solchen Schritt vergebens. Vielmehr wird fast[3] ohne Aufenthalt zur Verbesserung bestimmter Züge geschritten. Die Richtung geben dabei die

---

1) Ebda, S 12
2) Zu: ebda, S 7
3) Diese Einschränkung bezieht sich auf Kamlah/Lorenzen (2), § 2

Bedürfnisse der formalen Logik nach Kontextunabhängigkeit der Bedeutung, exakter Festlegung der Bedeutung und möglichst ökonomischer Beziehung zwischen Zeichen (Wort) und Bedeutung (gegen Äquivokationen, aber auch "unnötige" Synonyme). Der Unterschied zum Rekonstruktionsvorhaben Carnaps wird da lediglich graduell.

> Zwei Beispiele mögen den Vorwurf belegen, Das Faktum, daß Wörter der Umgangssprache verschiedene Bedeutungen haben können und erst durch den Kontext eindeutig werden, wird zwar zunächst als "Plastizität" beschrieben (der negativ wertende Ausdruck "Vagheit", den Logiker für dieses Faktum oft verwenden, wird ausdrücklich abgelehnt): es wird gesagt, daß es "im Rahmen der außerwissenschaftlichen Rede eher einen Vorzug ausmacht".[1] Mit dieser Anerkennung ist aber die Sache abgetan. Der Verdacht, die Anerkennung sei nur ein verbaler Schlenker, der keine Konsequenzen hat, legt sich nahe: Es wird nicht gesehen, wie die Kontextabhängigkeit der Bedeutung als ihre "Erfüllung" in der Begegnung mit anderen Bedeutungen aufgefaßt werden kann -vielmehr ist das logische Modell exakter Bedeutungen auch bei der Sicht der Umgangssprache der Bezugspunkt: Statt Entwicklung und Anpassung der Bedeutungen ("Plastizität") wirklich zu denken, wird eine Wortbedeutung in ihre Nuancen als unabhängige Bedeutungen zerfällt -hier ist wohl das Vorgehen der Linguistik Vorbild gewesen-, deren Kombination bei Wörtern natürlicher Sprachen historisch bedingt und deshalb inkonsequent sei, während in der Sprache der Wissenschaft die Zuordnung von Wort und Einzelbedeutung systematisch neu geregelt werden könne.
>
> Ähnlich wird die "Unschärfe" der Prädikatoren in natürlichen Sprachen (der Gegenstandsbezug eines Wortes ist nicht genau festgelegt, er wird je verschieden verstanden) gesehen, zunächst sogar positiv gewürdigt: "sprachliche Pedanterie", die auf exakter Identität bestünde, könnte "die Möglichkeit von Vielfalt und Veränderung verderben".[2] So begrüßenswert solche Sätze sind -sie sind allerdings auch bei Kamlah/Lorenzen nicht allzu häufig-, die systematische Berücksichtigung der Veränderbarkeit der Wortbedeutung ist damit noch nicht geleistet.

Auch bei Habermas kann von einer systematischen Berücksichtigung dialektischer Züge in der Umgangssprache nicht die Rede sein. Sonst könnte sein Ansatz sich nicht als schlichte

---

1) Ebda, S 64-69, Zitat S 65.
2) Ebda, S 46f, Zitat S 47.

Addition zum Chomskyschen der transformativen Grammatik verstehen.[1] Dem "Programm einer allgemeinen Theorie natürlicher Sprachen", das die "generative Linguistik" entwickelt hat, traut Habermas zu -wenn es realisiert werden kann-, das "hermeneutische Sinnverstehen" zu ersetzen durch "in der Theoriesprache ausgedrückte Strukturbeschreibungen".[2] Nun müßte eine"allgemeine Theorie natürlicher Sprachen" selbstverständlich eine Semantik haben. Der frühere Bezug auf Chomsky legt nahe, daß Habermas hier an die Fodor/Katzsche denken würde, deren Ungenügen von der generativen Semantik ja inzwischen nachgewiesen wurde. Aber auch die generative Semantik bringt, wie versucht wurde deutlich zu machen, keine Berücksichtigung der dialektischen Momente der Umgangssprache. Neben der Linguistik wird auch für die Prädikatenlogik offensichtlich angenommen, daß sie mit Habermas' Ansatz in einer umgreifenden Theorie bruchlos zu vermitteln sei.[3] Allein die Annahme, die Sprachkompetenz eines Sprechers lasse sich säuberlich entsprechend den Wissenschaftsbereichen von Psycho-bzw. Soziolinguistik, Universalpragmatik, Linguistik und Prädikatenlogik unterteilen, zeigt die nicht-dialektische Denkweise Habermas': Kategorien wie Totalität und wechselseitige Abhängigkeit bleiben unberücksichtigt.

Das Konzept der "allgemeinen Theorie natürlicher Sprachen" setzt die Möglichkeit einer endgültigen, abschließenden Beschreibung der natürlichen Sprachen voraus. Mindestens für eine inhaltliche Semantik ist diese Annahme unmöglich: Sie übersieht die dialektische Bedeutungsveränderung, Ihr kann -in den von ihm selbst gesehenen Grenzen- nur das hermeneutische Sinnverstehen gerecht werden.

Der Ansatz der "Universalpragmatik" ist nicht nur wegen dieses additiven Selbstverständnisses problematisch: Das

---

1) Vgl. z.B. Habermas (5), S 126f: Linguistische und kommunikative Kompetenz sind voneinander im wesentlichen unabhängig.
2) Habermas (5), S 132
3) Habermas (3), S 108

Verhältnis zu systematisierenden Tendenzen innerhalb der "ordinary language philosophy" (Austin, Searle werden genannt) bleibt ungeklärt. So ist über den Umfang der "Universalpragmatik" nicht entschieden.

Das wesentlichste Element der Universalpragmatik ist das Konstrukt eines Vorgriffs auf eine "ideale Sprechsituation". Dieser Vorgriff ist kontrafaktisch in jeder Sprechsituation von beiden Sprechern zu machen, wenn ein vernünftiger Dialog möglich sein soll. Der Vorgriff läuft darauf hinaus, daß die Sprecher einander Wahrhaftigkeit und richtiges (d.h.: regelentsprechendes) Handeln unterstellen.[1] Diesem Konstrukt ist an sich der Vorwurf des Reduktionismus sicher nicht zu machen. Es steht allerdings Kants Transzendentalismus wesentlich näher als Hegels Dialektik.[2] Dem Vorwurf der Abstraktheit, der mangelnden Vermittlung des Vorgriffs mit der realen Sprechsituation -die diesen, eben weil sich in ihr nicht immer ganz "vernünftige" Sprecher bewegen, immer nur abgestuft enthalten kann- wird Habermas die Unzuständigkeit seiner Universalpragmatik entgegenhalten und auf Psycho- und Soziolinguistik verweisen. Dialektisches Denken dürfte sich damit nicht zufrieden geben. Es würde danach fragen, wo die Spuren der Abstraktion aus den konkreten Sprechakten in der universalpragmatischen Allgemeinheit zu erkennen sind und wie beides zu einem kontinuierlichen Übergang ineinander tendiert. Erst wenn die Prinzipien der idealen Sprechsituation (Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit) als Forderungen auch in den faktischen Sprach- und Handlungssituationen konkret ("erfüllt") gestellt sind, könnten sie über den Status letztlich unverbindlicher, allgemeinen Beifalls sicherer Betrachtungen hinauskommen und kritisch greifen. Die normativen Ideale der "Universalpragmatik" wären also in historischer Sprachkritik zu konkretisieren.

---

1) Ebda, S 121-41

2) Auf diesen Vergleichshorizont geht Habermas am Ende der "Vorbereitenden Bemerkungen... nicht ein, er stellt nur die Mittelposition bezüglich der Verwirklichung in der realen Rede fest (Habermas (3), S 14o).

Sicherlich ist mit diesen kurzen Bemerkungen das Konzept Kamlahs und Habermas' nicht zureichend gewürdigt und kritisiert. Eine Kritik von innen heraus wäre ja zu verlangen, nicht die Einschätzung von einem dialektischen "Standpunkt". Der knappe Hinweis läßt sich nur rechtfertigen aus dem Bemühen, Differenzierungen innerhalb der logischen Position anzuerkennen und den Punkt der Gemeinsamkeit zu bezeichnen, der sich mit dem hier skizzierten Ansatz ergibt.

Von diesem Bemühen her dürfte es nicht uninteressant sein, den Unterschied zwischen Habermas und Kamlah/Lorenzen zu beschreiben, wie er sich aus der hier erarbeiteten Perspektive darstellt: Es fällt Habermas' Übereinstimmung mit der Philosophie der gewöhnlichen Sprache (die von Kamlah/Lorenzen als ungenügend eingeschätzt wird) auf. Die Nähe zu dieser Philosophie dürfte mit dem Vertrauen Habermas' zusammenhängen, das er der natürlichen Sprache doch entgegenbringt; Insofern sie kontrafaktisch eine ideale Sprechsituation zu erwarten imstande ist, ist sie, bei allen faktischen Verzerrungen, durch eine immanente, immer schon vorfindliche Vernünftigkeit ausgezeichnet. -Diesen grundsätzlichen Optimismus bezüglich der natürlichen Sprache teilen Kamlah/Lorenzen nicht. Kamlah geht zwar auch davon aus, daß er das Selbstverständnis der vernünftigen Menschheit seit der klassischen griechischen Philosophie artikuliert,[1)] für ihn ist diese Vernunftleistung aber nicht sprachgebunden, konnte eher trotz der nichtgeordneten Sprache durchgesetzt werden. Deswegen wird auf die Konstruktion einer konkreten vernünftigen Sprache ein so großes Gewicht gelegt. Sicherlich kann man fragen, wo jene Vernunftleistungen herkommen sollen, wenn sie nicht als Möglichkeit in der Struktur der natürlichen Sprache angelegt sind. In ihr findet ja die Schulung des Denkens ganz entscheidend statt. Die vorgängige Prägung des Denkens durch die natürliche Sprache läßt Kamlah aber weitgehend außer acht. Für die Fehlentwicklung wie für die Reinigung der Sprache wer-

---

1) Kamlah (1), S 21

den bewußte oder wenigstens halbbewußte -die philosophisch-traditionelle "Bildungssprache" -Setzungen verantwortlich gemacht.

6. Die Frage der Wertung

Nach den Überlegungen zur grundsätzlichen Verwiesenheit auf die natürliche Sprache und durch sie relativiert sind nun doch auch Erwägungen zur Wertung der beiden konkurrierenden Sprachmodelle angebracht. Das ist möglich, weil die Basis aller menschlichen Kommunikation, eben die natürliche Sprache, reflexiv durch sie selbst gefaßt werden kann. Das so Gefaßte ist der Kritik nicht mehr entzogen. Deren Richtung ist zu diskutieren.

Die Vorwürfe der Logik gegenüber der Dialektik sind bekannt: Sie rechtfertige den ungenauen Gebrauch der Begriffe. Ihr Gebrauch entziehe sich einer exakten Nachprüfung und erlaube das Festhalten an (oder die Einführung von) nicht ausgewiesenen Inhalten.

Solche Vorwürfe übersehen, daß die Überprüfung der Begriffe für das dialektische Modell nur anders vor sich geht als für das logische: Werden die Begriffe von der formalen Logik einmal, vorm Beginn der eigentlichen Darstellung bzw. des Gesprächs, festgelegt und dann grundsätzlich unverändert in der formalisierten Darstellung bzw. im Gespräch weiterverwendet, verlangt dialektisches Denken des Ausweis der Begriffe in der Darstellung bzw. im Dialog selbst. Die vom Begriff gemeinte Sache[1)] ist der Bezugspunkt, von dem her sein Gebrauch jederzeit in Frage zu stellen und zu rechtfertigen ist. Die jederzeit mögliche und geforderte Überprüfung erscheint so eher als ein Vorteil.

---

1) Mit diesem Ausdruck ist selbstverständlich nicht das außersprachlich Seiende gemeint, sondern die von Menschen geformte Wirklichkeit, wie sie unabhängig von der in Frage stehenden Darstellung/Dialog von allen Menschen verstanden wird. Die Problematik der verschiedenen Erkenntnistheorien braucht also nicht diskutiert zu werden.

Selbstverständlich muß dabei auf eine durch Traditionen geprägte schon sprachlich vorgeformte "Weltansicht" zurückgegriffen werden. Sie kann im Dialog bzw. in der Darstellung nur je neu pointiert, Schwerpunkte setzend akzentuiert werden. Die relative Gebundenheit an dieses Vorverständnis ist aber, wie gezeigt wurde, Kennzeichen jeder Wissenschaft. Eine formalisierte Darstellung bzw. ein Dialog läßt diese Gebundenheit lediglich vergessen, weil sie nur in den dialogkonstituierenden, vor-formalen Festlegung der Begriffe ins Blickfeld kommt.

Formalisierte Darstellungen/Dialoge können auf ihre Korrektheit rein innersprachlich überprüft werden. Situation und Sprecherintentionen, die ihren Gebrauch immer auch mitbestimmen, sollen von einer Überprüfung grundsätzlich ausgeklammert werden können. Die Zuordnungsregeln der im Sprechakt zu kombinierenden Begriffe sollen -mitsamt einer eindeutigen reflektierten Festlegung der Begriffe selbst- hinreichend sein, einen Mißbrauch auszuschließen. In diesen Festlegungen müßten so alle möglichen Intentionen und Situationen vorwegnehmend bedacht sein. Daß das unmöglich ist und die projektive Kraft der Begriffe gerade verkennt, wird von der fortgeschrittenen Logik selbst zugegeben (z.B. Popper). Dann aber bleibt dies produktive Moment, das die Begriffe im Zusammentreffen mit neuen Situationen/Intentionen haben, immer noch von der Überprüfung grundsätzlich ausgeschlossen. Nur das Identische, Bleibende, kann von den dialogkonstituierenden Regeln ja festgelegt werden. Hier öffnet sich ein Spielraum für die unvermerkte Einführung unausgewiesener Intentionen.[1)]

> Als Beispiel sollen grundlegende politische Begriffe wie Freiheit und Demokratie genannt sein. Ihre Verwendungsregeln können kaum so genau festgelegt werden, daß ihre Übertragung auf neue Situationen (vgl. z.B. die Demokratiediskussion in der Wirtschaft oder auch

---

1) Vgl. hierzu Simons Kritik an der "linguistischen Theorie" (s.o. S 123, Anm. 1).

in der Kirche) problemlos möglich ist. Hier wird man vielmehr um den je neuen Rückgriff auf die Diskussion des Begriffsinhalts und eine Neufassung, die der besprechenden Sache angemessen ist, nicht herumkommen.

Ein zweiter kritischer Punkt ist die Frage, inwiefern sich die noch so überlegte Festlegung eines Begriffssystems von unausgewiesenen Vormeinungen völlig freihalten kann. Eben wegen ihres sekundären Charakters gegenüber der in der natürlichen Sprache vorgegebenen "Weltansicht" wird hier Skepsis angebracht sein.[1] Unausgewiesene Vormeinungen dieser Art werden deutlich erst in der Durchführung eines solchen Systematisierungsversuchs. Diese der Kritik zu entziehen und sie auf die vor-formale Grundlegung zu beschränken,erscheint so reichlich problematisch.

Der Vorteil, permanent Kritik üben zu können, wird ergänzt durch die systematische Berücksichtigung der Offenheit von Begriffen. Wird die Erfüllungsstruktur und die grundsätzliche Metaphorik der Begriffe natürlicher Sprachen gesehen, können situative und intentionale Komponenten als solche erkannt werden. Eine formalisierte Sprache wird ihnen gegenüber, wie gezeigt, nur hinter dem eigenen Rücken offen sein oder aber konservativ auf dem einmal festgelegten Zustand beharren.

Die Tendenz zum Konservativismus mag mit einem weiteren Merkmal formalisierter Sprachen zusammenhängen: Der Absicht nach decken ihre Begriffe sich mit der Sache vollständig, während zwischen den "allgemeinen " ("neutralen") Bedeutungen des dialektischen Modells und ihrer konkreten Verwendung immer eine Lücke besteht, deren Überbrückung gerade die Leistung des konkreten Sprachakts ausmacht. Indem sie systematisch anerkannt wird, ist die Präformierung der Wirklichkeit zugunsten der zu erhaltenden identischen Begriffe vermieden. Die Spannung zwischen Begriff und Sache bleibt dem Bewußtsein immer präsent. Die Berücksichtigung dieser Spannung ga-

---

1) Vgl. z.B. den Versuch Schnädelbachs, in Poppers'Begründung der Wissenschaft Elemente des Liberalismus nachzuweisen: Schnädelbach, S 172-84

rantiert aber auch -wie das Wissen um die "Offenheit" der Begriffe- die Anerkennung neuer Situationen und Intentionen als solcher. Die zunächst unmerklichen Veränderungen der Bedeutungen (Begriffe) durch sie zu beobachten, ist eine sinnvolle Aufgabe der Sprachwissenschaft.

Schließlich ist aber auch ein Moment der Berechtigung "logischer" Sprachkritik festzuhalten. Es kann durchaus sinnvoll und fruchtbar sein, einen Argumentationszusammenhang innersprachlich auf seine Schlüssigkeit -oder, wenn man will: seine Logizität- zu überprüfen.

Das ist das Anliegen der logischen Sprachphilosophie, die sich als Kritik versteht (etwa Popper, auch Kamlah/Lorenzen). Wenn auch gegenüber dieser Form der Sprachkritik Einwände nötig sind, sofern sie sich als die einzig mögliche versteht - v.a. wird für sie aller Streit zu einem Begriffsstreit, bzw. einem Mißverständnis eines Dialogpartners bezüglich der begrifflichen und logischen Struktur seiner oder der Rede des Gegners, sachliche Gegensätze, Entscheidungsinteressen u.ä. werden übersehen-, so ist ihre kritische Potenz im Einzelfall oft nicht zu leugnen.

> Ein schönes Beispiel dafür ist ein Leserbrief E.Tugendhats an die Wochenschrift "Die Zeit" (vgl. "Die Zeit", 22.9.1977). Er soll hier, da er kaum mehr einfach zugänglich sein dürfte, ausführlicher zitiert werden.
>
> Tugendhat kritisiert einen Leitartikel Kurt Bekkers "Nachgeben ist gefährlich": "Der Leitartikel gipfelt in der Aussage": 'Aber die wirklich politischen Entscheidungen liegen woanders... Wann werden die intellektuellen Brutstätten der gewalttätigen Radikalität einmal in Augenschein genommen? Geschieht dies nicht, wird nur an Symptomen operiert, nicht an Ursachen'. Also: die wirklich politische Entscheidung soll nicht darin bestehen, Wege und Mittel zu finden, den Terrorismus wirksam zu bekämpfen, sondern an den 'intellektuellen Brutstätten' zu 'operieren'.
>
> Welches sind die 'intellektuellen Brutstätten', die Herr Becker meint? Er verweist auf die Professoren, die den Göttinger 'Mescalero' -Artikel veröffentlichten, mit dem erklärten und einzigen Ziel, die (auch von Herrn Becker wiederholte) entstellende Berichterstattung über diesen Artikel zu korrigieren. Wenn Herr Becker in diesem Zusammenhang den Ausdruck 'operieren', also im Sinn eines chirurgischen Eingriffs, verwendet, assoziiert man die in der Öffentlichkeit

erhobene Forderung, jene und ähnlich denkende Professoren von den Universitäten zu entfernen.

Das Ungeheuerliche von Herrn Beckers Aussage liegt jedoch in der Kennzeichnung des Terrorismus als bloßen Symptoms der intellektuellen Kritik. Ungeheuerlich ist sie in beiden Richtungen: in der Verharmlosung des Verbrechens und in der Kriminalisierung der Kritik. Die Kritik wird zum eigentlichen Verbrechen erklärt. Die unterstellte Logik ist: wenn (A) Aspekte unserer Gesellschaft kritisiert werden, folgt auch schon (B), daß die Gesellschaftsordnung im ganzen verändert werden soll, und, wenn (B), dann folgt auch schon (C), daß diese Veränderung gewaltsam erfolgen darf, und, falls (C) nicht durchführbar ist, weil keine revolutionären Voraussetzungen gegeben sind, dann folgt auch schon (D), daß jede Gewalttat gegen diese Gesellschaft, jeder Mord an ihren Repräsentanten berechtigt ist.

In Wirklichkeit geschieht kein einziger dieser Schritte ohne Zusatzprämissen. So enthält z.B. der Schritt von (B) zu (C) u.a. die Zusatzprämisse, daß der Zweck die Mittel heiligt. Das Gros der von Herrn Becker inkriminierten Gesellschaftskritiker bleibt bei (A) stehen. Es gibt zweifelhafte, aber erwägenswerte Gründe, zu (B) überzugehen. Aber auch die theoretische Diskussion von (C) muß in einer freiheitlichen Gesellschaft erlaubt bleiben. Der Übergang zu (D) hingegen ist der Schritt ins Verbrechen. Er folgt in keiner Weise aus irgendeiner der vorhergehenden Positionen,...

Man könnte vielleicht einwenden: da die Kritik an der Gesellschaftsordnung immerhin eine der Prämissen ist, die in das Wahnbild der Terroristen eingehen, sind die Kritiker dafür wenigstens teilweise mitverantwortlich. Dieser Gedanke wäre von derselben Logik und Dummheit wie wenn behauptet würde: da die Autofirmen, die ihre Produkte anpreisen, die Autodiebe wenigstens in einer[1] Prämisse ihres Tuns bestärken, sind sie für deren Handlungen wenigstens teilweise mitverantwortlich. Als ob es nicht vielmehr auf die Handlungsnormen ankommt, nach denen jemand seine Werte glaubt realisieren zu dürfen (und die gegebenenfalls auch regeln, wozu er sonst berechtigt zu sein glaubt, falls er sie nicht realisieren kann).

In Wirklichkeit sind es nicht die 'kritischen' (differenzierenden) Intellektuellen, sondern diejenigen, die wie Herr Becker reden, die dem Denken der Terroristen nahestehen. Herr Becker scheint ja mit den Terroristen einer Meinung zu sein: wenn wir nur erst mit der Kritik beginnen, so ist der Terrorismus die Konsequenz. Er sieht nicht, daß der Fehler nicht in der Prämisse liegt, sondern in dem 'wenn-so'-Satz. Es ist ein und dasselbe undifferenzierte Denken, das die Freiheit unseres Staates von der einen und von der anderen Seite untergräbt."

Bemerkenswert ist nun, das Tugendhat nicht nur logisch, nämlich die Argumentationsstruktur des Leitartikels ans Licht hebend, kritisiert: Im zweiten Abschnitt werden die Wortbedeutungen, die Beckers Sätze enthalten, mit ihrer all-

---

1) Original kursiv.

gemeinsprachlichen Verwendung konfrontiert. Der Hinweis auf die medizinische (Neben-)Bedeutung von "operieren" läßt so weitreichende Implikationen von Beckers Aussage erschließen. Eine solche Klärung der konkreten Bedeutung von Worten transzendiert die Analyse des logischen Argumentationszusammenhangs auf vor-formale Erwägungen hin und ist zweifellos hermeneutisch gedacht. Ähnlich könnte auch das Wort "Brutstätte" (ursprünglich: von Krankheitserregern u.ä. gebraucht) analysiert werden: Es verstärkt den medizinischen Assoziationshintergrund von Beckers Aussage mit ihrem emotionalen Ziel (bestimmte Professoren als Bakterien, schädliche Insekten o.ä. zu kennzeichnen und ihrer Entfernung aus dem Körper der Universität oder gar der Gesellschaft zu fordern). So können hermeneutische und logische Kritik einander fruchtbar ergänzen.

7. Das logische als Moment im dialektischen Sprachmodell

Um die Diskussion des Entscheidungsproblems abschließen zu können, ist noch auf die gegenseitige Ergänzung der beiden Modelle der Sprachphilosophie in gewisser Hinsicht -nicht nur in der konkreten Sprachkritik- hinzuweisen. Das muß die dialektische Position berücksichtigen, allein wenn die natürlichen Sprachen adäquat beschrieben werden sollen.

Die Überlegung, die ein relatives Recht der logischen Position ergibt, geht aus vom Kommunikationsziel natürlicher Sprachen. Um Kommunikation zu ermöglichen, muß ein Moment der Identität darin gegeben sein, wie die Partner eines Gesprächs (oder auch: der Autor einer schriftlichen Darstellung) Bedeutungen gebrauchen und verstehen. In diesem Kommunikationszweck ist offensichtlich der individuellen Erweiterung und Vertiefung der Bedeutung eine Grenze gesetzt. Wie der einzelnen Bedeutung ein solches Moment der Fixiertheit zukommt, ist ein ähnliches für den Zusammenhang der Bedeutungen festzustellen: Auch eine interpersonal identische Zuordnung der Bedeutungen zueinander ist Voraussetzung eines erfolgreichen Gesprächs bzw. einer Darstellung.

Die Annahme eines Identitätsmoments in den Bedeutungen schließt allerdings nicht unbedingt ein, daß ihre Allgemeinheit (gegenüber den konkreten Verwendungen) als logische Allgemeinheit zu denken ist. Vielmehr ist hier an das Humboldt/Lippssche Modell der Erfüllung der Bedeutung zu erinnern.

Die Beschreibung eines solchen für die Träger eine Sprache -bzw. eines sprachwissenschaftlich oder soziologisch zu bestimmenden Dialekts/Soziolekts- gemeinsamen Systems von Bedeutungen wäre mit logischen Mitteln aber zumindest möglich. Das erscheint, von der dialektischen Sprachphilosophie her, als Grundlage der Versuche in der generativen Semantik wie der an Wittgenstein anschließenden systematisierenden Sprachpragmatik.

Deren Tätigkeit versteht sich selbst aber nur abstrakt: Das Objekt der Sprachbeschreibung kann nicht als Ergebnis der produktiven Spannung zwischen den Sprachbenutzern, ihren Situationen und Intentionen gesehen werden, das aufs identische System immer wieder -durch den Zwang zur Verständigung -nur reduziert wird. Wichtige Ebenen der Sprachbeschreibung, die die Einzigkeit ihrer eigenen relativieren würden, entgehen diesen Richtungen der Sprachwissenschaft: eben die je individuelle Sprachformung durch jeden Sprecher, der Prozeß der "Erfüllung" der Bedeutung im Gebrauch. Allererst die Erkenntnis des Produktcharakters der Ebene der Sprachbeschreibung, auf der generative Semantik und systematisierende Sprechakttheorie sich halten, macht es schließlich möglich, den Prozeß des Bedeutungswandels systematisch zu berücksichtigen (Hier mag ein ihr selbst unbewußter Grund für die Bevorzugung synchronischer Sprachbetrachtung durch die moderne Linguistik liegen).

Aufgrund der Abstraktion ihrer Ebene der Sprachbeschreibung aus dem Prozeß, der insgesamt erst die Sprache ist, ergeben sich die bekannten Mißverständnisse in Linguistik und Sprachpragmatik bezüglich des Status des von ihnen Untersuchten. Zu vergleichen wäre das Problem des Universalitätsanspruchs[1)], auch der Begriff der "Sprachkompetenz", der als

---

1) So wäre z.B. der Umfang des Universalitätsanspruchs streng auf die Basis seiner Begründung zu reduzieren: Die generativ-transformative Grammatik hält die Prozesse des Spracherwerbs für so kompliziert, daß notwendig ein Komplex allgemeiner grammatischer Regeln vererbt sein müsse. Damit begrenzt sich der Universalitätsanspruch auf sehr allgemeine Prinzipien, die von jeder konkreten Sprache verschie-

Fortsetzung nächste Seite

Produkt gefaßt werden müßte, schließlich auch gewisse Züge des Regelbegriffs bei Wittgenstein.[1)]

8. Modifikationen durch die "kritische" Dialektik

Die "kritische" Sprachphilosophie war deswegen an die Darstellung der "Göttinger Logik" angeschlossen worden, weil deren dialektisches Modell des Funktionierens natürlicher Sprachen zu wenig historisch konkretisiert schien. M.H. der Sprachphilosophie v.a. Marcuses und Adornos war es möglich zu zeigen, an welcher Stelle der Sprachentwicklung die dialektischen Momente in ihr zum Höhepunkt ihrer Entwicklung kamen, es wurden aber auch Tendenzen deutlich, die eine Gefährdung dieser Momente darstellen. Trägt die kritisch-

---

Fortsetzung von Seite 526 Fußnote 1
den ausgefüllt werden. Für die Semantik dürfte dann nur wenig Inhaltliches zu gewinnen sein, und auch Formales (z.B. Begriffszuordnungssystematik) muß allein deswegen noch nicht universal gültig sein. - Das Vorhaben schon Chomskys einer "universellen Semantik" überschreitet diese Grenze bei weitem: "Ein universelles System semantischer Merkmale und Gesetze über die Wechselbeziehungen zwischen ihnen und den zulässigen Grad ihrer Abweichung aufzustellen" (Chomsky (1), S 493), ist kein aus der Absicht, den menschlichen Spracherwerb zu erklären, zu rechtfertigendes Ziel. Dafür würde die Annahme formaler Zuordnungsregeln und einiger gestalttheoretisch zu erfassender Festlegungen genügen. Hier ist eher eine von Chomsky ja auch bewußt aufgenommene rationalistische Tradition spürbar. -Kritik an der nicht gerechtfertigten Konstruktion linguistischer Universalien auch bei Simon, z.B. S 16-2o u. 91f.

1) Der Regelbegriff wird von der Philosophie der gewöhnlichen Sprache übernommen und gilt z.B. auch für Habermas problemlos (Vgl. z.B. Habermas (3), S 133). Wittgenstein lehnt bekanntlich die Vorstellung einer "privaten" Regel als widersinnig ab (Vgl. z.B. Wittgenstein (2), § 199). So sehr das für die intersubjektiv festgelegte Ebene der Sprache gilt - die Individualität jeder sprachlichen "Weltansicht" bleibt bei einem solchen Regelbegriff von vorneherein unsichtbar. Wittgensteins strenge Beschränkung auf die Ebene der Intersubjektivität zeigt sich auch in seiner strikten Ablehnung aller Reden von "inneren Vorgängen", "Anschauungen" und "Vorstellungen", des Denkens vor der Sprache, und in seinem ausdrücklichen Eingehen auf Ausdrücke der Empfindung: Sie stellen seinem Ansatz ein besonderes Problem dar. (Vgl. die ausführliche Behand-

Fortsetzung nächste Seite

dialektische Sprachphilosophie darüberhinaus auch etwas zur Entscheidungsdebatte zwischen Logik und Dialektik in der Sprachphilosophie bei?
Das Ergebnis der historischen Konkretisierung der Sprachphilosophie kann m.H. der eben entwickelten These so beschrieben werden: Es gibt in der modernen Sprachform Tendenzen, die auf eine Verschiebung des Gleichgewichts zwischen dem logischen und dem dialektischen Moment in der Sprache hinweisen, und zwar zugunsten des Überwiegens der logischen Seite. Die moderne Sprachphilosophie kann sogar, wie das in III, 1.5. gezeigt wurde, als Entsprechung zu dieser Tendenz aufgefaßt werden.

Damit ist zunächst der Stellenwert des logischen Moments im dialektischen Sprachmodell verändert: Sicherlich bleibt festzuhalten, daß ein Identitätsmoment in den Bedeutungen für das Gelingen der Kommunikation, des grundlegenden Sprachzwecks - ein letztes Mal sei darauf hingewiesen, daß damit andere, ihr zugewachsene "Zwecke" der Sprache, vgl. die Erwägungen des frühen Benjamin, nicht ausgeschlossen sind-, notwendig ist. Jene Tendenzen in der modernen Sprachform führen aber zur Starrheit der Bedeutungsverwendung, die den Verlust sowohl der freien Ausdrucksmöglichkeit der sprechenden Subjekte als auch der möglichen Anpassung der Sprache ans Objekt bedeuten würde.
Für die Entscheidungsdebatte bedeutet das: Von der Basisfunktion der natürlichen Sprache kann so nicht mehr ausgegangen werden. Zwar haben jede Tendenzen sicher noch nicht ein solches Ausmaß erreicht, daß die dialektische Struktur

---

Fortsetzung von Seite 527 Fußnote 1)
lung z.B. Wittgenstein (2), § 243-429). -Ähnlich setzt, was E. Tugendhat mit "Sprachanalyse" meint, bei der "intersubjektiven Verständigung durch Sprache" an, die "zum neuen universalen Bezugssystem wird" (Tugendhat, S 23). Das ist sicher vollkommen richtig - nur wird die Dialektik von Subjekt und Intersubjektivem nicht bedacht. Die Humboldtsche Spannung zwischen allgemeiner Wortbedeutung und individueller Empfindung ist so aufgehoben. (Vgl. zur Kritik an Wittgenstein auch o. II, 2.2.3.3.2.).

türlichen Sprache verschwunden wäre -hier wäre man-
berspitzten Formulierungen Adornos zu widersprechen-,
s muß damit als Möglichkeit gerechnet werden,
sgangspunkt und Bezugsrahmen der Sprachphilosophie
dennoch die jeweils gegebene Sprachform; die Überle-
oben 4. zur Schwäche der Philosophie gelten durchaus
. Das Diktum Hegels: "die Philosophie (ist) ihre Zeit
anken erfaßt"[1] hat hier seine -allerdings begrenzte-
tigung. Begrenzt ist sie deshalb, weil immanente Kri-
jeweils Vorgefundenen möglich ist und möglich bleiben

Philosophie etwa ändert jetzt ihren Stellenwert: Sie
cht mehr (nur) Verweis auf jedem jederzeit Vorfindli-
sondern (auch) konkrete Negation von Tendenzen, wie er
t den "Bedeutungsmodalitäten" anspricht; gegen sie
ie Sprachform entwickelt, die Lipps' geistige Entwick-
eprägt hat - zum Teil jetzt als Forderung gegenüber
andersartigen Wirklichkeit. Nur weil sie Teil seiner
ist, ist ihm -und ebenso etwa Marcuse und Adorno-
rmative Verweis auf diese Sprachform möglich. -Vor-
chkeit und Postulatcharakter der dialektischen Sprach-
nd also ineinander verschränkt.
Blich ändert sich die dialektische Sprachstruktur, auf
ei's als Realität, sei's als Postulat- verwiesen wird,
Die kritischen Einsichten in ihre Gefährdung und in
sches -Stichwort Adornos: Vorrang des Subjekts- blei-
cht wirkungslos. Diese Folgen -die "negative Dialektik"
rnos Sprachphilosophie- sind ausführlich oben III,
behandelt.

F.Hegel, Rechtsphilosophie, neu hrsg. v. G.Lasson,
ßzig 1911, Vorrede, S 15.

BLIOGRAPHIE

Abraham, Einleitung zu Lakoff (2), (s.dort), S.VII-XVII

.W.Adorno, Ästhetische Theorie (=Gesammelte Schriften, Bd.7), Frankfurt/M. 197o (1)

rs., u. E.Frenkel-Brunswik, D.J.Levinson, R.N. Sanford, The Authoritarian Personality (Studies in Prejudice, ed. by M.Horkheimer and S.H.Flowerman, Volume I), New York 195o
Adornos Beiträge (und solche, zu denen er Maßgebliches beitrug) jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 9, 1. u. 2, Frankfurt/M. 1975
in Auszügen deutsch: Th.W.A., Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/M. 1973 (2)

rs., Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie. Vorlesungsnachschrift. Junius-Drucke, Frankfurt/M. o.J. (3)

rs., Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt/M. 1964
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt/M. 1973, S413-526. (4)

rs., Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien. Stuttgart 1956
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 5, Frankfurt/M. 1971, S.7-245 (5)

rs., Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Berlin u. Frankfurt/M. 1951 (6)

rs., Negative Dialektik, Frankfurt/M. 1966.
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt/M. 1973, S.7-412 (7)

rs., Noten zur Literatur I-IV, Frankfurt/M. 1958-1974
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 11, Frankfurt/M. 1974 (8)

rs., Philosophische Frühschriften (=Gesammelte Schriften, Bd. 1), Frankfurt/M. 1973 (9)

r Zitierweise bei Adorno: zitiert wird jeweils nach der eist auch verbreiteteren) Erstausgabe (dies gilt nicht r die "Philosophischen Frühschriften", die außerhalb der esammelten Schriften" nicht in Buchform erschienen sind. e "Ästhetische Theorie" ist zuerst in den "Gesammelten hriften" erschienen).

ders., Philosophische Terminologie. Zur Einleitung. (Vorlesungsnachschrift, hrsg. v. R.zur Lippe), Frankfurt/M. 1973 (2 Bde.) (1o)

ders., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1955
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 1o,1, Frankfurt/M. 1977, S.9-287 (11)

ders., Über Walter Benjamin (hrsg. v. R.Tiedemann), Frankfurt/M. 197o (12)

ders., Vorwort zu: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied/Berlin 1969
jetzt in: Gesammelte Schriften, Bd. 8, Frankfurt/M. 1972, S.28o-353 (13)

ders., u.M.Horkheimer, Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente. Amsterdam 1947.
neu: Frankfurt/M. 1969 (14)

U.Ammon, Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Weinheim/Berlin/Basel 1972

K.-O.Apel, Transformation der Philosophie (2 Bde.). Frankfurt/M. 1973 (1)

ders., Einführung zu Peirce, in: Ch.S.Peirce , Schriften I, Frankfurt/M. 1967 (2)

ders., Der Denkweg von Charles Sanders Peirce, Eine Einführung in den amerikanischen Pragmatismus, Frankfurt/M. 1975 (3)

J.L.Austin, How to do things with words, Cambridge 1962;dt.: Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1972

H.Bausinger, Deutsch für Deutsche, Dialekte.Sondersprachen. Sprachbarrieren, Frankfurt/M. 1972

E.Behler, Die Theorie der romantischen Ironie im Lichte der handschriftlichen Fragmente F.Schlegels, in: Zeitschrift f. deutsche Philologie 88, Sonderheft 1969, S.9off.

W.Benjamin, Werke. Hrsg. v. R.Tiedemann u. H.Schweppenhäuser. Bisher Bd. I-IV, Frankfurt/M. 1972-1977 (1)

ders., Briefe, Hrsg. u. mit Anmerkungen versehen v. G.Scholem u. Th.W.Adorno. (2 Bde.) Frankfurt/M. 1966 (2)

M.Bense, Exkurs über Walter Benjamin und Wittgenstein, in: Allgemeine Texttheorie und Textästhetik, Ästhetica IV, Baden-Baden/Krefeld 196o, S.46-51

O.F.Bollnow, Zum Begriff der hermeneutischen Logik, in: Argumentationen (Festschrift J.König). Hrsg. v. H.Delius u. G.Patzig, Göttingen 1964, S.26-42 (1)

ders., Philosophie der Erkenntnis. Das Vorverständnis und die Erfahrung des Neuen. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 197o (2)

G.Bräuer, Wege in die Sprache. Ludwig Wittgenstein und Hans Lipps, in: Festgabe für Otto Friedrich Bollnow (Bildung und Erziehung 16, H.3/4, 1963), S.131-14o

R.Bubner, Dialektik und Wissenschaft. Frankfurt/M. 1973 (1)

ders., "Philosophie ist ihre Zeit, in Gedanken erfaßt", in: Hermeneutik und Ideologiekritik (s.dort), S.21o-243 (2)

R.Bultmann, Das Evangelium des Johannes.[19] Göttingen 1968

R.Carnap, Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic. 2., enlarged edition. The University of Chicago Press 1956
deutsch: Heidelberg 1972
(zitiert wird nach der englischen Originalausgabe) (1)

ders., Sinn und Synonymität in natürlichen Sprachen (Übersetzung von Carnap (1), S.233-247), in: Sinnreich (s.dort), S.145-63 (2)

ders., Über einige Begriffe der Pragmatik (Übersetzung von Carnap (1), S.248-25o), in: Sinnreich (s.dort), S.164-166 (3)

R.L.Cartwright, Ontology and the theory of meaning, in: Philosophy of science, 21, 1954

E.Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 3 Bde.[2] Oxford (Cassirer) 1954

N.Chomsky, Review of B.F.Skinner, 'Verbal Behaviour', reprinted in: J.A.Fodor/J.J.Katz (ed.s), The structure of language, Prentice-Hall Inc., Englewood Cliffs, N.J. 1964, S.547-578 (1)

ders., Die formale Natur der Sprache, in: E.H.Lenneberg, Die biologischen Grundlagen der Sprache, deutsch Frankfurt/M. 1972, S.438-539 (2)

W.Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. V und VI (hrsg. v. G.Misch),[5] Göttingen 1968 (1)

ders., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Mit einer Einleitung neu hrsg. v. M.Riedel. Frankfurt/M. 197o (2)

H.Eggers, Deutsche Sprachgeschichte, Bde. 1-4. Reinbek bei Hamburg 1963-1977 (1)

ders., Deutsche Sprache im 2o. Jahrhundert, München 1973 (2)

O.v.Essen, Phonetik.[4] Berlin 1966

H.Feigl, Existential Hypotheses, in: Philosophy of science, 7, 195o, S.35-68. (1)

ders., Principles and Problems of Theory Construction in Psychology, in: Current Trends in Psychological Theory, University of Pittsborough Press, 1951, S.179-213 (2)

G.Frege, Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien. Hrsg. v. G.Patzig. Göttingen 1969

H.G.Gadamer, Kleine Schriften III. Idee und Sprache. Tübingen 1972 (1)

ders., Philosophische Lehrjahre, Frankfurt/M. 1977 (2)

ders., Wahrheit und Methode. ^{2} Tübingen 1965 (3)

A.Gehlen, Der Mensch. ^{9} Frankfurt/M. 1971

N.Goodman, On likeness of meaning, in: Linsky (s.dort), S.67-74

F.Grenz, Adornos Philosophie in Grundbegriffen. Auflösung einiger Deutungsprobleme. ^{2} Frankfurt am Main 1975

J.Habermas, Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M. 1968 (1)

ders., Zur Logik der Sozialwissenschaften. ^{2} Frankfurt am Main 1971 (2)

ders., Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: J.H. u. N.Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? Frankfurt/M. 1971, S.1o1-141 (3)

ders., Zu Gadamers 'Wahrheit und Methode', in: Hermeneutik und Ideologiekritik (s.dort), S.45-56 (4)

ders., Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik, in: Hermeneutik und Ideologiekritik (s.dort), S.12o-159 (5)

M.Heidegger, Sein und Zeit. ^{11} Tübingen 1967

C.G.Hempel, Probleme und Modifikationen des empirischen Sinnkriteriums, deutsch in: Sinnreich (s.dort), S. 1o4-125 (1)

ders,, Der Begriff der kognitiven Signifikation: eine erneute Betrachtung, deutsch in: Sinnreich (s.dort), S.126-144 (2)

ders., Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science, in: International Encyclopedia of Unified Science II,7. Chicago University Press, 1952 (3)

H.J.Heringer, Praktische Semantik. Stuttgart 1974

Hermeneutik und Ideologiekritik. Mit Beiträgen von Apel/Bormann/Bubner/Gadamer/Giegel/Habermas. Frankfurt/M. 1971

M.Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie, in: Kritische Theorie. Eine Dokumentation, Hrsg. v. A.Schmidt, Frankfurt/M. 1968, Bd. II, S.137-2oo

W.v.Humboldt, Werke, Bd.III.Schriften zur Sprachphilosophie. Hrsg. v. A.Flitner u. K.Giel, Darmstadt 1963. - Im Text wird jeweils auch nach der Akademie-Ausgabe zitiert.

E.Husserl, Logische Untersuchungen. 1.Bd. Prolegomena zu einer reinen Logik. 3 Halle 1923

W.Kamlah, Philosophische Anthropologie. Mannheim/Wien/Zürich 1972 (1)

ders., u.P.Lorenzen, Logische Propädeutik. Mannheim 1967 (2)

J.J.Katz, Philosophie der Sprache, deutsch Frankfurt am Main 1969

G.Klaus, Die Macht des Wortes. Ein erkenntnistheoretisch-pragmatisches Traktat. 4 Berlin 1968

V.Klemperer, LTI. Notizbuch eines Philologen. Frankfurt/M. 1975 (ursprünglich: Halle 1957)

F.Kluge/W.Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 2o Berlin 1967

J.König, Die Natur der ästhetischen Wirkung, in: Wesen und Wirklichkeit des Menschen. Festschrift f. H.Plessner, Göttingen 1957, S.283-332
neu in: J.K., Vorträge und Aufsätze, hrsg. v. G.Patzig, Freiburg/München 1978, S.256-337 (1)

ders., Sein und Denken. 2 Tübingen 1969 (2)

ders., Das spezifische Können der Philosophie als ἓν λόγον.
neu in: J.K., Vorträge und Aufsätze (vgl. unter (1), S.15-26). (3)

K.Korn, Sprache in der verwalteten Welt. Erweiterte Ausgabe München 1962

V.Kraft, Mathematik, Logik und Erfahrung. Zweite, neubearbeitete Auflage. Wien/New York 197o

K.Kraus, Die Sprache. 4 München 1962

F.v.Kutschera, Intensionale Logik und theoretische Linguistik, in: J.Simon (Hrsg.), Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie, Freiburg/München 1974, S.111-136 (1)

ders., u. A.Breitkopf, Einführung in die moderne Logik. Freiburg/München 1971 (2)

G.Lakoff, On generative semantics, in: Steinberg/Jakobovits (s.dort), S.232-296 (1)

ders., Linguistik und natürliche Logik (hrsg. v. W.Abraham), deutsch Frankfurt/M. 1971 (2)

L.Linsky (ed.), Semantics and the Philosophy of Language. University of Illinois Press, Urbana/Chicago/London 1952

H.Lipps, Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik. 3 Frankfurt/M. 1968 (1)

ders., Die Verbindlichkeit der Sprache, 2 Frankfurt am Main, 1958 (2)

ders., Die Wirklichkeit des Menschen, Frankfurt/M. 1954 (3)

P.Lorenzen, Methodisches Denken, in: Ratio 7, 1965, S.1-23

J.Lyons, Introduction to Theoretical Linguistics. Cambridge 1968

B.Malmberg (ed.), Manual of Phonetics, Amsterdam/ London/New York 1968

H.Marcuse, Der eindimensionale Mensch, deutsch Neuwied/Berlin 1967

K.Marx, Das Kapital, Marx-Engels, Werke, Bd. 23-25, Berlin 1972

B.Mates, Synonymity, in: Linsky (s.dort), S.111-138

G.Misch, Lebensphilosophie und Phänomenologie, 3 Darmstadt 1975

A.Naess, Toward a Theory of Interpretation and Preciseness, in: Linsky (s.dort), S.248-271

H.Nüsse, Die Sprachtheorie Friedrich Schlegels. Heidelberg 1962

H.Pfotenhauer, Ästhetische Erfahrung und gesellschaftliches System. Stuttgart 1975

K.K.Polheim, Studien zu F.Schlegels poetischen Begriffen, in: Deutsche Vierteljahresschrift 35, 1961, S.353ff.

K.R.Popper, Logik der Forschung. 6., verbesserte Auflage Tübingen 1976

H.Putnam, Synonymity and the analysis of belief- sentences, in: Analysis 14, 1954, S.114-122

W.v.O.Quine, Bezeichnung und Existenz, deutsch in: Sinnreich (s.dort), S.23-33 (1)

ders., Bemerkungen über Existenz und Notwendigkeit, deutsch in: Sinnreich (s.dort), S.34-52 (2)

ders., from a logical point of view. Second Edition, revised. Harvard University Press 1961 (3)

ders., word and object, the M.I.T. Press, Cambridge/ Mass. 1960 (4)

ders., Ontologische Relativität und andere Schriften, deutsch Stuttgart 1975 (5)

ders., Die Wurzeln der Referenz. deutsch Frankfurt/M. 1976 (6)

K.Reinhardt, Die Krise des Helden, in: K.R., Die Krise des Helden und andere Beiträge zur Literatur und Geistesgeschichte, München 1962, S.1o7-114

D.Riesman, Die einsame Masse. deutsch Hamburg 1968

K.Ritter/J.Gründer (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4, Basel und Darmstadt 1976

B.Russell, Descriptions, in: Linsky (s.dort), S.95-11o

A.Schaff, Einführung in die Semantik (Hrsg.v. G.Klaus), deutsch Reinbek bei Hamburg 1973

I.Scheffler/N.Chomsky, What is said to be, in: Proceedings of the Aristotelian Society, New Series, Vol.LIX, 1958/59, S.71-82

E.Scheiffele, Der Begriff der "Hermeneutischen Logik" bei Hans Lipps, Diss. Tübingen 1971

M.Schirm (Hrsg.), Existenz-Wahrheit. Hauptthemen der sprachanalytischen Philosophie (mit einer Einleitung des Hrsg.). Stuttgart 1974

F.Schlegel, Athenäum. ausgewählt und bearbeitet von C.Grützmacher, Reinbek bei Hamburg 1969 (1)

ders., Werke Bd. XII u. XIII. Philosophische Vorlesungen von 18oo-18o7. München/Paderborn/Wien 1964. (Verzeichnis der wichtigsten Stellen zur Sprachphilosophie bei Nüsse -s. dort-, S. 16 Anm. 12).

H.Schnädelbach, Erfahrung, Begründung und Reflexion. Versuch über den Positivismus. Frankfurt am Main 1971

S.J.Schmidt, Bedeutung und Begriff, Braunschweig 1968

G.Scholem, Walter Benjamin. Die Geschichte einer Freundschaft. Frankfurt/Main 1975

W.Schulz, Wittgenstein. Die Negation der Philosophie, Pfullingen 1967

J.R.Searle, Sprechakte, deutsch ^{2} Frankfurt/Main 1973

J.Simon, Philosophie und linguistische Theorie, Berlin 1971

J.Sinnreich (Hrsg. u. Übers.), Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972

A.Sohn-Rethel, Warenform und Denkform. Mit zwei Anhängen. Frankfurt/Main 1978

W.Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. 5. erweiterte Auflage, Stuttgart 1975 (2 Bde.)

D.D.Steinberg/L.A.Jakobovits, (ed.s), Semantics. Cambridge University Press 1971

I.Strohschneider-Kohrs, Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung. Tübingen1960 (1)

dies., Zur Poetik der deutschen Romantik II: Die romantische Ironie, in: H.Steffen (Hrsg.), Die deutsche Romantik. Göttingen 1967, S.75-97 (2)

P.Szondi, F.Schlegel und die romantische Ironie, in: Euphorion 48, 1954, S.397-406

A.Tarski, Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik, deutsch in: Sinnreich (s.dort), S.53-100

R.Tiedemann, Studien zur Philosophie Walter Benjamins. Frankfurt/Main 1973

E.Tugendhat, Phänomenologie und Sprachanalyse, in: Hermeneutik und Dialektik II (Festschrift f. H.G.Gadamer), Tübingen 1970, S.3-23

J.L.Weisgerber, Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur, Düsseldorf 1950

L.Wiesenthal, Zur Wissenschaftstheorie Walter Benjamins, Frankfurt/Main 1973

P.Winch, Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie, deutsch Frankfurt am Main 1966

L.Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, in: L.W., Schriften, Bd. 1, Frankfurt/Main 1960 (1)

ders., Philosophische Untersuchungen, in: L.W. (s.o.) (2)

G.H.v.Wright, Norm and action, A logical enquiry. London/New York 1963

L.S.Wygotsky, Denken und Sprechen. deutsch [2] Stuttgart 1964

LEBENSLAUF

Geboren wurde ich am 15. 4. 1948 in Hermsdorf/Thüringen. Meine Eltern sind die Apotheker Dr. Karl Gorbauch uns seine Frau Maria geb. Wehberg.

Von April 1954 bis März 1958 besuchte die die Grundschule in Hermsdorf. Nach der Flucht unserer Familie aus der DDR im April 1958 besuchte ich von Mai 1958 bis April 1959 das Progymnasium in Giengen/Brenz und nach einem Umzug das Realgymnasium in St. Ingbert/Saar, und zwar von April 1959 bis zum 25. 10. 1966. Dort habe ich meine Reifeprüfung bestanden.

Mein Studium begann ich an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, wo ich von Wintersemester 1966/67 bis zum Wintersemester 1967/68 immatrikuliert war. Ich studierte im Hauptfach katholische Theologie und Deutsch, im Nebenfach Philosophie. Vom Sommersemester 1968 bis zum Wintersemester 1972/74 studierte ich an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen. Im März 1972 beendete ich das Studium mit dem Staatsexamen in katholischer Theologie und Deutsch.

Seither war ich vom Sommersemester 1972 bis zum Wintersemester 1972/73 und wieder vom Wintersemester 1975/76 bis zum Sommersemester 1979 als Doktorand im Fach Philosophie an der Universität Tübingen immatrikuliert.

Am 2. 6. 1974 habe ich die pädagogische Prüfung für das Lehramt an Gymnasien bestanden und unterrichte seither am Uhland-Gymnasium in Tübingen.